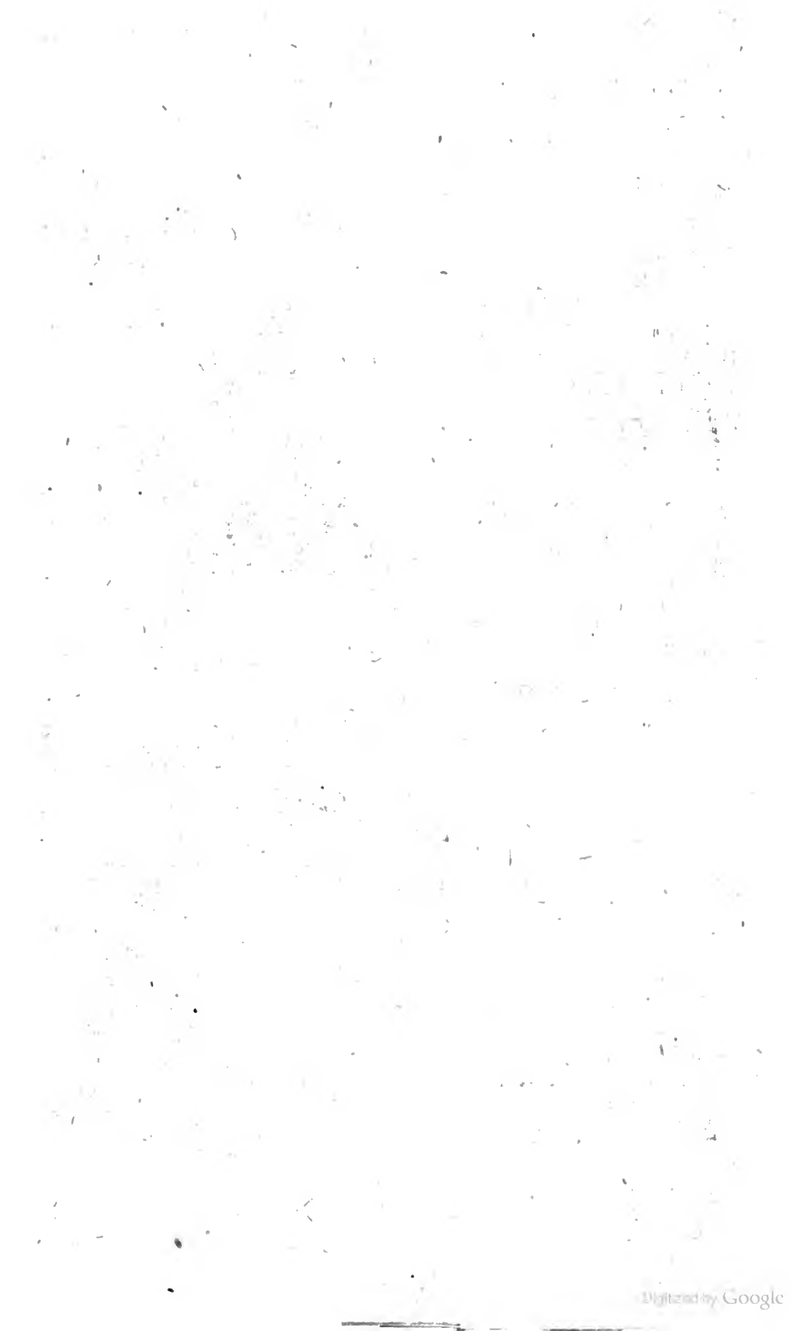

Princeton University Library
32101 042847655




CHRISTOPH MEINERS

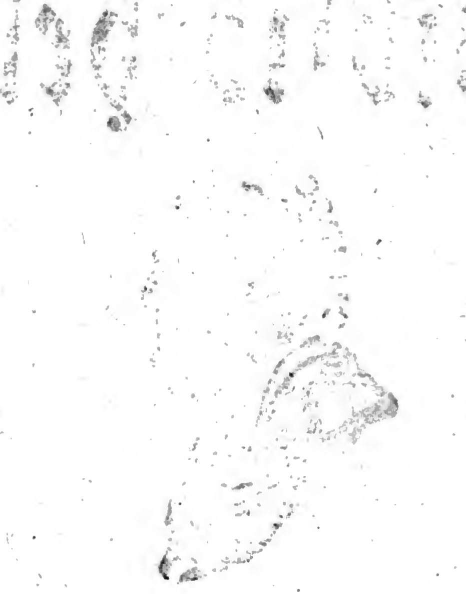
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des ein und achtzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1788.



Verzeichniß

der im ersten Stücke des ein und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

a) Protest. Gottesgelahrheit.

b) Katholische Gottesgelahrheit.



2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste.

6. Romane.

7. Weltweisheit.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

10. Gelehrtengeschichte.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Biblio-

12. Erziehungsschriften.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

14. Haushaltungswissenschaft.

15. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.

I.

Dissertations sur l'universalité de la langue françoise, qui ont partagé le prix adjugé par l'Academie roïale de sciences et belles lettres le 3. juin 1784. à Berlin, ches Decker, 1784. zusammen 18 Bog. gr. 4.

Von den Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache, und der wahrscheinlichen Dauer ihrer Herrschaft, eine Preißschrift von Joh. Christoph Schwab, Professor der Philosophie an der Herzogl. hohen Carls-Schule zu Stuttgard, welche von der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin — gekrönt worden. Neue vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgard, bey Erhard, 1785. XXIV. und 249 Seiten, 8.

Ueber die Allgemeinheit der französischen Sprache, von Joh. August Eberhard. (in dessen vermischten Schriften erstem Theil. Halle, 1784.)

Ueber die Frage: Gewinnt ein Volk in Absicht auf seine Aufklärung, wenn seine Sprache

zur Universalsprache wird? von J. G. Büsch, Professor in Hamburg. Berlin, bey Spener, 1787. 104 Seiten, 8.

Wenn in dieser Bibliothek die Anzeige vorstehender zwo Preißschriften, davon bekanntlich die eine den Herrn Grafen von Rivarol in Paris, und die andere den Herrn Professor Schwab in Stuttgard zum Verfasser hat, etwas spät erscheint, so ist dies nicht blos Saumsal; sondern außer einem ganz unvorhergesehenen Zufalle, noch die Muthmassung, daß über ein so merkwürdiges Süjet noch mehrere unserer guten Schriftsteller ihre Gedanken äußern würden, die wir alsdenn in unsre Recension mit einschliessen, und unsern Lesern desto mehr Stimmen zu Fällung ihres Urtheils vorlegen könnten, hat gleichen Antheil an dieser Verzögerung; und schon die kleine, aber kernhafte Büschische Schrift ist halbe Rechtfertigung für uns.

Der Herr Graf von Rivarol nimmt an, daß Frankreichs politische Verfassung, seine Lage, Himmelsgegend, das Genie seiner Schriftsteller, der Charakter seiner Einwohner, die Vorliebe die es sich zu erwerben gewußt, und die Natur seiner Sprache selbst, zusammengenommen, die letztere zur allgemeinen Sprache gemacht haben.

Hierauf folgt etwas von ihrer Geschichte. Ihre frühern Revolutionen werden übergangen. Längst herrschten in Frankreichs zweyen durch die Loire getheilten Hälften zween Hauptdialekte: der Provansalische und Pikardische. Der Erstere war angenehmer: er verband die Schönheiten der spanischen und italiänischen Sprache; aber der letztere wurde wegen

Nähe

Nähe der Hauptstadt, der Hofdialekt, und aus ihm das heutige Französische gebildet.

Diese Sprache war um das Jahr 1260. schon so vollkommen, daß Brunetto Latini ein Italiäner, der in Frankreich lebte, Grund hatte, sie seiner Muttersprache vorzuziehen. Diese Vollkommenheit läßt sich aus Denkmahlen darthun. (Die französische Sprache hatte also gleiche Schicksale mit der, fast um eben die Zeit so hoch gestiegenen — und nachher wieder gefallenen teutschen.) Aber wenn gleich der Hof und das Reich sie annahmen, so blieben doch Kirche, Universitäten und Parlamenter ihrem barbarischen Latein getreu, und sie ward erst im sechzehnten Jahrhundert, auf Franz I. Verordnung in öffentlichen Akten eingeführt.

Unterdeß bekam Europa durch Ausbreitung der Wissenschaften und Künste, und durch allgemeine Erweiterung des Commerzes eine neue Gestalt, neues Leben; der Luxus stieg, und da Jedermann besser leben wollte, nahm Thätigkeit und Betriebsamkeit zu, und eine allgemeine Sprache ward nothwendiger. —

Hier schreitet der Hr. Gr. v. R. zu einer Sprachenmusterung, um zu beweisen, daß nur die Seinige es werden konnte. Er macht in Herabwürdigung aller andern Sprachen den Anfang mit der teutschen, (vermuthlich weil die Preißaufgebende Akademie in Teutschland zu Hause war) ein ganz unerwarteter Vorzug! Erwartet, weil der Herr Graf gewiß von dieser Sprache am wenigsten verstehet, und sie also am leichtesten herabwürdigen kann. Die spanische und italiänische Sprache kommen nicht besser bey ihm weg. Unter den Argumenten gegen Jene wird vorgebracht: la majesté de sa prononciation invite à l'enflure et la simplicité de la pensée se perd dans la lon-

longueur des mots et dans la nobleſſe des deſinences. — Von Proſaiſten ihres goldnen Zeitalters nennt er den einzigen Cervantes klaſſiſch, und aus der großen Anzahl guter Dichter wird nur Lope de Vega aufgeſtellt, aber auch gleich niedergeworfen. Die reichhaltigen Dramen dieſer Nation, die Corneille und Moliere ſo gut nutzten; (gleich den franzöſiſchen Köchen, die das Fleiſch auspreſſen und wegwerfen —) werden mit Stillſchweigen übergangen, und der ſpaniſchen Litteratur bleibt das bloſſe Verdienſt guter Sentenzen- und Gebetbücher übrig.

Nun wird dem Italiäniſchen das Urtheil geſprochen. Es hatte ſich durch die Handlung weit nach Oſten, und durch Schriftſteller voll Genie nach Weſten ausgebreitet; aber zur Zeit ſeiner größten Ausbreitung verlangte Europa noch keine Univerſalſprache: weil man in einigen Ländern noch nicht las, in andern unter innerlichen Kriegen ſeufzte. — Weiterhin ſoll der ſchlimme oder gezierte Geſchmack in den Werken des Witzes der Italiäner den Ruhm ihrer Sprache verdunkelt haben; auch ihre viele Dialekte ſollen ſie verunreinigen — (als ob der gleiche Umſtand die griechiſche jemals in ihrer weiten und langen Herrſchaft geſtört hätte!)

Die Weitſchweifigkeit wird der italiäniſchen Proſe mit Recht vorgeworfen; (wiewohl die lateiniſche Sprache bey eben dieſem Fehler Jahrtauſende gedauert hat). Hierauf folgen einige ziemlich ſeichte Gedanken über das Genie der Sprachen, das von Verſchiedenheit der Organen und der Volkscharaktere abhängt.

§. 15—18. Etwas von der politiſchen Exiſtenz einiger europäiſchen Nationen; hier wird mächtig in die Lobpoſaune geblaſen, wenn die Rede auf

das

das liebe Frankreich kömmt. Mais la France, heißt es, qui a dans son sein une subsistance assurée et des richesses *immortelles*, (wer hier, nach der Weise des Schriftstellers, um des Witzes willen ein wenig seitwärts springen wollte, könnte dies schöne Beiwort: immortelles auch mit Frankreichs Schulden verbinden —) *agit contre ses interêts et méconnoit son génie, quand elle se livre à l'esprit de conquêtes* — (eben die Thorheit begieng der Fuchs, als er nach der Traube sprang) — *tout le monde a besoin de la France*, et l'Angleterre a besoin de tout le monde. Es werden Parallelen zwischen den Engländern und Franzosen gezogen, und da folgen Gegensätze auf Gegensätze, wie Wellen im Sturme, und wo nicht immer der begünstigte Theil den Vortheil erhält, der ihm zugedacht war. Z. B. C'est pour toûjours plaire, que le François change toûjours; c'est pour ne pas trop se deplaire à lui-même, que l'Anglois est contraint de changer. Le François ne quitte la vie que lorsqu' il ne peut plus la *soutenir;* l'Anglois quand il ne peut plus la *supporter.* On nous reproche l'imprudence et la fatuité, mais nous en avons tiré plus de parti que nos ennemis de leur flegme. — La France ne pouvant se fixer elle-même, parvient pourtant à fixer tous les goûts. —

S. 19 fängt französische Sprachgeschichte wieder an, mit politischer Geschichte vermengt, und wechselt mit Geschichte der englischen Sprache bis S. 29.

Shakspear heißt S. 24. l'idole de la nation et le scandale de la litterature françoise. In der Note 23. befindet sich auch ein Recept zu einem Shakspearischen Trauerspiele: man nimmt eins von Corneille, wirft einige Dutzt Pöbelsauftritte darunter,

 damit

damit alles sein absteche, und rührt die Ordnung wohl durch einander. — Man siehet, wie treflich Hr. von Rivaroles den Charakter Shakspears kennt! — Einmal, am Ende des vorigen Jahrhunderts, war es nahe daran, daß die englische Sprache mehr Eroberungen machte, mais la place étoit prise. Was sonst der Hr. Gr. v. R. den Britten, ihrer Sprache und Litteratur vorwirft, mag er bey dieser Nation selbst verantworten. Genug er glaubt S. 29. bewiesen zu haben, que la langue Françoise a conquis l'empire, par les livres, l'humeur et l'heureuse position du peuple qui la parle; nun will er nur noch beweisen, daß sie durch ihr Genie selbst diese Herrschaft dauernd erhalten habe. Billig rühmt er ihre Ordnung und Deutlichkeit, deren doch aber andere Sprachen keinesweges ermangeln; aber warum sie unter allen andern ihrer Mitbulerinnen die meiste probité (S. 33.) haben soll, begreifen wir nicht, und noch weniger glauben wir, daß um deswillen die europäischen Mächte sie bey Friedensschlüssen brauchen; daß désormais les interêts des peuples et les volontés des Rois reposeront sur une base plus fixe, und daß on ne sémera plus la guerre dans les paroles des paix. — Dies ist vielmehr eine grobe Ungereimtheit.

So wie Aristipp, der an eine unbekannte Insel verschlagen wurde, wo er geometrische Figuren fand, daraus schloß, daß ihn der Himmel nicht zu Barbaren geführt hätte; so könne man, sagt unser Verfasser, auch glauben, wenn man irgendwo französisch reden höre, man sey unter einem geschliffenen Volke. — Reisende, die hier und da in fränkischen und schwäbischen Residenzstädtchen manchen Junker,

ker, manche Dame; (Friseurs und Schneider ungerechnet) französisch reden hörten, haben dennoch dieses Kennzeichen trüglich gefunden.

Ob (wie S. 36. geschrieben steht) die Uebertreibung der Figuren und Tropen zum Sprachverderben genug sey, bezweifeln wir auch, und wer kann entscheiden, wie weit hier die Gränze gehe, als der Nationalgeschmack? Glück für ihn, wenn er sich auf seine Führer verlassen kann! Noch ein Stück französischer Litterärgeschichte kömmt zuletzt, und die Erfindung der Luftbälle macht den Beschluß dieser Schrift; so wie überhaupt eine Menge Thatsachen darin vorkommen, die nicht auf die Sprache gehen, noch ihre Allgemeinheit erläutern, sondern blos zur Ehre der französischen Nation mit beygebracht worden; gerade als ob die Fragen der Berlinischen Akademie nur geschehen wären, um das Signal zum Lobe der Franzosen zu geben.

Wenn wir auch die Beantwortung jener Fragen entweder gar nicht, oder nur zum Theil und bey weitem nicht überzeugend genug in dieser Abhandlung finden können, so mag uns ihr Verfasser verzeihen; da es ihm nicht gefallen hat, die letztern einzeln vorzunehmen, und sich an eine gewisse Ordnung zu binden, wodurch der Leser eher findet was er sucht, und das Gefundene leicht wieder übersehen kann.

Im Anhange werden zween Köpfe von Bronze beschrieben, die französisch reden sollen, und deren Mechanism etwas orgel-ähnliches hat. Er enthält alle Töne der französischen Sprache; die schnelle Berührung einiger Klaviertasten hintereinander bringt ganze Wörter zum Vorschein, und so kann man ein französisches Buch abspielen, wie ein Notenstück. Diese Automaten befanden sich damals in der rue du

Temple zu Paris, und der Erfinder hieß Mical. Sie machten anfangs viel Lärm, eben so wie anfangs des Herrn von Kempele Sprachmaschine. Nach und nach redete man weniger davon, endlich schwiegen die Köpfe selbst, und jetzt fängt man an zu vermuthen, es sey ein Taschenspielerstückchen gewesen, um Geld vom Publikum zu ziehen.

Wir gehen nun zur teutschen Preisschrift über, in der Herr Professor Schwab außer den gleichen Ursachen der allgemeinen Verbreitung des Französischen, auch Frankreichs politisches Uebergewicht angiebt, und zu allem diesen Beweise aus der Geschichte aufstellt.

Er nimmt jede Frage besonders vor, und zeigt zuerst, was die französische Sprache zur Universalsprache in Europa gemacht habe? Die Antwort wird in drey Abschnitte getheilt.

1. Wodurch wird überhaupt die Ausbreitung einer Sprache bewirkt? Durch Leichtigkeit, vorzügliche Bildung derselben; durch Cultur, Größe und überwiegende Macht der Nation. Doch wirken Bildung der Nation und Sprache am kräftigsten: denn die Römer konnten mit aller Mühe das Griechische nicht aus ihrem östlichen Reiche verdrängen, wenn gleich alle Gesetze und Verordnungen lateinisch gegeben wurden. Erst spät unter den Kaisern fieng das Lateinische, dessen Bildung aufs höchste gestiegen war, an, dem Griechischen die Herrschaft streitig zu machen. Eben so lernten die siegenden rohen Völker in Italien und Frankreich, die Gothen, Lombarden, Franken — die Sprache der eroberten Länder, so gut sie konnten, und so gut sie war: denn sie mußten sie milder, vollständiger und fester finden, als die Ihrige, wo so viel Ausdrücke fehlten, die Gegenstände des Luxus und die Produkte der Indüstrie zu bezeich-

bezeichnen, die ihnen täglich vorkamen. Dazu kam nach und nach das beschämende Gefühl minderer Kultur, die Eitelkeit, sich nach dem feinen Volke bilden zu wollen — konnten sie da seiner Sprache länger entbehren?

Diese Ausbreitung einer gebildetern Sprache erfolgt beim rohern Volke das über ein verfeinertes siegt. Wenn aber letzteres das herrschende ist, wer wird dann noch an der Ausbreitung seiner Sprache zweifeln?

Doch auch außerhalb ihrem Lande muß eine gebildete Sprache mehr oder weniger Eroberungen machen, je nachdem sie den Vorzug der Leichtigkeit, der Klarheit hat, und ihr Volk durch Kultur, Litteratur, Ausbreitung und Macht in Ansehen steht. (Aber wer erklärt uns das Phänomen, daß in Persien das Türkische die Hofsprache ist, sie, die in Vergleichung mit der Persischen weder Geschliffenheit, noch Litteratur hat?) Jemehr nun eine solche Nation allenthalben durchdringt, allenthalben sich Anhang erwirbt, desto allgemeiner wird ihre Sprache. —

Ehe die Europäer sich noch einander, durch den Geist der Wissenschaften und der Handlung, genauer mittheilten, bedurften sie blos einer gemeinschaftlichen geist- und weltlichen Staatssprache, wozu ihnen die lateinische diente. Nachher erhob sich unter ihnen ein stärkerer Communicationsgeist, den die Schwärmerey der Kreuzzüge zuerst rege machte. (Wär es nicht der Untersuchung werth, ob damals in Palästina oder unterwegs eine Sprache besonders dominirt habe, und welche?) Dieser ward bey dem Adel durch die Turniere unterhalten, und in der gelehrten Welt durch die Erfindung der Druckerey befördert.

Karl

Karl der fünfte, seine weitläuftigen Besitzungen, sein großer aber unruhiger und kriegerischer Geist; die Religionstrennung; die Handlung nach den jüngstentdeckten beyden Indien — bewirkten eine allgemeine europäische Communicationsepoche, wo das Bedürfniß einer Universalsprache immer fühlbarer wurde. Beim westphälischen Friedenscongresse erschien Europa, wie eine Familie, die nach langem, blutigem Zwist, sich wieder vereinigt, und die Ueberbleibsel ihrer Mißverständnisse vollends ausgleicht. Hier hatte die französische Sprache bey den Unterhandlungen schon ein entscheidendes Uebergewicht.

2. Anwendung der vorhergehenden Grundsätze auf das Italiänische und Spanische.

Beide Sprachen fließen seit der Communicationsepoche mit der französischen zusammen und konnten ihr (wie es schien) die Herrschaft streitig machen. Aber jene, die am ersten unter allen neuen Europäischen Sprachen sich ausbildete, wurde anfangs durch verschiedene Umstände in ihrer Ausbreitung gehemmt. Ihrer klassischen Schriftsteller im vierzehnten Jahrhundert (bey der Nation das goldne genannt,) waren allzu wenig, und das Drucken war noch nicht erfunden. Die Unterhandlungen mit dem Römischen Hofe geschahen lateinisch. Man gieng zwar aus allen Ländern häufig auf italiänische Universitäten, der nach Rom wandernden Pilgrime, und derer, die nach den alten Denkmählern der Kunst reisten, mußte eine Menge seyn, und was wurden nicht von ausländischen Mächten für Kriege in Italien geführet! Alles dieses verbreitete ohnfehlbar das Italiänische auf einige Zeit im Auslande; aber im 15ten Jahrhundert fiel die Sprache wieder, so wie der Geschmack. Nach

Ankunft

Ankunft der griechischen Flüchtlinge und unter den Medicis, ward anfangs, um ihn von neuem zu heben, das Griechische und Lateinische schwärmerisch studiert, und, (weil man lateinisch dichtete, lateinische Reden und Briefe schrieb, auch mit fremden Fürsten, Prälaten und Gelehrten lateinisch sprach) die lingua volgare stark zurückgesetzt.

Erst mit dem Fortgange des sechzehnten Jahrhunderts wurden die Machiavelle, Guicciardin, und nachher die Arioste und Tasso's berühmt. Die italiänische Litteratur verbreitete sich gegen Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts nicht nur wo noch ganz ungebildete Sprachen waren, sondern auch in Frankreich und Spanien. Die französischen Schriftsteller unter (Heinrich IV. und) Ludwig XIII. athmen ganz den Italianismus, und unsre teutsche Dichter von Opitz bis Hofmannswaldau und Lohenstein verstunden das Italiänische gründlich, übersetzten daraus und ahmten nach. So wie seit Ludwig des 14ten glänzender Periode die teutschen und andere europäische Fürsten französisch lernten, so lernten sie vor derselben italiänisch oder spanisch. Besonders aber ward ersteres, während der Zeit Italien fast vom ganzen Handel in Europa Meister war, die Sprache der kommerzirenden Klassen in allen Ländern. Die Kunstwörter in der Handlungswissenschaft sind noch itzt größtentheils italiänisch, und in der Levante redet man noch unter dem Namen der fränkischen Sprache, einen mit allerley fremden Wörtern vermengten italiänischen Jargon, der aus jenen Zeiten sich herschreibt.

Bey allen diesen erzählten Vortheilen, die eine von Natur angenehme, reiche und früh gebildete Sprache hatte, verfehlte sie das Glück, die allgemeine

meine Sprache zu werden, theils, wie Herr S. glaubt, weil es ihr bey ihren vielen zugleich herrschenden Dialekten an Festigkeit mangelte, theils weil Italien nicht unter einem einzigen mächtigen Regenten und seiner ton-gebenden Hauptstadt stand, und vornehmlich weil Frankreichs Kultur und das Uebergewicht seiner Macht dazwischen kam, wo Volk und Sprache sich wechselsweise einschmeichelte und zudrang.

Gleiches Schicksal mit dem Italiänischen hatte das Spanische, das, mit aller möglichen Schönheit und Vollkommenheit in seiner Anlage, zu gleicher Zeit mit jenem sich auswärts verbreitete. Es hatte überdem noch den Vortheil, daß die Nation unter Karl V. und Philipp II. als ihre Litteratur blühte, auch mächtig und respectabel war. Doch diese Blüthe war zu vorübergehend, als daß sie eine hinlängliche Menge vortreflicher Schriftsteller hervorbringen konnte; viele Fächer blieben ganz leer. Dazu kam die Entlegenheit des Landes, und daß seine Einwohner selten andre Länder bereisen; ihr Stolz, ihr Mangel an Mittheilung — und so ließ die lateinische Sprache, die auch der italiänischen im Wege stand, und immerfort Staats-, Gerichts- und gelehrte Sprache blieb, noch weniger von der spanischen ihr tausendjähriges Recht als europäische Communicationssprache sich nehmen. Doch bald kam die Stunde, wo sie einer mächtigern weichen mußte, deren Reich gränzenlos werden zu wollen scheint.

3. Anwendung ebenderselben Grundsätze auf die französische Sprache.

Dieser Abschnitt ist vorzüglich gut ausgearbeitet. Die Franzosen verlieren nichts, wenn sie solche Aus-

Ausländer, wie Herr S. ist, zu Sachwaltern bekommen; denn ihre Rechte werden sicher durch Gründe unterstützt, die alle Grazien wörtlicher Beredsamkeit aufwiegen.

Frankreichs seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts immer zunehmende Macht entschied für die Herrschaft seiner Sprache. Aber es äußerte lange vorher schon starken Einfluß auf alle europäische Staaten: überall unterhielt man Residenten, geheime Correspondenten und Gesandte, deren Anzahl und Gehalt unter Franz I. sehr vermehrt wurde, auch stunden in verschiedenen Ländern angesehene, vielgeltende Privat- oder obrigkeitliche Personen, als Auspasser, in französischem Sold. Im Westphälischen Frieden erhob sich dieser Einfluß bis zur anmaßlichen Gesetzgebung in Europa; unter Ludwigs XIV. Selbstregierung mußten fast alle große und kleine europäische Staaten Frankreichs Despotism entgegen arbeiten, und der Nimwegische Friede, wo es auf dem höchsten Gipfel stand, war gerade der Zeitpunkt, wo das Französische die Gesellschaftssprache der höhern Klassen im ganzen polizirten Europa zu werden anfieng.

Die fleißige Bildung, Festigkeit, Regelmäßigkeit und Leichtigkeit dieser Sprache, nebst ihrer natürlichen Einfalt und Sanftheit, trug vieles zu ihrem Glücke bey; weil alle diese Eigenschaften sie bey Fremden empfehlen mußten. Hier wird besonders von dem Vortheil der Fixirung einer Sprache verschiedenes beygebracht, und auf die teutsche angewandt. (Wir glauben, daß eine Sprache früher fixirt werden könne, als die andere, so wie es auch bey Menschen der Fall ist; einer muß immer länger als der andere ausbrausen: unsrer teutschen Sprache hat ihre lange Gährung weit mehr Stärke verliehen —) Selbst der geringe

 Abstand

Abstand der Poesie von der Prose im Französischen (obwohl er an sich keine Sprachtugend ist) trägt viel zur Leichtigkeit oder Faßlichkeit der Sprache bey. Ihr Genius oder ihr Laut muß schon lange (seit dem zehnten Jahrhundert) Beifall in andern Ländern gefunden haben.

Herr S. führt hiervon in der 28. Note merkwürdige Zeugnisse aus einigen Skribenten des Mittelalters an. Eins davon, welches aber noch zweifelhaft ist, wird aus einem Isländischen Buche des 12ten Jahrhunderts, dem Königsspiegel, genommen, wo ein Exminister seinem Sohn die welsche Sprache, (Voelsko) als ein unentbehrliches Erforderniß zu seiner Bildung empfiehlt. Wahrscheinlich wird zwar hier der nördliche Dialekt von Frankreich verstanden, es könnte aber auch der Provensalische gemeint seyn. Hieher gehört auch die interessante Stelle aus des Abts Gerbert Historia Silvae Nigrae L. VI. p. 343. wo ein Abt zu Görz im 11ten Jahrhundert sich beim Pabste über das Eindringen der französischen Moden bitterlich beklagt: (Hier fällt also das Sprüchelchen unsrer Alten zu Boden: Olim non erat sic.) denn Sprache und Moden einer Nation wandern gerne gemeinschaftlich ins Ausland. — Ja, vom Lateinischen war schon der gallische Dialekt wegen seiner Anmuth, nach Hieronym. epist. 95. und die gallische Beredsamkeit nach Juvenals Satyre v. 147. berühmt. Die gallische und nachher französische Sprache hat also einen großen Theil ihrer Vorzüge der Nation, und ihrem glücklichen Himmelsstriche zu danken.

Sie (bereicherte sich nachher durch fremde Wörter, die sie abschliff, und) hatte bey ihren Bedürfnis-

sen

sen immer eine reiche Quelle an ihrer Stammsprache im Vorrath.

Die natürliche Geselligkeit des Volkes, das in eine äußerst verfeinerte Hauptstadt sich zusammendrängte, und eine monarchische Staatsverfassung, die nie allen Freiheitstrieb (oder wenn man lieber will, Elastizität der Seele, Lebhaftigkeit, Offenheit) ganz erstickte, (und die glückliche Stimmung eben dieses Volkes, das, wenn sein Ehrgeiz nirgend mehr einen Weg findet, Ehre im Gehorchen sucht —) mußte nothwendig eine geschmeidige, und doch dabey edle Sprache hervorbringen.

Die von den ältesten Zeiten her bekannte französische Politesse, deren Grund schon im Nationalcharakter liegt; die bittre Wahrheiten versüßt, dem Wohlthun, dem Lobe und der Herablassung das Beschämende nimmt — mußte auch in die Sprache wirken, mußte ihr jede Nüancirung schenken, die so mancher vortreflichen Sprache, besonders der Unsrigen, noch fehlen, und die unterdrückte, oder mit Behutsamkeit sich äußernde Leidenschaft am besten erfinden kann.

Auch trug der Geschmack in den Schriften dieser Nation unendlich viel bey, ihre Litteratur und Sprache allgemein zu machen, er fordert Deutlichkeit und Vermeidung alles dessen, was die Denkkraft anstrengt. Lange und versetzte Perioden, kühne Metaphern und Allegorien; ja sogar Tiefsinn, der den gewöhnlichen Denker ermüdet, und Stärke, die ihn schmerzlich erschüttert; sind außer der Sphäre des französischen Geschmacks, der nicht nur Gutes und Schönes, sondern auch Lesbares für Jedermann vorschreibt. Hierdurch ward die von jedem Fremden bewunderte Aufklärung in Frankreich unter den obern und mittlern

Klassen bewirkt, bey welcher Gelegenheit der Verfasser die richtige Anmerkung macht, daß wenn die Kultur einer Nation bewiesen werden kann, auch die Urtheile dieser Klassen für oder wider ein ästhetisches Buch, troß dem Geschrey der Kunstrichter entscheidend sind. Was er hingegen von einer gewissen Mittelmäßigkeit dieses Geschmacks sagt, scheint ziemlich zweideutig, auch begreifen wir nicht, wie diese mit der aurea mediocritas im Horaz (ästhetische mit moralischer Tugend) verglichen werden könne. — (Die Faßlichkeit der poetischen und rednerischen Bilder, das sanftere Feuer, und der nicht zu hohe Schwung der Einbildungskraft, die, wie wir vorhin erwähnten, Foderungen des französischen Geschmacks sind, würden wir lieber Popularität als Mediocrität benennen —)

Was hernach vom gegenseitigen Geschmacke anderer Nationen gesagt wird, gehört nicht unmittelbar zur Beantwortung der aufgestellten Frage. Daß aber Frankreichs Litteratur seit dem Jahrhunderte Ludwigs XIV. durch eine Menge gut geschriebene Geschichte, Schauspiele und Romane sich auszeichnete, mußte unendlich zu ihrer Verbreitung dienen; und so wie die Produkte des französischen Witzes Richtigkeit der Gedanken und Feinheit des Ausdrucks charakterisirt: so verschaffen sich Werke dieser Nation aus den höhern Wissenschaften durch einleuchtenden und bescheiden geschmückten Vortrag auch außer ihrer Heimath Leser.

Die durchgängige, gewissermassen bis auf die niedern Stände herabreichende Kultur eines ohnedem sich gerne mittheilenden, geschwätzigen Volks machte es überall willkommen, und seine vorhin schon geschätzte Sprache drang mit ihm zugleich vor. Die

Aus-

Auswanderung der Protestanten aus Frankreich nach Widerrufung des Edikts von Nantes gab ihr noch mehr Raum, wiewohl ihr Schicksal, die herrschende in Europa zu werden, schon vorher entschieden war; kurz, sie ist, (was die strengen Ciceronianer im sechzehnten Jahrhundert ihr nie geweißagt hätten) die Sprache fast aller teutschen und nordischen Höfe, die gesellschaftliche Sprache des Adels in großen Städten, die Correspondenzsprache zwischen fremden Nationen, die Sprache der Unterhandlungen, der Manifeste und Friedensinstrumente; und (bey Materien die ganz Europa interessiren) auch die Sprache der (Künstler und) Gelehrten.

Die zweyte Frage der Akademie: Wodurch verdiente die französische Sprache die Universalsprache in Europa zu seyn?

wird nunmehr, nachdem das meiste, zu diesem Zweck dienliche schon gesaget worden, ganz kurz beantwortet. In dem Worte verdienen liegt eine Zweideutigkeit; die Begriffe müssen also von einander abgesondert werden. Verschiedene der itzt gebildeten Sprachen haben an sich mehrere Schönheiten als das Französische; sind reicher, musikalischer, (nachdrücklicher; die Schriftsteller ihrer Nationen haben stärkere Leidenschaften erregt —) jene Sprachen verdienten also mehr gelernt zu werden: aber wenn die Frage ist, welche die bequemste zu einem Communicationswerkzeuge sey; dann muß die Antwort zum Vortheil der französischen ausfallen, weil sie Sanftheit, Leichtigkeit wegen Regularität ihrer Wortfügung, und unter allen gebildeten Sprachen in Europa den festesten Charakter hat; endlich ist sie auch die vollständigste Gesellschaftssprache; und muß es seyn; da bey einem

Volke, das den höchsten Grad der gesellschaftlichen Kultur erreicht hat, fast alle Empfindungen und Ideen die ein Mensch aus dem Umgange mit Andern schöpfen kann, entwickelt seyn, und ihre angemessene Ausdrücke und Wendungen bekommen haben müssen.

Ob aber noch itzt die französische Sprache die schicklichste zur europäischen Universalsprache unter ihren Mitbuhlerinnen sey? beantwortet der Verfasser zugleich mit der

Dritten Frage der Akademie, nämlich: ob ihr Vorzug wahrscheinlich von steter Dauer seyn werde?

oder: ob in der Natur einer andern gebildeten Sprache in Europa und den sie begleitenden Umständen ein Grund der Muthmaaßung liege, daß die französische durch sie bald oder spät aus dem Besitz ihrer Universalität vertrieben werden könne?

Hier wird besonders von der englischen und teutschen Sprache, deren Geschichte und Vorzügen gehandelt, und umständlich bewiesen, daß die französische vor einer Vertreibung durch eine dieser Sprachen, ziemlich sicher sey. Seine Gründe wollen wir nicht wiederhohlen: Leser, die darauf neugierig seyn möchten, werden sie lieber in der Preißschrift selbst lesen. Uns dünkt der Satz keines großen Beweises zu bedürfen. Der Hauptfeind, den, wie wir glauben, die französische Sprache zu bekämpfen hatte, war die lateinische; und da diese, wie der Verf. aus Burckhard. historia linguae latinae anführt, schon gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts sich zurückzog, wo man, wie die Humanisten wehklagten, mehr Sach-

als

als Sprachkenntnisse zu treiben anfieng; wo verschiedene Völker in ihrer eignen Sprache wissenschaftliche Bücher schrieben, und das lateinische immer entbehrlicher machten; so trat endlich die durch Natur und Glück zum Herrschen qualifizirte Sprache, an der lateinischen Stelle, nur mit größern Anmaaßungen, als diese. Die andern beiden Sprachen in diesem Triumvirate, die italiänische und spanische, hatten mehr die Eigenschaft zum Untergange der lateinischen zu wirken, als sich selbst auf den Thron zu heben. —

Um aber wieder aufs Thema dieser letztern Frage zu kommen, und einige Vermuthungen über das fernere Glück der jetzt blühenden Sprache in Europa zu wagen; so könnte wohl das Englische bald allgemein gelesen werden, und das Teutsche wegen unsrer wissenschaftlichen Kultur in allen Fächern, in der so viele teutsche Provinzen wetteifern, muß, wenn sie bekannter wird, immer mehr Ausländer reizen, es verstehen zu lernen, zumal wenn die Geschichte, das Fach der Schauspiele und Romane ferner, wie bisher bearbeitet werden; doch in der Sphäre des Umgangs werden beide Sprachen, jene wegen der Schwierigkeiten ihrer Aussprache, und diese wegen ihrer Härte, der französischen wenig Abbruch thun. Auch die italiänische und spanische Litteratur kann, wenn Jeder von beiden Ausbreitung der Denkensfreiheit, und ein wohleingerichteter Buchhandel zu Statten kömmt, wieder aufleben, neue Sprossen treiben, und enthusiastische Bewunderung auf sich ziehen: aber schwerlich wird so bald wieder eine Sprache auftreten, die so allgemein gelesen, geschrieben und geredet wird, als die französische: es wäre denn, wie Hr. S. sagt, daß diese letztere, oder die Kultur der Nation, die

sie spricht, oder die politische Größe dieser Nation abnähme; und diese Dinge müßten bey einer andern Nation in eben dem Maaße wachsen. — Doch wünschen und hoffen wir mit ihm, daß sie lange sich in einem Besitze der so bequem für ganz Europa ist, erhalte: weil das Reich der Wissenschaften allemal verliert, wenn entweder mehrere ausgebreitete Sprachen, die wir lernen müssen, uns die Zeit hiunehmen, die wir Sachkenntnissen widmen könnten; oder eine neue Universalsprache die jetzige zu bald verdrängen sollte.

Dies wäre also der Inhalt der Preißschrift des Herrn Professor Schwab, die freylich vor der französischen, in Absicht auf Gelehrsamkeit und Gründlichkeit in unsern Augen einen fühlbaren Vorzug hat; obgleich die Hauptsätze von beiden beynahe ganz einerley sind, welches für ihre Wahrheit kein geringer Beweis ist. Ob indessen nicht manches bey einer etwanigen neuen Auflage mehr zusammengezogen, und manches aus den Digressionsnoten in den Text eingerückt werden könnte, überlassen wir des Verfassers eignem Urtheile. Einigemale hat es uns zwar geschienen, als ob sein Geschmack schwanke oder sein Vaterland verleugnen wolle: (und edle, wenn gleich etwas herbe Teutschheit leidet so wenig eine süßliche Beimischung, als Rheinweinsäure;) aber auch hierinne trauen wir unserer Empfindung nicht genug; vielleicht hat er nur, wie es oft bey Preißschriften geht, (s. die hernach anzuzeigende Büschische Schrift S. 14.) sich ein wenig nach seinen Richtern genirt.

Nun sey uns erlaubt, nur noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen dieser Schrift zu machen. Wir folgen, in Anführung der Seiten der zweten, durch verschiedene Digressionsnoten vermehrten Auflage,

lage, die dadurch um so nöthiger geworden, weil der von der Akademie veranstaltete Druck, gleichwie der von der Rivarolschen Preißschrift, äußerst inkorrekt war.

S. 19. der Vorrede scheint einen Widerspruch mit S. 66. und 67. zu enthalten. Dort wird der Schriftsteller, der für seine Ideen nicht Wörter genug in der Sprache findet, zu rasch getadelt, als verrathe er nur seine dürftige Sprachkenntniß: und hier wird zugegeben, daß er oft Gefahr laufe, einen Begriff für sich und den Leser zu verlieren, wenn er ihn nicht an ein neues Wort heftet. Daß diese Schöpfungen mit Verstand, und nach den Gesetzen der Analogie geschehen müssen, ist schon oft genug gesagt worden; daß aber unsre junge Genies ihre Sprache, und zwar von verschiedenen Jahrhunderten her, höchst fleißig studiren sollten, kann nicht genug gesagt werden.

Ebendaselbst heißt es: muß nicht eine Nation aufhören, große Redner und Dichter zu haben? In der Bedeutung, in der wir dieses muß zugeben können, muß auch jede Nation einmal sinken. Sie sinkt freilich nicht gleich, wenn dieser Mangel eintritt, aber sie wird doch in einem Geistesvermögen schwächer, wenn ihre Einbildungskraft erkaltet. Mensch und Nation können auch bey zunehmenden Jahren und bey reiferer Urtheilskraft noch Genieglut nähren. Doch wir wollen hierüber nicht mit dem Verf. streiten, noch uns bey der Vorrede verweilen, weil sonst noch viel mehreres und beträchtlichers sich finden würde, in das wir nicht stimmen können.

S. 40 und Note 18. S. 191. kann hinzugesetzt werden, daß es zwar nicht an Schriften fehlt, die als Denkmähler der ächten italiänischen Schreibart

aus dem 14ten oder güldenen Jahrhundert gelten; aber die zu wenig interessanten Inhalts, und nicht zu Verbreitung der italiänischen Lektür qualifizirt waren; nehmlich Chroniken, Andachtsbücher, Heiligenlegenden und Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Man sehe deren Verzeichniß im Vocabolario della Crusca.

S. 71. die geschliffene Freiheit, die einen Einfluß hat, ist eine fehlerhafte Allegorie: etwas geschliffenes kann nur einschneiden oder eindringen.

S. 76. Diese vier Verse aus der Henriade beweisen das Gegentheil von der in dieser Schrift mehrmals berührten Antipathie der französischen Sprache gegen Inversionen.

Was S. 78. und folg. von einigen unsrer neuen Schauspielen, unter andern dem Götz von Berlichingen gesagt wird, betrifft Nationalgeschmack, worüber nicht gut disputiren ist. Die Sonderbarkeiten S. 81. sind ein relativer Begriff. Der eine nennt Sonderbarkeit was der andre Neuheit nennt, die seinen Seelendurst stillt; und so scheint uns oft etwas durch Anstrengung (ebendas.) hervorgebracht, was einem glücklichen Kopfe vielleicht im unaufhaltsamen Strome der Begeisterung entquoll.

Daß das Französische den Organen aller Nationen angemessen seyn sollte, wie S. 97. vorkömmt, wird sich schwerlich behaupten lassen; da es bekanntlich ganze Länder in Teutschland giebt, (England und Italien zu geschweigen,) wo die gute, französische Aussprache, wenn sie nicht von Kindheit an erlernt wird, Eingebohrnen äußerst schwer fällt.

S. 118. wird der Allgem. D. Bibl. zwar mit Lob, aber auch zugleich mit dem mißlichen Zusatze erwähnt, daß sie den Werth der Schriftsteller nicht

stets

stets auf die Goldwage lege — Hierauf könnten wir zwar antworten, daß man nur Gold auf der Goldwage wäge, und dieses Metall immer selten genug unter den gleißenden Schriftstellerprodukten vorkomme; doch wenn untreue Schätzung der letztern, diesem Journal mit Recht vorgeworfen werden könnte, (wie wir doch nicht hoffen wollen) so blieb ihm vom erhaltenen Lobe wenig übrig.

Nach S. 119. glaubt man anfangs, der Verf. werde der teutschen Sprache die Herrschaft in Europa weißagen. Die vorausgesetzten Bedingungen sind möglich, ja sogar wahrscheinlich. Aber gleich im folgenden Perioden bezweifelt er dennoch ihr Glück, und S. 136. versagt er ihr solches ganz. Da er zum Voraus, ehe er schrieb, das Resultat seiner Untersuchungen wußte; so hätt' er uns weniger getäuscht, wenn er gleich gesagt hätte; „daß, ohngeachtet der „günstigen Umstände, unter die irgend eine Zukunft die „teutsche Sprache versetzte, ihr die Allgemeinherr„schaft in Europa, ihrer Natur nach, doch nicht wer„den könnte —"

S. 130. werden verschiedene widrig-auffallende, und einander widersprechende Metaphern in einer gewissen teutschen Schrift getadelt, z. B. Hebammengriffe u. s. w. da doch der Verf. selbst kurz vorher S. 127. gesagt hatte: „man will überraschen und in Er„staunen setzen — man macht die gewaltsamsten Be„wegungen, um eine monströse Geburth hervorzu„bringen —" Eine schrecklich- und scheußliche Allegorie, die gewiß auch eine Rüge verdient! Für die Mittheilung zwoer Anekdoten von Hallern aus Briefen an den Hrn. Präsident von G*** S. 128 und 213 wissen wir dem Verf. Dank. Jener Wiederhersteller der Würde teutscher Dichtkunst bemerkte

ein

im J. 1773. daß er gegen die damaligen jungen Dichter zu kriechen scheine; und doch beim Eintritt seiner poetischen Laufbahn 1732. von Jedermann des Schwulstes bezüchtiget worden. Ein andermal beklagt er sich, daß ihm Lavater in seiner Physiognomik oft zu hoch sey! —

S. 131. fiel uns der Tadel einer Stelle in Mösers Schrift über teutsche Sprache und Litteratur, so wie die Herabwürdigung dieser Schrift überhaupt, die, nach unserm eignen Gefühle zu urtheilen, gewiß nicht aus Leichtsinn oder Schmeicheley gegen ihren berühmten Urheber, den Beyfall der Journalisten erhalten; hart auf. Wir sind überzeugt, daß jene und andere Stellen in diesem schätzbaren Fragment, im Zusammenhange gelesen und überdacht, nichts wider guten, gesunden, teutschen Geschmack enthalten; und daß solch ein Ton des Tadels, einen unsrer wenigen Originalprosaisten unwürdig behandelt, und unter die Scribler wirft.

Ob Voltäre, der oft wirklich edle Gegenstände (auch außer dem Gebiete der Religion) frivol behandelt, nie weder unter noch über seinem Süjet sey, wie S. 133. gesagt wird, lassen wir dahin gestellt seyn. —

Die Stelle Seite 186. von Berlins bisherigen und künftig möglichem Einflusse in die teutsche Sprache, ist uns nicht einleuchtend genug; und den Franzosenhassern, die zugleich Sprachverderber sind, wird immer so viel guter Geschmack in Teutschland entgegenstehen, daß er sie in Zaum halten kann. Die Widerlegung des teutschen Merkur (ebendas.) durch ein Beispiel von Montagnes Archaismen ist zu schwach. Eine Akademie der teutschen Sprache, würde auch viele Opitzische Wörter verwerfen müssen.

Zu

Zu S. 191. sey uns vergönnt eine Anekdote als Beweis des 1550. in Frankreich herrschenden, zum Theil verderbten italiänischen Geschmacks anzuführen. In einer Piece unter dem Titel: l'Entrée de la Reine Marie de Medicis, à Lion — wo die daselbst bey jener Gelegenheit vorgegangnen Feierlichkeiten beschrieben sind, steht auch eine Rede von dem Abgeordneten der dortigen Kaufmannschaft an die Königin, deren Anfang also lautet: Wenn alle Glieder meines Leibes Zungen wären, und jede dieser Zungen so viel Beredsamkeit hätte, als Ew. Majestät Schönheit und Grazie; so würden sie doch unsre Freude nicht ausdrücken können, die u. s. w.

S. 223. Wer wird billigen, wenn dort gesagt wird, „Linguet hätte die schauerliche Beschreibung der Bastille ersparen können: denn ein Verbrecher verdiene ja nicht in Lusthainen zu wandeln, und auf Rosen zu liegen; aber erwiesen müsse das Verbrechen seyn —“ Wenn nun aber einmal eine Bastille, das schöne Werkzeug der Privatrache für Günstlinge, da ist, wer verstattet dem Unschuldigen laut genug zu schreien: Beweist mir's! und dürft' er, was würd es ihm nützen? Ist aber der Eingekerkerte schuldig; warum soll ein schreckliches Gefängniß ihn mehr als menschlich strafen? Betrachte man die linguetsche Beschreibung als einen cri de l'humanité! —

Diese gemachten Bemerkungen, die ohnedem nur Nebensachen in dieser Schwabischen Preißschrift betreffen, thun inzwischen ihrem Werthe nicht den mindesten Eintrag. So wie sie durch die unterhaltendsten historischen und litterarischen Anekdoten, die dem Forschungsgeiste des Verfassers Ehre machen, sich auszeichnet: so behauptet

Die

Die Eberhardische Abhandlung über den gleichen Gegenstand

einen besondern Vorzug in Präcision der Gedanken und Ausdrücke.

Auch dieses Schriftstellers angegebene Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache treffen mit den Meynungen der beiden ersteren zusammen. Denn er nennt als Anlässe der Ausbreitung einer Sprache 1) ihre Vortrefflichkeit, 2) die größre Kultur derselben und der Nation die sie redet, und 3) den politischen Einfluß dieser Nation auf die, so die Sprache annehmen. Diese Uebereinstimmung vorausgesetzt, und da die Abhandlung nur 60 Oktavseiten einnimmt; so haben wir nicht nöthig in ihr Detail zu gehen, sondern wir führen nur einige Stellen daraus an, die vorzüglich unsre Erwartungen befriedigt haben.

Bey Gelegenheit des Vordringens der französischen Sprache vor andern schon gebildeten europäischen, sagt Hr. E. „Wir schätzen eine Sprache nicht nur, in so fern sie viele Vollkommenheiten hat; sondern in so fern sie durch ihre Vollkommenheiten uns brauchbar ist. — Nun ist die französische Sprache nicht blos durch Schriftsteller auf den Thron erhoben worden, sondern auch durch Weltleute, die zu Geschäften und zum Umgange einer gemeinschaftlichen Sprache bedurften —"

S. 43. kömmt die Bemerkung vor, daß die französische Sprache mehr Geschliffenheit des Umgangs in ihren Dialogen zeige, und diese weniger durch rauhe Widersprüche der Unterredenden beleidigen, als die lateinischen und griechischen Gespräche; welches vermuthlich dem zuzuschreiben sey, daß bey

den

den Römern und Griechen das weibliche Geschlecht von ernsthaften Conversationen ausgeschlossen gewesen; dagegen zeige sich mehr edler und männlicher Charakter, in denen bis auf uns gekommenen lateinischen und griechischen Dialogen. —

S. 65. heißt es: „das Genie muß durch Geschmack und Bildung der Leser und Zuschauer erweckt und veredelt werden. — Ist nun der Geschmack des Volkes noch roh, so kann er den Virtuosen nicht nöthigen, seine Kräfte zu Vermeidung solcher Fehler anzustrengen, die in den Augen dieses Volkes keine Fehler sind.“

Die Stelle S. 80. und 81. ist den teutschen Nachahmern zu empfehlen: „die fremde Kultur kann einer Nation zwar den ersten Anstoß geben: wenn sie aber einmal diesen Anstoß erhalten hat, so muß sie sich durch ihre eigne Kraft fortbewegen, ihrem Gange durch ihren eignen Lebensgeist seine Geschwindigkeit eindrücken, und ihm die Richtung geben, die durch ihre eigenthümliche Gefühle und Umstände bestimmt wird.“

Zum Beschlusse thut Hr. E. noch einige Vorschläge zu weiterer Kultur der teutschen Sprache, besonders, wie sie sich als Gesellschaftssprache unter den höhern Klassen, mehr ausbreiten könne. Sie wird in den besten Gesellschaften noch nicht rein (auch noch nicht gut und edel genug) gesprochen. Ein Schriftsteller kann auch deshalb keine Kopie von ihr in sein Buch aufnehmen, ohne den Wohlstand der Schriftsprache zu beleidigen. Und wie soll man die Sprachmischung in der guten Gesellschaft vermeiden? — Oft ist zwar ein gleichbedeutendes Wort im Teutschen, aber es ist nur ein Bücherwort, es ist zu feierlich, zu volltönend oder zu lang; das Fremde ist gewöhnlicher,

cher, ist durch angenehme Nebenideen beliebt; dessen Vermeidung bringt uns in den Verdacht eines pedantischen Purismus, u. s. w. (oder das teutsche Wort hat eine widrige Nebenidee —). Man muß also doch das seinige thun, damit das reine Teutsch, das noch nicht geläufig genug ist, es nach und nach werde. (Oft hat der Gebrauch schon allein die fremden Wörter verdrungen, und der teutsche Ausdruck ist edler als der fremde geworden. Z. B. mariage, sein Fortün machen, Solennität, desperat, infam, meschant, miserabel — ist bis zum Pöbel herabgesunken, und ihre ächtteutsche Synonymen sind von den höhern Volksklassen aufgenommen worden.) Wir empfehlen jedem Leser, den der Gegenstand der Schwabischen Preißschrift und der Eberhardischen Abhandlung interessirt, sie beide mit aller Aufmerksamkeit zu lesen.

Die Antwort auf die Büschische Frage: ob die Aufklärung eines Volkes dabey gewinne, wenn seine Sprache zur Universalsprache wird?

fällt, wie zu vermuthen war, negativ aus.

Herr Professor Büsch theilt die Aufklärung eines Volks in intensive und extensive ein, und versteht unter jener, wenn einzelne Männer Wahrheiten erfinden, die darum nicht immer gemein werden: extensiv ist die Aufklärung, wenn sie sich in mehreren Volksklassen verbreitet. Er bemerkt hiebey, daß die extensive Aufklärung in einem Lande abnimmt, wenn die intensive stille steht. (Hievon läßt sich auf verschiedene gebildete Nationen eine Anwendung machen.) Beweise vom Stillstehen der intensiven Aufklärung sind die Wörterbücher über Realwissenschaft, solche

nehm-

nehmlich, wo nicht blos Kunstwörter erklärt werden, sondern wo ganze Wissenschaften nach allen Buchstaben des Alphabets in Stücke zerschnitten werden, (geht auch mit auf unser liebes Vaterland) und die ersten Männer der Nation sich eine Hauptarbeit aus dieser Zerstückelung machen. So beweisen auch dieses Stillstehen die überflüßigen Commentare über die Werke bewunderter Vorgänger, und wiederholte Darstellung ihrer Systeme. —

Wenn ein Volk seine Sprache allgemein verbreitet sieht, und in ihr allen Vorrath von Aufklärung, und was es zum gesellschaftlichen Leben bedarf, zu finden glaubt; so glaubt es auch keiner fremden Sprache me[illegible]u bedürfen; die Fortschritte andrer Nationen g[illegible] also für dasselbe verlohren. Bey uns Teutschen [illegible]t gerade das Gegentheil: wir werden von Jugend auf gewöhnt, fremde Sprachen zu lernen; uns bleibt daher kein Fortschritt der Ausländer in irgend einer Wissenschaft verborgen, und wir eilen (dies ist kein Phantom schmeichelnder Eigenliebe) in allem was zur intensiven Aufklärung beyträgt, jetzt andern Nationen vor. Unsere Büchersäle können das bezeugen, hierinne ist im nördlichen und südlichen Europa ein auffallender Unterschied. Seitdem gewisse Völker, die angefangen haben, ihre Sprachen zu bilden, nicht mehr lateinisch schreiben, entstehen in denjenigen Ländern, deren Sprachen allgemeiner sind, und die sich auf ihre einheimische Weisheit verlassen, Lücken in Bibliotheken und Wissenschaften.

S. 73. wird eine fehlerhafte Allegorie des Grafen von Rivarol gerügt, und dessen Lobpreisung der französischen Encyclopädie gemäßigt. Herr Büsch ver-

vergleicht sie einer großen Kaltenschale, in der man hübsch alle Wissenschaften durch einander essen könne. Was hingegen dessen S. 77 angeführte Ausdrücke betrifft, wo er den Beyfall, den Frankreichs Moden aus Norden her allgemein erhalten, un *concert* de toutes les voix, *troublé par le silence* Anglois, nennt; die ließen sich wohl rechtfertigen. Die Engländer sollen hier nicht die Zuhörer des Concerts, sondern mitspielende Virtuosen vorstellen; und ein silence qui trouble un concert läßt sich sehr gut denken, wenn ein Theil der Spieler oder Sänger mitzuspielen oder zu singen weigert.

Am Ende der Schrift ermahnt der Verfasser noch die teutschen Gelehrten, nicht zu frühzeitig die Boccalini's gegen die Fürsten zu machen, und diese in ihrer Herablassung zu stöhren. Die ausgestreuten Verläumdungen des falschen Faustins wider den Herzog von Gotha, die schon der teutsche Merkur widerlegt hatte, werden gerügt. Und so haben mehrere unserer besten teutschen Fürsten von ihrer Zuvorkommung gegen Gelehrte, peinlichen Verdruß geerndtet.

Eine Anekdote vom berühmten Wagenseil, der ein Buch von der Erziehung eines Prinzen 1705. drucken ließ, worin er die respective, allerhöchste und hohe Gnade rühmt, die er in Wien genossen, wird den Leser ohnfehlbar belustigen. Sie steht S. 97.

Mehr wollen wir von diesem kleinen Buche nicht sagen; unser Zweck war blos die Neugier dessen, der es noch nicht gelesen hat, und dem sein Inhalt nicht gleichgültig ist, rege zu machen.

Eo.

Corre-

II.

Correſpondance familière et amicale de *Frédéric Second*, Roi de Pruſſe, avec *U. F. de Suhm*, Conſeiller intime de l'Electeur de Saxe, et ſon Envoyé extraordinaire aux Cours de Berlin et de Petersbourg. *Tom. I.* et *II.* A Berlin, chez Vieweg l'ainé. 495 Seiten, 8.

Freundſchaftlicher Briefwechſel zwiſchen Friedrich dem Zweyten, König von Preußen, und U. F. von Suhm. — Zwey Theile. Aus dem Franzöſiſchen von K. H. Leipzig, 1787. bey Beer. 288 Seiten, 8.

Der franzöſiſchen Urſchrift dieſes ſehr intereſſanten Briefwechſels iſt noch der allgemeine Titel: Supplément aux Oeuvres du Philoſophe de Sans-Souci. Deux Tomes, vorgeſetzt. Die Echtheit deſſelben beweiſet das auf der Rückſeite dieſes Titels abgedruckte Zeugniß des königlichen Cenſors, Herrn Kriegsrath Schlüter. In der Vorrede werden von dem ſel. Herrn von Suhm einige Nachrichten gegeben, und zugleich deſſen Schilderung des großen Königs, als Kronprinz, mitgetheilt. Ulrich Friedrich von Suhm wurde zu Dresden 1691 den 29. April gebohren. Sein Vater war Burchard von Suhm, Kurſächſiſcher geheimer Rath und Geſandter in Frankreich. Er ſtudirte in Genf, und ward nachher zu Paris von ſeinem Vater zu Staatsgeſchäften gebil-

det. — Der Feldmarschall Graf von Flemming brachte ihn in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und nahm ihn, da er 1718 als Gesandter nach Wien gieng, mit sich dahin. Nach seiner Rückkehr ward Suhm 1720 als Gesandter mit dem Titel eines Geheimenraths nach Berlin geschickt, wo er mit vielem Beyfalle bis 1730 blieb, darauf aber aus Staatsursachen abgerufen wurde. Während dieses Aufenthalts entstand seine Bekanntschaft mit dem damaligen Kronprinzen von Preußen, welche durch ihren beiderseitigen Geschmack an der Philosophie bald zur genauesten Freundschaft übergieng. Besondere Umstände ihres Umgangs sind nicht bekannt; nur weiß man, daß sie sich oft über philosophische Gegenstände bis tief in die Nacht unterredeten. Ueber die fernere Geschichte ihrer Freundschaft von 1730 bis 1736 weiß man nur dieses, daß Suhm sich während dieser Zeit größtentheils in Berlin aufgehalten hat, und daß König Friedrich Wilhelm I, welcher Alles, was Gelehrsamkeit und Philosophie hieß, haßte, die Ursache der zweiten Trennung wurde. Dieser hat man die gegenwärtige höchst schätzbare Briefsammlung zu verdanken. — Die Schilderung, welche S. von dem damaligen Kronprinzen gemacht hat, ist sehr lesenswürdig. Sie ist zu lang, um sie ganz hier mitzutheilen, daher wir nur einige Züge ausheben wollen. „Ich übergehe hier eine genauere Schilderung der Tugenden eines Prinzen, „der ernstlich darnach strebt, sie alle zu erwerben; „daher ich auch einmal Gelegenheit nahm, ihm zu „sagen, er habe sich ein Ziel gesetzt, das er nie erreichen werde, nämlich die Vollkommenheit. Er antwortete mir: es sey damit, wie mit dem Steine der „Weisen, indem diejenigen, welche ihn suchten, für

„ihre

„ihre Mühe durch viele nützliche Dinge belohnt wür-
„den, welche sie auf dem Wege fänden. Und da
„ich hinzuzusetzen wagte: wenn er auch die Hälfte
„seiner mir bekannten großen Eigenschaften beybehiel-
„te, würde er dennoch ein großer König seyn: so ant-
„wortete er mir: er würde zwar in Verzweiflung seyn,
„wenn sich jemals seine Art zu denken änderte, aber
„es sey daraus doch noch das nicht erweislich, was
„ich gesagt hätte; und dann schloß er bescheiden mit
„Anführung des Voltairischen Verses: Tel brille au
„second rang, qui s'éclipse au prémier." Von
dem Muthe des Kronprinzen erzählt er uns folgendes:
„Als der Prinz einst, begleitet von einer großen Men-
„ge, die Linien von Philipsburg recognoscirte, und
„auf dem Rückwege durch ein sehr lichtes Holz kam,
„ward er von dem Kanonenfeuer der Linien unaufhör-
„lich begleitet. Viele Bäume neben ihm wurden da-
„von umgeworfen, ohne daß sein Pferd deshalb sei-
„nen Schritt änderte, und ohne daß die Hand, wel-
„che den Zügel führte, die geringste außerordentliche
„Bewegung verrieth. Diejenigen, welche ihn be-
„merkten, sahen vielmehr, daß er nicht aufhörte,
„mit einigen Generalen, welche ihn begleiteten, und
„seine Fassung in einer Gefahr bewunderten, womit
„er vertraut zu werden noch keine Gelegenheit gehabt
„hatte, sehr ruhig zu sprechen fortfuhr. Diese Anek-
„dote hat mir der Fürst von Lichtenstein erzählet."

Der Briefwechsel fängt im März 1736 an, und endigt sich im November 1740. Im ersten Theile betrifft er die Wolfische Metaphysik, welche S. dem Prinzen, ins Französische übersetzt, Heftweise sandte, und eine Geldanleihe, welche er für den Prinzen, dem sein Vater, wie bekannt, nicht viel gab, zu Stande

 brin-

bringen sollte. Hierbey kömmt zugleich Vieles vor, welches die Urtheile des Prinzen über die Wolfische Philosophie, seine Freunde, seine damaligen Verhältnisse, u s.w. betrifft. Im Anfange des Jahres 1737 gieng S. nach Petersburg, und der Briefwechsel geht ununterbrochen fort. Daher kommen denn im zweiten Theile, außer den Gegenständen, welche schon angeführt sind, auch viele Nachrichten von der damaligen Verfassung Rußlands, dessen Kriege mit den Türken, und mancherley andern Staatsgeschäften jener Zeiten, vor. Was die Geldanleihe angeht, ist in Chiffern geschrieben, wozu der Schlüssel mitgetheilt wird. Nach der Thronbesteigung des Königs verlangte derselbe, daß S. die Sächsischen Dienste verlassen, und sein übriges Leben bey ihm in philosophischer Ruhe zubringen sollte. Dieser nahm es an, und verließ Petersburg, kam aber schon krank nach Warschau, von da er am 3ten November seinen letzten Brief an den König schrieb.

Der Ton, welcher in diesen Briefen herrscht, ist ganz so, wie man ihn erwarten wird. Der Prinz und nachmalige König schreibt an seinen Diaphane, wie er S. gewöhnlich nennt, zärtlich, vertraut, und mit vieler Achtung, S. eben so, aber zugleich mit aller der Ehrfurcht, welche ein Privatmann einem solchen Fürsten schuldig ist, dabey aber zuweilen mit einer steifen Etikette. Mit dem lebhaftesten Vergnügen liest man die Briefe des großen Königs, unter dessen Händen Alles einen außerordentlichen Reiz gewinnt. Wir können nur einige wenige Auszüge und Proben aus den Briefen beider Correspondenten geben, und begnügen uns um so eher damit, da gewiß Jeder begierig ist, das Ganze zu lesen, wenn er es

nicht

nicht schon gethan hat. Die liebenswürdige Bescheidenheit des Prinzen mag folgende schöne Stelle aus dem 6ten Briefe beweisen. „Nein, mein lieber „Suhm, es fehlt noch viel, ehe ich ganz der bin, „wofür Sie mich halten, oder der Sie mir sagen, „daß ich sey. Aber ich fühle wohl, daß, wenn es „auch wahr wäre, ich doch nie Leute Ihrer Art wür„de entbehren können, und daß ich immer den Vor„zug des Glanzes der größern Gestirne vor dem Lich„te der kleinern untergeordneten Sterne anerkennen „würde.“ Es kommen noch sehr viele ähnliche schöne Stellen in diesen Briefen vor, welche wir aber übergehen müssen. Der Prinz gesteht ein, daß Wolf ihn von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt habe, und bezeugt häufig, wie viel er ihm schuldig sey. „Glauben Sie nicht,“ schreibt er im 22sten Briefe aus dem Lager bey Welau, „daß ich bey den Be„schwerden der Reise und den militärischen Geschäf„ten, womit ich überhäuft bin, Wolf'en einen Au„genblick aus den Augen verliehre. Er ist der feste „Punkt, worauf meine ganze Aufmerksamkeit gerich„tet ist; und je mehr ich ihn lese, desto mehr befrie„digt er mich. Ich bewundere die Gründlichkeit die„ses berühmten Weltweisen, welcher die Natur, wie „Niemand vor ihm, studirt hat, und dahin gekom„men ist, daß er Dinge erklären kann, welche zuvor „nicht allein dunkel und verworren, sondern sogar „ganz unverständlich waren. Es scheint, daß ich „täglich durch ihn mehr Licht erhalte, und daß jeder „Satz, welchen ich studire, eine neue Schuppe von „meinen Augen wegnimmt. Es ist ein Buch, wel„ches alle Welt lesen sollte, um schließen zu lernen, „und im Stande zu seyn, dem Faden oder der Ver„bindung der Begriffe bey Untersuchung der Wahr-

„heit zu folgen.“ Als S. als Gesandter nach Rußland gehen soll, räth der Prinz ihm, diesen Posten abzulehnen. „An jenen barbarischen Hof,“ (man bedenke, daß dieser Brief 1736 geschrieben!) „muß „man Männer schicken, welche gut trinken und tüch„tig f — können. Ich zweifle, daß Sie sich in die„sen Zügen erkennen werden. Ihr zarter Körper ist „die Hülle einer feinen, Geistvollen und zarten See„le. Von dieser Seite werden Sie immer bezahlen; „aber das ist eine Münze, welche an dem Orte, wo„hin sie geschickt werden, keinen Cours hat. — Ich „schmeichle mir mit der süssen Hoffnung, Sie vor Ih„rer Abreise in Berlin zu sehen; aber ich werde nichts „als Thränen haben, Ihnen das Geleite zu geben, „und nichts als Wünsche, Ihnen nachzusenden. Er„lauben Sie, daß ich Ihnen meine Schwachheit ge„stehe, — ich erröthe, indem ich es thue — die „Freundschaft macht, daß ich Wünsche thue, welche „der Ehrgeiz nie erpreßt haben würde: — aber ich „mache mich Ihrer Achtung unwerth, wenn ich sie „nicht ersticke. Folgende schöne Erzählung im 44sten Briefe, wird unsere Leser gewiß eben so sehr, als uns, vergnügen. „Meine liebe Mimi,“ (der Name eines Affen, auf den der Kronprinz viel hielt,) „die getreue „Gefährtin meiner Einsamkeit, welche mich eines Ta„ges mit vielem Eifer in Wolf's Metaphysik, deren „liebenswürdiger Dollmetscher Sie sind, studiren „sah, ward ungeduldig darüber, daß ich ein ganz „Wahrheit- und Vernunftvolles Buch ihren Possen„spielen und der Täuschung ihrer Belustigungen vor„zog. Die Stunde des Abendessens rief mich indes„sen von dieser lehrreichen Unterhaltung ab, um mei„nem Körper einige Sorge zu widmen, welche kein „denkendes Wesen vernachläßigen darf. Während

„der

„der Zeit macht sich mein Affe, der mehr, als alle „andere Affen, Affe ist, von seiner Kette los, nimmt „die Metaphysik, zündet sie am Lichte an, und freut „sich, sie brennen zu sehen. Wie ward mir, als ich, „beim Eintritt in das Zimmer, den armen Wolf „den Flammen zur Beute und auf eine Art behandelt „sah, welche sich allein für Lange schickt. Laufen, „Wasser ergreifen und die Flamme löschen, war nur „Ein Geschäfte für mich. Zum Glück war es nur „die Abschrift, welche verbrannt war, und die Ur„schrift ist noch unverletzt. Unsere witzigen Köpfe sa„gen: der Affe hat die Metaphysik studiren wollen, „und sie, weil er sie nicht verstehen konnte, verbrannt. „Andere meinen, Lange habe ihn bestochen, und, „aus Eifer für diesen Heiligen, habe er mir diesen „Streich gespielt. Noch Andere wollen endlich, daß „Mimi, aus Verdruß, weil Wolf den Menschen zu „viel Vorzug vor den Thieren giebt, dem Vulkan „ein Buch aufgeopfert habe, das seine Gattung zu „sehr herabsetzte." Wie lehrbegierig der Kronprinz war, beweiset unter andern auch der 54ste Brief, worin er seinem Freunde mehrere Fragen über den Zustand von Rußland vorlegt, welche alle mit derjenigen großen Einsicht abgefaßt sind, die man an diesem nachmaligen großen Könige so sehr bewundert. Die Zärtlichkeit, welche in allen diesen Briefen herrscht, die Feinheit der Empfindungen und der Ausdrücke ist so groß, daß man sie selbst dann mit Vergnügen lesen würde, wenn auch die Personen, von denen Sie geschrieben sind, sie nicht doppelt reizend machten. Als der Tod des Königs Friedrich Wilhelm I. herannahete, schrieb der Kronprinz an S. folgende merkwürdige Stelle, die letzte in den Briefen, welche er als Kronprinz an ihn schrieb: „Sie können leicht ur-

„theilen, daß ich in der Lage, worin ich mich befinde, „sehr beschäftigt bin. Man läßt mir wenig Ruhe, „aber mein Inneres ist ruhig; und ich kann Sie ver- „sichern, daß ich nie mehr Philosoph gewesen bin, als „gerade bey dieser Gelegenheit. Ich betrachte mit „gleichgültigen Augen Alles, was mich erwartet, ohne „das Glück zu wünschen, noch zu fürchten, voll von „Mitgefühl gegen diejenigen, welche leiden, voll von „Achtung gegen Rechtschaffene, und voll von Zärt- „lichkeit gegen meine Freunde. Sie, den ich unter „die Zahl der letztern rechne, suchen Sie sich immer „mehr zu überzeugen, daß Sie an mir alles das fin- „den werden, was Orest je am Pylades fand, und „daß Niemand mehr Hochachtung und Freundschaft „für Sie haben wird, als Ihr getreuer Friedrich." In dem ersten Briefe, den er darauf, als König, an ihn schrieb, lautet der Anfang so: „Mein lieber „Diaphane. Ihr Brief ist nicht an seine Addresse „abgegeben worden; denn mein Zustand hatte sich „vor seiner Ankunft verändert. Aber das Aeußere „verändert deshalb das Innere keinesweges, und der „Titel ändert in meiner Art zu denken nichts." Wie groß erscheint nicht Friedrich in diesen Stellen! Als S. ihm darauf nicht gleich in dem ersten Briefe schrieb, daß er seinen Gesandschaftsposten niederlegen und zu ihm kommen wolle, antwortete ihm der Kö- nig: „Ich hoffte, daß ich unter den Complimenten, „welche Sie mir über die Veränderungen machen, die „in meinen Titeln vorgegangen sind, ein kleines Wort, „welches Ihre Person beträfe, finden würde; aber „ich hatte den Verdruß, nichts über ihre und meine „Angelegenheiten zu finden, welche ich wichtig nenne. „Ich bitte Sie daher, mein lieber S., mir zu schrei- „ben, ob Sie Mann genug sind, der Ministerstelle

„zu

„zu entsagen, um das glänzende Leben eines Weisen „zu führen, und ob Sie in meiner Gesellschaft etwas „finden können, welches Sie für die Staatsklugheit „entschädiget.“ S. nahm auch sogleich seinen Abschied, und reisete ab, um nach Berlin zu gehen. Aber er ward zu Warschau so krank, daß er von hier aus den letzten Brief an seinen geliebten König schrieb, welcher zu schön ist, als daß wir der Versuchung widerstehen könnten, einen Theil davon hieher zu setzen. „Vergebens hält man mich noch mit Hoffnungen auf; „vergebens suchen die Liebe zum Leben, und die mächtigen Reize, welche die herrliche Aussicht, die sich „mir eröffnet, noch vergrößern, die Täuschung mei„nes Herzens durch die Heftigkeit seiner Wünsche zu „nähren; kurz, vergebens suche ich es mir selbst zu „verbergen; jede Stunde, jeder Augenblick läßt mich „es tiefer fühlen, und kündigt mir es an, daß das „Ende meines Lebens herannahet. So sehr ich auch „wünschte, E. M. den Schmerz dieser Nachricht zu „ersparen, wenn es möglich wäre, daß sie nie zu Ih„nen gelangte, und die Ruhe ihres großen und Ge„fühlvollen Herzens keinen Augenblick unterbräche: so „bindet mich doch eine zu wichtige und zu heilige „Pflicht, als daß ich sie Ihnen verhelen könnte. Ja, „Sire, es ist nur zu gewiß! Nach vielen vergebli„chen Sorgen, meine Tage zu verlängern, sehe ich „mich endlich am Rande des Grabes. Leider! ich „leide Schiffbruch vor dem Hafen. Der Himmel „verstattet Ihnen nicht die Zeit, Ihre gütigen Ab„sichten zu meinem Besten zu erreichen. Ohne Zwei„fel war das Glück, dessen ich genießen sollte, zu „vollkommen, als daß es hienieden mein Antheil wer„den konnte, und es geschieht, ja das hoffe ich zuver„läßig, indem ich als ein guter Christ und mit aller

„der

„der Ruhe sterbe, welche mir das Zeugniß meines „Gewissens einflößt, es geschieht, damit ich dasselbe „in einem andern Leben genießen soll, daß mich der „oberste Gebieter über unsere Schicksale aus dem ge„genwärtigen Leben abruft.“ Nachdem er darauf seine Kinder und seine Schwester der Vorsorge des Königs empfohlen hat, setzt er hinzu: „Itzt ist mir „nichts mehr übrig, als mein Herz von der Erde los„zureißen, damit ich es auf die ewige Quelle alles „Lebens und aller Glückseligkeit richten könne. Ach „in diesem Augenblicke fühle ich die ganze Stärke der „sanften Bande, welche mich an den Liebenswürdig„sten, an den Tugendhaftesten unter den Sterblichen „fesseln, welchen mich die Güte des Himmels wäh„rend der Pilgerschaft meiner Tage auf der Erde fin„den ließ. Ach! in diesem Augenblicke fühle ich es „ganz, was es mich kostet, dieses Band zu zerreis„sen. Allemal wird meine Standhaftigkeit siegen; „denn eine große und tröstende Hoffnung unterstützt „mich, nämlich die unerschütterliche Hoffnung, daß „Alles, was geschaffen war zu lieben, dereinst zu der „unerschöpflichen und ewigen Quelle aller Liebe zurück„kehren wird. Die Stunde nähert sich! Ich fühle „schon, daß mich meine Kräfte verlassen. Man „muß sich trennen. Adjeu! Noch eine Thräne; sie „benetzt ihre Füsse! O würdigen Sie solche, darauf „zu blicken, großer König, als auf ein Pfand der „zärtlichen und unwandelbaren Zuneigung, womit „Ihr getreuer Diaphane Ihnen bis an den letzten „Hauch seines Lebens zugethan war.“ Am Schlusse dieses Briefwechsels fügt der Herausgeber noch eine Nachricht hinzu, wie der König für die hinterlassene Familie seines Freundes gesorgt hat. Er rief die Schwester desselben nach Berlin, um die Erziehung

seiner

seiner Kinder zu vollenden, und gab ihr dazu einen Gehalt von 1800 Rthlr., wovon sie 600 bis an ihren Tod behalten, die übrigen 1200 aber zur Erziehung der vier Kinder anwenden sollte. Der König nahm sich auch selbst dieser Erziehung mit an, und stellte in der Folge die drey Söhne als Fahnjunker mit einem Gehalte von 300 Rthlr. an, bis sie Capitaine wurden. Die Tochter heirathete nachher den Obersten von Keith, und die Schwester lebte beynah noch 30 Jahre zu Berlin. Den ältesten Sohn, dem eine Kanonenkugel in der Schlacht bey Prag ein Bein wegnahm, machte er zum Postmeister in Dessau, und sorgte auch nachher noch für dessen Söhne. Je seltener die Geschichte einer solchen Freundschaft ist, desto lebhafter ist das Vergnügen, welches die Darstellung derselben gewähret.

Die vor uns liegende Uebersetzung ist etwas flüchtig gemacht, und daher nicht ganz so, wie man sie wünscht. Es ist nicht erlaubt, daß unsere Uebersetzer solche Meisterwerke mit so vieler Eile verdeutschen, und sie hin und wieder gar durch Sprachfehler verunstalten.

Tf.

III.

Tableau hiſtorique pour ſervir à la connoiſſance des affaires politiques et économiques de l'Electorat de Saxe et des provinces incorporées ou réunies, par *Jean George Canzler*, Conſeiller à la Chambre ſuprême

prême des comptes de S. A. S. E. de Saxe. à Dresden et à Leipzig, aux dépens de Breitkopf, 1786 (eigentlich 1787). 4 Alphabet 17½ Bogen, nebst 4½ Bogen Tabellen, in 4.

Lang und ungeduldig sah das historisch-statistische Publikum der Erscheinung dieses Werks entgegen. Der Verfasser, der Ausländern, nämlich den Schweden, eine vortrefliche Statistik schenkte, dergleichen sie vorher nicht hatten, berechtigte zu desto größern Hoffnungen, da er eine Staatskunde seines Vaterlandes versprach, da er selbst in dessen Haupt- und Residenzstadt lebt, da er ein ansehnliches Mitglied der kurfürstlichen Oberrechenkammer ist, und ihm alle benöthigte Hülfsmittel zu Gebote stehen. Die Erwartung wurde noch stärker gespannt, als er Proben seiner Arbeit in der Quartalschrift für ältere Litteratur und neue Lektüre vorlegte. Nun diese sehnsuchtsvolle Erwartung ist durch den ersten vor uns liegenden Band keineswegs getäuscht worden. Vielmehr wünschen wir dem teutschen Vaterlande aufrichtigst Glück zu der Ehre, die ihm durch dieses Werk zuwachsen wird, und wünschen jedem Theile desselben einen Canzler.

Der Zuschnitt der ganzen Arbeit ist auf vier Bände gemacht. Der erste, von dem wir hernach weiter reden wollen, enthält eine geographische Beschreibung aller Staaten des Kurfürsten von Sachsen, mit vielen sich darauf beziehenden Erläuterungen. Die zwey folgenden werden die Geschichte dieser Staaten liefern; und der vierte eine möglichst genaue Nachricht von dem gegenwärtigen ökonomischen und politischen

tischen Zustand oder die eigentliche Statistik des Kurfürstenthums.

Eiserner Fleiß, bewundernswürdige Genauigkeit, scharfe Urtheilskraft, Vertraulichkeit mit mehrern Wissenschaften und Sprachen, und Reichthum an Litteratur herrschen durch den ganzen ersten Band. Für Korrektheit hat der Verfasser ängstliche Sorge getragen; man stößt auf sehr wenig Druckfehler, die in einem Werke dieser Art unmöglich ganz zu vermeiden sind; und selbst die vorkommenden findet man gleich nach jedem Abschnitt angezeigt; Herr C. verspricht sogar diejenigen, die ihm doch etwa noch entwischt sind, künftig auch noch anzuzeigen. Herr Breitkopf, der Verleger, hat auch seiner Seits alles geleistet, was man von seiner Kunst und vortreflichen Officin nur immer erwarten mag; schönes Schreibpapier, neue elegante Lettern, ausnehmend genaue Proportion zwischen größern und kleinern Buchstaben, eine gewisse reizende Symmetrie, die durch alle Bogen hindurch streng beobachtet ist, auch einige zierliche Vignetten. Und alles dies auf fünf Alphabeten für neun Thaler Sächsisch; gewiß ein leidlicher Preiß!

Ehe wir uns in die Beschreibung des Buches einlassen, wollen wir den Verfasser selbst hören, wie er sich beim Schluß der Einleitung ausdrückt. Wenn, sagt er, die Sorgfalt, nicht eher, als nach einer innigen Ueberzeugung zu schreiben, meinen Mémoires sur la Suede einige Gründlichkeit (oder Kraft; énergie heißt es im Original) ertheilen konnte; so wird man sie auch hier ganz antreffen. Als Freund der Wahrheit, habe ich mich sorgfältig bestrebt, sie ohne Partheylichkeit zu sagen; eine Pflicht, von der sich kein

kein Geschichtschreiber lossagen sollte! Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein mit Urkunden voll gepfropftes Werk eine sehr schiefe Kompilation seyn könne, und daß selbst öffentliche Archive bisweilen widersprechende und Vorsicht erfordernde Aufsätze darbieten. Desto mehr muß ein scharfsinniger Geschichtschreiber, statt seine Erzählung mit schimärischen Schilderungen und mit Wendungen, die mehr Wohlklang als Wahrheit verrathen *), zu schmücken, die Sitten des Zeitalters, von dem er schreibt, und die wesentlichen Umstände der angeführten Begebenheiten, sorgfäl-

*) Von dieser Art ist unstreitig folgende Periode: „Kurz, „es gab eine Zeit, wo die Nation zwar in sich mächtig, „aber von aussen schwach, und ohne Ehre war, weil „ihre Kräfte nie zu einem gemeinsamen Zweck konnten „vereinigt werden, bis durch einen besondern Zusammen„fluß von günstigen Umständen dasjenige Haus, das „wir noch auf den Kaiserthron verehren, und welchem „Patrioten eine ewige Dauer wünschen, zu einer sol„chen Macht gelangt ist, daß durch dessen Unterstü„tzung das gleichsam in sich selbst hineingesunkene „Deutschland das Haupt wieder empor heben konnte, „und bey Auswärtigen wieder einiges Ansehen bekam; „wodurch die Geschichte von Deutschland selbst wieder „anfängt interessanter zu werden.“ Schmidts Geschichte der Deutschen Th. 1. Vorr. S. 24. Diese „Stelle ist eines jeden erfahrenen Geschichtschreibers un„würdig, und bey einem deutschen Geschichtschreiber „unbegreiflich. Um mit Herrn Schmidt einerley „Meynung zu seyn, muß man die Epoche der Sächsi„schen Kaiser, und die Begebenheiten sowohl des Reli„gions- als des dreyßigjährigen Krieges mißkennen. „Als genauer Geschichtschreiber hätte auch dieser Autor „den jetzt regierenden Kaiser nicht unter die Kaiser aus „dem Hause Oestreich rechnen sollen, ob er gleich von „seiner Mutter her in den meisten Staaten dieses mäch„tigen Hauses succedirte. Anmerk. des Verf.

fältig prüfen. Ich habe deswegen, in Ansehung der verschiedenen Materien, die ich behandle, die besten Schriftsteller des Landes, und die gleichzeitigen Jahrbücher unsrer Nachbaren zu Rath gezogen. Um den Leser in den Stand zu setzen, meine Sätze ohne Mühe zu prüfen, habe ich nicht nur die Stellen, welche die Richtigkeit meiner Erzählungen unterstützen, angeführt, sondern auch die Schriftsteller, welche meine Bemerkungen zu bestreiten scheinen. Dieses Verfahren ist gewiß sehr mühsam, aber auch eben so nützlich. Es scheint mir sogar unentbehrlich, vornämlich bey historischen Punkten, ob es gleich auf einer andern Seite zugleich jungen Kritikern, deren Kenntnisse sich oft blos auf keine andre, als eben diese Anzeigen gründen, Waffen in die Hände giebt.

Nun wollen wir das Werk selbst näher beschreiben. Voraus geht eine Zuschrift an den Kursächsis. Minister, Freyherrn von Gutschmid. In der darauf folgenden Vorrede erzählt er, daß er vor dem Jahre 1781 alle vier Bände seines Werks ausgearbeitet gehabt habe, daß aber über den oft unterbrochenen Druck des ersten Bandes fünf Jahre verflossen wären, während welcher er viele ihm vorher unbekannte Dinge beygefügt habe. Daraus wären zwar verschiedene Ungleichheiten und Widersprüche entsprungen, die er aber durch die zweyte Tabelle und die diesem Bande beygefügte Recapitulation zu heben gesucht habe. In dieser letztern, setzt er hinzu, wird man auch die Erklärung einiger Zeichen finden, die zum Verständniß dieses ersten Bandes dienen. Wir müssen bekennen, daß wir ziemlich lang nach dieser Erklärung suchen mußten; endlich fanden wir sie S. 703 mitten in den Text eingeschoben, und gleichsam

nur gelegentlich angebracht. Bequemer für den Gebrauch des Werks wäre es, wenn sie gleich beym Anfange desselben auf eine deutlich in die Augen fallende Art wäre hingestellt worden. Auch an einem Orte, wo man es nicht suchen sollte, nämlich S. 473, findet man ein angenehmes Versprechen, nämlich ein Supplement, worin alle erhebliche Fehler, die der Verfasser entweder selbst entdecken oder durch wohlunterrichtete Personen erfahren wird, zu liefern; und zwar will Herr C. dies auf seine Kosten thun.

Sehr wohl hat Hr. C. gethan, daß er alle Namen der Personen, Städte und Länder genau so schrieb, wie sie im Teutschen geschrieben werden, daß er sie nicht verfranzösirt hat. Wie vielen Fehlern und Irrungen würde vorgebeugt werden, wenn jeder Historiker und Geograph, er mag leben, wo er will, ein Gleiches thäte, und streng hierüber hielte!

Französisch schrieb der Verfasser sein Werk, um dadurch allen Liebhabern, auswärtigen und einheimischen, nützlich zu werden, weil doch die französische Sprache unter allen übrigen am allgemeinsten bekannt ist. Es sind aber auch schon die erforderlichen Maasregeln getroffen, eine teutsche Uebersetzung nachfolgen zu lassen. Hoffentlich wird sie, wie diejenige von der Statistik Schwedens, Vorzüge vor dem Original erhalten, zumal wenn der Verfasser sie, wie diese, selbst verfertigen wird; über welchen letzten Punkt er sich nicht deutlich erklärt hat. Zuletzt macht er Hoffnung zur Bekanntmachung der besten, durch erfahrene Männer noch mehr verbesserte Landkarten von den Staaten des Kurfürsten von Sachsen. Herr Breitkopf wird sie mit Typen drucken, indem er, nach den bekannten ersten Versuchen, dieses Verfahren zu einem

einem sehr beträchtlichen Grad der Vollkommenheit getrieben hat.

Es folget eine Erklärung der 28, auf dem Titelkupfer abgebildeten Wappen von den, dem Kurfürsten von Sachsen zuständigen, und in Anspruch genommenen Länder. Auch eine Erklärung der Titelvignette ist beygefügt.

Die Genauigkeit des Verfassers hat nicht unterlassen, ein alphabetisches Verzeichniß der von ihm bey Ausarbeitung des ersten Bandes gebrauchten Bücher von S. V—XX mitzutheilen. Bey den verstorbenen Schriftstellern sind ihre Sterbejahre hinzugesetzt. Es lassen sich aus diesem Verzeichniß sogar Verbesserungen und Zusätze zu Jöchern und Adelungen entlehnen; z. B. Avemanns Vornamen und Sterbejahr findet man in Adelungs ersten Supplementband nicht: hier heißt er Heinrich Friedrich † 1751. Hingegen läßt sich aus Adelungen auch Canzler hier und da berichtigen, z. B. dieser weiß das Todesjahr von Valentin Ferdinand Gudenus nicht; es war 1758.

Nun folget eine Einleitung in das ganze Werk auf 108 Seiten; von den Benennungen Meißen und Obersachsen; von der Eintheilung des Werks; von der Volkmenge (nur ein Wink; im 4ten B. vermuthlich mehr); von der vorgeblichen Abstammung des jetzt blühenden Sächsischen Hauses, mit einer genealogischen Tabelle; von Titel und Wappen; von den Ländern, woraus das Kurfürstenthum Sachsen besteht, überhaupt; von dem, was dem Kurfürsten auf dem Reichstag zu Regensburg und beym Reichskammergericht zu Wezlar zukömmt, (hierbey in der Note eine Nachricht von der Einrichtung dieses Gerichts, welche nicht allein allgemein bekannt ist, son-

dern auch nicht hierher gehört. Das Streben nach Gründlichkeit und Genauigkeit hat unsern Verfasser auch anderwärts zu dergleichen Episoden verleitet); von den Erbmarschallämtern des Kurfürsten (der Verfasser giebt hier vier an: die Grafen von Pappenheim, als Reichserbmarschälle; die Grafen von Löser, als Erbmarschälle von Sachsen; die Familie von Ebersberg wegen Thüringen; und die Barons von Ebnet wegen Bamberg. Von diesen letzten finden wir anderwärts nichts: hingegen erwähnt Herr C. der Erbmarschälle von Meissen, nämlich der Marschälle von Biberstein, nicht; nicht der Erbmarschälle von Henneberg, der Marschälle von Ostheim: wiewohl diese letztern unsers Wissens vor einigen Jahren ausgestorben sind); von der kirchlichen Verfassung; von den Landständen und Landtagen; von den Steuern. Von allen diesen Materien redet der Verfasser hier nur summarisch, und verspricht sie im vierten Bande umständlicher zu behandeln. Er giebt alsdann weiter in der Einleitung kurze Nachrichten von dem Flächeninhalt (ungefähr 736 QM. Genauer wird sich dies bestimmen lassen, wenn die Feldmeßkommission ihre Arbeit wird vollendet haben); von den Flüssen; von der Eintheilung des Landes; von dem Steuerfuß, mit einer Tabelle; von der Anzahl der Städte, Flecken, Dörfer rc. (wozu auch eine Tabelle gehört, auf welcher zugleich der Bevölkerungsstand angegeben ist. Der Städte und Städtchen sind nach dieser Tabelle 275, der Dörfer 6422, der Vorwerke und Freygüter 508, und der wüsten Marken oder Fluren 537; ferner der Schriftsassen 1728, und der Amtsassen 486; der geistlichen Inspektionen 77, und der Oerter, wo Kirchen sind 2833. Die Volkmenge betrug im J. 1755 1 Mill. 686908: und zu Ende des J. 1785

1 Mill.

1 Mill. 941806. Folglich nahe an 2 Millionen. Doch ist diese letzte Berechnung nur nach den Mortalitätslisten gemacht). Alles bisher Erwähnte hätte, deucht uns, in einer etwas bessern Ordnung vorgetragen werden können. Der Rest der Einleitung ist der Naturgeschichte gewidmet, wobey der Verfasser mit besonderem Wohlgefallen verweilt. Die Bergwerke und Hammerwerke sind nicht vergessen.

Nach allem diesem erst folget, mit einer neuen Seitenzahl: Description géographique des Etats de l'Electeur de Saxe. Die ganze mühsame, sehr verdienstliche und Beyfallswürdige Arbeit ist nach den sieben Kreisen des Kurfürstenthums geordnet; worauf alsdann die Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz, nebst den Besitzungen des teutschen und des Johanniterordens, folgen. Vor der Beschreibung eines jeden Kreises geht eine kurze allgemeine Nachricht von seiner natürlichen Beschaffenheit, ehemaligen Bewohnern, vornehmsten Beschäftigungen der jetzigen, Dikasterien, Beamten und Steuern her. Hierauf folgen die Kreisämter und Aemter einzeln, so daß jede Seite in zwey Kolumnen abgetheilt ist, auf deren einen die Oerter des Kreises, und auf der andern die vornehmsten Merkwürdigkeiten derselben aus der bürgerlichen und natürlichen Geschichte, wie auch aus der Statistik verzeichnet sind. In den Anmerkungen unter der ersten Seite eines jeden Amtes findet man dessen Schriftsassen, die jetzigen Kreishauptleute und Amtleute oder Schösser mit Namen, ferner die Amtsassen, und zuletzt eine summarische Angabe der Schriftsassen-, Amtsassen- und Ritterpferde. In den Anmerkungen zu den folgenden Seiten eines jeden Amtes findet man theils andre Merkwürdigkeiten, die oben in der zweyten Kolumne nicht

Platz finden konnten, theils Beweisthümer, theils Litterarnotizen. Nach jedem Kreise findet man eine Recapitulation.

Von jenen Merkwürdigkeiten wollen wir solche anführen, wo uns Herr C. etwas Neues oder Eigenes zu haben scheint. S. 7 von der Universität zu Wittenberg und von Gustafson oder Gustav Wasaburg, einem natürlichen Sohne des schwedischen Königs Gustav Adolf, der im Jahr 1632 in Wittenberg studirte, und dem man die akademischen Insignien, als Rektor, übergeben hatte. In einer Stelle aus der Universitätsmatrikel erhellet eben auch, daß Gustav Adolfs Zeitgenossen dessen wahre Todesart nicht wußten. Denn es heißt: *hostiline* aut *proditoris manu* incertum. S. 34 von der ehemaligen Grafschaft Brena. S. 41 von der Menge des in den Jahren 1770, 71 und 72 verbrauchten Salzes, tabellarisch (seit 1773 versieht Thüringen die Staaten des Kurfürsten von Sachsen fast ganz mit Salz). S. 57 heißt es, Herr Galletti führe zwar in seiner Geschichte von Thüringen verschiedene Anekdoten von Ludwig dem Springer an; man könne ihnen aber nicht Glauben beymessen, weil er keine Gewährsmänner dabey anführe. S. 68 wird erzählt, daß die von der Regierung zu Hannover im Jahr 1750 geborgten $3\frac{1}{2}$ Mill. Thaler, wofür die Einkünfte einiger Distrikte versetzt sind, in kurzer Zeit werden abgetragen seyn.

Die von S. 90 an ertheilten historisch-genealogischen Nachrichten von den ehemaligen Grafen von Honstein, Schwarzburg, Stollberg, Mannsfeld, Gleichen, und der Herren von Krannichfeld, sind zwar dem Kenner teutscher Geschichten größtentheils bekannt;

bekannt; allein, er wird dennoch den unsäglichen Fleiß und die genaue Kenntniß des Verfassers, womit er den Layen in der Geschichtkunde eine nette Uebersicht jener zum Theil ausgestorbenen, zum Theil noch blühenden alten teutschen Häuser, deren Glieder Vasallen von Kursachsen sind, vorgelegt, bewundern: ja, sie wird selbst ihnen brauchbar seyn. Einer und der andern dieser kurzen Geschlechtshistorien ist eine genealogische Tabelle beygefügt.

S. 154 findet man eine genealogische Tabelle über die Administratoren der Bisthümer Merseburg und Naumburg-Zeitz. S. 179 wird als etwas besonderes angeführt, daß zu Naumburg eine Federhändlerinnung ist. S. 193 u. ff. Nachricht von der Porcellanmanufaktur zu Meißen. Der blosse Gehalt der unmittelbar dabey beschäftigten Personen steigt jährlich über 30,000 Thaler. Sie genießen außerdem noch andere Vortheile. Alles, was sie außer ihrem Tagewerk (im Sommer 10 und im Winter 8 Stunden) arbeiten, wird ihnen besonders bezahlt. S. 241 von der Cochenille in Sachsen, die zwar so schön färbt, als die Mexikanische, von welcher letztern man aber nur ein Pfund braucht, wozu von jener 16 Pfund verbraucht werden. S. 265 vertheidigt Hr. C. Adelungs Vergleichung der Stadt Leipzig mit Athen. „Diejenigen, sagt er, die diese „Vergleichung bestritten haben, scheinen nicht den „Einfluß bedacht zu haben, den Meißen, und insonderheit Wittenberg und Leipzig, seit dem 16ten „Jahrhundert in die Religion, Wissenschaften und „Künste, nicht nur durch ganz Teutschland, sondern „auch durch die meisten nordischen Länder, gehabt haben. Nach meiner Empfindung sollte man gar

„nicht an diesen Thatsachen zweifeln, so bald man nur
„untersucht hat den Fortgang, den Wissenschaften
„und Künste daselbst gemacht haben, ferner die Zeit,
„da er Statt fand, und die Personen, denen man
„ihn schuldig ist. Wer sich eine Zeit lang in den vor-
„nehmsten Provinzen Teutschlandes aufgehalten hat,
„wird überdies gefunden haben, daß noch jetzt unter
„allen, bey den Eingebohrnen jener Provinzen übli-
„chen Dialekten der Meißnische, den man die Meiß-
„nische oder hochdeutsche Sprache nennet, am mei-
„sten sich dem nähert, was wir Schriftsprache nen-
„nen. Die gleichmäßige Aussprache des d und t,
„des b und p u. s. w. kann diese Behauptung keines-
„weges schwächen, indem die alten deutschen Schrift-
„steller sie ganz ohne Unterschied brauchen, und indem
„einzelne leichte Fehler nie mit Vortheil werden an-
„geführt werden, um den Meißnischen Dialekt neben
„andre, die oft bis auf ihre Modalität und Con-
„struction mangelhaft sind, zu stellen.“

S. 267 u. ff. von dem Postwesen in Sachsen, wovon jedoch der Verf. anderwärts umständlicher zu handeln verspricht. S. 272 u. ff. von den Leipziger Messen. S. 325 — 330 von der Geschichte des Stiftes Wurzen. S. 339 erfahren wir, daß der berühmte Mineralogist Charpentier ursprünglich Zimmermann hieß. Denn dort wird gesagt, Karl Friedrich Zimmermann, Verfasser des Buches: die Obersächsische Bergakademie, wäre dessen Vater gewesen. Nach S. 339 ist der Erzgebürgische Kreis unter allen Sächsischen Kreisen, überhaupt zu reden, der bevölkerteste. Von dessen jetztlebenden 405,600 Bewohnern (wobey die Schönburgischen Herrschaften eingerechnet sind) werden über 10,000 bey der unmittelba-

telbaren Arbeit an den Berg- und Hüttenwerken gebraucht. In demselben Kreise sind 22 Hammerwerke, bey deren jedem an 100 Personen gebraucht werden. Ohne der andern Metalle zu gedenken, fördert man aus den dortigen Bergwerken jährlich 38,000 Mark Silber fein, und man kann mit aller Zuverlässigkeit, welcher dergleichen Berechnungen fähig sind, behaupten, daß die Bergwerke Kursachsens dem Lande jährlich wenigstens 1 Mill. und 200,000 Thaler eintragen, nach Abzug der den fremden Gewerken bezahlten Gewinnste, und ohngefähr 50,000 Thaler für aus andern Ländern gezogene Materialien. Die Berechnungen eines Melanchthon, Glasey u. a. erklärt Hr. C. für hyperbolisch. Er verbreitet sich ziemlich weitläuftig über die Erzgebürgischen Bergwerke; welches Ausländern angenehm seyn wird; denn die Teutschen sind durch mehrere Schriften, die der Verf. auch fleißig anführt, vielfach davon unterrichtet. Doch wird auch ihnen die S. 352 vorgelegte Tabelle über alle dortigen Bergwerke im J. 1780 willkommen seyn.

Was S. 421 u. ff. von den Grafen von Schönburg vorgetragen wird, stand schon zum Theil, als Probe dieses Werks, in der Quartalschr. für ält. Litt. und neuere Lekt. und zog dem Verf. Widerspruch zu. S. 469 u. ff. von dem Perlenfang in der Elster. S. 517 steht eine genaue genealogische Tabelle über die Markgrafen von der Lausitz aus dem askanischen Geschlecht. Die ganze historische Einleitung in die Geographie der Lausitzen ist lesenswürdig, besonders in Rücksicht auf das dortige Lehenwesen. Dahin gehört auch, was S. 571 u. ff. angeführt wird. Die Nachricht von der Salzsteuer S. 615 u. ff. ist, so viel der

Rer. weiß, außer Sachsen nicht recht bekannt. Zu Folge dessen, was S. 619 e) gemeldet wird, geräth der Flachsbau in der Niederlausitz bey Leinsaamen von Boulogne besser, als der Schlesische bey Lief- und Kurländischen.

Weil der Tempelherrenorden auch in Sachsen, z. B. in Droyßig, Görlitz, Leutersdorf und Rohr, Häuser und Güter besessen hat: so handelt Herr C. von ihm S. 674—678, für seinen Zweck, und da der Orden nicht mehr existirt, fast zu umständlich. Er gedenkt auch der neuern Streitigkeiten, und führt die darüber gewechselten Schriften an; läßt aber unentschieden, ob der Orden schuldig oder unschuldig gelitten habe. Indessen tritt er der Meynung Bodins bey, daß die Regierung eines Landes die Güter solcher Gesellschaften, die zum Schaden des Staats zu reich und mächtig werden, an sich ziehen oder verringern dürfe. Bey den S. 675 angeführten Briefen, die Freymaurerey betreffend, ist zu bemerken, daß sie aus drey Sammlungen oder Theilen bestehen, und daß der Verfasser Rektor Vogel in Nürnberg ist. Uebrigens zeigt Hr. C. eines und das andre minder bekannte Zeugniß von den Tempelherren an, z. B. aus Harzheims Conciliensammlung. Auch bey den Nachrichten von dem teutschen und von dem Johanniterorden zeigt Hr. C. seine große Belesenheit, führt aber, wie uns dünkt, zu viel von der allgemeinen Geschichte dieser Orden an, das nicht hieher gehörte.

Von S. 691 bis 737 befindet sich eine höchst mühsame und brauchbare Uebersicht oder Recapitulation aller Materien dieses ganzen ersten Bandes, mit genauer Verweisung auf die Seitenzahlen. So findet man alle ehemalige und noch vorhandene Klöster in

in Kursachsen zusammen gestellt und klassificirt. So auch S. 704 ein alphabetisches Verzeichniß der ehemaligen Gauen; weiter ein Verzeichniß der ehemaligen Burgwarten oder Schlösser; und ein Verzeichniß der alten Familien und Herrschaften; überall mit Hinweisung auf die Stellen, wo ihrer erwähnt wird. In den Anmerkungen ist noch Manches nachgeholt. Von S. 711—716 folget noch eine tabellarische allgemeine Recapitulation der Provinzen, Kreise, Aemter und Herrschaften, woraus die Staaten des Kurfürsten von Sachsen seit dem Absterben der Herzoge von Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz-Naumburg bestehen. Noch folget ein Verzeichniß der verschiedenen Erhen; und zuletzt Recapitulation in Rücksicht auf Naturgeschichte und Staatsverfassung (darin auch alphabetische Verzeichnisse der Wälder, Berge, Flüsse, Metalle und Halbmetalle).

Wir melden nur noch zum Beschluß, daß der verdienstvolle Verfasser Anfechtung über dieses bisher in seiner Art einzige Werk von einem Ungenannten in der Hallischen gel. Zeitung erfahren habe; wogegen er sich aber standhaft und gründlich in dem Anhange zum 20sten Stück der Leipziger gel. Zeitung 1787 vertheidigt hat.

M.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. a) Protestantische Gottesgelahrheit.

An den König der Britten über die Gottheit Christi — 1786. 76 Seiten in 8.

Vorbereitung auf die königlich Großbrittannische Aufgabe von der Gottheit Christi, von D. Johann Salomo Semler. Halle, bey Gebauer, 1787. 164 Seiten in 8.

Wir nehmen hier beide Schriften zusammen, weil beide nicht sowohl jene merkwürdige von einem Könige von Großbrittannien anbefohlne theologische Preißaufgabe selbst, sondern nur vielmehr die vorläufige Bestimmung ihres Werthes, Nutzens und Einflusses in das eigentliche seligmachende Christenthum, zum Inhalt haben.

Mit der Ehrerbietung, die man Königen schuldig ist, aber auch mit der Freimüthigkeit, die einem denkenden Gelehrten unbenommen bleiben muß, schreibt der erste ungenannte Schriftsteller einen vortreflichen Brief, dessen Inhalt im kurzen Auszuge dieser ist: Sire! kein König auf Erden sollte Beschützer nur eines Glaubens seyn, allen ihr Recht zu glauben schützen, nicht seinen Glauben gegen sie. Die Absicht eines Königes, der einen streitigen Glaubenspunkt für so wichtig erklärt, daß er besonders ausgehoben, untersucht, und bewiesen werden müsse, kann sehr edel und gut seyn, ist es auch in dem diesmaligen Fall wirklich, aber die Folgen davon sind nach der Geschichte aller Zeiten desto trauriger. — Wenn die allerhöchste Gottheit Christi in siebenzehnhundert Jahren nicht unumstößlich hat bewiesen werden können, so wird

wird der Beweis auch itzt nicht gelingen, itzt nicht möglich seyn, oder doch gewiß nicht allgemein faßlich, nicht für jedermann überzeugend gemacht werden können. Wenn ihn unter Tausenden etwa Einer faßt, so beten die übrigen ihn, und die durch ihn bewiesene Wahrheit, unverständig nach. Dies läßt sich doch nicht Glauben, nicht überzeugende Erkenntniß nennen — Die Vernunftmäßigkeit der höchsten Gottheit Christi kann nicht bewiesen werden, sonst hörte sie auf ein Geheimniß zu seyn — Der neue Beweis ist also für niemand. Und die zu beweisende Lehre gewinnt dadurch nichts; nicht neue exegetische Bestätigung; nicht neue Vernunftmäßigkeit; nicht größere Verallgemeinerung dieser zur Seligkeit der Menschen nöthig geachteten Lehre — Dagegen verlieren wir durch den Befehl, den ein König giebt, diese spekulative Lehre als wahr vorauszusetzen, und nur neue Beweise dafür zu suchen — Denn nun wird die Lehre für Menschenglück höchst wichtig gefunden, welches sie doch auf keine Weise ist — Spekulationen überhaupt sind nur für wenige Menschen, die Gott zum wirken, nicht zum grübeln schuf; und spekulative Philosophie und Theologie sind unter allen Spekulationen die entbehrlichsten, denn sie haben so wenig einen nothwendigen Zusammenhang mit den praktischen Kenntnissen, die auf Menschenwohl hinleiten, daß man zweifeln kann, ob sie überall damit zusammenhängen — Zur Glückseligkeit der Menschen geht der Weg durch Empfindung und Gewöhnung; durch gemeinnützige Thätigkeit und thätige Gemeinnützigkeit; durch wohlgeordnete Selbstliebe und immer reges Wohlwollen gegen andere, durch Erkenntniß und Verehrung Gottes; durch ein tugendhaftes Leben hier auf Erden, und Hoffnung einer seligen Zukunft nach diesem Leben — Mit dem allen haben philosophische und theologische Spekulationen über Gott und die menschliche Seele und deren Wesen nichts zu thun — sie führen nicht nur nicht dahin, sondern leiten vielmehr davon ab. — Theologische Spekulationen scheinen unter allen die wichtigsten, und sind gerade die schädlichsten, beides wegen ihres vermeinten Zusammenhanges mit der Religion — Das Heer der Religionsmeynungen, die nach und nach, die hier und dort entstanden, ist unzählbar — Jeder liebte seine Meynung wie sein Kind, und suchte sie geltend, geehrt, herrschend zu machen. Daher die herrschenden Religionssysteme, festgesetzte Glaubensartikel, und mit

ihnen

ihnen Glaubens- und Gewissenszwang, Intoleranz, Hierarchie, Inquisition u. s. w. — Zwar erwachte von Zeit zu Zeit die Vernunft. Man schämte sich der Macht zu verdanken, was nur eine Folge der Belehrung und Ueberzeugung seyn kann; da man aber doch in dem Wahn blieb, daß die Ketzer sich nur nicht bekehren wollten, und daß man den Willen zwingen könne, so fieng man an zu befehlen: du sollst glauben, aber aus Ueberzeugung, aus Gründen. Und diese Gründe gaben die versammelten Bekenner der herrschenden Meynungen auf Concilien, Synoden, Reichstagen an. Da wurde nach der Mehrheit der Stimmen festgesetzt, was man glauben, und warum man's glauben sollte — Wo aber die Zahl der Stimmen gilt, da ist es doch wohl die überwiegende **Macht**, nicht die überwiegende **Vernunft**, die den Ausschlag giebt? — Hundert Meilen von da, oder hundert Jahr nachher setzte ein anders Concilium auf eben die Art eine andere Lehre fest, die jener gerade entgegen war. Wahrheit und Vernunft haben sich doch nicht geändert. Wer hat nun Recht? Jeder will es haben; jeder im Besitz der Wahrheit seyn. Und die behaupteten Lehrsätze sind es auch für ihn, nach seiner Ueberzeugung aber doch nicht für alle. — Und was sind es für Lehrsätze, um welche man sich so lange gezankt hat, und noch zankt? Lehren, die die unbefangene Vernunft gern annimmt, die unser Herz und unser sittliches Leben angehen? Nein! darüber ist nie Streit gewesen; nie ein Tropfen Bluts vergossen worden; sondern, ob drey Personen in der Gottheit, und auf welche Art sie sind? Ob der Vater größer sey, als der Sohn, oder dieser jenem völlig gleich? Ob im Abendmahl Brod und Wein in Fleisch und Blut verwandelt werde? u. s. w. Also bloß theologische Spekulationen Wären sie das nicht, so müßten sie ja der Vernunft annehmlich seyn, wie die eigentlichen Religionslehren, die für alle Menschen gehören — Sie können wenigstens nicht Fundamentalartikel der allein seligmachenden Religion seyn. Auch nicht einmal christliche Religionswahrheiten, denn Christus hat weder die streitige Dreyeinigkeitslehre, noch Abendmahlslehre vorgetragen. Und ob sie biblische Religionswahrheiten sind, wissen wir auch nicht, so lange wir noch Preise aussetzen, um sie in der Bibel zu finden. — Gesetzt nun, die allerhöchste Gottheit Christi würde von der theologischen Fakultät zu Göttingen so dargethan, daß niemand dagegen etwas einzuwenden vermöchte

möchte — wozu soll sie nützen? was soll sie für Einfluß auf das Wohl der Christenheit haben? — Haben etwa Laster, Unwissenheit, Aberglauben mit ihrem ganzen unseligen Gefolge nur darum fortgedauert und geherrscht, daß man die Gottheit Christi nicht, oder nicht recht, nicht aus Ueberzeugung geglaubt hat? — Sie ist ja allenthalben geglaubt worden. Vielleicht wird die zu krönende Preißschrift die ganze Christenheit über diesen Punkt bis zur einleuchtenden Gewißheit bringen? „O du arme Christenheit hinter dem Pfluge, auf dem Werkstuhl, im Kaufladen, in den Kasernen „und Baraken, in den Bergwerken, auf der See, oder wo, „und wie du sonst dein Brod suchst, wird dir mit der Preiß„schrift auch das Talent, sie zu verstehn, gegeben werden?" Doch das brauchts ja nicht. Dafür werden die Lehrer in Kirchen und Schulen sorgen. Die werden selbst besser erleuchtet, ihren Zuhörern und Kindern mehr Licht über diesen Punkt mittheilen können — Der Verf. sieht diesem neuen Licht, das den Volkslehrern dadurch aufgehen wird, den neuen, deutlicheren Beweisstellen, als die alten waren, daß die Bibel die Gottheit Christi lehre, den neuen Vernunftschlüssen, um in die alten Beweisstellen mehr Beweiskraft hinein zu legen, mit Verlangen entgegen. Nur verbittet er sich (was wohl mehrere mit ihm thun möchten) die Voraussetzung der zu beweisenden Wahrheit dieser Lehre aus kirchlicher und landesherrlicher Autorität, und aus dem gangbaren theologischen System; weil sie auf die Art längst bewiesen und geglaubt worden ist. Uebrigens beklagt er, daß der Preis auf königlichen Befehl ausgesetzt worden. Die theologischen Fakultäten bekommen dadurch neue Veranlassung zu glauben, daß sie da sind, um Schultheologie zu lehren, Subtilitäten zu ergrübeln, und als nützliche Heilswahrheiten in Ansehn zu erhalten. Und die zu bildenden Volkslehrer bekommen fernerhin mit erneuertem und verstärkten Schein Rechtens unverdauliche dogmatische Spitzfindigkeiten, statt der reinen nahrhaften Lehre Jesu, von ihnen zu hören, und pflanzen die denn wiederum unter dem Volke fort — Der Verf. fürchtet daher mit Recht: Was bloß unter spekulativen Köpfen verhandelt werden sollte, das wird nun immerfort ein Stück des allgemeinen Schulunterrichts bleiben. Für so wichtig er an seinem Theil den Begriff von Gott und Christus hält, so glaubt er doch, es sey nicht nothwendig, sie in einem Subject vereint zu denken. Die Wohlthat seiner

Erlösung bliebe auch außer dem göttlich groß, wahrhaftig Gottes Werk — Die Frage: Wie und wodurch Christus das ward, was er war, müsse, da sichs der eine so, der andere anders vorstellt, jedem frey stehen, sich selbst zu beantworten; und dieser Punkt, worüber sich die Menschen trennen, zu keinem allgemeinen Glaubenssatz gemacht werden — zumal da das Leben und das Thun, nicht das Glauben, nach Christus eigner Erklärung die Seligkeit der Menschen ausmache.

Was Recens. hier in einem kurzen Auszuge aus dieser Schrift liefert, ist von dem Verf. in eine so lichtvolle Klarheit gesetzt, und so gut, so faßlich für jedermann gesagt, daß es ganz im Zusammenhange gelesen zu werden verdient. Aber was will er eigentlich mit dieser ganzen Schrift? Etwa die Gottheit Christi bestreiten? Keinesweges! Oder verlangt er, daß sie fernerhin niemand untersuchen soll? Auch eben so wenig. Was will er denn? Daß Könige keinen Befehl zu dieser Untersuchung, oder gar zur Bestätigung dieser als wahr vorausgesetzten Lehre, geben sollen. Sie bleibe, wie alle übrige spekulative, theologische und philosophische Fragen eine Uebung für spekulative Köpfe, die, ohne Beytritt der Könige, damit fertig werden mögen, so gut sie können. Dies bittet er mit tiefster Verehrung den König Georg, den Menschenfreund, ihm, als einen wohlgemeinten Rath, schreiben zu dürfen.

Der würdige und gelehrte D. Semler handelt in seiner Vorbereitung auf die königl. großbritannische Aufgabe fast das nämliche Thema ab, nur etwas anders modificirt, mit noch speciellerer Rücksicht auf die wirkliche Historie der vom Anfang an neben einander daseyenden, oder auf einander entstehenden sehr ungleichen Vorstellungen der Christen von Christi Gottheit, wenn sie gleich alle an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist einmüthig glaubten, und er wünschet sehr, daß diejenigen, welche sich an die Beantwortung jener Aufgabe machen wollen, zuvor diese wichtige Historie in ihrem ganzen Umfange kennen und durchgehen möchten. Dazu kann ihnen denn auch die Semlersche Schrift in der That sehr behülflich seyn. Rec. hat sich auch hier wieder über die edle Offenherzigkeit des freimüthigen Mannes gefreut, mit der er als ein lutherischer Lehrer der Theologie fest darauf besteht,

steht, „die ein für allemal gültige Erklärung der Lehre von „Christi Gottheit in der römischkatholischen Kirche sey bloß „nach Concilien und sogenannten Vätern unveränderlich fest„gesetzt; von Protestanten aber dem eigenen Gewissen und „Glauben eines jeden so frey gelassen, daß die von Menschen „eingeführten Wörter: Homousie, drey Personen, Trini„tät, Zeugung aus dem Wesen des Vaters u. s. w. kei„nesweges für unumgänglich nöthig zur Seligkeit angesehen „werden, sondern den Christen die Wahl frey stehet, sie zu „behalten oder nicht zu brauchen — und dies könne nicht an„ders seyn, wenn Protestanten die freie Anwendung ihres „eigenen Gewissens, oder den eigenen lebendigen Glauben „jenem historischen, fremden Glauben, den die Kirche ih„ren Unterthanen anbefiehlt, vorziehen — wenn sie keine „ungeistliche, bloß äußerliche Christen mehr seyn, nichts um „des blossen Ansehns der Kirche willen, sondern Gotte „allein glauben wollen, der uns durch Christum, durch sei„nen Geist und die Apostel alles hinlänglich lehre, was uns „zu unserer eigenen geistlichen oder inneren Wohlfahrt und „Seligkeit nöthig sey." Schon in der Einleitung kömmt viel historisches vor: von der Ungleichheit der öffentlichen oder gesellschaftlichen Kirchensprache zur Beschreibung des Sohnes Gottes, welche katholische Lehrer, arianische Christen, Nortianer, Sabellianer, und Photinianer ganz verschieden redeten; von den Quellen der verschiedenen Vorstellungen, vom Messias oder Christus, als Sohn Gottes und dessen Reich, welche zunächst in den heiligen Schriften der Juden, und zwar in der alexandrinischen und lateinischen alten Uebersetzung zu suchen sind; von den ganz sichtbaren Abwechselungen der Ideen vom Logos und den verschiedenen Erklärungen der Taufformel; von dem ungleichen Begriff, den man mit den Wörtern Gott, Elohim, Söhne Gottes, Kinder Gottes, Geist Gottes, von jeher verband, bis unter den Christen, die nicht an ihren alten jüdischen, sinnlichen und kleinen Begriffen vom Messianischen Reiche hiengen, ganz neue eigene Vorstellungen in einer neuen moralischen Sprache von dem Reiche, der Erlösung, dem Opfer Christi entstanden. — Der Glaube an Christum, an den Sohn Gottes, woran die geistliche Wohlfahrt der Christen in der und der Stuffe hängt, war anfänglich bey Christen κατα πνευμα (die σαρκικοι und ψυχικοι dachten anders) nicht eine einförmige Bejahung der

ihm zukommenden Gottheit; sondern die Einwilligung in die neue geistliche Gesinnung, welche die große Wahrheit sich aneignet: Christus ist kommen, alle Sünder selig zu machen. — Es giebt aber viel Stuffen dieses Glaubens — und es ist eine sehr mangelhafte und ungeistliche Denkungsart, wenn Christen gar dahin gerathen, daß sie es der Ehre des Sohnes Gottes schuldig zu seyn glauben, alle andere Christen, für die er auch gelebt und gelehrt hat, für die er auch gestorben und auferstanden ist, eifrig zu verdammen und zu verurtheilen, wenn sie nicht die Gottheit Christi für sich eben so beschreiben, als sie ihres Theils es thun. — Wenn bald beim Ursprung des Christenthums fanatische, judenzende Christen von dem Wesen der neuen christlichen Religion abwichen; wenn diese, als rohe, sinnliche Menschen, nur lauter äußerliche Revolutionen von dem daseyenden und bevorstehenden Reiche Gottes erwarteten, so setzten an der andern Seite moralische, praktische Selbstchristen den höchsten Zweck der christlichen Offenbarung darin, sich nicht mehr von sinnlichen Begierden regieren zu lassen, sondern in moralischer Nachahmung Christi nach dem Geist zu leben, welches auch das Wesen derselben ausmachte — Diese Christen wandten nun, jeder für sich frey und unabhängig, ihren Verstand und Willen zu ihrer eigenen geistlichen Wohlfahrt an. Nach der subjectiven Ungleichheit aller Menschen, und der Natur der christlichen Kenntnisse, konnten sie nun aber nicht geradehin in allen ihren Vorstellungen übereinstimmen, nicht alle einerley Maas des Glaubens haben. Wenn sie gleich alle in dem Allgemeinen, in dem gleichen Endzweck, den Mitteln, und der Quelle ihrer neuen Erkenntniß übereinstimmten, so konnte doch die eigene gesammelte Erkenntniß des einen unmöglich die nämliche Erkenntniß des andern einzelnen Christen seyn. — „Christus, „Paulus konnte nicht, statt dieser einzelnen Christen, alle „ihre künftigen Vorstellungen wirklich schon ausdrücken oder „anzeigen, und zur allgemeinen, unveränderlichen Vorschrift „für alle Christen machen; oder, an ihrer Stelle, ein für „allemal denken und glauben.“ (S. 33.) Die Ungleichheit der eigenen moralischen Uebung der Christen, die Ungleichheit des Inhalts ihres eigenen Glaubens, hörte nur dann auf, als der Kirchenglaube aufkam, als die öffentliche Beschreibung und historische Anzeige dessen, was die Christen in dieser Gesellschaft, einer wie der andere, von dem

Sohn

Sohn Gottes reden, und gemeiniglich ohne eigenes Bewußtseyn, gleichförmig glauben sollten, eingeführt wurde. Von da an hören und lernen alle katholische Christen eine und dieselbe Summe dieses öffentlichen Glaubens, der alle Glieder der Gesellschaft zusammen hält, und von andern Kirchengesellschaften, die einen andern öffentlichen Glauben festgesetzt haben, immerfort unterscheidet. — So viel in der Einleitung.

In dem ersten Abschnitt von dem Ursprunge des christlichen Begriffs: **Sohn Gottes**, wird dies alles weitläuftiger ausgeführt. — **Griechische Juden** und griechische **Philosophen** aus der **platonischen** Schule gaben durch ihre Begriffe von **Engeln** und vom **Logos** Anlaß zur Bildung dieses Begriffs. Man fängt an aus griechischen Schriften manche Vorstellungen zu sammeln, und sie auf den Messias anzuwenden; er wird **Elohim**, auch Gott genannt — wir haben historische Zeugnisse genug, daß die Christen sich vom Anfang an in der Bedeutung des Ausdrucks: Christus ist Gott, ist Sohn Gottes, getheilt, und in dieser getheilten Vorstellung ganz moralisch recht beharret haben; denn jeder sollte seine eigene Erkenntniß wirklich vorziehen, eine fremde konnte nicht geradehin die eigene werden. Der eine nahm den Ausdruck Gott als eine Bezeichnung des **Wesens**, der Substanz; der andere als Anzeige einer **Relation**, einer Herrschaft über alles nach des **Vaters Willen**, die er Christo damit beilegte. Beide Partheien glaubten den neuen Grundartikel der christlichen Religion, den Juden und Heiden nie glaubten; Jesus Christus ist mit dem Vater Gott, ist Gottes Sohn. Beide glaubten, daß sie Christus **erlöset** habe, und so verschieden auch abermal ihre Vorstellungen von dieser **Erlösung** waren, welche sie Christo verdankten, so nutzten sie dieselben doch beide zum eigenen Glauben und moralischem Leben — Keine Parthie hätte sich je das Vorrecht anmaaßen sollen, aus ihrem moralischen Maaße des Glaubens eine allgemeine Vorschrift für alle andere Menschen zu machen, und ihren Verstand und Willen nach sich, bloß nach sich, einmal wie allemal, zu bestimmen, da die gewissenhafte einzelne Praxis der christlichen Privatreligion durchaus bey ungleichen Menschen nicht allgemeine Gleichheit und Identität haben kann, und nach Gottes Absicht auch nicht haben soll. Aber dies geschahe durch Ein-

 führung

führung einer unveränderlichen allgemeinen **Einheit der Sprache** für die ganze Gesellschaft, welche die Bischöfe schufen — Diese Anmaaßung ist der Sitz, ist die Quelle der ganz unchristlichen Macht des ganz unchristlichen blos politischen **Pabstthums**, welche die göttliche Ordnung und Kraft der christlich freien Religion wieder aufhebt, und eine ganz **ungerechte Herrschaft über die Gewissen der Christen** an sich reißet — Eines jeden eigenes Gewissen und Urtheil, dem er nicht widerstreben, sondern folgen muß, bestimmt doch **das für ihn Wahre.** Niemand erkennt das objectivisch Wahre ein für allemal in seinem ganzen Umfange Alle Erkenntniß davon ist abgetheilte, partikuläre nicht totale Erkenntniß des objectivisch unendlichen Wahren. Also kann sich auch niemand je herausnehmen zu urtheilen: Diese Vorstellung des und des Christen weicht von dem ab, was hier objective Wahrheit seyn muß. — Alle Christen, die gewissenhaft ihrer Erkenntniß folgen, haben Antheil an christlicher Wohlfahrt. Es ist ein ungeistliches Urtheil der Kirche: extra ecclesiam non est salus. — **Es sollen nicht alle Christen ein und dasselbe Maas von christlicher Gesinnung** oder eigenen Fertigkeit **wirklich haben; und können** es nicht haben, es ist wider den Begriff von **Vielheit** der Christen, als Christen — **Gott selbst will nicht,** daß alle Christen **einerley Maaß** der Vorstellung von einigen Christen annehmen und behalten sollen. Die moralische Welt würde ärmer. — Wie wenig harmonirt hiermit, daß die Kirche, oder der Lehrstand, wirklich anstatt aller andern Christen, von Vater, Sohn und Geist, von Erlösung, von — — allen sogenannten Glaubensartikeln, **denkt** und **redet.** Sie macht articulos fidei und fordert von den Christen, daß sie ihren eigenen **Verstand nicht anwenden** sollen zur einzelnen Betrachtung und **Praxis des Sachinhalts** dieser Glaubensartikel. — Die Seligkeit der Christen steht also nun ganz allein bey der **Kirche**, bey ihren Obern, Bischöfen. Sie ist also die Gebieterin eitler Seligkeit und Verdammniß der Menschen — So sollte es nicht seyn nach den Grundsätzen der geistlichen und moralischen Religion Christi, die von jedem Menschen zu seiner eigenen Glückseligkeit und zu fortgehendem moralischem Wachsthum gewissenhaft angewendet werden soll. — Wenn die nach und nach möglichen Summen der Vorstellungen **vom Sohn Gottes**, von **Erlösung durch Christum** ꝛc. mit den Zahlen 1. 2. 3. 4. 5. 6.

6. 7. 8. 9. 10. angezeigt werden: so können die Christen der ersten Zeit in einer Provinz, alle diese zehn Summen (welche hinter einander, oder neben einander bey den Christen in anderer Zeit, oder in andern Provinzen, wirklich einzeln aufkommen) nicht schon beysammen haben; es müßte sonst kein Zeitraum, kein lokaler Unterschied dazwischen seyn, der die Ungleichheit der Bewegung des Verstandes und Willens in den Christen über eben dieselben Gegenstände unumgänglich mit sich bringt. — Wenn wir nun umgekehrt wieder sagen wollten: Alle spätern Christen sollten und müßten, um ihrer moralischen Wohlfahrt willen, eben dasselbe Maas der Vorstellungen nun wieder haben, eben so in ihrem eigenen Glauben anwenden: würde dann diese Forderung nicht aller Erfahrung von selbstthätigen, wirksamen Menschen, nicht der allgemeinen Ordnung Gottes, in welcher alle endliche Dinge ihre stets abgetheilte Bewegung haben, gerade zuwider laufen? würde sie nicht der immer größern moralischen Wohlfahrt, der immer andern Menschen, ja selbst den klaren Zeugnissen der apostolischen Schriften, die schon damalen moralische Kinder, und moralisch mündige vollkommenere Christen unterschieden haben, gerade entgegen seyn? — Die Geschichte legt uns ja eine stete Succession und Stufenfolge der besondern Bestimmungen und Vorstellungen über den Inhalt der öffentlichen kirchlichen Lehre von Vater, Sohn und Geist, vor, welche neben einander und hinter einander aufgekommen sind. Zu Nicäa wurde dem Ausdruck, Sohn Gottes, zuerst die Bestimmung gleiches Wesens und Seyns, Homousios, beygesetzt, an eine nähere Bestimmung vom heiligen Geist wurde noch gar nicht gedacht, da man doch schon vorher, ehe eine Zeugung aus dem Wesen des Vaters öffentlich gelehrt und beschrieben wurde, an den Sohn Gottes geglaubt hatte — Seit Augustins Zeiten wurde eine absolute Prädestination Gottes über die Seligkeit einiger, nicht aller Menschen, von vielen großen Lehrern, bis ins vorige Jahrhundert behauptet, und nicht nur auf alten Concilien, sondern auch sogar zu Dordrecht durch obrigkeitliche Verordnungen zur öffentlichen Lehre eingeführt — „Wir würden uns aber kindisch „irren, wenn wir selbst glaubten, die göttliche Kraft des „Evangeliums könne geradehin sonst niemand selig machen, „als wer katholisch, lutherisch von Christo — — denket und „redet. Dies ist nur eine einzelne Vorstellung und Beschrei-

„bung, diese Kraft Gottes aber ist viel mehr, als was diese „einzelne Vorstellung ausdrückt. — Es sind übereilte Eife„rer, oder gar Thoren träges Herzens, welche die herrliche „Kraft des unendlichen Gottes, die er in der moralischen „Welt unaufhörlich anwendet, mit ihrer kleinen Elle, ganz „unnützer Weise, ausmessen wollen.“

Der zweite Abschnitt hat die Bestätigung oder die Beweise der katholischen Lehre von der wesentlichen Gottheit des Sohnes Gottes in den spätern Zeiten zum Inhalt. Hr. S. bedauert mit Recht die noch fortwährende Unwissenheit, worin sich selbst protestantische Gottesgelehrte in Ansehung der Geschichte ihres eigenen Lehrbegriffs befinden. Er will hier zwar nicht in Tabellen alle wörtliche Beschreibungen der Väter bis auf die Scholastiker, und von denen bis auf die Reformation, den Lesern vor Augen legen. Aber doch erinnert er an die successiven Veränderungen, welche in der theologischen Lehr- und Beweisart veranlaßt und hervorgebracht worden sind durch Anselmus, den freien selbstdenkenden Scholastiker, und dann besonders im 16ten Jahrhundert durch die Wittenberger Theologen, durch Erasmus, Luthern, der nur seinem Augustinus zu sehr ergeben war, Melanchthon, gegen dessen frey stehende Contemplation der unfreundliche Flacius so viel Lärm erhob, Zwingeln und Calvin — und dann ferner späterhin durch Calixtus, Grotius, und die übrigen Arminianer, Richard Simon, dessen Philosophie und Critik neben dem großen Schritte, welchen die Philologie that, in das itzige Jahrhundert übergieng; durch Speners, Emlyns, Whistons, Clarks und Whitbys Schriften, Trotz des Bull und Grabe, über deren Beystand, welchen die Patres durch sie der kirchlichen Lehre so gut leisten sollten, sich viele Theologen freuten. — An dies alles erinnert Hr. S. nur, und sammelt dann im dritten Abschnitt dieser Schrift aus den historischen Nachrichten ein und zwanzig praktische Anmerkungen, welche den öffentlichen Unterricht, und dessen eigenen Gebrauch von Zuhörern und Schülern, auf deren Ungleichheit derselbe immer gerichtet seyn muß, angehen, hier aber um Weitläuftigkeit der Recension zu vermeiden, nicht angezeigt werden können. Sie sind aber alle wahr und wichtig. — Alsdenn kömmt er auch auf die süssen Gaukeleien und Plaudereien, die itzt angewendet

det werden, eine Vereinigung der Religionspartheien, als ein sehr großes Glück, und als eine Quelle der allergrößten menschlichen Wohlfahrt zu beschreiben, und auf die besondern Anstalten mancher Jesuiten und ihrer Anhänger eben in unserer Zeit, worauf Protestanten aufmerksam seyn sollen. Er spricht darüber frey von der Leber weg, wie es seiner würdig ist. „Wer steckt denn eigentlich, sagt er S. 132. 133, hinter „der neuen künstlichen Gaukeley: Jesus ist der einzige „Gott der Christen? Wo bleibt denn die bisherige Frey„heit unsers Gewissens, wenn man sich schon erfrecht, einen „solchen Schritt öffentlich zu thun? Ist dies wohl Lehre und „Inhalt des neuen Testaments für uns, wenn die neue „Kirche, die schon unterwegens ist, wenn das neue Jerusa„lem, damit auch Juden gelockt werden, eine solche neue „Formel voranschickt? Wir sind ja hiermit alles Rechts „schon entsetzt, das wir bisher so frey nach unserm Gewissen „gebrauchen konnten, die Gottheit Christi selbst zu denken „und zu glauben. Diese heimlichen unbekannten Obern aber „machen schon eine Lehrformel für alle Christen zurecht, die „sie einzuführen vorhaben. Wie so klein und unwürdig ist „doch diese neue Theorie, welche so häufig schon angekündigt „wird! Lauter jüdische Bilderchen und abgetragene Lar„ven, welche Paulus so frey arme dürftige Buchstaben, „den alten todten Buchstaben nannte, kommen nun wieder „in die Composition dieser Universalreligion; welche im „Grunde alle jene sinnliche Begriffe wieder einführt, auf „denen das Pabstthum eben erbauet wurde, welches die Re„ligion blos zum Staats- und Erwerbungsmittel umschuf, „damit der ganze Stand der kirchlichen Obern, ja die ganze „Christenheit immerfort ruhig beherrschen konnte. So listig, „so politisch will man die protestantischen Grundsätze um„werfen, welche allen Christen das unverletzliche Recht des „eigenen einzelnen Gewissens gewährt haben, wonach die „ganze noch so große Gelehrsamkeit, als eine unschätzbare Ga„be Gottes, wider alle Pfaffenstreiche sich unaufhörlich aus„breiten kann, und die edlere Erkenntniß wider allen Aber„glauben und wissentliche Dummheit, die man gern aus al„lem Eigennutz wieder nähren und anpflanzen will, unauf„hörlich emporsteigt." Es ist vortreflich, was der wackere Mann auf den folgenden Blättern über dadurch verunglimpfte Gelehrsamkeit und Kultur, daß Heuchler sie menschlich nennen, über Proselytenmacherey und Be-

kehrung abgetretener Protestanten durch Jesuiten, über Religionsmonarchie und eine neue große Gesammtkirche, über die unbekannten Obern geheimer Partheien, als deklarirte Gegner der allgemeinen, ganz freien, inneren Religion; über Leute, die falsche Mystik, Erscheinungen, Geschichte, neue Magie und gar Alchymie zu Hülfe nehmen, um Philosophie und Gelehrsamkeit zu verschreien; über Protestanten, die sich durch solche Gaukeleien verführen lassen, und sich einbilden, der Naturalismus solle und müsse ausgerottet werden, damit bloß die christliche Religion ohne alle Hinderniß sich ferner unter uns erhalten und ausbreiten möge — aus der Fülle des Herzens mit so vieler Energie sagt. — „Es ist viel Zweydeutigkeit, schreibt er, wenn „man so dahin redet von alter reiner Lehre. In Christo „gilt nichts, als immerfort neue moralische Schöpfung. „Die kann nicht alt werden, wie manche Lehrformel und „Redensart recht alt, und weniger itzt nützlich heißen und „werden kann. Nie gab es eine reine Lehre, die ein für „allemal schon vollkommen und gänzlich entwickelt gewe„sen wäre — Das ganze Geräusch von Neologen schickt „sich gar nicht für Protestanten; es beruht auf alten, aber „wirklich moralisch unreinen Grundsätzen, welche ehedem „gerade zur Unterdrückung der freien geistlichen Religion und „der unendlichen Herrlichkeit Gottes angewendet wurden — „Ist dies nicht eine innerliche Zerrüttung, welche aus einer „papistischen Nachahmung einer infalliblen Kirche entstehet? „Heißt dies im Geist der christlichen Religion einhergehen, „wenn man mit jenen Pfaffen und Mönchen zusammentrift? „Sollten wir Protestanten nun Knechte oder Unterthanen „einer großen Conföderation werden, die sogar ganz un„wissende Menschen aus allerley Professionen mit in diese „neue Jurisdiction erhebet? — Ist Gott nur dieser Chri„sten Gott? Haben sie Christum getheilt und die größte „Portion behalten?"

Aus dem ganzen Inhalt dieser in sehr gemeinnütziger Absicht von dem Verf. geschriebenen **Vorbereitung** geht denn das Resultat ganz klar hervor: Es sey geradehin unrichtig und falsch geschlossen, wenn man schließt: „weil es für mich eine ganz ausgemachte Sünde wäre, von der Gottheit Christi weniger zu glauben, als ich gewissenhaft glaube: so begehen andere Christen ebenfalls eine unleugbare Versündigung, welche

keine

keine solche Zeugung des Sohnes Gottes, oder Ausgehung des heiligen Geistes vom Vater und Sohn glauben, wie ich solche glaube;" für den rechten seligmachenden Glauben der Christen, der an keine bestimmte Lehrformeln, die nur für äußerliche Gesellschaften gehören, gebunden sey, sey jene Preißaufgabe von der Gottheit Christi gar nicht nöthig gewesen; und das innere Seelenheil der Christen werde auch durch die krönungswürdigste Preisschrift in keiner Art befördert werden, weil es von matten, unvollkommenen Worten und Formeln gar nicht abhängt. — Einmal ist es mit den eingesandten Preisschriften auch schon mißgeglückt, und es steht zu fürchten, daß sich solches noch öfter ereignen werde. Wir müssen es abwarten. Gut war es in aller Absicht, daß Hr. S. die **Vorbereitung** schrieb. Vielleicht hilft sie manchen um die Krone ringenden Wettläufer daran denken, nach welchem Ziel und innerhalb was für Schranken er eigentlich zu laufen habe. Es schadet auch nicht, daß der Verf. in dieser Schrift manches wiederholt, was er schon anderswo geschrieben hat. Gewisse Wahrheiten, für die man immer noch kein Gehör hat, können nicht zu oft gesagt werden.

Zum Anhang hat Hr. S. Auszüge aus Herrn Eulogii Schneiders in Augsburg gehaltener Predigt über die christliche Toleranz mit Zusätzen abdrucken lassen. Wir haben diese Predigt B 76. 1, 41. angezeigt. Hr. S. lobt verdientermassen den duldsamen Mann, und wünscht auf jeden Bezirk von zehen bis funfzehn Meilen nur einen so würdigen katholischen Prediger, statt der politischen Unitisten anzutreffen.

Br.

Adam Sigismund Fleischers Beschreibung der drey wirkenden Grundeigenschaften der menschlichen Seele, als die Qvelle der moralischen Tugenden und der moralischen Gebrechen, wie auch die Mittel, daß die moralische Finsterniß durch das moralische Licht kann erkannt, verbessert, überwunden und erhöhet werden, und also der Mensch zu einer wahren Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths gelangen

langen kann. Gedruckt im gnadenreich
des Herrn. 1786.

Lauter confuses, mystisches Geschwätz, so wie e
weitschweifige Titel vermuthen läßt, voll unverstän
anstößiger Ausdrücke, voll groben Nonsens und
und schriftwidriger Grundsätze. Die Vorrede is
Geist der dem Mystiker eigenen behaglichen Selbs
keit, ruhigen Gleichgültigkeit gegen die Meynung
dersdenkenden und in sich zufriedenen Ueberzeugun
Gewißheit der vorgebrachten Behauptungen gesch
das Buch selbst, das mit der Schöpfung und de
ersten Menschen anfängt, und sich mit den ewigen
fen der Verdammten endigt, enthält so weniges, w
nigermaaßen vor der Prüfung der gesunden Vern
hen könnte, ist dabey mit so vielen unrichtigen An
und ärgerlichen Verdrehungen von Stellen der
welche sich doch dergleichen Leute nur gar zu ger
angefüllt, daß Rec. sich mit gutem Gewissen eine
Anzeige seines Inhalts überheben zu können glaub
man indessen doch wisse, was der Verf. unter den
kenden Grundeigenschaften der menschlichen Seel
so will ich nur eine Stelle aus dem Kapitel anfü
ches hiervon besonders handelt, und welches er de
zu seiner ganzen Abhandlung nennt. „Feuer, Licht
heißt es darin, „sind die drey herrlichen göttlichen
„ten, welche der Schöpfer nach dem Bilde seiner e
„fenbarung in die menschliche Seele gelegt hatte.
„war die Werkstätte der Begierde des Menschen
„diesem Feuer ausgehende Licht sein Verstand
„heit, und mit der von diesem Feuer und L
„henden Kraft sollte er in die Schöpfung eindri
„darinnen nach der in seinem Gewissen wohne
„lichen Lichtskraft regieren. Außer diesen drey gro
„schen geistigen Kräften ist dem Menschen auch ein
„Wille mitgetheilt worden, wovon nur noch
„Schatten übrig ist. Die erste dieser Willenskrä
„finstern Grunde der Natur, und heißt die satanis
„oder der satanische Wille, welcher gegen alles, w
„und der Ordnung gemäß ist, gerichtet ist. Die zw
„Kraft des Geistes dieser Welt, oder der irrdische W

„cher bald gut, bald böse ist, wie es etwa sein Nutzen oder „Schaden erfordert. Die dritte war das Licht der Weisheit „und des Verstandes, oder die himmlische. In dieser wohnt „das Gewissen, und in dem Gewissen die göttliche Lichts„kraft oder das göttliche Licht und Recht, welches zwar wohl „vom Lichte der Vernunft, und von den Eigenschaften des „finstern Seelengrundes kann umnebelt, aber nicht verdun„kelt werden, es streitet unaufhörlich wieder beide, und will „nicht, daß etwas Böses geschehen soll." Wie wenig verständliches ist doch in allen diesen verwirrten Behauptungen, und wie sehr erniedrigt das, was sich davon verstehen läßt, die menschliche Natur! Gewiß muß es in dem Kopfe dieses Autors noch sehr finster aussehen, so viel er auch von Licht und Lichtskraft schwatzt.

Kr.

Sokratische Unterhaltungen über das Aelteste und Neueste aus der christlichen Welt. Ein Versuch. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1786. 361 Seiten, 8.

„Ich wollt' es das **Buch ohne Plan** heißen; und den „Vorbericht damit anfangen, es wäre so manches Buch mit „planlosem Plane geschrieben, ich dächte nun wieder einmal „eins mit planmäßiger Planlosigkeit zu schreiben. Das „schien mir jedoch zu anmaaßend." Diese Stelle, die zugleich zur Probe von der Schreibart des Verfassers dienen kann, ist eine ziemlich richtige Selbstrecension. Vierzig kleine Abhandlungen über höchst verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der Theologie, der speculativen und praktischen Philosophie, des Erziehungswesens, der Schriftstellerey, — doch wir können unmöglich alle Fächer angeben, die hier berührt sind — und diese alle bunt durch einander geworfen, müssen ja wohl ein Buch planlos machen. Sokratisch nennt der Verf. seine Unterhaltungen, weil er dem Sokrates (dessen Leben und Ende in einer kurzen Beschreibung vorangeht) vieles in den Mund legt; auch, weil er mit der Freymüthigkeit jenes Weisen, vielleicht auch mit eben derselben Gabe der Ueberredung unangenehme, obgleich heilsame Wahrheiten zu sagen glaubt. Das Letztre wäre nun freylich auch zu anmaaßend. Indeß wollen

wollen wir nicht leugnen, daß dies Buch nicht manche gu
gesagte Wahrheiten enthielte. Wir rechnen dahin besonder
die sehr vernünftigen Aeußerungen des Verfassers in der 3
Abhandlung: **Ueber geheime Gesellschaften un Orden**, wo die bekannt gewordenen Thatsachen der jesuit
schen Proselytenmacherey, besonders aus der Berliner Mo
natsschrift angeführt und in etwas geprüft werden. Viele
andere ist aber doch auch gar unbestimmt und seicht geschrieben
Mit dem zu sehr nach Sentenzen haschenden Stil des Ver
und mit seiner Grammatik sind wir nicht zufrieden. S. 2
steht „daß sie ihr (statt ihrer, der Xantippe) geschont haben.
So heißt es auch durchgehends die Fache statt Fächer, dorst
statt durfte.

Yg.

Drey Pfingstpredigten über das zweyte Kapitel de Apostelgeschichte. Von Johann Casp. Lavater Winterthur, Steiner und Comp. 1787. 10 Seiten in 8.

Lavater's Manier, Christenthum und das was er dafü
hält, als ein und ebendieselbe Sache darzustellen, und au
solche, die den Ungrund und das Ueberspannte in diesem au
decken, den Verdacht der Feindschaft gegen jenes, des Schie
sinns, der Schalkheit und der unreinen Sinnlichkeit zu wä
zen, ist zu bekannt, als daß wir ihrer noch einmal Erwäh
nung thun sollten, aber auch für jeden gewissenhaften und si
redlicher Absichten bewußten Mann zu unwirksam, als da
er sich dadurch abhalten lassen sollte, dasjenige gerade herau
Uebertreibung, Schwärmerey und Unsinn zu nennen, wa
diese Namen mit Recht verdient. Unsinn ist es also, wen
S. 19 gesagt wird: „Wie unsere Versammlung hier gewi
ist, so gewiß und noch gewisser, das heißt, bezeichneter
auffallender, unläugbarer, sich beweisender ist die Begebenhei
am Pfingsttage.“ Eine erzählte Begebenheit kann also ge
wisser seyn, als was gegenwärtig geschieht, was wir jetz
thun! Oder meynt er, die Ueberzeugung von der Wahrhei
jener Begebenheit sey der Folgen wegen, die sie hatte, un
die wir noch immer empfinden, fester gegründet, so ist e
darum nicht minder ungereimt. Denn nur diese Folgen, dies

Wir

Wirkungen sind gewiß, jene Begebenheit aber, als die Ursache davon, ist es schon in minderm Grade. Ich zweifle nicht, daß es einen Cicero gegeben hat, der der Verfasser der ihm zugeschriebenen Schriften ist; aber ich weiß, wenn ich sie lese, doch weit gewisser, daß ich sie lese, als ich weiß, daß er sie geschrieben hat. Es ist nothwendig, die verwirrten Begriffe eines dahinreißenden Schriftstellers zuweilen, selbst bis an die Gränze des Pedantismus, zu analysiren, um zu warnen, daß man nicht leeren Wortschall für Sinn halte. — Uebertreibung ist es, wenn es S. 95 von den ersten Christen heißt, daß ihr Herz immer in Bereitschaft gewesen sey zu beten, und wenn diese unauslöschliche Lust zum Gebet für das entscheidende Kennzeichen eines Christen ausgegeben wird. — Schwärmerey ist es, wenn er S. 94 in die Frage ausbricht: „Werde ich es auch noch erleben, meine l. Gemeine, daß es dich nicht mehr befremdet, wenn, ich will nicht sagen, vom alltäglichen, ich will nur sagen, vom allsonntäglichen Abendmahlhalten, als von der allernatürlichsten Sache, ernsthaft und entscheidend gesprochen wird?" Wo haben wir hierüber einen Befehl? „Keinen, aber doch das Beispiel der ersten Christen!" Sehr richtig sagt L. S. 91, daß die Gemeinschaft der Güter mit unserer jetzigen bürgerlichen Verfassung nicht vereinbar sey; er wolle auch nichts Unmögliches, nichts mit der gegenwärtigen Weltbeschaffenheit zu sehr Streitendes verlangen; es sey nicht um die äußere Form, sondern um den Geist der Wahrheit zu thun; das Wesentliche, nicht das Zufällige müsse in Anschlag kommen. Und warum vergißt er nun diesen goldenen Grundsatz ganz? Es lag ja auch in der individuellen Lage der ersten Christen, daß sie täglich zusammen kamen, gemeinschaftlich mit einander assen, und sich so ihres Herrn erinnerten. Der Geist, das Wesentliche besteht in dankbarem Andenken an Jesum: das Zufällige dabey ist, daß es bey gemeinschaftlichem Mahle geschehen soll. Jenes wird ein dankbarer Christ oft wiederholen, ohne es gerade auch oft unter den zufälligen Umständen zu thun. Wir wollen gar nichts davon sagen, daß die öftere Wiederhohlung symbolischer Gebräuche nichts anders hervorzubringen pflegt, und nach der Natur der menschlichen Seele nichts anders hervorbringen kann, als Gedankenlosigkeit oder sinnliches Spiel. — Schwärmerisch ist endlich S. 87 die Erklärung der Worte: in Christo seyn, nach welcher eine andere als blos moralische Gemeinschaft und Vereinigung mit

Christo

Christo darunter verstanden werden soll, ein physiko-pnevmatisches Zusammenschmelzen, Ineinanderfließen, Einsseyn, wobey sich Rec. nichts zu denken weiß. — S. 61 ist eine Analogie für diejenigen Prediger, welche die christliche Lehre christlich vortragen, und dafür unsinnige Schwärmer genannt werden. Sind dies etwa diejenigen, welche das Locale und Temporelle von dem Wesentlichen trennen und figürliche Redensarten in eigentliche auflösen, oder diejenigen, welche an jedem Bilde, Wort und Buchstaben kleben bleiben, und ihre Art die Bibel zu erklären, und die Lehre Jesu vorzutragen, für die einzige ächtchristliche halten? Wir verkennen übrigens auch in diesen Predigten das Gute, welches sie haben, nicht, und gestehen gerne, daß sie einige herzrührende, sogar, was sich freylich seltener findet, simple Stellen enthalten. Am besten hat uns gefallen, was S. 91 fgg. von der Gemeinschaft der Güter gesagt wird. Die fremden Wörter Rehabilitirung, Sentenz, positiv, respectabel, legitimiren u. a. m. könnte Herr L. leicht gegen andere vertauschen.

Ha.

Prüfung der gegenwärtigen Zeit nach der Offenbarung Johannis. Luc. 12, 54. 55. 56. 57. 1786. 485 Seiten in 8vo. nebst der Vorrede von 40 Seiten.

Man muß diese Schrift nicht für einen neuen Abdruck zweier Werke halten, mit welchen schon vor ungefähr 30 Jahren unser teutsches Publikum heimgesucht wurde. Wer der Sam. Benj. Fehrens muthmaaßliche Entdeckung des Zeitpunkts, in welchem wir nach der Weißagung in der Offenbarung Johannis gegenwärtig leben. Stuttg. 1757. 4. noch Wilh. Bernh. Christlieds gründliche Beurtheilung des Zeitpunkts, darinnen wir nach der Offenbarung Jesu Christi gegenwärtig leben. 2 Theile. 8. Tübingen, 1758 — 1760. werden uns hier aufs neue aufgetischt. Doch scheint die Schrift aus der nehmlichen Gegend zu kommen, wo Bengels Art die Apokalypse auszucalculiren, besonders unter den ältern Geistlichen, noch viele Liebhaber findet, und ist ganz auf Bengels Hypothesen gebauet. Die Provinzialismen —

Bedit-

Beditten, Strittigkeiten, die Töchtern u. s. w. die häufig vorkommen, sind für das Vaterland dieser Schrift charakteristisch — In der Vorrede giebt sich der Verfasser viele Mühe das kanonische Ansehen der Apokalypse gegen die neuern Widersprüche zu retten, und zu beweisen, daß Johannes der Verfasser sey; welches auch in Absicht auf die Zeugnisse des christlichen Alterthums im 2ten Anhang S. 402 folgg. geschieht. Da er aber keine neuen Gründe vorgebracht, und die alten ziemlich schwach vorgetragen hat; so wollen wir davon nicht reden. Aus dem Buche selbst einen völligen Auszug zu geben, hieße Papier und Zeit mißbrauchen; doch müssen wir die Neugier unsrer Leser nicht unbefriedigt lassen, sondern ihnen sagen, was denn das Resultat dieser Prüfung der gegenwärtigen Zeit nach der Apokalypse sey. — Nach S. 116 fällt das Ende der 42. apokalyptischen Monate in das J. 1740. welches durch die Todesfälle so vieler Großen zu einer höchstwichtigen Epoche geworden sey, und man dürfe sagen (welches freylich ganz richtig ist) daß das viele Neue, das sich hernach in den weltlichen Staaten und in der Kirche zeigte, von diesem Jahr seinen Ursprung genommen habe. Wie man von Ludwig XIV. gesagt habe, daß er ganz Europa mit seinem Geist tingirt habe: so könne man es — (und gewiß mit mehr Grunde) — von Friedrich II. König von Preußen sagen; er habe gezeigt, wie ein König durch die Verbesserung seines Kriegswesens und seiner Finanzen, durch Toleranz und die daraus fließende Belebung der Handlung und Vermehrung der Unterthanen mächtig werden, seine Residenz zu einem Athen umschaffen, und sich vom Aberglauben weit, ja nur allzuweit (diesen seltsamen Ausdruck mag der Verf. verantworten) entfernen könne — dieses alles habe zur Erniedrigung des Papstthums gereicht; unter Benedict XIV. habe dasselbe angefangen, in der Ausübung seiner Gewalt merklich nachzulassen, er habe die Fehden seines Vorfahrers mit den Höfen durch Nachgeben beygelegt, das Generalvicariat in Schlesien zugelassen, keinen Bann ausgesprochen, die Verfolgung der Kezer widerrathen, die Feste auf Verlangen einiger Regenten vermindert, und wider die Jesuiten, diese stärksten Stützen des päpstlichen Thrones, Bullen ergehen lassen — Clemens XIII. der geglaubt habe, durch Ausübung seiner päpstlichen Gewalt Gott einen Dienst zu thun, habe nur unglückliche Versuche deswegen gemacht — Clemens XIV. habe den Regenten in allen Stücken klug nachgegeben, und

Pius

Pius VI. müsse es thun, so ungern er auch wolle — müsse das System des Febronius, wenn er ihn gleich zur Retractation gezwungen habe, realisiren, die Toleranz einführen, die Mönche aus den Klöstern treiben, oder den Bischöfen unterwerfen lassen — das ist nun freylich alles historisch wahr; und jedermann wird es dem Verf. gern zugeben. Aber die Folge daraus: **wir leben also in der Zeit, da das Thier nicht ist, folglich in dem Zwischenraum zwischen Off. Joh.** 13, 1 — 11. und V. 11 — 18. — werden auch nicht alle von denen zugeben, die übrigens das kanonische Ansehen der Apokalypse erkennen. Vielmehr wird der, welcher poetischen Geschmack hat, das Abgeschmackte in einer Erklärungsart fühlen, die in einem dichterischen Buch alles eigentlich nehmen, und einen bilderreichen Propheten zu einem magern Zeitrechner herabwürdigen will — doch wir fahren fort, die Ideen unsers Auslegers zu erzählen — Indem das Thier Off. Joh. 17, 3. scharlachroth genennt, und von ihm gesagt wird, daß es voll Namen der Lästerung sey, wird angedeutet, daß das Papstthum im Fortgang der Zeit prächtiger worden sey, aber auch seine Sündenschuld gehäuft habe. Es ist seinem Wesen nach nicht vernichtet, sondern die Ausübung seiner Gewalt ist nur gehemmet — Die sieben Häupter des Thiers sind sieben Papstkönige, auf welchen das Weib (die Stadt Rom) sitzt — jene folgen auf einander, diese aber nicht — Von den sieben Königen hat ein jeder seinen eigenen Charakter, und die sechs erste (ersten) haben gewißlich auch ihre ihnen ähnliche Nachfolger. Ob der siebente einen, oder etliche Nachfolger habe, wird die Zeit lehren — die sechs erste (ersten) Könige oder Häupter an dem Thier sind **Gregorius VII., Innocentius III., Bonifacius VIII, Paulus II, Paulus III.** und **Benedikt XIV.** — Die fünf erste (ersten) Könige des Thiers sind im J. 1740. auf einmal gefallen — zwar sind sie nach einander gestorben — allein ihre Thaten bleiben auch nach ihrem Tode zurück — das Fallen der Könige zeigt an, daß ihre Regierungskünste nimmer praktikabel und wirksam seyn — Die zehen Könige haben dem Pabst ihre Macht und Gewalt, und ihr Königreich noch nicht übergeben — Sie haben zuerst als Könige Gewalt mit dem **Thier**, und dieses ist ihnen gleich; hernach aber **unter dem Thier**; (welcher Scharfsinn!) da denn dieses ihr Oberhaupt ist. Jener Zustand wird eine einige Stunde währen, und durch eine mit wunderbarer Eintracht

tracht getroffene Convention schnell in einen Zustand der Unterwürfigkeit verwandelt werden. Der Verf. stellt die Sache, die ihm selbst wunderbar vorkömmt, so vor. Ein großer Prinz werde bey einer Versammlung der Großen in der Welt zuerst als König und Kollege der übrigen Könige, eine Stunde hernach aber als Papst und Oberherr der ganzen Christenheit ernennt werden. Diesem Papst werden die zehn Könige ihr Königreich, nämlich das vierte Weltreich, das sie gemeinschaftlich besitzen, geben. Es wird also alsdann das Papstthum und das vierte Weltreich in Eins zusammen fließen. — Das Thier wird die 10 Hörner, als seine Hörner, an sich haben, und nach seinem Willen bewegen können. Man wird die höchste geistliche und weltliche Macht in Einer Person vereinigt sehen; folglich wird die Collision dieser zwey Mächten (Mächte) die bisher immer im Schwang gieng, aufhören. Nun, wird man meinen, sey auf Erden, so weit das vierte Reich sich erstrecket, Friede gemacht, und eine lang gewünschte Union gestiftet. Nun werden die zehn Könige unter ihrem gemeinschaftlichen Oberhaupte die ganze Erde unter sich bringen wollen, und diese Verfassung wird bleiben, bis die Reden Gottes von dem dritten Weh durch die Vertilgung des Thiers und seines Anhangs werden vollendet werden. — Nun wer diese Unmöglichkeiten sich als wirklich denken kann, der kann sich auch Chimären als wirklich denken —

> Humano capiti cervicem pictor equinam,
> Iungere si velit, et varias inducere plumas,
> Vndique collatis membris, ut turpiter atrum
> Desinat in piscem mulier formosa superne.

Zu welchem Unsinn doch apokalyptische Schwärmerey einen Mann verleiten kann, der doch sonst manche Funken eines guten Kopfes hervorschimmern läßt. Er fährt fort zu verkündigen, Rom werde diesen von Königen nach einer neuen Form aufgeworfenen Papst nicht erkennen wollen, und deswegen den Zorn der 10. Könige wider sich reizen — das antichristische Horn werde drey von diesen Königen demüthigen, drey werden von ihm ausgerottet werden, drey werden vor ihm fallen, weil sie sich dem Plan der andern sieben widersetzen wollten, und deswegen durch Meuchelmord oder durch Absetzung aus dem Wege geräumt werden. Dieses antichristische Horn werde geistliche und weltliche Dinge in an-

dere Zeiten einschränken, und weder das ganze päpstliche noch das alte römische Recht, weder Friedensschlüsse, noch Compactaten und Reversalien gelten lassen — das ganze Recht werde die Convenienz und sein Wille seyn — die Heiligen werden 1280 Tage in die Hand des Antichrists gegeben seyn, ohne daß sie jemand gegen ihn schütze u. s. w. Der Antichrist wird Kaiser, Papst, Messias, Gott und alles seyn — der rechtmäßige Kaiser wird aus dem Wege geräumt seyn — Es wird nicht nur auf eine neue päpstliche Verfassung angesehen seyn, sondern die Uebergabe des Reichs der zehn Könige an das Thier wird auch mit einer Religionsvereinigung verbunden seyn, und die Annahme des Mahlzeichens wird statt eines Bekenntnisses dienen, daß man einer von den Unirten sey — Wenn aber diese Vereinigung zu Stande kommen solle, so müßte auch mit dem päpstlichen Lehrsystem eine merkliche Veränderung vorgehen — Das Ansehen der vier ökumenischen Kirchenversammlungen und der Kirchenväter müsse fallen, das Tridentinische Concilium und das Glaubensbekenntniß des P. Pius IV. müsse seine Gültigkeit verlieren — überhaupt das ganze alte System werde verlassen, und ein neues, das weit schlimmer sey, werde aufgestellt werden — (Und doch soll es Päpstthum bleiben? Welcher Widerspruch!) Zu allen diesen ungeheuren Veränderungen scheinen ihm bereits Vorbereitungen vorhanden zu seyn (S. 188 folgg.). Leichtsinn, Frechheit, Vertrauen auf Vernunftkräfte, Verachtung des Alten und Liebe zum Neuen, Indifferentismus, Naturalismus und Atheismus habe überhand genommen — den Hildebrandischen Prätensionen werde von vielen katholischen Gelehrten frey widersprochen, die Untrüglichkeit des Papstes geläugnet, und das Recht der Regenten in Kirchensachen hoch erhoben — (Aber eben das, sollte man glauben, wäre der Erwartung einer solchen despotischen und allgewaltigen Hierarchie, wie sie der Verf. weissagt, nicht günstig — und daß alle diese Erscheinungen in der katholischen Kirche den Weg zur Union nicht bahnen, das sehen alle Vernünftige ein, ob sie wohl überzeugt sind, daß schlaue Proselytenjäger sich dieser Dinge, so wie der Verbesserung der Kirchendisciplin, der Liturgie, des Kanzelvortrags und der Andachtsbücher, wie auch der Abschaffung mancher abergläubischen Gebräuche in der katholischen Kirche, als eben so vieler Lockspeisen bedienen, um leichtgläubige Protestanten anzukörnen.) — Auch die Katholiken, welche noch an der

Untrüglichkeit der Kirche fest hielten, fiengen doch zum Theil an, die Lehren und Liturgien ihrer Kirche erträglicher auszulegen — Die Mönchsorden würden nicht nur auf eine christliche Weise getadelt, sondern auch unchristlich verhöhnet — In die Stelle des Aberglaubens trete an den meisten Orten der Unglaube, und zur Aufklärung oder Reformation werde die Bibel am wenigsten gebraucht — Unter den Protestanten sey Neologie eingerissen; ungeistliche Theologen suchten den Naturalismus mit der Bibel zu verbinden, nennten ihren Lehrbegriff christlichen Naturalismus, eine Vernunftreligion u. s. w. Hier werden in einer ziemlich langen Declamation die sogenannten Neologen, obwohl sehr untreu und verwirrt geschildert und (si Diis placet) widerlegt. Indem der Verf. diese Neologen mit den unchristlichen Naturalisten und Atheisten in einen Haufen wirft, so glaubt er, daß wir in der Zeit des Abfalls (2 Theß. 2.) leben, und daß der Mensch der Sünden an diesen Apostaten ein für ihn bereitetes Volk finden werde (S. 196.).

So viel mag genug seyn, um sich eine Vorstellung von den Träumereyen zu machen, in welche der Verf. über dem Studiren der Apokalypse verfallen ist. Nur von den Anhängen des Buchs wenige Worte! Der erste Anhang (S. 394—401) liefert ein Verzeichniß der Päpste von Gregorius II. an bis auf unsre Zeiten — vermuthlich zum Nutzen einer gewissen pietistischen Parthey in Schwaben, die sich in ihren Privatversammlungen an der Apokalypse zu erbauen sucht. Zur Seite stehen die Namen der Kaiser, die zu gleicher Zeit regiert haben. Mit dem Kaisertitel ist dieses Verzeichniß sehr freygebig; Berengarius und Hugo führen daselbst diesen Namen, und Leo Isaurikus heißt Isaurus I. Vom zweiten Anhang ist schon oben geredet. Der dritte (S. 448—468) handelt von Weissagungen und Propheten, ganz trivial, und völlig ohne Kenntniß des hebräischen Sprachgebrauchs. Zum Beweis nur einige Proben. „Wenn ein „Prophet sehen, hören und weissagen sollte, so mußte er, „wenn er schon natürlich wachte, aufgeweckt werden, wie ei„ner, der aus dem Schlaf aufgeweckt wird. Zach. 4, 1. Der „Geist des Herrn kam über ihn, oder bemächtigte sich seiner. „1. Sam. 10, 6. 10. Die Hand des Herrn fieng an, über „ihm zu seyn. 2 Buch der Kön. 3, 15. Ezech. 1, 3. 40, 1. „oder fiel auf ihn Ezech. 8, 1. Er wurde voll des h. Gei-

„stes Luc. 1, 67. Gott öffnete ihm seine Augen zum Sehen, „und seine Ohren zum Hören, und Gott selbst oder ein En„gel fieng an, mit ihm zu reden. Er bekam eine Offenba„rung Er war im Geist, und wurde bey dem Weissagen „von dem h. Geist getrieben." (S. 450 f.) „Moses, der „größte der menschlichen Propheten, sahe die Temunah" (die eigentlichste sichtbare Gestalt) „Gottes, die ein Gerechter „auch nach seiner Auferstehung zu seiner Sättigung sehen „wird. Ps. 17, 15. Er kannte Gott von Angesicht zu An„gesicht durch das Ansehen der Temunah, Deut. 34, 10. „(S. 452.)" Der vierte Anhang (S. 468 folgg.) handelt vom Primat der römischen Kirche vor dem Abfall der Stadt Rom von dem morgenländischen Kaiserthum, und besteht aus Auszügen der Lorenzischen Dissertation über das Dekret des Kaisers Phokas, und aus einer ältern Pfaffischen de Titulo Patriarchae Oecumenici pomo Eridos inter. Graec. et Lat. eccles. 1735.

Yf.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Geschichte zweyer merkwürdigen Bekehrungen zur katholischen Religion: nämlich des Herrn Tayers, eines protestantischen Ministers in Amerika, und des Herrn Johann Joseph Keidecks, eines Rabbiners in Deutschland. Ohne Anzeige des Druckorts. 1787. 48 Seiten, 8.

Man wird leicht errathen, was für ein Geist in dieser kleinen Schrift herrsche. Prahlsucht, und was gewöhnlich damit verbunden ist, die größte Seichtigkeit. Keine Religionspartbey, sie heiße wie sie wolle, hat je nur den tausendsten Theil der Bekehrungssucht geäußert, die man den Katholiken mit Recht vorwerfen kann, und keine hat sich je mit ihren wahren oder eingebildeten Siegen über einzelne Glieder anderer Confessionen so groß gemacht, und ein solches Geschrey darüber erhoben, als die Katholiken bey jeder solchen Gelegenheit zu erheben pflegen. Sie bilden sich ein, Wunder was für einen neuen und großen Beweis für die Aechtheit

und alleinige Wahrheit ihrer Religion bekommen zu haben, wenn sie durch List, Ränke, Vorspiegelungen und Ueberredungen aller Art, hier und da, einen gedankenlosen Schwärmer, einen verunglückten Abentheurer, einen Projettmacher und andere Personen gleichen Schlages in den Mutterschoos der Kirche, wie sie sagen, zurückgebracht haben. Was solche Bekehrungen für elende Beweise für die Wahrheit einer Religion abgeben, sieht jeder vernünftige, auch ungelehrte Mensch mit leichter Mühe ein. Die Herren würden immer noch sehr wenig Grund zu triumphiren haben, gesetzt auch, daß es ihnen gelänge, Männer, die der ganzen Welt als helle, aufgeklärte und große Geister bekannt wären, zu einem solchen Schritte zu bewegen — denn, wer kann dem Menschen ins Herz sehen? und kömmt nicht auf die Absicht und wahre Ueberzeugung des Convertiten alles an? — Doch, diese großen Männer sollen keine Nebenabsichten bey ihrer Religionsänderung haben, ihre Ueberzeugung soll die innigste seyn; kann sich nicht auch der größte Mann irren? Und kann ein dem Irrthum unterworfenes Wesen einem andern zur unbedingten Richtschnur dienen? Ueberdies ist es von den ausgezeichnetesten Personen, die ihre Religion mit der katholischen vertauschten, z. B. von Heinrich IV., von Winkelmann u. a. historisch und moralisch gewiß, daß sie bey ihrer Religionsveränderung Absichten hatten, die mit der Religion selbst nicht in der mindesten Verbindung standen. Aufgeklärte Katholiken wissen das selbst recht gut, ja selbst ihre Priester, und diejenigen, die solche Bekehrungen der Welt mit Posaunenton verkündigen, sind, wenigstens zum Theil, davon überzeugt; allein es gehört nun einmal in ihr System, keinen Kunstgriff, der Aufsehen erregen, und die gedankenlose Menge blenden kann, ungenutzt zu lassen. Vorzüglich sind die Jesuiten in diesen Bekehrungskünsten, so wie in allen geistlichen Taschenspielereyen, Meister. Auch gegenwärtige kleine Schrift hat, wie man aus einigen Stellen sicher schließen kann, einen Jesuiten, oder wenigstens einen großen Jesuitenpatron zum Verfasser. Die beyden hier erzählten Bekehrungsgeschichten werden als merkwürdig angegeben, sie sind es aber nur in einer gewissen Bedeutung, die man in der Folge erfahren wird. Thayer ward 1759. zu Boston geboren, und in der protestantischen Religion erzogen, der einzigen, (sagt der Verf.) zu der man sich in Neu-England öffentlich bekennt. (Dieses mit grober Schrift gedruckte

öffentlich ist gleich eine von den Insinuationen, die zu den gangbaren Jesuiterkniffen gehören. Sie möchten der Welt gern unter der Hand zu verstehen geben, daß die katholische Religion allenthalben verbreitet sey, und auch da, wo man sich nicht öffentlich dazu bekennen dürfe; wenigstens im Geheim viel Anhänger habe.) Vor der Erlernung der schönen Wissenschaften trug er in seinen Kinderjahren einen großen Abscheu. (Eine ähnliche Insinuation. Die Herren wissen, wie genau ächter Geschmack an vortreflichen poetischen Geisteswerken mit einer gesunden Philosophie verbunden ist, wie nothwendig er darauf leitet, und was für schlimme Folgen das für ihr System haben müsse, das auf nichts anders abzielt, als den menschlichen Verstand so viel möglich zu verfinstern.) Nach vollendeten Studien ward er Pastor einer puritanischen Gemeinde. Er bekam Lust, eine Reise nach Europa zu thun, er gieng auch wirklich nach Frankreich, und von da nach England. Hier predigte er auch, allein man war mit seinen Predigten nicht zufrieden. Seine Antwort war: „er habe aus der heil. Schrift geschöpft; allein es sey „eine bekannte Sache, daß die Protestanten diese auf eine „ganz verschiedene Art auszulegen pflegten.“ (Um so zu denken, und so sich auszudrücken, mußte Th. schon dazumal ein heimlicher Katholik seyn.) Aus England gieng er wieder nach Frankreich, und von da nach Italien, wo er allenthalben sehr gut aufgenommen wurde. „Es war ihm eben so unbe„greiflich, als unvermuthet, daß er, als ein Fremder, als „ein bekannter Protestant, so liebreich behandelt werde. „Nein, sagte er zu sich selbst, die katholische Religion ist al„so nicht so intolerant, nicht so rauh und grausam, wie man „sie insgemein schildert.“ (Leere Vorspiegelungen! Eine Religion, die allen Menschen, welche ihr nicht anhängen, ewige Verdammniß verheißt, sollte nicht intolerant, rauh und grausam seyn? Wer, kann man fragen, wer waren die Personen, die einen Fremdling wie Th., so liebreich aufnahmen, und was waren ihre Absichten dabey? Daß alle Katholiken unversöhnliche Feinde und Verfolger aller Akatholischen wären, wird niemand behaupten, allein man weiß recht gut, aus was für Gründen sie ihnen bisweilen liebreich begegnen?) Dies machte ihm Lust, sich näher mit der katholischen Religion bekannt zu machen. „Obschon er wider die Jesuiten“ (wie der größte Theil der Protestanten) „sehr eingenommen „war, so hielt er sie doch für Leute von großer Einsicht und

„Gelehr-

„Gelehrsamkeit." Er errichtete auch wirklich mit einigen „liebreichen Jesuiten" Bekanntschaft, und verlangte von ihnen „über diejenigen Materien, worin die Katholiken von „den Protestanten unterschieden sind, aufgeklärt zu werden." (Das nenne ich mir einen gelehrten und aufgeklärten protestantischen Gottesgelehrten, der über solche Materien von Jesuiten Aufklärung verlangt!) Einer von ihnen erstaunte über diesen Antrag, und versetzte: „Für heut wollen wir „noch nicht anfangen: bethen Sie zuvor mit Andacht „das Vater unser, und dann kommen Sie an diesem „Tag zu mir." Eine Religion, dachte Th., die jenen, die „davon Kenntniß erlangen wollen, das Gebeth empfiehlt, „muß auf einem guten Grunde ruhen." (Wie offenbar darauf angelegt, der Einfalt Sand in die Augen zu streuen! Die ganze Anekdote ist entweder eine fromme Lüge, oder Th. war der schwachköpfigste Mensch unter der Sonne.) „Sonderbar auffallend und rührend war für Th. die Einförmigkeit der Glaubenslehre, welche er bey allen Katholiken, mit denen er Umgang pflog, angetroffen hat, da er „im Gegentheil bey Protestanten vielmehr die größte Uneinigkeit, auch in ihren Glaubensformeln gewahr wurde." (Verschiedenheit in Formeln; sehr wahr. Aber machen Formeln den Geist der Religion aus? Bey Katholiken freylich. Diese Verschiedenheit ist eben der deutlichste Beweis von der Vernunftmäßigkeit des Protestantismus. Nur blinder Köhlerglaube, der sich an Worte hält, nicht nach dem Sinn forscht, kann sich vorgeschriebenen Formeln unterwerfen, und unabänderlich dabey verharren. Wir Protestanten glauben, daß der menschliche Geist, auch in Religionssachen, immer weitere Fortschritte machen, und der Wahrheit immer näher kommen könne: die Katholiken läugnen es, müssen es läugnen, und beweisen ihren Satz leider in gewisser Rücksicht selbst.) Unter andern kam ihm P. Segneri (eines Jesuiten) Werk von dem heiligen Schutzengel in die Hände. Dieses bestärkte ihn in seinen Gesinnungen, so wie der Tod des ehrwürdigen Dieners Gottes Labre. Er überzeugte sich von den Wundern dieses verworfenen Cynikers (braucht es mehr, als das, zu sehen, was für ein Mensch Thayer war?) so daß er „so zu sagen, die Falschheit seiner Religion „mit Händen griff." Das Manifesto d'un Cavalier Christiano convertito alla Religione Catholica gab ihm, wie sich der Verf. ausdrückt, den letzten Stoß. Bald darauf

legte er sein feyerliches Glaubensbekenntniß ab. „Zweymal „hatte er die Gnade, bey dem heiligsten Vater vorgelassen „zu werden: welcher ihn jedesmal ziemlich lang sprach, und „mit aller herablassenden Freundschaft beehrte, die nichts an„ders denn rechtschaffene Liebe des gemeinschaftlichen Vaters „aller Gläubigen einzuflößen vermögend ist, und die er ge„mäß seiner mit der Muttermilch eingesogener Vorurtheile „von dem sichtbaren Oberhaupte der katholischen Kirche nie„mals erwartet hätte.“ (Auf diesen Punkt sind wir Protestanten von unsern Vorurtheilen längst geheilt. Wir wissen nunmehr aus unzähligen Erfahrungen, daß das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche so gut als der elendeste Bettelmönch nichts verschmäht, was auch nur den armseeligsten Beytrag zu seiner sinkenden Macht und seinem Vortheil verschaffen kann.) Im Okt. 1784. kam Th. in das kleine Seminarium S. Sulpicii zu Paris, erhielt die Tonsur, und verrichtete Pfingsten 1787. sein erstes Meßopfer. Wer noch zweifeln sollte, daß dieses lächerliche Triumpfgeschrey über die Bekehrung eines elenden, gedankenlosen Schwärmers von einem Jesuiten oder Jesuitenpatron herrühre, der lese nur folgende Stelle, die Thayern in den Mund gelegt ist, und hoffentlich keines Commentars bedarf. S. 27. „Ich weiß „gar wohl, daß es in diesem Reiche (Frankreich) eine unter „dem Namen der Jansenisten bekannte Sekte gebe; auch „weiß ich, daß die Kirche fünf Propositionen aus dem Bu„che des Jansenius, wie auch hundert und eine vom Quesnel „verdammt habe. Ihr Urtheil ist genug für mich, um „zu wissen, was wahr ist, und was ich zu glauben ha„be. Dieses Urtheil der Kirche ist noch immer so ansehnlich „und untrüglich, als es zu Zeiten Luthers, Kalvins und „anderer Sektirer war, deren Lehre sie verdammt hat. — „Würde ich nicht der größte Thor seyn, wenn ich der Janse„nisten Lehre zu gefallen mich selbst ewig unglücklich ma„chen wollte. Ich verfluche nach dem Beyspiel der „Kirche die fünf Propositionen des Jansenius, und „die hundert und eine des Quesnel.“

II. Geschichte von der Bekehrung und Taufe des Herrn Joh. Jos. Reideck, eines berühmten Rabbiners in Deutschland. Von diesem Neubekehrten selbst verfertigt. Diese Geschichte ist noch weit unbedeutender und mangelhafter erzählt. Reideck, Rabbiner zu Emerick,

We-

Wesel u. s. w. schrieb eine heftige Schrift gegen das Christenthum, ward aber auf einmal auf eine besondere Veranlassung durch Jesaias 53. K. v. 5 — 9 in seinem Glauben irre gemacht. Er wollte diese Verse auf Moses ausdeuten, weil sie aber nicht auf ihn passen wollten, so gerieth er auf die Gedanken, daß die ganze jüdische Religion wohl nicht auf sicherm Grunde ruhen möge. (Fürwahr, ein sonderbar verdrehter Kopf, der so schließen kann!) Er nahm sich vor, andere Religionen zu prüfen, fieng mit der muhamedanischen an, entdeckte aber im Alcoran nichts, als „der gesunden Vernunft „entgegengesetzte Ungereimtheiten." (So? Und die Legenden der Heiligen?) Ein Kapuziner wurde das Werkzeug seiner Bekehrung: im Febr. 1783. ward er zu Cölln getauft. Wenn dieser Aufsatz wirklich von Keideck herrührt, so zeugt er von einem höchst schwachen Kopfe, auf dessen Acquisition keine Religionsparthey stolz zu seyn Ursache haben kann.

Rh.

Ueber die wichtigste Kirchenstrafe, die Excommunikation, von J** E* Prag, bey Widtmann, 1785.

Um auf den Kirchenbann zu kommen, schickt der Verfasser einige Betrachtungen über — Glückseligkeit, des **Menschen Bestimmung**, über die **Mittel**, sie zu **erreichen**, über die **Lehre von Erbsünde**, welche von jeher die **Religionsfeinde umstossen wollten**, um **das ganze Religionsgebäude aus ihren Angeln zu heben**, und über andere Dinge, voraus, belegt dieselben mit häufigen Noten und Allegaten; z. E. daß bey Gott nur vollkommene Glückseligkeit zu finden sey, siehe *Poetium* (Boeth.) *de consol. philos.* Eben so ungeschickte und so unverständliche Citaten, daß es kaum zu errathen ist, was für Schriftsteller der Verf. meint, finden sich auch sonst; z. E. *Petri Plesen. op.* soll wohl heißen *Petri Blesensis epist.* Der Stil ist durchaus liederlich und unrein; die Abhandlung selbst aber so äußerst trivial und jämmerlich, daß sie schwerlich etwas anders seyn kann, als das Werk eines katholischen Studenten, der etwa eine Vorlesung von der Excommunication

bey einem orthodoxen Dogmatiker oder Kanonisten ungehört, und dann noch etwas Collectaneen beygemischt hat.

LI.

Rezension über Rezension, oder unpartheyische Kritik über die Rezensionen insgemein, und die Wirzburger sogenannten gelehrten Anzeigen insbesondere. Von einem aufrichtigen Liebhaber der bescheidenen Gelehrsamkeit in Franken. 1787. 61 Seiten in 8.

Der Verf. hat sich nicht nur durch die Anonymität zu verbergen, sondern auch dadurch zu maskieren gesucht, daß er sich einen aufrichtigen Liebhaber der bescheidenen Gelehrsamkeit nennt, da er doch die größte Unbescheidenheit an den Tag gelegt hat, und Franken als das Land seines Aufenthalts angiebt, da er doch Mönch zu St. Emeran in Regensburg ist. Seine Schrift verdient, wegen der gränzenlosen Ungezogenheit und Bosheit, mit welcher er die meisten Mitarbeiter an den Wirzb. gel. Anz. behandelt, der unverholenen Art, womit er die harten Lehren und Grundsätze der katholischen Kirche, die von den feinern Mitgliedern derselben uns Protestanten überzuckert und übertüncht vorgelegt werden, aufstellt, und des bischöfl. Wirzburgischen Rescriptes, wozu es Veranlassung gab, eine umständliche Anzeige. Man muß zwar bekennen, daß sich in den genannten gelehrten Anzeigen bisweilen freie Behauptungen, und billige, wenigstens gemäßigte Urtheile über die neuen Aufklärungen, welche aus der protestantischen Kirche herkommen, einfinden; es ist zugleich aber auch unverkennbar, daß vieles in denselben nur den Schein der Mäßigung und Vernunftmäßigkeit hat, und daß manche ihrer Behauptungen für den Verstand und das Herz des Protestanten, der in bestrittenen Religionslehren den milden Eingebungen der Vernunft folgen darf, und nicht den strengen Befehlen der herrschsüchtigen heiligen Kirche gehorchen muß, äußerst revoltirend sind, wie der Verf. der Schrift: Der Wirzburger Rezensent, oder Luther verderbte endlich gar alles, vortreflich gezeigt hat. Demungeachtet sind diese katholischen Gelehrten in den Augen un-

sers

sers Verf. zu einer solchen Stufe protestantischer Aufklärung empor gestiegen; oder vielmehr so tief in den Unglauben herabgesunken, daß, weil er von ihnen Verführung der noch gläubigen Seelen befürchtete, seine Galle erregt wurde, (der Ausdruck ist hier gewiß nicht zu hart) und er sich gedrungen fühlte, dem einbrechenden Strome der Irrgläubigkeit einen Damm entgegen zu setzen, welcher in nichts anderm, als in Schimpfen, Vorhalten von Autoritäten statt Beweisgründe, und wiederholten Ermahnungen an den Bischof von Wirzburg besteht, solche schädliche Leute von seiner Universität wegzujagen. Mit feinen Schimpfworten wollen wir das Papier nicht besudeln, noch es mit den Anekdoten verderben, welche er von seinen Gegnern dem Leser mittheilt: beides sind Waffen des Unmächtigen. Angriffe auf die Mönche kann er gar nicht ertragen, worüber man sich eben so wenig wundern wird, als darüber, daß er die Protestanten und solche Katholiken, welche er für irrgläubig hält, mit dem Feuereifer eines Zeloten tadelt. **Aloys März** hat an ihm einen armen Vertheidiger. **Benedikt Stattler** und der Maynzische **Goldhagen** einen Freund, und mit **Michael Sailer** ist er auch noch zufrieden, indem er das Zeugniß ablegt, daß er im ganzen Sailer das nicht finde, was er in den Wirzb. gel. Anzeige lese; **Weishaupt** hingegen, **Isenbiehl**, **Schmidt**, und hauptsächlich die Wirzburgischen Gelehrten **Oberthür**, **Feder**, **Berg**, **Andres**, **Onymus** sind seiner reinkatholischen Seele ein Gräuel, ja er läßt sich, um sie zu beschimpfen, bis zum Conventwitz herab, wie z. B. ein **Federchen**, **verzirkelte Auslegung von Zirkel**, **Federschneider**, der Verf. der Uebersetzung des Chrysostomus (weil nämlich Prof. **Feder** in Wirzburg, und Hofprediger **Schneider** in Stuttgart sie gemeinschaftlich verfertigt haben). Nun zum Inhalt! — In eben so viel Nummern, als das Alphabet Buchstaben hat, beleuchtet der Verf. den Jahrgang 1786 der genannten Zeitung; wir wollen das wichtigste aus dieser Beleuchtung ausheben. a) Ein Rezensent äußerte, theologische Grundsätze müßten dem Grade der Aufklärung angemessen seyn. Unser Verf. geräth über diese Behauptung in Eifer, und ruft aus: „Wie, meine besten Herren! giebt es denn in Glaubenssachen Aufklärung, oder neue Offenbarung? Ich weiß, was Sie sagen wollen, gar keine Theologie, oder nur etwan eine populäre wollen Sie; alle Kontrovers- und Polemikkrämerey soll ein Ende haben, weil Aufklärung herrscht.

herrscht. Was will das sagen? etwan weil es gleichviel ist, viel oder wenig, etwas oder gar nichts glauben? Ja, ja, meine Herren! Sie thun wohl, wenn Sie recht steif über Aufklärung halten; denn man fängt jetzt wirklich an, was uns bis daher hell gewesen, zu verdunkeln; wie Sie selbst durch Ihre paradoxen Sätze thun, und vor andern ein Weishaupt in seinem **Idealismus**, und Kant in seiner **Lehre der reinen Vernunft**, gethan, wo der erstere alle absolute Wahrheit, der andere aber läugnen will, daß man das Daseyn Gottes aus der spekulativen Vernunft apodiktisch beweisen könne; und wie die neuesten Protestanten und Soziniamer insgemein thun, da sie lehren: Glaube, was du magst, lebe nur ordentlich, gleichsam als wenn eine richtige Moral ohne wahre Glaubenslehre bestehen könnte. Oder wenn es gleichviel ist, zu glauben was man will; warum sollte es nicht auch gleichviel seyn, zu thun was man mag. Die wahre christliche Religion verdammt das eine wie das andere. Nur Geduld, wenn es einmal keinen Gott, keinen Himmel und keine Hölle mehr geben wird, wie man ohnehin den Teufeln schon lange das Land verwiesen hat; so wird es auch bald erlaubt seyn, zu thun, was man mag. Und dieses alles erfolgt aber auch zuverläßig, wenn unsere theologischen Grundsätze der neumodischen Aufklärung einmal ganz angemessen, oder vielmehr ganz und gar aus den Schulen verwiesen, und sodann vergessen seyn sollten. Alsdenn ist Friede; ja der Friede der Gottlosen, die sich einem jeden Anfalle der Leidenschaft gefangen geben, ist gewiß. O ausgeklärtes, nicht mehr aufgeklärtes Jahrhundert! Noch Trost für Gutdenkende, daß das Häuflein solcher bösdenkenden Leute unbedeutend ist."

b) Andres hatte in einem Programm den katholischen Predigern Chalatanerie vorgeworfen, worüber unser Mönch Hn. A. den Text liest. „Ich glaube es sey abgeschmackt, äußerliche Gaben eines Predigers für Charlatanerie angeben, die Ihnen, Herr Professor, so sehr zu wünschen wären, damit man mit wenigerm Grunde behaupten könnte, Sie seyen ein so schlechter Prediger, als guter Bell-Letterist Sie sind."

c) Ein Rec. hatte gesagt: „Wenn auch ein geheimer Orden existirt, der Proselytenmacherey zum Endzweck hat, wofür sich jetzt die Herren Protestanten so außerordentlich fürchten; so wird entweder Beutelschneiderey, oder Fanatismus darunter versteckt seyn: aufgeklärte und in ächter Religion gegründete Männer, wie Prediger seyn sollen, dürfen von solchen

Blend-

Blendwerken nicht getäuscht werden, welchen nur schwache Köpfe und Schwärmer unterliegen. „Hingegen fragt der Verfasser, ob denn Christus, seine Jünger, und die ersten Glaubensprediger, sammt allen Missionarien Beutelschneider, Schwärmer und fanatische Leute seyn?“ O grausame und scheußliche Lästerung! Wenn Rez. von der Aechtheit seiner katholischen Religion überzeugt ist, so sollte er den Eifer dessen segnen, der sich auch in der Stille Mühe giebt, irrenden Seelen auf die Bahne der allein seligmachenden Religion zurück zu führen. Aber nicht wahr, es giebt keine alleinseligmachende Religion? So spricht der Indifferentist; denkt Rez. auch so? dann ist er ein falscher Katholik, das ist, gar keiner.“ d) Die Rührung, womit ein Rezens. Fromms Schrift über Leopolds Tod anzeigt, nimmt ihm der Mönch sehr übel. „O andächtige Seele! du solltest vielmehr über dich selbst weinen, weil du wahre und falsche Religion so unglücklicherweise hier zu vermengen scheinst. Nur die wahre christliche Religion (d. i. die katholische) kann wahre christliche Tugend gebären, die zum Himmel führt. Dieses wirst du eingestehen, wenn du als eine noch katholische Seele weißt, oder sagen willst, was Religion, Tugend und Himmel seyen. Da du aber vorgiebst, (abscheulich!) daß durch die Tugend Leopolds, weil sie christlich war, dem Christenthum eine Ehrensäule errichtet worden; so scheint es dir ein Ding zu seyn, ob ich lutherisch oder katholisch sey, um christlich tugendhaft zu seyn. Heißt das nicht, wahre und falsche Religion vermengen wollen? Du bist mir fürwahr eine unerträglich tolerante Seele! Ich weine jetzt auch ....“ e) Der Verf. eifert sehr gegen die allgemeine Anpreisung des Bibellesens, welches im Tridentinischen Kirchenrath und in der Bulle Unigenitus erkannt worden sey. Ob nicht, fragt er, schon das Naturrecht alle und jede gefährliche Lesung verbiete? und ob nicht die Bibellesung für manchen gefährlich sey, insonderheit da man lehre, daß ein jeder selbst denken, selbst forschen soll, wer nur immer Muse und Fähigkeit habe; wodurch der beliebte Privatgeist auf den Thron gesetzt, (welcher freylich der Hierarchie nicht gefallen kann) die allgemeine Schriftauslegung hingegen, die dem Sinne der Kirchenväter gemäß seyn müsse, herabgewürdigt werde. f) Daß Schmidt Luthern einige guten Eigenschaften beilegt (und man weiß doch, wie partheiisch und ganz gegen die Geschichte er ihn schildert), tadelt der Verfasser, und vorzüglich, daß

mit einer solchen boshaften Wuth verfaßt, daß sich der Bischof von Wirzburg genöthigt sah, ein Rescript gegen sie ergehen zu lassen, worin er seinen Unwillen über den Verf. in starken Ausdrücken zu erkennen gab, eine Handlung, die dem Fürsten bey allen Rechtschaffenen zur Ehre gereicht, wodurch aber freilich nicht die in der Schrift aufgestellten harten Grundsätze der katholischen Kirche, sondern nur die persönlichen Beleidigungen, deren sich ihr Verf. schuldig machte, ihren verdienten Verweis erhalten haben. Vielmehr legt der Fürst in diesem Rescripte sein Mißfallen auch an den Wirzb. gel. Anz. an den Tag, und der lärmende März fand an ihm gegen die Verfasser derselben einen Beschützer. Der Bischof kann wegen seiner Neigung zu einer nicht mit Schimpfen, sondern mit Gründen streitenden Schreibart, und wegen seiner Billigkeit, vermöge welcher er die Wirzb. gel. Anzeigen, ungeachtet er mit Ton und Inhalt derselben nicht zufrieden ist, dennoch fortsetzen läßt, auf unsere Achtung den gerechtesten Anspruch machen; nur müssen darum gutmüthige Protestanten nicht glauben, daß die römischen Lehrsätze, die der katholischen Kirche Härte gegen uns nothwendig machen, damit aufgegeben seyn.

Gl.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Ueber Grundherrschaft und Wahlcapitulationen der deutschen Domcapitel, von A. F. H. Posse, der R. D. in Göttingen. Hannover, im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung, 1787. 10 Bogen in 8.

Dies ist eine gänzliche Umarbeitung eines Aufsatzes über die Rechtsbeständigkeit der Wahlcapitulationen katholisch-geistlicher Fürsten in Bezug auf die Landeshoheit im Weltlichen. Da der Verf. die Unzulänglichkeit dieses Aufsatzes selbst einsah, so war er schon bey dessen Herausgabe entschlossen, ihn weiter auszuführen, und dadurch für Gelehrte und Ungelehrte brauchbarer zu machen, wenn ihm

ihm niemand vorgriffe. Glücklicher Weise ist dies nicht geschehen, und wir erhalten hier nicht etwa eine verbesserte und vermehrte Auflage jenes Aufsatzes, sondern ein ganz neues Werk nach einem neuen Plan, welches seinen Endzweck, Aufklärung und richtige Grundsätze in dieser Materie zu verbreiten, nicht verfehlen wird, und seinem Verf. um desto mehr Ehre macht, je sparsamer nach seinem eigenen Geständniß die Quellen fließen, auf welche es hier vorzüglich ankömmt.

Den schönen simpeln Plan umfassen nur zwey Abtheilungen, jede von drey Abschnitten. In der ersten Abtheilung **über das Grundeigenthum der Capitel an den Weltlichkeiten der Stifter** wird in zwey Abschnitten die Geschichte der **Erz- und Bischöfe und ihrer Weltlichkeiten**, und die **Geschichte der Domcapitel** erzählt. Die Kirche fand in Deutschland, das schon unter dem Heidenthume der Geistlichkeit äußerst gewogen war, einen sehr zuträglichen Boden. Ohne Widerspruch trat sie in die Rechte der vertriebenen heidnischen, fand sich auf den Nationalversammlungen ein, und nahm an allem, was zu ihrem und des Ganzen Vortheil beschlossen wurde, den wichtigsten Antheil. Diese Verbindung der Kirche mit dem Staate war der Grund zu den unzähligen Zwistigkeiten, die sich zwischen der weltlichen und Kirchengewalt entspannen. Die Könige ernannten die Bischöfe, die anfangs unter der peinlichen Gerichtsbarkeit (Landeshoheit) der Fürsten und Grafen, nachher aber kaiserlicher Vögte standen. Allein durch Privilegien erhielten sie weit früher die Landeshoheit, und ihre Territorien zum Eigenthum, als die Herzoge und Grafen. Sie würden bald diese Territorien für volles Eigenthum der Kirche angesehen haben, ohne sich weiter um den Kaiser etwas zu bekümmern, wenn nicht der Streit über ihre Ernennung oder Wahl, der sich zwischen Heinrich IV. und Hildebrand entspann, die Kaiser auf die wahre Verbindung aufmerksam gemacht hätte, in der die Bischöfe in Ansehung ihrer Territorien mit dem Reiche ständen. Dadurch daß man den Scepter zum Sinnbilde einer Uebertragung des nutznießlichen Eigenthums machte, suchte man noch zu retten, was man konnte. — Bey der Entstehung der ältesten Bisthümer dachte man noch gar nicht an Capitel, und den nachher zugleich mit ihren Stiftern entstandenen Capiteln wurden keine andern Rechte beygelegt, als die jene ältern hatten; und doch

vermeinen sie nun, ihrer weit spätern Entstehung ungeachtet, ein Grundeigenthum (d. i. ein Eigenthum, das man gleich mit der Entstehung einer Sache erhalten hat) in den Stiftslanden zu haben. Diejenigen Geistlichen, welche zur Stiftskirche gehörten, deren Namen in die Matrikel derselben eingetragen waren, und von ihr unterhalten wurden, hießen Canonici. Sie lebten anfänglich außer Gemeinschaft; aber, um der Sittenverderbniß entgegen zu arbeiten, führte man nach und nach an mehrern Orten einen gemeinschaftlichen Tisch und Schlafgemach ein, in welchen Puncten sie am meisten mochten gesündigt haben. Hieraus entstand allmählich die Canonicatregel. Da aber den Canonicis erlaubt wurde, Eigenthum zu besitzen, dessen Genuß sich mit dem gemeinschaftlichen Tisch und Wohnung nicht vereinbaren ließ, die Bischöfe aber, denen diese Lebensart am meisten zuwider war, mit den Canonicis abtheilten, und ihnen ihren Theil zur willkührlichen Benutzung überließen, so konnte sie keinen Bestand haben. Doch erhellet schon aus der Regel, daß nicht auf das Capitel, in Ermangelung eines Bischofs, das Grundeigenthum des Stifts fallen konnte, und daß sich die Capitularen, außer ihren geistlichen Beschäftigungen, um alles Weltgeistliche unbekümmert lassen sollten. So wie sich aber in Rom die hierarchischen Grundsätze in Absicht auf Pabstwahl und Verwaltung der Kirchenangelegenheiten zu entwickeln anfiengen, so nahmen die deutschen Bischöfe sie zum Muster und ahmten sie nach. Dies trug viel dazu bey, daß die Weltlichen von ihrem Wahlrechte verdrängt wurden, und die Stiftsberathung allein in die Hände der Capitel kam. Denn nachdem die Kaiser ihr Ernennungsrecht durch das Concordat eingebüßt hatten, war die Wahl mehrentheils bey allen drey Ständen, den Geistlichen, Rittern und Städten. Allein durch übel geleitetes Mißtrauen und Eifersucht kam der Bürgerstand durch den Adel, und der Adel durch die Capitel um sein Wahlrecht. Die päbstlichen Verordnungen aber, welche die capitelschen Gerechtsame betreffen, beziehen sich augenscheinlich nur auf solche Stifter, die auf blosses Privateigenthum gegründet sind. — Im dritten Abschnitt von der **Stiftsverwaltung während der Stuhlserledigung** zeigt der Verfasser, daß die Kaiser, als die Stifter reich zu werden anfiengen, die Einkünfte während der Vacanz sich selbst zueigneten, und niemand weiter auf das Grundeigenthum Anspruch machte, auch das Reich selbst der unbezweifel-

teste

teste Eigenthümer war; ja die Kaiser nahmen sogar den Nachlaß der Bischöfe an bewegliche Güter an sich, weil die Geistlichkeit über den Erwerb aus ihren Pfründen nicht testiren durfte, sondern ihn der Kirche lassen mußte, welche der Kaiser während der Stuhlserledigung vertrat. Die Geistlichen ruheten aber nicht eher, als bis sich die Kaiser sowohl dieser Einkunft, als auch des Rechts, bey streitigen Wahlen den Ausschlag zu geben, womit sie sich seit dem Concordat statt der ehemaligen Ernennung hatten begnügen müssen, begaben. Die kaiserliche Entsagung enthielt nichts über die Stiftsverwaltung während der Vacanz; es war also nicht der geringste Zweifel, daß sie nicht der ganzen Landschaft zustehe, welche der Verfassung und selbst dem päbstlichen Rechte noch das Recht zur Landesadministration hatte, und an deren Spitze die Capitel standen. Bey verlängerter Stuhlserledigung erhielt entweder das Capitel, als erster immer gegenwärtiger Landstand, den Auftrag, die Regierung zu besorgen, oder nahm ihn doch für erhalten an, ohne daß man es ihm verwehrte. Uebrigens machten die Capitel keinen Anspruch auf Grundeigenthum, und konnten keinen machen, da der Kaiser Lehnsherr, folglich im Besitze des Grundeigenthums (dominii directi) blieb, ob er gleich die Verwaltung des nutznießlichen Eigenthumes (dominii utilis) an einen andern überlassen hatte, der sonst niemand seyn kann, als die Landschaft. Denn gesetzt auch, es sey die Kirche, so kann man unter ihr nichts anders verstehen, als die Stiftslande selbst, als welche gleichsam der Stamm sind, auf den die Weltlichkeiten gepfropft sind; folglich steht dem Stiftslande, dem deutschen uralten Herkommen gemäß, auch das Verwaltungsrecht bey Vacanzen zu. Jedoch auch da, wo außer dem Capitel keine Stände vorhanden sind, oder dasselbe sich der ausschließenden Stiftsverwaltung bemächtigt hat, kann aus dieser Verwaltung, die blos in Aufsammlung der Einkünfte von den Tafelgütern und Regalien, und in den allernothdürftigsten Staatsgeschäften besteht, eben so wenig auf ein Grundeigenthum geschlossen werden, als es Landesstände thun, die sich in einem ähnlichen Falle befinden.

Die zweyte Abtheilung, über die Wahlcapitulationen der deutschen Domcapitel, enthält im ersten Abschnitt die Geschichte der Wahlcapitulationen. Die Capitel, welche jenen ausdrücklichen oder stillschweigenden Auftrag der

Stände vergassen, fiengen an, für sich allein heimlich Verträge mit den Erwählten zu errichten, wodurch sie eine Menge Begnadigungen erhielten, die sie sich von Bischof zu Bischof eidlich bestätigen ließen. Nun giengen sie schon einen Schritt weiter, und brachten während der Stuhlserledigung das, was sie vom künftigen Bischof beobachtet wissen wollten, unter gewisse Capitel, deren Beobachtung er eidlich versprechen mußte. Alles dies geschah ohne Vorwissen der übrigen Stände, die endlich durch ihre Wirkungen von dem Daseyn solcher Verbindungen überzeugt wurden; denn die Urkunden selbst sind noch in unsern Tagen Geheimnisse. Die zwiespältigen Wahlen im Reiche sowohl als in den Stiftern selbst trugen viel dazu bey, gaben aber auch den Päbsten Gelegenheit, hinter diese Wahlversprechungen zu kommen, und zugleich ihre Quelle zu entdecken. Jedoch alle ihre Verordnungen gegen die Wahleide sowohl als gegen das durch den Gedanken an Grundeigenthum veranlaßte Betragen der Capitel, waren fruchtlos, und sind es bis auf den heutigen Tag geblieben. Schon im 14ten Jahrhundert näherten sich die Capitulationen ihrer jetzigen Gestalt. Man ließ den Neuerwählten versprechen, alles in dem Stande zu lassen, wie er es beym Antritte der Regierung finden werde, und in wichtigen Landesangelegenheiten nichts ohne Gutheißen seiner vermeintlichen Mitgenossen am Stiftseigenthume vorzunehmen. Die bisherige Gewohnheit, von den Neuerwählten die alte Landesverfassung beschwören zu lassen, ward seit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts dahin abgeändert, daß die Capitel, ohne Zuziehung der übrigen Stände, ihnen einseitige Capitulationen vorlegten. Jetzt thaten sich die Stände zusammen, und bewirkten entweder beständige Capitulationen, oder Grundgesetze, denen die Capitel fernerhin keinen Abbruch thun sollten. Durch diese Mißhelligkeiten zwischen Capiteln und Ständen ermuntert, versuchten es die Bischöfe, durch Klagen beym Pabste sich der Fesseln der Capitulationen zu entledigen. Allein weder die Päbste selbst, deren eigener Vortheil doch dadurch gekränkt wird, noch die Kaiser und Reichsgerichte haben bisher diesem Mißbrauch steuern können, obgleich das geistliche Recht mit der deutschen Verfassung hierin vollkommen übereinstimmt.

Aus diesen Thatsachen der Geschichte werden nun im zweyten Abschnitt über die **Rechtsbeständigkeit der**

Wahl-

Wahlcapitulationen in Bezug auf die Landeshoheit im Weltlichen, Resultate gezogen, die zu Grundsätzen bey Beurtheilung der Streitigkeiten über die Wahlcapitulationen dienen. Nach dem deutschen Staatsrecht, welches hier allein entscheidet, stehet den Capiteln nichts weiter als das blosse Verwaltungsrecht zu, und zwar dann nur ausschließlich, wenn die übrigen Stände sich dieses Mitverwaltungsrechts begeben haben; für diejenigen Stände hingegen, die ihre Rechte behauptet haben, sorgt der westphälische Friede. So wenig nun aus diesem Verhaltungsrecht auf ein Grundeigenthum geschlossen werden kann, so und noch viel weniger lassen sich, so lange der Regent lebt, Wirkungen einer Grundherrschaft von Seiten der Capitel denken. Es stehen also auch den Capiteln in Ansehung der Weltlichkeiten keine andern Rechte zu, als die aus ihrer Landesstandschaft entspringen, nämlich die Regierungsrechte einzuschränken, und die Landesherren, die ihre Gerechtsame mißbrauchen oder überschreiten, durch das oberstrichterliche Ansehen zurechtweisen zu lassen, nicht aber Theil an der Landesregierung zu nehmen. Aus der Landesstandschaft der Capitel aber folgt von selbst, daß sie keinen Staat im Staate ausmachen, sondern daß sie, wie alle übrigen Landesstände, landsäßig, und der Landeshoheit ihrer Fürsten vollkommen unterwürfig sind. Das Prädicat gebohrner Senat geht blos auf Kirchenangelegenheiten, die das canonische Recht bestimmt. Von einem so gesetzwidrigen Grunde der Wahlcapitulationen kann man nun auf die Gebäude selbst schließen. Bey dem allgemeinen Herkommen in Deutschland, daß sowohl erbliche als Wahlfürsten bey dem Antritt ihrer Regierung den Ständen die Aufrechthaltung ihrer Rechte und Freyheiten zusichern, konnten die Capitel und Stände dasselbe, nicht aber neue noch nicht gehabte Rechte verlangen, die auf eine Schmälerung der Landeshoheit hinauslaufen, wodurch des Reichs Oberlehnsherrlichkeit verliehren würde. Im Besitze der Befugniß, Wahlcapitulationen in diesem Verstande zu entwerfen, sind nun unstreitig die Capitel aller Hochstifter. Hat ein Capitel noch besondere Vorrechte, so kann es sich auch diese bestätigen lassen. Hingegen darf eine Capitulation nichts enthalten, was den geistlichen und weltlichen Gesetzen und der Landesverfassung entgegen ist; welche Regel die Capitel aber schlecht beobachten. Man suchte daher diesem Mißbrauch der Wahlcapitulationen dadurch abzuhelfen, daß man ihnen keine verbindliche Kraft beylegte.

legte, bis sie dem Pabst in Ansehung der Geistlichkeiten, und dem Kaiser in Ansehung der Weltlichkeiten wären vorgelegt worden, welches aber die Ausnahmen von der obigen Regel noch nicht seltener gemacht hat.

Dies zeigt der dritte Abschnitt, welcher eine Anwendung dieser auf die Natur der Sache, die Geschichte, das canonische Recht und die deutschen Reichsgesetze gegründeten, zur Rechtsbeständigkeit der Wahlcapitulationen nothwendig erforderlichen Grundsätze auf einige in den meisten Wahlcapitulationen eingeschränkte Hoheitsrechte enthält. Der V. hat aber mit Fleiß ältere Capitulationen, und solche, deren Gebrechen durch richterlichen Ausspruch schon geheilt sind, gewählet, um daraus die ungerechten und reichsverfassungswidrigen Anmaaßungen der Capitel zu erweisen. Es haben nämlich die Capitel nicht nur die Regierung überhaupt, und die Gesetzgebung der capitelschen Concurrenz zu unterwerfen; sondern auch das landesherrliche Recht, die Landesbedienten zu ernennen, Privilegien zu ertheilen, Steuern, vorzüglich von den capitelschen Gütern, zu erheben, und zum Besten des Landes zu verwenden; Krieg und Frieden zu schließen; auch die Kammer- und Oekonomieverwaltung; und sogar die Lehnsherrlichkeit, durch ihre Wahlcapitulationen einzuschränken gesucht. — Den Beschluß dieses gründlich und wohlgeschriebenen Werkchens machen fünf (sonst schon gedruckte) Urkunden, die zur Bestätigung verschiedener Sätze des Verf. dienen.

Re.

Sammlung aller Conclusorum, Schreiben und anderer Verhandlungen des hochpreislichen Corporis Evangelicorum, vom Jahr 1753 bis 1786, als eine Fortsetzung des Schaurothischen Werks, nach Ordnung der Materien zusammengetragen und herausgegeben von Nikolaus August Herrich. Regensburg, bey Keyser, 1786. 9½ Alphabet in Folio.

Die

Die Schaurothische Sammlung, welche im Jahr 1753. herauskam, war allen Rechtsgelehrten, welche in publicistischen Religionsmaterien zu arbeiten haben, unentbehrlich, und Jeder wünschte die Fortsetzung. Diesen Wunsch befriedigt nun Herr Herrich. In dem Plan folgt er seinem Vorgänger. Die Materien, welche vom Jahr 1753 bis 1786. bey dem Corp. Evangelicorum vorgekommen sind, werden in alphabetischer Ordnung geliefert. Verschiedene Stücke gehören zwar nicht zu den eigentlichen Acten des Corp. Evangelicorum, allein wegen des genauen Zusammenhangs mit diesen hat es der Herausgeber, wie billig, mit eingeschaltet. Die beygefügten literärischen Erläuterungen sind vollständiger als in der Schaurothischen Sammlung. Der Herausgeber hat auch hier und da kurze historische Noten beygefügt. Das Register ist sehr vollständig, und mit Fleiß ausgearbeitet.

Cz.

D. Justus Klaproths — Einleitung in den ordentlichen bürgerlichen Proceß. Zum Gebrauch der practischen Vorlesungen. Zweyter Theil. Zweyte vermehrte Auflage. Göttingen, 1787. 752 Seiten, 8.

Aus der vermehrten Seitenzahl, welche bey der ersten Ausgabe 692 war, ist es zu ersehen, daß diese Ausgabe einige Vermehrungen erhalten, im übrigen ist in der Hauptsache wenig verändert, und z. B. die ganze Lehre von Klagen §. 103 — 112 auch hier beybehalten worden. Wir beziehen uns daher auf unsere Anzeige von der ersten Ausgabe. *) Die Lehre von der Klagschrift und ihrem Inhalt ist §. 113. wie billig, sorgfältiger auseinander gesetzt, und bey dem Anfang des §. 134 unsere Erinnerung befolgt worden.

Versuch eines Auszugs der römischen Gesetze in einer freyen Uebersetzung zum Behuf der Abfassung eines

*) Im 46. B. 1sten St. S. 143.

eines Volkscodex. 45stes bis 50stes Buch, nach Ordnung der Pandecten. Breslau, 1787. 205 Seiten, 8.

Wir hoffen in diesem Theil, welcher die libros terribiles der Pandecten enthält, auch Bemerkungen des Verf. über die Criminalgesetzgebung zu lesen, allein der Verf. hat von den dahin gehörigen Titeln nur die Aufschriften übersetzt, und seine Leser mit dem Vorwand, daß solche in einen Criminalcodex gehören, abgefertigt. Eben so hat er die Lehre von Appellationen ausgeschlossen. Im übrigen ist die Uebersetzung so frey, als wir es von den vorigen Theilen bemerkt haben; wovon wir einige Beyspiele geben wollen. Die l. 30. D. de V. O Sciendum est generaliter, quod si quis se scripserit fidejussisse, videri omnia solenniter acta, übersetzt der V. also: **Wann ich schriftlich oder sonst erweislich Erklärung von mir gebe: ich bin für die Schuld des Mevius Bürge, so ist die Bürgschaft auch ohne alle weitere Ceremonie bündig;** Nein, sondern die Bürgschaft muß auf eine feyerliche Stipulation sich gründen, aber daß diese geschehen, wird aus dem schriftlichen Bekenntniß, Bürgschaft geleistet zu haben, vermuthet. Der Titel de stipulat. serv. welcher als unanwendbar übergangen wird, ist übersetzt: **Von Zusagen, die ein Knecht gethan hat;** der Titel de fidejussionibus et mandatoribus durch: **von Bürgschaften und Anschaffungen.** Die bekannte l. 8. §. 7. D. de fidej. nach welcher ein Bürge, welcher in causam duriorem sich verbunden hat, omnino non obligatus seyn solle, wird unrichtig also gegeben: **Die Römischen Gesetze haben zur Regel gemacht, daß eine Bürgschaft bey Strafe der gänzlichen Ungültigkeit niemals höher oder härter seyn soll, als die Hauptverbindlichkeit.** Die l. 11. pr. D. de novat. Delegare est vice sua alium reum dare creditori vel cui jusserit, werden S. 43. §. 12. sehr unrichtig übersetzt: **Anweisen heißet, seinen Gläubiger statt seiner, einen andern Schuldner, oder dem Schuldner einen andern Gläubiger stellen;** letzteres heißt eine Schuld abtreten, und die Worte cui jusserit sind so zu verstehen: ei, cui creditor jusserit Der Titel de acceptilatione ist übersetzt: **Von unbestimmter Aufhebung einer Verbindlichkeit.** Der Titel de stipulationibus praetoriis heißt;

heißt: Von Verbindlichkeiten und Sicherstellungen, welche der Richter von Amtswegen auflegen kann; der Titel judicatum solvi von Bürgschaft über einen Proceß. Die l. 41. §. 2. D. de furtis quamdiu vivit is, qui furtum fecit, non perit furti actio, ist in §. 23. ganz falsch also übersetzt: Der Anspruch wegen Diebstahl wird nie verjährt; unter den mancherley aus dem Diebstahl entspringenden Klagen wird ganz kein Unterschied gemacht. Per calumniam agere in l. 43. D. de iniur. wird sehr falsch durch: ohne Grund klagen übersetzt. Concussio heißt in l. 47. tit. 13. betrügliche Brennerey. Praevaricatores heißen in tit. 14. Betrüger, die auf beyden Achseln tragen. Wir brechen aber nunmehr ab, und wünschten nun vom Verf. zu hören, wozu eine so unrichtige, und nur allzufreye Uebersetzung, wodurch Sinn und Geist der Gesetze verlohren geht, nützen soll. Vielleicht belehrt uns der Verf. davon in dem Versuch einer Umarbeitung, welche er am Ende verspricht. Die Anmerkungen, welche von S. 181 bis ans Ende gehen, sind von keinem großen Werth.

Im.

1) **Herr Schlendrian oder der Richter nach den neuen Gesetzen. Ein komischer Roman. Erster Theil. 155 Seiten. Zweyter Theil. 96 Seiten. Dritter Theil. (Mit dem veränderten Titel: nach den neuen Kriminalgesetzen und der allgemeinen Gerichtsordnung.) 78 Seiten. Dritte Auflage. Berlin (Wien) 1787. 8.**

2) **Der Richter über den Herrn Schlendrian. Ein eben so komischer Roman, als Herr Schlendrian selbst. In drey Bänden. Mit einem Kupfer. Dritte Auflage. Frankfurt und Leipzig, 1787. 17¼ Bogen, 8.**

Es war vorauszusehen, daß der Schwarm der Wiener Broschürenschreiber einen so anziehenden Gegenstand, als die Einführung des neuen Gesetzbuches in den kaiserlichen Staaten

war, nicht vorbeygehen lassen würden, ohne ihren Witz und Aberwitz darüber auszukramen. Gegenwärtige beide Schriften, von denen die letztere eine Fortsetzung der erstern ist, sind auch durch jene Veränderung veranlaßt worden, gehören aber nicht unter die schlechtesten, die bey dieser Gelegenheit erschienen sind. Wahrscheinlich haben sie beyde Einen Verfasser, dem es wirklich nicht ganz an Witz und Talent zur Satyre fehlt, so roh und unbearbeitet zur Zeit auch beydes noch ist. Es ist nicht zu läugnen, daß er manche Widersprüche, Mängel und Unbequemlichkeiten des neuen Gesetzbuches ziemlich deutlich aufdeckt, und ins Licht setzt; bisweilen aber muß er sich doch selbst kützeln, um lachen zu können. Hierzu kömmt im vorliegenden Falle noch, daß der Weg, den der Verf. eingeschlagen ist, nothwendig zur Ungerechtigkeit verleiten muß. Er erdichtet eine Menge Facta, die er nach dem neuen Gesetze entscheiden läßt, zeigt dann die übeln Folgen davon, und macht sich lustig darüber. Das ist ziemlich leicht, und ziemlich ungerecht. Die Frage ist nicht, ob die neuen Gesetze gar keine übeln Folgen nach sich ziehen — denn kein vernünftiger, unpartheyischer Mensch wird behaupten, daß durch irgend eine gesetzliche Entscheidung, sie sey auch die menschmöglich vollkommenste, allen unbequemen und nachtheiligen Folgen vorgebeugt werden könne — sondern, ob die neuen Gesetze mehr nachtheilige Folgen nach sich ziehen, als die alten? Die Entscheidung dieser Frage erfordert eine ganz andere Behandlungsart, als diejenige ist, die unser Verfasser gewählt hat. Er erdichtet, wie gesagt, einzelne Fälle, die er seinem Richter Schlendrian nach dem Buchstaben der neuen Gesetze, d. h. so, wie das Gesetzbuch es selbst befiehlt, entscheiden läßt. Diese Entscheidungen geben ihm Veranlassung zu lustigen Reflexionen, die, dem Scheine nach, auf den Richter, eigentlich aber auf die Gesetze selbst fallen.

In Nr. 2. dichtet er, die vielen nachtheiligen Folgen und Beschwerden über die Entscheidungen des Hrn. S. hätten die Archonten des Landes bewogen, bekannt machen zu lassen, daß alle diejenigen, die gegründete Ursache zur Unzufriedenheit mit den Aussprüchen der Richter zu haben glaubten, an sie selbst appelliren könnten. Er läßt also die Partheyen, die sich durch Schlendrians Aussprüche gekränkt glauben, nochmals auftreten, und die Archonten selbst den Ausspruch thun. Hier wird der Spott doppelt bitter. Wir begnügen uns, ein

einzi-

einziges Beyspiel von der Manier des Verf zu geben. Eine liederliche Weibsperson, die schwanger worden war, gab einen ansehnlichen Mann, der aber ganz unschuldig war, als den Thäter an. Er ward vor Gericht gefordert, und weil er uber die unverschämte Beschuldigung unwillkührlich erröthete von Hrn. Schlendrian zur Alimentation des Kindes verurtheilt, nach §. 10. IV. Hauptst. „Die Schuldigkeit, die „Kinder zu ernahren, liegt vorzüglich dem Vater ob, für wel„chen derjenige zu halten ist, der entweder während der „Schwangerschaft, bey der Geburt, oder sonst durch die „kleinste Handlung zu erkennen giebt, daß er das Kind als „das seinige ansehe.“ „Nun sind Sie roth geworden, sagte Hr. S., folglich haben Sie durch eine kleine Handlung zu erkennen gegeben, daß Sie Vater zum Kinde sind.“ Der Verurtheilte appellirte an die Archonten, die sich höchlich wunderten, wie Hr. S. aus einem solchen Beweise etwas habe folgern können. Er entschuldigte sich mit dem Buchstaben des Gesetzes. Sollte er ihn aber, sagte er, unrecht verstanden haben, so bäte er die Archonten, ihm zu erklären, wie das durch die kleinste Handlung zu verstehen sey? „Dieser Bitte des Hrn. S. willfahrten die Archonten, und erklärten den Buchstaben des Gesetzes also: Der Beklagte ist nicht verbunden den Unterhalt des unehelichen Kindes zu zahlen. Das ist eine gute Erklärung, sagte Hr. S. — Das Volk pries der Archonten Weisheit, und schimpfte auf die Dummheit des Herrn S. — Ich bin kein Archont, um die Gesetze zu erklären, sagte Hr. S., der Buchstabe ist einmal so.“

Ki.

---

3. Arzneygelahrheit.

R. Hamiltons, der Arzneywissenschaft Doctors — Bemerkungen über die Mittel wider den Biß toller Hunde, und andrer wütenden Thiere, nebst Widerlegung des Irrthums vom Wurmnehmen. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmer-

Anmerkungen begleitet, von Dr. Christian Friedrich Michaelis, Arzte am Johannishospital zu Leipzig. Mit einem Kupfer. Leipzig, groß 8. 1787. bey Haugs Wittwe. 12¾ Bogen.

In der Vorrede des teutschen Herausgebers hauptsächlich zweyerley. 1) Die Hundswuth ist schlechterdings durch kein Mittel zu verhüten. 2) Das sicherste, die Zahl der Hunde zu vermindern, und die unentbehrlichen nicht frey laufen zu lassen. — Die Veranlassung der Schrift: Anfänglich zur Volksbelehrung in das Ipswicher Journal eingerückt; aber von jedem Arzte nicht mit Unzufriedenheit zu lesen. Es sind zwar nur Bemerkungen über die Mittel wider den Biß toller Hunde und anderer wütenden Thiere angegeben; auch das Meiste aus alten und neuen Aerzten zusammengetragen; aber so viele gesunde und vernünftige naturhistorische, anatomische und physiologische Anmerkungen eingewebt, und mit einer so unterhaltenden körnigen Schreibart verbunden, daß sie nicht blos der Arzt, sondern auch jeder andere Liebhaber dieser interessanten Materie, mit Nutzen und Vergnügen lesen wird. Die Uebersetzung ist rein, fließend und getreu, und die Anmerkungen des Uebersetzers erheben den Werth dieser Schrift. Dergleichen Schriften enthalten öfters mehr gute Sachen, als große Folianten ganzer Systeme. Daher hat es Recens. für Pflicht geachtet, sie durch einen genauen Auszug gemeinnütziger zu machen. — Der Verf. hat insonderheit des berühmten und gelehrten D. Hunters, dessen Verdienste in der Heilkunde nicht klein sind, mitgetheilte Anmerkungen genutzt.

— Von den frühesten Zeiten schon auf die Beschaffenheit dieser Krankheit gemerkt. Zu Andry's Zeiten bereits davon über 300 Schriftsteller. Noch immer aber vom Ziele einer sichern Heilart weit entfernt. — Vorbauungsmittel stehen doch in unserem Vermögen. — Wasserscheu, deren Namen Dr. Junker nicht leiden konnte, — besteht in einer krampfigen Beschaffenheit der zum Hinterschlingen bestimmten Theile. — Die hieher gehörige Krankheit der Menschen, entsteht zwar von der Wuth mehrerer Thiere, vorzüglich aber der Hunde; aber weder die Wasserscheu, noch vielweniger die eigentliche Wuth, ist als nothwendiger Zufall damit verbunden. — Durch frühzeitige und ununterbroche-

brochene Mittel kann man ihr entgehen. — Das Buch hat keine eigentliche Unterabtheilungen. Wir wollen sie machen.

I. **Die wahren Kennzeichen der angehenden Wuth eines Hundes.** — Nach Portal beschrieben. — Viele Menschen sind selbst an ihrem Unglück Schuld, wenn sie dem Hunde, noch im höchsten Grade der Krankheit aus einer unvernünftigen Liebe schmeicheln. — In der Treue und Ergebenheit des Hundes gegen den Menschen der Grund, woraus am leichtesten zu erkennen, ob er gewöhnlich oder ungewöhnlich krank ist. Eine besondere Vorsehung zur Warnung! — Im Anfange doch die Wuth nicht mit so großer Zuverläßigkeit, wie manche denken, von andern Krankheiten zu unterscheiden. Zeigt sich aber bald. Die Kennzeichen

1) im Ablassen vom Fressen und Saufen; 2) trauriger Laune; 3) trüben Augen; 4) verkennt seinen Herrn und andere bekannte Personen, springt ihnen nicht mehr lustig entgegen. — Alles noch keine karakteristische Zeichen. 5) In ein paar Tagen flieht er Fressen, Saufen und andere Hunde, und diese ihn. Kann ihm der gesunde Hund nicht ausweichen, so fällt er ihn doch nicht an, sondern sucht ihm mit vieler Aengstlichkeit zu schmeicheln. Wieder Vorsehung, in der, den unvernünftigen Thieren, eigenen Kenntniß zu ihrer Selbsterhaltung. In andern Krankheiten flieht der gesunde Hund den kranken nicht. Zugleich Warnung für den Menschen. — 6) In der letzten Periode verläßt er den Ort seines Aufenthalts, und rennt wüthend fort; 7) schnappt nach allem; was ihm vorkömmt, und ist von da an in 2 bis 3 Tagen todt. —

— Vorsehung, daß er in den ersten Perioden nicht schnappt und beißt! Dann ists Zeit, auf seiner Hut zu seyn, da die Vorsehung selbst warnt. Die Klugheit sollte gebieten, den Hund anzulegen, bis die Zeit sichere Belehrung gäbe, um alle unnöthige Furcht, die grausamste unter allen, bey Menschen zu verhüten. Denn ziemlich binnen zehn Tagen, auch in kürzerer Zeit, klärt sich die Sache auf. Der Hund geneßt, oder stirbt in Wuth.

— Eine lehrreiche Exkursion S. 6. auf die weise Einrichtung der lymphatischen Gefässe im thierischen Körper, bey denen das Naturgeschäfte des Einsaugens nunmehro durch

durch die neuesten anatomischen Beobachtungen gründlich und vollständig gezeigt worden. Ihre eingesogenen Feuchtigkeiten gehen zum Herzen. Können diese aufgehalten werden; so wird manche Krankheit kurirt. — Auch das Gift wird aufgehalten.

II. **Ueber verschiedene Gifte, und ihre Wirkungen.** Pockengift. Jedes will seine Zeit haben. Das Gift vom Biß des tollen Hundes bey einem Kinde ein Jahr nachher; bey einem Kaufmann nach zwey Jahren; ja bey andern nach 18 bis 20 Jahren. S. 70 mehrere Beyspiele. Mit Grunde bezweifelt, und das Gegentheil aus der Natur der Krankheit und aus der Erfahrung bewiesen. Wahre **Wohlthat,** den Menschen von der grausamsten ungewissen **Furcht** zu befreyen. — Blosser **Geifer** eines tollen Hundes auf der Haut, ohne Wunde, hat die Wuth und Wasserscheu verursacht. **Anschneiden** das sicherste Mittel; nur früh genug, wenn das Gift noch nicht zu tief eingedrungen. Eigentlich ist darauf zu sehen, den Fortgang der Krankheit zu hindern. Gut wäre es, wenn wir erst so weit gekommen wären, aus der kleinen Wunde, und deren Entzündung zu schließen, daß die Krankheit **wirklich mitgetheilt** sey. — Ob sich das Gift eines tollen Hundes durch Gährung vervielfältige? Ein schweres Problem! — Ein gebissenes Frauenzimmer antwortete auf alle Fragen, bis die Raserey zu hoch stieg, noch wenige Stunden vor ihrem Tode, bestimmt. — Pflicht, alle gute Mittel zu gebrauchen. Besonders alles zerrissene Fleisch **herauszuschneiden.** Dann läßt sich nach den vernünftigsten Gründen, und nach der Verrichtung der lymphatischen Gefässe vermuthen, daß die Krankheit der Wasserscheu nicht hinter her ausbrechen werde. — **Noch das einzige Mittel, dem Tode zu entgehen.**

II. **Ueber einige empfohlne Mittel.** Das Aussaugen der Wunde, sagt man, könne ohne Gefahr geschehen, weil das Gift gleich mit dem Speichel wieder ausgeworfen würde. — Beyspiele der Gefahrlosigkeit bey andern giftigen Thieren, als der **Viper.** Allein die Analogie mit der Viper kann nicht statt finden. Ihr Gift greift die Lebensorgane auf andere Art an. — Bleibt immer unsicher und gefährlich. Beym Saugen kann am Zahnfleisch und im Munde eine Verwundung entstehen. Es kann etwas Gift im

Schlunde

Schlunde sitzen bleiben. Wir wissen noch nicht, in wiefern das Gift des tollen Hundes schädlich werde, wenn es in Magen kömmt. Die Wirkungen des Viperngifts und der wüthenden Thiere sind sehr verschieden. — Destillirtes Kirschlorbeerwasser tödtet einen Hund in einer halben Stunde. Erstaunliches Faktum! Ein toller Hund beißt ein Frauenzimmer in die Schürze — es nicht. Es will das zerrissene und begeiferte Stück, ehe es trocken und gewaschen war, ausbessern, und beißt beym Nähen den Faden ab. In wenig Wochen erfolgt die Wasserscheu und der Tod. Also das Aussaugen immer bedenklich. Noch mehrere Beyspiele von Personen, die solche Kleidungsstücke ausgebessert, und nur mit den Zähnen gehalten haben. Neuestes von 1784 im Weimarschen Kalender Volksbelehrung wegen des tollen Hundsbisses. — Ein Bauer wurde auf seine Bitte von den Ketten losgelassen, küßte sein Kind, und beyde starben binnen sieben Tagen. — Das Oberhäutchen der Lippe ist sehr fein, und das Gift kann leicht in die lymphatischen Gefässe durchgehen. — Schwerlich möchte der Athem des wüthenden Thiers anstecken, weil dazu eine unmittelbare Berührung erfordert wird. Ein unabgewischtes Instrument aber, womit ein toller Hund getödtet ist, ist fähig, die Krankheit mitzutheilen. Aehnlichkeit des Pockengifts an der Impfnadel. Ein junger Mensch schleift einen alten rostigen Degen, womit vor vielen Jahren ein toller Hund getödtet ist, schneidet sich damit in den Finger, fällt in die Wasserscheu, und stirbt.

— Das Schröpfen thut eben die Dienste, als das Aussaugen. Die Indianer saugen das Gift der **Klapperschlange** aus; aber wie vorsichtig verwahren sie inwendig den Mund mit Oehl? — Man sollte mit aller Gewalt auf die geschwindeste Anwendung des sichersten Mittels dringen, gleich auf frischer That das verletzte Stück tief genug, und das frische Fleisch rund um die Wunde herum auszuschneiden. Zwang ist hier Wohlthat. — Auch das Schröpfen mit tief genug gemachten Einschnitten eines der sichersten Mittel. **Schmucker** hat sechs Personen geheilt, und sich statt des Schröpfkopfs blos **warmes Wassers** bedient, um das **Bluten** der Wunde eine Zeitlang reichlich zu unterhalten. Das Ausschneiden doch sicherer. Dabey aber die Wunde durch Fontanelle, spanische Fliegensalbe, und Arzmittel, wenigstens **6 Monate in reichlicher Eiterung** offen zu hal-

halten. Dadurch dem Verf. drey Fälle geglückt; aber in der ersten Viertelstunde des Bisses. Noch zwey Beyspiele bey dem Biß einer tollen Katze. — Das Gift toller Thiere ist ein Lokalübel. Innerliche Mittel helfen schlechterdings nichts. Die Hauptsache ist der äußerliche Reiz der Wunde, und Aetzmittel.

Aber wie? wenn der Biß im Gesicht, in die Backen, Nase und Lippen geschehen? Ein Mensch war von einem tollen Hunde in den Lippen durch und durch gebissen. Pflicht, lieber wegzuschneiden, als sterben zu lassen. Bey dem Biß in der Backe ein Quentchen gemeinen Aetzstein (Lap. caust.) in einem Pfunde Wasser aufgelöst — Die Lauge erwärmt, und damit die Wunde ausgewaschen, auch übergeschlagen — Auch die Wunde durch Schießpulver zu erweitern. Es wird ein kleiner Theil angefeuchtet, in die Wunde gebracht, und angezündet. Dadurch wird man das Gift plötzlich los. Kann die Wunde nicht erweitert werden, muß man sie durch Blasenpflaster so lange als möglich ist, offen erhalten.

IV. Prüfung der sogenannten spezifischen Mittel. — Diese, und gewisse Vorbauungsmittel täuschen. Aderlaß, Laxiren, und der äußerliche Gebrauch des Campfers selbst gefährlich, weil durch Ausleerung der Gefässe die Resorption vermehrt, und das Gift desto geschwinder in die Blutmasse gebracht wird. — Gebrannte Krebse, Zinn und Mithridat; Hundrose, oder die Hagenbuttenwurzel mit dem daran wachsenden Schwamm — bey den Siciliern Allheil — in heiligen Erscheinungen offenbart — Leber des tollen Hundes; Pimpinellwurzel — die elendesten Spezifika.

— Zwey weltberühmte Spezifika geprüft. Das Ormskirkische Mittel S. 36. Ein Pulver aus einer kalkartigen Substanz. Eine halbe Unze gebrannte pulverisirte Austerschaalen; 10 Gran Alaun; 3 Drachmen armenischen Bolus; eine Drachme Alantwurzelpulver — mit 6 Tropfen Anisöl abgerieben, — das ganze Arcanum. — Das Tunquinische Pulver aus Turkin, von den Chinesern sehr geschätzt. Nichts als Zinnober und Bisam. — Ferner die Pflanze Judasohr, oder der sogenannte Hollunderschwamm. Neuerlich in Deutschland die Belladonne als ein gutes Mittel bekannt worden. Verfahren mit derselben beschreibt der Uebersetzer.

— Auch das Spezificum des Maywurms, oder des von einem schlesischen Bauer von dem höchsel. König von Pr. erkauf-

erkauften Mittels — nach D. Fritzens Widerlegung — geprüft. — Ferner das Gauchheil mit der rothen Blume. Hunter hat die obigen beyden Mittel fruchtlos gebraucht. Auch Quecksilbersalbe in die Wunde gerieben, unkräftig. — Das kalte Bad bey vielen fruchtlos. Das Quecksilber mit Gründen pro und contra. Verschiedene gebissene Personen fallen wegen der, ihnen besonders eigenen körperlichen Beschaffenheit nicht in die Wasserscheu. Zuweilen von Zwanzigen nur Einer. Das hat den Spezificis den falschen Ruhm gebracht. — Wichtige Bemerkung, die wir ganz hersetzen müssen. S. 70. „Die Speichelsäfte eines wüthenden Thiers scheinen mir in die Klasse der schwächern Gifte zu gehören, und meistentheils eine geraume Zeit zu erfordern, ehe sie ihre Wirkungen zeigen; ja der Zeitraum ist oft länger, als man ihn bey irgend einer Giftart antrifft. Aus dieser Ursache kömmt es nun, daß so wenige von wüthenden Hunden gebissene in die schreckliche Krankheit der Wasserscheu verfallen. Wir haben Ursache, diese weise Vorsorge unserm gütigem Schöpfer desto mehr zu verdanken, da die Folgen des einmal in Wirksamkeit gesetzten Gifts so äußerst fürchterlich sind, und da man es zumal bisher eben so wenig gründlich zu bestimmen, als zu vernichten im Stande gewesen ist."

— Ursachen des langen Verhaltens. Verschiedenheit der Wirkungen dieses Gifts. S. 70. 71. Doch nicht sicher, wenn auch keine sichtbare Verwundung statt findet. Ein toller Hund beißt eine sechszigjährige Frau durch zween Friesröcke. Die Stelle nur etwas gequetscht — bekömmt doch die Wasserscheu. Vorsicht bey dem Biß durch Kleider und Stiefeln.

V. Wichtige Frage: wie viel Zeit nach dem Biß muß vergehen, ehe alle Furcht für den Folgen verschwunden ist? Die Zeit des Ausbruchs nicht so entfernt und unbestimmt, wie einige glauben. Alle Beyspiele von 10, 18 und mehreren Jahren bezweifelt. Die Nachrichten und Fakta falsch. Die Krankheit von anderer Beschaffenheit, und durch die Einbildung umgeschaffen. Der längste Fall bey dem Verf. 19 Monate, nach Hunter nur eilfe. Mit Fällen des nähern Ausbruchs bewiesen. — Sonderbare Geschichte eines Pachters mit einem tollen Fuchse in seinem Stalle. S. 77. Er findet eine Kuh in voller Wuth mit demselben im Streit — sucht sich des Fuchses zu bemächtigen, wird aber von demselben heftig in die Hand gebissen. Nach drey Wo-

chen wird die Kuh, nebst einigen Schweinen, und noch andern Thieren rasend. Er brauchte das Ormskirkische Mittel fruchtlos. Bis zur Montagsnacht fühlt er nichts. Tags darauf aber einen Schmerz in der Hand, der Länge nach bis in die Schulter. Noch an demselben Abend fiel er in die Wasserscheu, die ihn abwechselnd befiel, und Donnerstags darauf tödtete. — Aus allen Fällen erwiesen, daß nach dem 43sten Tage nichts mehr zu fürchten sey. Wahre Wohlthat! das Menschengeschlecht von der schrecklichsten, Zeitlebens marternden, Furcht zu befreyen! Dies alles empfehlen wir zum weitern Nachlesen. — Es wird ferner aus der Beschaffenheit der Krankheit erwiesen S. 80 — 87. Viele Fälle, daß die Patienten in kurzer Zeit gestorben sind. Bey den Hunden das Gift wirksamer, sterben auch eher. Die Krankheit gehört offenbar zu den krampfhaften, vorzüglich am hintern Theil des Schlundes. Wird bewiesen. Prüfung der Mittel, diese Krämpfe zu stillen. Der Verf. glaubt, daß noch kein einziger Fall der zuverläßigen Wasserscheu kurirt sey. S. 99. — Was die Furcht dabey thue? Ein Gebissener wußte nicht, ob der Hund toll war — fiel in die Wasserscheu aus Schreck und Einbildung. Die Krankheit dauerte einige Wochen, wurde als Nervenkrankheit behandelt und kurirt.

VI. Wahnsinn nicht immer die Folge und Zeichen des gewissen Todes. Aus diesem Vorurtheile die unmenschlichste Grausamkeit; den Kranken lieber gänzlich zu verlassen, und im Bette mit Kissen zu ersticken. Van Swieten sagt S. 105. daß diese Grausamkeit sogar mit Genehmigung der Obrigkeit sey ausgeübt worden; setzt aber hinzu: ist es nicht unmenschlich, einem Kranken das Leben zu nehmen, weil wir ihn nicht kuriren können? Schon Tulpins hat dagegen geeifert, und versichert, daß es unnöthig sey, einem Patienten in der wirklichen Wasserscheu das Leben abzukürzen, indem selten einer den dritten oder vierten Tag überlebe.

VII. Ob der Speichel der Kranken ansteckend sey? Es sey, sagt man, höchstgefährlich, wenn ein Mensch mit der Wasserscheu den andern beiße. Noch kein Exempel, daß die Krankheit durch Menschen fortgepflanzt sey. Es haben Leute dem Patienten mit der Wasserscheu den dicken, klebrichten Speichel, der ihnen die meiste Noth macht, ohne Schaden

den aus dem Munde genommen. — Das Hunde ähnliche Bellen der Patienten, davon so viel gelogen, ist nichts anders, als ein ongesträngtes wiederholtes Bestreben, den zähen Schleim und Speichel aus dem Munde los zu werden. Doch wird die Stimme dabey durch die Krankheit in ihrem natürlichen Ton verändert. Das übrige ein gewaltsames Räuspern und Aufhusten.

VIII. Das Wurmnehmen bey den Hunden. S. 107. Bey dem gemeinen Mann der Tollwurm unter der Zunge. — Schon vor dem Plinius üblich, zu seiner Zeit gewöhnlich. Noch 1782 im Sächsischen, und einige Jahre vorher im Preußischen, der Befehl dazu; aber wenig befolgt. Dieser Leichtgläubigkeit öffentlich von einsichtsvollen Aerzten widersprochen. Auch in England. Dem Dr. James viele Hunde, denen der Tollwurm genommen, doch toll geworden. (Davon neuerlich im Journal von und für Deutschland, viele Beyspiele.) Es ist der Erfahrung entgegen, und wider alle anatomische und physiologische Grundsätze. Es ist kein Wurm, kein Nerve, keine Drüse, sondern eine einfache Fiber (ein Zungenband, das der Hund beym Trinken an der Zunge zum Einlecken gebraucht, weil er auf diese Art nur trinken kann), die sich, so bald sie trocknet, wurmförmig zusammenzieht. Bey S. 142 im Kupfer abgebildet, und die Figuren erklärt.

IX. Wichtiger Abschnitt! Auch ohne Biß eines andern tollen Hundes kann, durch besondere Umstände, die Krankheit bey Hunden entstehen. S. 120. Ursachen dazu! Der Hund kann nicht schwitzen, weil er in der Haut keine Schweißlöcher hat. Alle seine Ausdünstungen gehen durch die Lunge. Dadurch werden die Säfte leicht scharf. — Die englischen Hofhunde — (Doggen, Wächter) werden am schlechtesten abgewartet. Faul Pferdefleisch, und die Eingeweide der geschlachteten Hausthiere, ihre Nahrung. Müssen oft lange dürsten, weil sie stets an der Kette liegen. Falsch, daß tolle Hunde gleich in der ersten Periode von allem Fressen und Saufen ablassen. Desto gefährlicher. — Eine falsche Methode S. 122, den verdächtigen Hund gleich zu tödten. Hernach schwer, hinter die Wahrheit zu kommen, ob er toll gewesen, und dem Gebissenen die Furcht zu nehmen. Unsicheres Mittel, solches zu erfahren: ein gekochtes Stück Fleisch an den Zähnen und Zahnfleisch des getödteten

ten vermeynten tollen Hundes zu reiben, und gesunden Hunden vorzuhalten. Wäre er toll gewesen, so nähmen sie es nicht. — Abergläubisches Mittel: einem alten Hahn die Brustfedern auszurupfen, und blos auf den Biß zu legen. Wäre der Hund toll, so würde der Hahn schwellen und sterben, und der Patient genesen. Stürbe der Hahn nicht, so wäre auch der Hund nicht toll gewesen, S. 123. — Von einigen vorgegeben, daß die Hunde auch vor dem, mit der Krankheit behafteten Menschen fliehen; aber nur einseitig versichert. Von den Hunden unter sich ist es gewiß, weil die gesunden Hunde von den kranken die stärkste Witterung haben. —

— **Auf Neu- und Vollmond** bey der Kur nichts zu rechnen. Wahn, daß die Krankheit nicht eher, als nach dem Neu- und Vollmonde ausbreche. In jedem Monat Neu- und Vollmond; aber der Ausbruch der Krankheit allemal in einer kürzern Zeit. Beyspiel einer Dame, S. 127, die Jahre lang an dem Tage in Todesangst war, da sie ihr vermeyntes tolles Schooshündchen gebissen hatte. Es ist dem Verf. Ehre, wenn er sagt: „es soll mir ein unendliches Vergnügen seyn, wenn ich im Stande bin, die aus einem Irrthum entsprungene fürchterliche Meynung vieler meiner Mitmenschen, aus ihren Gemüthern zu vertilgen.“

X. Verschiedene **Heilarten** anderer erzählt S. 128. nebst Rezepten, Mitteln und ihren Wirkungen. Kurirte und nicht kurirte. Ein Beyspiel, daß ein Patient noch einem Freunde, der ihm kurz vor seinem Tode einen Bissen Brod reicht, schnappt, und ihm in den Daumen beißt; dieser aber sich gleich die Stelle ausschneiden lässen, und genesen ist — bis S. 152.

— Endlich ein **Nachtrag** des V. von einigen neuern Krankheitsgeschichten dieser Art, und ihren Heilmethoden. — Von verschiedenen Arten der Hundswuth. S. 188. — Etwas über einige Gedanken von der Hundswuth im Ipswicher Journal. — Warnung an das Publikum mit Anmerkungen. —

In der That ein für den Arzt und Naturforscher gleich nützliches und brauchbares Buch, wobey uns die Mühe eines umständlichen Auszuges nicht gereuet.

Stu.

Nach-

Nachricht von den Medicinal-Anstalten und medicinischen Collegiis in den preußischen Staaten. Aufgesetzt von Herrn Thomas Phillipp von der Hagen, Königl. Preuß. Präsidenten des Ober-Consistorii, des churmärkischen Amts-, Kirchen-, Revenüen- und des Armen-Directorii zu Berlin, Chef des Ober-Collegii medici, und des Collegii medico chirurgici etc. Halle, bey Curts Wittwe, 1786. in 4. 3 Bogen.

Es ist eine bekannte Sache, daß die vorzüglich gute Einrichtung der Medicinalanstalten in den preußischen Staaten sich schon seit langer Zeit einen sehr vortheilhaften und ausgebreiteten Ruf bey den Ausländern erworben hat. Gegenwärtige Bogen geben von dieser vortreflichen Einrichtung die besten Beweise, und sie verdienen allenthalben gelesen, und zum Muster genommen zu werden. Diese Collegia bestehen aus drey Haupt- oder Ober-Collegiis, welche gänzlich verschieden sind, als 1) das Ober-Collegium medicum, 2) das Collegium medico-chirurgicum, und 3) das Ober-Collegium sanitatis. Das Ober-Collegium medicum wurde vom Churfürsten Friedrich Wilhelm 1685. gestiftet. 1725. wurden in den verschiedenen Provinzen mehrere Collegia medica errichtet, welche an das Ober-Collegium medicum in gewissen Fällen berichten mußten. Alle Expeditiones beym Ober-Coll. med. geschehen nomine Regis. Die seit der Errichtung desselben da gewesenen Chefs werden hier in chronologischer Ordnung aufgestellt. Zur Qualification einer Medicinalperson in den Preußischen Staaten gehört allerdings viel (S. 8.) und wenn dieses alles von einem angehenden Arzte geleistet wird, so müssen die Preußischen Staaten ohnstreitig die gelehrtesten und geschicktesten Aerzte haben. Auch von einem Chirurgo, welcher in den Preußischen Staaten seine Kunst ausüben will, wird nicht weniger gefodert — doch erfolgt oft, anstatt der Approbation blos die Concession zum Rasiren, Schröpfen und Aderlassen. Auch die Apotheker sind genöthigt einen Cursum zu machen, und muß die ihm aufgegebenen Processus pharmaceutico-chemicos in seinen Lectionsstunden öffentlich elaboriren und vortragen.

(S. 17.) findet man genaue Nachricht vom Collegio-medico chirurgico und (S. 22) vom Ober-Collegio Sanitatis. Wie schon oben erinnert worden, sind die in diesen wenigen Bogen beschriebenen Einrichtungen vortrefliche Muster zur Nachahmung für viele Länder.

DW.

Abhandlung über die Natur, Beschaffenheit und Heilung des Koths oder fliegenden Brandes beim Viehe, von Joh. Evangelista Bärtsch, Kaplan in Vals u. s. w. Nebst einem Verwahrungsmittel gegen dieselbe Krankheit, u. s. w. Chur, bey Otto, 1783.

Die Preisaufgabe der ökonomischen Gesellschaft in Bündten wer derselben das beste durch die Erfahrung bewährte Heil- und Verwahrungsmittel gegen die gefährlichen und vielen Schaden verursachende Krankheit des Viehes, der Koth oder der fliegende Brand genannt, nebst einer deutlichen Beschreibung von den Ursachen, dem Sitz, der Beschaffenheit und Verschiedenheit dieses Uebels ertheilen wird, u. s. w. hat Gelegenheit zur Erscheinung dieser Abhandlung gegeben. Nach der Meynung des Verfassers ist die Krankheit theils von entzündlicher, theils von fauler Art. Die Hauptursache ist die unterdrückte Ausdünstung. Sie giebt sich vorzüglich dadurch zu erkennen, daß das Fleisch nach dem Abdecken der davon gestorbenen Thiere schwarz und wie verbrannt ausgesehen hat. Unter den Gelegenheitsursachen giebt der Verfasser vier an, nämlich 1) ein hitziges, blutreiches, fettes Temperament, 2) hitziges Futter und vieles Salzlecken, 3) eine weichliche aber allzu delicate Auferziehung, 4) eine gählinge Abwechslung mit einem viel kältern Himmelsstriche. Die Kurart ist aber nicht gar strenge den neuern Grundsätzen angemessen. Der betheerte Häring, den das Vieh verschlucken muß, zeugt nicht von den besten Einsichten in der neuern Materia medica.

Ez.

Ferdi-

Ferdinands Martini Wecker. In Gestalt eines Sendschreibens an den Herrn Friedrich Nicolai. Hadersleben, bey Luclander. 55 Seiten, 8.

Der Verfasser, welcher über die Recension seines Briefes an den Professor Tode, im 71sten Bande der Bibliothek, ergrimmt ist, hat, um sich zu rächen, dieses äußerst plumpe Pasquill gegen den Herausgeber der Bibliothek geschrieben. Ihm zu antworten, ist unter der Würde eines Ehrliebenden Mannes. Recensent hat jene Recension, welche den Verf. erbittert hat, nicht gemacht. Daß aber dem Verfasser kein Unrecht geschehen sey, davon ist er überzeugt, und die vor uns liegende elende Broschüre beweist aufs Neue, was ihm dort Schuld gegeben war, daß er voll Eigendünkel, blinden Hochmuths, und eigennütziger Zanksucht sey, und wie ein Botsknecht schimpfe, und zwar auf Herrn Nicolai, der ihm doch nichts zu Leide gethan hat. Daß er überdem ein seichter Kopf ist, beweiset Alles, was er schreibt. Von seiner Schreibart, welche der Klasse des untersten Pöbels angemessen ist, mag folgende Stelle, welche noch bey Weitem keine der ärgsten ist, zur Probe dienen. „Wer es als Schriftsteller mit Kunstrichtern zu thun hat, „der schimpfe oder stosse nur darauf los, unbekümmert, ob „er geschimpft oder gestossen ist; denn dies Köterzeug machet „es so mit den Schriftstellern, und schonet nie, als nur, „wenn Privatinteresse oder Furcht vor Schimpf und Stösse „es in Schranken hält.“ Ein Schriftsteller, welcher so denkt und schreibt, gereicht der deutschen Litteratur zur Schande. Er gesteht dies selbst S. 51, indem er schreibt: „Mir fällt zur Last, daß ich mich anstelle, als hielte ich den „Herrn Nicolai für den Verfasser der Recension, welches „er doch vermuthlich nicht ist, und ich schimpfe und bin „auch sonst auf eine ungesittete Art grob. In diesen „Vorwürfen ist Wahrheit!“ Was brauchen wir also weiter Zeugniß?

Tf.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Joannis Augusti Bacchii, ICti quondam Lipsiensis Carmina, recensuit et praefatus est *Augustus Cornelius Stockmann.* Dresdae et Lipsiae, ap. Breitkopf. 1787. 8.

Die meisten lateinischen Gedichte neuerer Zeit sind einem Gebäude ähnlich, das man aus vielerley, allenthalben zusammengefundenen Bruchstücken antiker Tempel und Palläste, so gut es nur immer hat gehen mögen, zusammenflickte; dessen einzelne Theile also an und für sich gar alt, und aus einem muthmaaßlich schönen Ganzen genommen sind; aber in der Zusammensetzung wird es ihnen an Ordnung, Einheit und Anmuth fehlen, und das Ganze wird in den meisten Fällen einen sehr sonderbaren Eindruck machen. So ist es auch mit den Gedichten in einer ausgestorbnen Sprache. Gesetzt auch daß jeder Ausdruck, jede Wendung, jedes Bild einem alten Dichter abgeborgt wäre, so daß jedes für sich genommen, den Geist und Sinn des Alterthums darstellte, so wird doch das Ganze fast nie die Idee von Originalität und Wahrheit in uns erwecken können. Jede Wendung des Originaldichters, und jedes Bild steht nur in der Verbindung von Empfindungen an seinem Ort, in welche er es stellte; denn es war nicht von ihm gesucht, sondern durch die vorhergehenden Ideen entzündet, so wie es seiner Seits wiederum die zunächst liegenden Ideen erweckt. Aus dieser Lage herausgerissen, gleicht es dem Glied eines regelmäßigen Körpers, welches von ihm getrennt, zwar nah auf das Verhältniß des ganzen Körpers schließen läßt; aber wenn man versuchen wollte, es einem andern anzupassen, so würde sogleich sichtbar werden, daß dieser dem ersten vollkommen gleich würde seyn müssen. So wie dieses auf alle Nachahmungen paßt, so insbesondere auf Gedichte in ausgestorbner Sprache, wo es nicht mehr erlaubt ist, Original zu seyn. Den gegenwärtigen Gedichten eines eleganten Rechtsgelehrten, kann man eine gewisse Leichtigkeit und Anmuth nicht absprechen; aber neue Gedanken und Wendungen, tiefe Empfindungen, lebhafte Bilder darf

darf man nicht in ihnen suchen; vornehmlich aber fehlt ihnen das Vertriebne, das Ineinandergeschmolzne einer Empfindung in die andre; und wo wäre dieses auch möglich, da keine derselben von selbst aus dem Herzen emporspringt, sondern nur aus den Schätzen des Gedächtnisses hervorgeholt worden. Denn alles glaubt man schon irgendwo, hier oder dort, gelesen zu haben. Und wo dieses nicht ist, wo er es gewagt hat, aus dem Kreis der den Alten geläufigen Ideen und Ausdrücke herauszutreten, scheint ihn seine Muse auf der Stelle durch läppische Eingebungen zu strafen. Zum B. Carm. IX. Io. Godofr. Koernero A. M. novo marito:

> Factus es ecce novo Sophies, Koernere, Magister:
> Formosae Sophies fauste Magister, ave!
> Nempe satis veterum Sophien docuisse videris.
> Cedat, io, Sophiae nunc prior illa novae!
> Cedat, io, cedant antiqua recentibus: illud
> Certamen finem coepit habere suum.
> Ergo Tibi doctrina nova est, Koernere, docenda,
> Formosae Sophies fauste Magister ave! u. s. w.

Voraus geht ein Leben des sel. Bach, welches aber nicht viel mehr enthält, als jedermann, der seine Schriften kennt, wissen kann. Hr. Prof. Stockmann verspricht, wenn diese Sammlung gut aufgenommen würde, einen andern Schatz lateinischer Gedichte von sächsischen Dichtern, zu ediren.

Wp.

Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht, in vier Gesängen von M. C. P. Conz. Stutgart, in Commission bey Mezler. 1787. 7 Bogen groß 8. Mit Mendelssohns Bildnisse.

Moses Mendelssohn, der Weise und der Mensch! — fürwahr ein großer Gegenstand, der eines vortreflichen Dichters und eines vortreflichen Gedichts werth wäre, und wir können hinzusetzen, ohne dem Verf. gegenwärtiger Schrift zu viel zu thun, eines weit bessern Dichters, als er ist, und eines weit bessern Gedichts, als das seinige ist. Zwar drückt er sich

selbst in der Vorrede sehr bescheiden darüber aus. „Der Tod „unsers verewigten Weisen wen hat er nicht empfindlich ge„rührt? Mich, durchdrungen, wie alle, von seinen un„sterblichen Verdiensten als Mensch und Philosoph, hat er „in eine sanfte begeisternde Wehmuth versetzt, und so gelobt' „ich ihm ein geringes Denkmal. So reiste der Gedanke zu „diesem Gedicht in meiner Seele. Etwas zur Erhaltung sei„nes Gedächtnisses unter uns beytragen zu wollen, konnte „ich nicht hoffen, nicht einmal wollen; das wäre Beleidigung „für Deutschland. Einen blossen Panegyrikus wollte ich „Mendelssohn nicht schreiben. Ich faßte also den Entschluß, „den Lehrdichter mit dem Lobredner zu vereinigen, einige der „vornehmsten philosophischen Wahrheiten von Unsterblichkeit, „Gott, Schönheit, Tugend und Gewissensfreyheit, zu deren „Auseinandersetzung und Empfehlung er hauptsächlich seine „Kräfte, und seinen nach Wahrheit über alles forschenden „Geist angewandt hat, vorzüglich nach seinen Ideen dichte„risch darzustellen." So viel sich auch gegen diesen Plan immer noch einwenden ließe, so ist es doch gewiß, daß sich auch auf diesem Wege ein sehr gutes Gedicht hätte machen lassen: Hr. C. aber ist sehr unglücklich auf diesem Wege gewesen. Sein Gedicht ist nichts, als eine sehr übel verbundene Reihe von Bildern und einzelnen philosophischen Gedanken, die in seinem Vortrag Schärfe und Bündigkeit verloren haben, ohne durch den poetischen Schmuck, mit denen er sie überladen hat, an Licht und Wärme zu gewinnen. Gleich der Hauptzweck des Ganzen ist verfehlt, weil aus diesen Bogen niemand den vortreflichen Mendelssohn auch nur im geringsten genauer kennen lernen kann. Wer blos seine Schriften mit Bedacht gelesen hat, der wird ihn auch als **Menschen** genauer daraus haben kennen lernen, als Hr. C. ihn hier geschildert hat. Nicht einmal vom Mendelssohn dem **Philosophen** ist das Gemälde charakteristisch. Die Resultate seiner Philosophie, die er mit mehrern gemein hat, bekömmt man hier wohl zum Theil zu hören, aber nichts von der eigenthümlichen Wendung seines Geistes, nichts von der ihm eigenen Kraft, Deutlichkeit und Eleganz, nichts von seinem musterhaften populären Vortrag philosophischer Wahrheiten und Untersuchungen, durch den er sie der allgemeinen Fassungskraft angemessener machte, ohne der Bestimmtheit und Genauigkeit etwas zu vergeben, und wodurch er unter uns in diesem Fache der Litteratur das erste und größte Muster wor-

den

den ist. Das Gedicht unsers Verf. ist größtentheils ein Cento aus andern Dichtern: Gedanken, Ausdrücke, Bilder sind meistens geborgt, und die Veränderungen, die hie und da angebracht sind, sind selten Verbesserungen. Die sklavischen Nachahmungen von Kretschmann sind schon von andern gerügt worden. Nachahmungen überhaupt genommen sind dem Dichter nicht verboten; verboten aber ist ihm das augenscheinliche Kopiren neuerer, und gar einheimischer Dichter. Und noch mehr Tadel verdient er, wenn er die entlehnten Ideen sich nicht wenigstens durch neue Wendungen, Ausdrücke und Zusätze eigen zu machen weiß. Die Eintheilung in vier Gesänge ist fast ganz willkührlich, da die verschiedenen Gesänge sich wenig oder gar nicht durch den Inhalt oder die Behandlungsart von einander unterscheiden. Die Versart wechselt gleichfalls auf vierfache Art ab: odaisches Sylbenmaas, reimlose, gereimte Jamben und Hexameter. Allen aber fehlt es so sehr an Wohlklang und Geschmeidigkeit als den Ideen an Bestimmtheit und Klarheit. Die gemeinsten Gedanken sind in einen brausenden schwülstigen Wortschwall gehüllt, aber auch dieser Ton erhält sich nicht durchaus. Zwischen den hochtrabendsten Versen laufen Zeilen hindurch, die die platteste, kriechendste Prosa sind. Hier ist der Anfang des Gedichts!

Du aller Zeiten Räthsel, erhabenes
Und ernstes Wesen, Seele! die himmelan
Sich schwingt bis in die sonnenlichte
Halle der ewigen Schöpfung Gottes.
Die an der Wesen Ringe sich wieder dann
Hinabsenkt, Selbstbeschauerinn einsam da
Die tiefsten Tiefen ihrer Urkraft
Keckeren Auges ergründend durchgräbt.

Wie schwerfällig! welch ein Reichthum an Worten, und welch eine Armuth an Gedanken! Und falsche Gedanken überdies! Wie kann man sagen, daß die Seele die tiefsten Tiefen ihrer Urkraft ergründend durchgrabe? Was ist die sonnenlichte Halle der ewigen Schöpfung? Was ist der Ring der Wesen? Eine Kette der Wesen kennen wir wohl, aber keinen Ring der Wesen.

Doch wer erforschte noch genau sein eigen Haus?
Ergründete die ewigen Gesetze,
Durchspähte sie die dünngewebten Netze,

Die

Die Geist an Körper knüpfen, aus?
Ja, wer entwirrte nur
Das wunderbare Etwas der Natur?
— Ihr Fremdlinge im eigenen Gebiete —
Enträthselte den Herrn? wer bannete den Geist,
Der wahrnimmt, urtheilt, schleußt,
Das Ich in mir (mich) Ist es ein Wesen eigner Art,
Nur räthselhaft uns mit geformten Staub gepaart?
Ist es im Raume? dicht? zertrennbar? Eine Niete
Die Einfachheit beym Menschen? Ist
Der Fortdaur Hoffnung nur der Fantasey Gerüst?
— Ein schöner Dunst, der aufsteigt und zerfließt —
Vielleicht zum Denken Er etwa mit reinem Feuer
Durchläuterter, hinaufverfeinter Staub u. s. w.

Ist es nur möglich, alltäglichere Ideen in einer preziösern, nonsensikalischern Phraseologie zu Markte zu bringen?

Aber, die du, den Flor vor dem Gesichte, dort
Stehst, und weinest am Grab deines Erkohrenen,
Schönheit, höre, was du ihn
Selbst belehrt und begeistre mich!
Singe, wie Er in sich selbst der Empfindungen
Proteus band, und das Spiel tönender Nerfen und
Jede leisere Bebung
Jede zärtere Harmonie,
Wenn sie näher und wann ferner ertönt und schwebt
Zitternd über dem Nerf, selbst die geschaffene
Von dem Mislaut, mit scharfem
Sinn behorchend zerliederte.

Das nenn' ich mir doch eine künstliche Amplification des Satzes: Mendelssohn schrieb Briefe über die Empfindungen. Unser Verf. ist ein wahrer poetischer Dädalus. Er setzt aus Wörtern Irrgänge zusammen, in denen der Verstand der Leser im Dunkeln umhertappt, nirgend einen Ausgang, und höchstens hier und da ein paar Lichtstrahlen, aber mehr irre leitende, als zurechtweisende Lichtstrahlen entdeckt. Die Anrufung

rufung an die Schönheit ist sehr lustig. „Komm, begeistre „mich, und singe! nicht mir oder andern, sondern dir, (höre) „damit du etwas zu hören bekömmst, was du selbst am be„sten weißt.“ (was du ihn selbst belehrt.) Nur noch eine kleine Probe von der poetischen Metaphysik des Verfassers.

— — — Was ist Daseyn? Worte
Verhüllen nur hier, wo der innere Sinn
So hell spricht . . Daseyn ist (es sey!—)
Nicht Eigenschaft, ein unerklärbares
Alleingesehen Etwas ... Alles, was
Zufällig ist, bleibt ohne Daseyn doch
Noch denkbar, kann Begriff, dem Sache nicht
Entspreche, bleiben — als Ideen sind
Zufällige Wesen mit dem Nichtseyn immer
Im Widerspruch — Abänderungen nur
Von mir — doch denke das Nothwendige,
Und trenne vom Begriff die Sache, du
Zernichtest den Begriff. Die Summe der
Bejahenden Merkmale ja vereint
Das ewige nothwendige Ding, vereints
Im höchsten Grad: wie ist mir möglich es
Zu denken, ohne wirklich Daseyn, und
Ist wirklich Daseyn ein verneinend Merkmal? u. s. w.

Rh.

Er fand und wurde wieder gefunden. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. Breslau, 1787. bey Korn dem ältern, 7 Bogen, 8.

Diese höchst elende Schülerarbeit darf wohl auf keine ausführliche Recension Anspruch machen, wird auch schwerlich je auf das Theater gebracht werden. Herrliches Deutsch schreibt der Verfasser, z. B. jemand fretzen; (soll vermuthlich so viel als füttern heißen) die Wahrheit geigen; deren habe ich heute ein Beyspiel (statt davon) jemand übel mitfahren u. s. f.

Yr.

5. Schöne

5. Schöne Künste.

Sechs kleine Klaviersonaten 2c. von Daniel Gottlob Türk, Universitäts-Musikdirektor in Halle. Erster Theil. Zweyte Auflage. Leipzig und Halle, bey dem Verfasser; desgleichen in der Schwickert- und Hemmerdeschen Buchhandlung. 1787. klein Querfolio. 26 Seiten.

Daß von diesen Sonaten, worauf gegen dritthalb tausend Liebhaber subscribirt hatten, schon eine zwote Auflage nöthig war, ist ein auffallender Beweis von der großen Achtung, in welcher der Verf. bey dem musikalischen Publiko steht. Veränderungen haben wir bey dieser Ausgabe nicht bemerkt.

Trois Sonates pour le Clavecin, avec l'accompagnement d'un Violon et Violoncelle obligés, et de deux Cors de Chaſſe ad libitum, de même d'un Flute pour la derniere Sonate, Collection ſeconde etc. compoſées par *Chrétien Benjamin Uber*, le Cadet, Commiſſaire de la Juſtice du Departement de l'Oberamt. à Breslau. Folio.

Herr Uber gleicht einem Schwätzer, welcher immer noch etwas Unwichtiges, oft ohnedem schon Bekanntes, zu erzählen hat, wenn man sich nach Ruhe sehnt, und nichts mehr hören mag. — Gut in die Finger fallen diese Sonaten; auch ist die Harmonie für einen Dilettanten ziemlich korrekt: aber die Modulation, welche zur Unterhaltung so viel beytragen kann, ist so mager, daß der Verf. nach dem Schlusse des ersten Theils in der Dominante, auch im zweyten, mit untermischtem Moll, sein Wesen noch 64 Takte darin treibt, (S. 9. 10.) bis er alsdenn gerades Weges wieder nach Hause geht. Ob das Thema zu den Variationen ein Rondo, eine

Roman-

Romanze, ein Marsch u. s. w. seyn soll, haben wir nicht herausbringen können; der Verf. muß es am besten wissen. Auch der Symphonie — die allenfalls, laut der Ueberschrift, auch Sonate seyn soll — gebricht es an Schwung und Neuheit. Wenn doch Herr U. bey seiner Justiz bleiben wollte! Wir haben ja der seichten Komponisten ohnedies schon genug.

Rt.

Zwanzig vierstimmige Chöre, im philantropinischen Betsale gesungen. In Musik gesetzt und in Partitur mit untergelegtem Klavierauszuge, herausgegeben von Karl Spazier, Lehrer und Aufseher am Dessauischen Erziehungs-Institute. Leipzig, bey Crusius, 1785. Folio; ohne Titel und Vorrede 62 Seiten.

Diese Chöre sind bereits im zweyten Jahrgange des Cramerschen Magazins, wahrscheinlich von einem gutherzigen Freunde des Verfassers, so gelobt worden, daß wir hier blos jene Recension — widerlegen, oder in einem Supplemente die übersehenen Fehler nachtragen müßten.

Yy.

Rosaliens Klagen. Eine Kantate seinem Freunde Mathisson zugeeignet von Carl Spazier. Hamburg und Leipzig, bey Hoffmann, 1785. Die ganze Partitur ohne Titel und Vorrede, in klein Querfolio 20 Seiten.

Eine sehr kurze, aber fehlervolle Kantate. Der Verf. bestrebt sich gelehrt zu schreiben, verdunkelt dadurch den Gesang, und hat zu wenig Instrumentalkenntnisse, so daß das Ganze keine Wirkung thun kann. Wenn doch Herr S., welcher übrigens viel Gelehrsamkeit besitzen soll, weniger für das musikalische Publikum schreiben wollte!

Zz.

Gedor

Gedor, oder das Erwachen zum bessern Leben, von Herroser, Prediger in Berlin; in Musik gesetzt von Johann Heinrich Rolle, ehemaligen Musikdirektor zu Magdeburg, in Clavierauszug gebracht von Zachariä, Musikdirektor in Magdeburg. Leipzig und Magdeburg, auf Kosten der Wittwe des Autors, und in Commission bey Schwickert. 1787. Querfolio, 47 Seiten.

Der Sage nach, Rollens Schwanengesang, und wirklich eins seiner bessern Singstücke. Wenn es auch gerade kein Meisterstück seyn sollte, so finden wir doch, außer den gut gearbeiteten Chören, auch einige mit Wärme geschriebene Recitative, z. B. das erste ꝛc. Die Arien sind größtentheils ganz Rollisch. Einige Stellen würde der Verf. vielleicht, wenn ihn nicht der Tod abgerufen hätte, vor der Bekanntmachung noch verbessert haben. Hierunter rechnen wir S. 7. den unerwarteten Uebergang in B moll, bey dem Worte Tod, welches hier keine schreckhafte Idee erregen sollte. Auch die Arie S. 8. würde weit mehr Wirkung thun, wenn der Verf. die vorhergehende Frage: und wie, ich lebe wieder: nicht ins B selbst, sondern so: $\overset{6}{g}$ f? eingeleitet hätte. Am meisten hätten wir in der Arie S. 20. eine Verbesserung gewünscht. Der zu fühlbare Einschnitt in dem vierten Takte, welcher sehr oft vorkömmt, ist nicht nur, in der Verbindung mit dem Folgenden, dem Ohre widrig, sondern auch dem Sinne der Worte gerade entgegen; denn hier findet keine Trennung statt. S. 32. T. 5. hat der Verf. auf das heiße Flehen, besonders im Alt und Diskante, zu sehr Rücksicht genommen, da doch der Ausdruck bey den Worten: „ihm ist erhört sein heißes Flehen“ mehr tröstend und froh seyn sollte. S. 41. will uns die Declamation des Wortes Anbetung nicht ganz gefallen; auch hätte Rec. zur Begleitung nicht Viertel und Achtel, sondern blos, wie in den Singstimmen, langsamere Noten gewählt. Die Recitative, welche Gedor singt, scheinen uns, im Ganzen genommen, zu hoch gesetzt zu seyn. Wenn nicht ein besonderer Affekt eine Ausnahme erfordert, sind die mittlern Töne zum Erzählen am besten.

Den

Den Klavierauszug hat des Verf. Nachfolger, Hr. Zachariä besorgt. Da wir die Partitur nicht damit vergleichen können, läßt sich der Werth derselben nicht genau bestimmen; indeß scheint Hr. Z. musikalische Kenntnisse zu haben. Hin und wieder ist der Auszug etwas voll, z. B. S. 19. und unschmackhaft S. 25. ausgefallen. Dann und wann wird die Begleitung da unterbrochen, wo das Ohr noch nicht befriedigt ist, z. B. 10. T. 11 — 12, und 13 — 14; S. 15. T. 1 — 2 ꝛc. auch möchten wohl einige andere Nachläßigkeiten, wie S. 41. T. 10 — 11 nicht auf des Verf. Rechnung zu schreiben seyn. Das ganze Drama schließt mit einer kleinen, aber sehr brav gearbeiteten Fuge über das Wort Halleluja in Händels Manier.

Recensent kann nicht unterlassen, dem bereits verewigten Rolle für manche frohe Stunden, die ihm seine Arbeiten verschaften, den wärmsten Dank noch öffentlich zu zollen; ob er gleich nicht zu denen gehört, welche die Arbeiten desselben ohne alle Einschränkung schön und meisterhaft finden. Aber die Pflicht erforderts, das Andenken eines Mannes in Ehren zu halten, welcher sich um das geistliche Drama so große, ausgebreitete und wahre Verdienste gemacht hat.

Xw.

---

6. Romanen.

Felix von Freudenfels, eine Geschichte menschlicher Freuden und Leiden. Von Friedrich Theophilus Thilo. Zweyter Theil. 336 Seiten, und dritter Theil. 304 Seiten in 8. Leipzig, bey Schneider, 1787 und 1788.

Diese beide Bände sind wieder wie alle Schriften des Verf., äußerst seicht und abgeschmackt. Unbegreiflich ist es, wie der Autor seine Romane noch weiter dem Publikum aufdringen mag, da er doch wohl sehen könnte, daß sie keinen Nutzen in der Welt stiften werden, und ihm dies schon von allen Seiten deutlich gezeigt ist. Sein schiefer Gesichtspunkt, woraus er

er alle Dinge siehet, zeigt sich auch wieder in diesen beyden Bänden auf jeder Seite. Das traurigste ist bey der Sache, daß er gewiß noch mehr schreiben wird, und daß er geneigt scheint, auch diesen Roman noch in die Länge zu ziehen.

Rambolt und Mariane. Eine Geschichte in Briefen, herausgegeben von dem Verfasser Adolf Sellwarts. Erster bis vierter Theil. Gera, 1787. 8.

Recensent kennet den Adolf Sellwart nicht, und kann daher auch nicht bestimmen, in wie ferne dieses Product zum Aushängeschild dienen könne. Ist es indessen nicht besser, als der vorliegende Roman, so gehört es sicher mit unter die vielen seichten Händearbeiten, die in diesem Fache der schönen Litteratur nur gar zu häufig zum Vorschein kommen. Nicht eine von den Forderungen, die man mit Recht an den Verfasser eines Romans thut, wird man in dem gegenwärtigen befriedigt finden. Die Sprache ist nicht einmal grammatisch richtig, und die Verse, die darin vorkommen, sind unter aller Kritik. Wann wird doch endlich der gute Geschmack so allgemein werden, daß dergleichen Schriftsteller es nicht mehr wagen dürfen, sich mit ihren Geistesgeburten, dem lesenden Publikum aufzudrängen!

Brieftasche eines Liebenden. Ein Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit, nebst einer Vorrede vom Herausgeber. Ohne Druckort, 1787. 8.

Ein junger Mann, der seiner Aussage nach, nahe Aussichten zur Beförderung in ein Amt hat, verliebt sich in ein Mädchen, seufzt und schmachtet erst in der Stille, faselt alsdann in Briefen, philosophiret auch zwischen durch, entdeckt endlich seine Leidenschaft und — erhält einen Korb. Dies ist der Inhalt dieser Briefe, die der beleidigte Liebhaber zur Belehrung anderer, und auch wohl seine Rache gegen die spröde Schöne zu befriedigen, hat drucken lassen. Besser würde er wahrscheinlich gethan haben, wenn er sie dem Vulkan zum Opfer gebracht hätte, denn des Nutzen und Frommen möchten sie nicht viel haben.

Aph.

Herr Caspar, ein Roman wider die Hypochondrie, vom Verfasser der Frau Lisel, 1787. Wien, bey Wucherer, $17\frac{1}{2}$ Bogen, 8.

Friedrich Meyenthal, oder der relegirte Student. Eine wahre Geschichte. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitschke, 1787. 11 Bogen, 8.

Herr Kaspar kann für eine gewisse Volksklasse, besonders in Wien, lustig und angenehm zu lesen seyn, aber wahrlich nicht für Leute von Geschmack und Erziehung. Das ganze Mährchen ist äußerst unbedeutend, der Witz, welcher darin herrscht, ziemlich plump, auch nicht selten schmutzig. Nur auf einige wenige launigte Stellen stößt man hie und da, dagegen aber auf desto mehr Sprachfehler und Provinzialismen, z. B. aufgezunden, statt: angezündet; auf etwas vergessen; statt: etwas vergessen; ersehen, statt: versehen; Tabakier; gieb mir ein Geld u. dergl. m.

In der Vorrede vor Friedrich Meyenthal bittet der Herr Autor um Verzeihung, daß er so schlecht schriebe, und führt zur Ursache an: er habe das Wenige, so er gelernt, wieder vergessen. Das glauben wir wohl, denken aber, dann hätte er auch mit seinem höchst elenden Büchelchen zu Hause bleiben können. Die erste Hälfte desselben kann freylich wohl auf einen wahren Geschichte beruhen (doch ist das Werbermährchen, wovon Herr M. die Scene nach Frankfurt in den römischen Kaiser verlegt, mit großer Unverschämtheit aus Stephani's Lustspiele: die bestrafte Neugier entlehnt). Man findet da nichts, als höchst gemeine Begebenheiten, wie sie einem bösen Buben auf Schulen, in dem Hause eines Cantors und auf Universitäten begegnen, ekelhaft umständlich, und nicht selten schmutzig erzählt, dabey die Namen bekannter Personen angedeutet, z. B. des Arztes, Herrn Hofrath F . . . z in Halberstadt, und des Hofraths B . . . e in Helmstädt, gelegentlich eine bübische Schmähung des verstorbenen würdigen Domdechants von S . . . l — So geht das Ding fort, bis Hr. M. auf einmal eine Seereise vornimmt; da hat er dann einige Kunstwörter aus Reisebeschreibungen entlehnt. Der Sturm treibt ihn allein auf eine wüste Insel; bald nachher wird auch ein Frauenzimmer dahin

verschlagen; mit dieser schönen Helene geht er ein Jahr lang, obgleich solus cum sola, so schüchtern ehrerbietig um, er, der doch sonst ein loser Vogel ist, daß die unterdrückte Liebeserklärung ihn tödtlich krank macht — Doch, genug!

Yr.

---

7. Weltweisheit.

Betrachtungen über das Universum. Dritte Auflage. Manheim, in der neuen Hof- und academischen Buchhandlung. 8. 140 Seiten.

Die erste Auflage dieser merkwürdigen Schrift ist zu ihrer Zeit von einem andern Recensenten (im Anhang zu 24 — 34sten Bande d. A. D. B. Zweite Abtheil. S. 921 u. f.) angezeigt worden, der dem philosophischen Scharfsinn ihres Verfassers und seiner edeln und menschenliebenden Denkungsart die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ob er gleich zum Beweise der Aufmerksamkeit, womit er sie gelesen, und um zu seinem Theile der Aufforderung des wahrheitsuchenden Verf. an die Denker und Forscher, seine Schrift zu prüfen, nachzukommen, einige Erinnerungen in Ansehung einiger Stellen beyzufügen für nöthig gefunden. Da die vor uns liegende dritte Auflage, ein unveränderter und unvermehrter Abdruck der ersten ist, so hat der gegenwärtige Recensent nichts den Inhalt betreffendes hinzuzusetzen, nur konnte er sich nicht erwehren, beym abermaligen Durchlesen dieses vorzüglichen Aufsatzes, insonderheit der Stellen, wo der erlauchte Verf. die Regenten anredet, und über Verbesserung der Schul- und Erziehungsanstalten sich äußert, unserm deutschen Vaterlande, das nun durch einen seiner vorzüglichsten philosophischen Schriftsteller bald einen seiner erhabensten Fürstenstühle wird besetzt sehen, zu einem solchen Regenten Glück zu wünschen, und diejenigen unsrer deutschen Mitbürger, denen der erhabne Verfasser dereinst die Stelle einer ihres bisherigen so vortreflichen Fürsten ersetzen wird, um so mehr glücklich zu preisen, da Er sich gegen sie und das ganze Publikum durch diese und seine andern meisterhaften Schriften

ten gleichsam verbindlich und anheischig gemacht, selbst dereinst ein solcher Regent und Vater seiner Unterthanen zu werden, als Er ihn so vortreflich geschildert hat.

Sg.

Principes philosophiques, politiques et moraux, par le Major *Weiss*, de diverses Académies. En Suisse. *Tome premier.* 419 Seiten. *Tome second.* 424 Seiten. 8.

Dieses Werk enthält kein eigentliches Lehrgebäude der Moral und Politik, sondern einzelne Abhandlungen, worin der Verfasser die vorzüglichsten Materien besonders bearbeitet hat, ohne sich an eine wissenschaftliche Folge derselben, oder an den gewöhnlichen Gang der Systeme zu binden. Neue Aufklärungen findet man hier zwar nicht; aber durch die Art des Vortrags und der Behandlung kann das Buch vorzüglich solchen Lesern, deren Bestimmung es nicht ist, die Grundsätze der Moral und Politik wissenschaftlich zu studiren, allerdings nützlich werden. Es herrscht in demselben durchgehends ein populärer Vortrag, und der Verf. sucht überall die moralischen Grundsätze von einer solchen Seite, welche den meisten Eindruck erwarten läßt, zu behandeln, sie auf eine vernünftige Selbstliebe, als das wirksamste Mittel, sie annehmlich zu machen, zurückzuführen, und die Beobachtung dieser Grundsätze durch Folgen, welche die Erfahrung in der wirklichen Welt täglich bestätiget, einem Jeden desto angelegentlicher zu machen. Nachdem er aus diesem Gesichtspunkte im ersten Theile die vorzüglichsten Pflichten einzelner Menschen, und die Regeln des gesellschaftlichen Verhaltens überhaupt, abgehandelt, und im zweiten Theile eine nähere Anwendung davon auf den bürgerlichen Zustand gemacht hat: so wendet er sich zu den höhern Bewegungsgründen, welche der Mensch aus der Religion erhält, damit er gut und gerecht handle. Auch der eigentliche Gelehrte wird in diesem Buche, welches überall auf Erfahrung gegründet ist, manche Bemerkungen antreffen, welche ihm zum weitern Nachdenken, auch wohl hin und wieder zur Berichtigung seiner bisherigen Begriffe und Grundsätze Veranlassungen geben können. Denn ohne dessen einmal zu gedenken, daß in den Lehr-

gebäuden der Moral, die theologische nicht ausgeschlossen, oft Sachen, als ausgemacht, angenommen werden, welche sich beim ersten Blicke in den gewöhnlichen Lauf der Welt von selbst widerlegen: so giebt es doch hin und wieder Gelegenheiten, die Gegenstände einer Wissenschaft genauer und freimüthiger zu prüfen, wenn sie nicht in der Form des Lehrgebäudes, woran wir gewöhnt sind, sondern in einem neuen, wenigstens uns ungewöhnlichen, Gewande erscheinen. Ein eigentlicher Auszug würde hier zu viel Raum einnehmen. Um indessen doch einige Proben von der Methode des Verfassers, seine Gegenstände abzuhandeln, und zugleich von seiner Schreibart zu geben, setzen wir folgende Stellen her. In der Vorrede erklärt sich der Verfasser über seine Schrift dahin: „Je n'ai point la fatuité de pretendre, avoir été toujours neuf sur des objets, qui exercerent la plume des „plus grands hommes de tous les tems; mais je crois de „l'avoir été quelques fois. Heureusement pour le genre „humain, que nombre des ces principes sont aussi anciens „que lui; et qui'l ne reste souvent à un Auteur moderne, „que le mérite du choix, de l'ordre et de la précision. „On devroit en général plus s'attacher à perfectioner qu'à „créer." Ueber den Umgang mit andern heißt es: „Les „classes, qu'on fréquente devroient se varier. Un commerce continuel avec des superieurs avilit à la longue, „lorsque l'autorité, la dépendance, l'air de protection, ou „pire encore, l'air de dedain de tout ce qui nous environne, concourt à nous abaisser: on devient poli, souple et agréable; mais foible, rampant, flatteur et ambitieux. — Le commerce avec nos égaux n'est pas assez soutenu par le desir de plaire, il faut tomber facilement dans la froideur, l'indolence et l'envie; et celui „avec nos inferieurs rend tranchant, décisif, haut, impérieux; leur flatterie nous perd, l'orgueil nous égare, „et l'habitude de dominer rend toute autre societé difficile."

Tf.

Der neue Plato, oder Gespräche, worin verschiedene der wichtigsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß entwickelt, genauer bestimmt, oder weiter

ter ausgeführt werden. Erster Band. Athen, 1787. in 8. 446 Seiten.

Zu dem, was der Titel über den Zweck dieses Werkes besagt, wird in der Vorrede noch folgendes hinzugefügt: der Verfasser hat lange schon eine Revision der Theologie gewünscht, weil manche Lehrsätze nicht genau geprüft, oder nicht genug bestätigt, oder nicht sorgfältig entwickelt, oder nicht deutlich gelehrt, oder nicht hinlänglich gegen Mißdeutungen, Zweifel und Bestreitungen gesichert sind. Gegenwärtiger Band beschäftigt sich blos mit der natürlichen Theologie, und zwar nur mit den Untersuchungen über Gottes Daseyn und Einzigkeit. Der Verfasser nimmt einen Mittelweg zwischen skeptischer Bestreitung und dogmatischer Behauptung, welchen vor ihm in der Philosophie sich mehrere schon erwählt haben, so daß er auf strenge Demonstrationen Verzicht thut, mit wahrscheinlichen und glaubhaften Gründen sich befriedigt. In der Philosophie scheint diese Mittelstrasse ihrer Natur nach blos zum Mittelmäßigen zu führen, der wahrscheinlichen Gründe sind eine große Anzahl schon erfunden, mithin bleibt fast nichts als Auswahl und Stellung übrig, sich von den Vorgängern zu unterscheiden, und beydes ist kein vorzügliches Verdienst. Wer nicht die Beweise merklich schärft, und auf unumstößlichere Gründe zurückführt, nicht gegen fast täglich jetzt sich erhebende neue Einwürfe sie befestigt, also sich zum Ziel setzt, Strenge der Demonstration möglichst zu erreichen, darf schwerlich auf vorzügliche Wichtigkeit rechnen, falls er sich zur dogmatischen Seite neigt. Daher ist uns gegenwärtiger Band auch nicht so erheblich vorgekommen, als ihn der Verfasser zu glauben scheint, wir wenigstens wüsten nicht, was wir darin als Gewinn der Philosophie ansehen könnten. Dazu kömmt, daß der Verfasser sich gewissermaaßen selbst entgegen arbeitet, und der Eindruck, den seine Gründe machen sollen, vorher geflissentlich entkräftet. Er treibt nämlich alles mögliche auf die mancherley Beweisgründe für seine Sätze zu entkräften, zu zeigen, daß sie nicht demonstrativ sind, und ohne sich auf Beantwortung dieser Zweifel einzulassen, nimmt er zuletzt die meisten der bestrittenen Beweise als wahrscheinlich, zur Erzeugung vernünftigen Glaubens hinreichend, an. Der Leser muß natürlich denken, Be-

weise, denen unbeantwortliche, und unbeantwortete Schwierigkeiten entgegen stehen, seyn so gut als keine.

Das erste Gespräch, Euthyphron, enthält von dem, was die Ueberschrift ankündigt, vom Ursprunge und der Ausbreitung der Gotteserkenntniß, wenig, der erste Punkt vornehmlich, wie die Menschen zur Erkenntniß einer Gottheit gelangt sind, wird gar nicht berührt. Das meiste geht darauf hinaus, daß die Klage über Verfall der Religon nicht gegründet ist, weil theils diese Klage entspringt aus einem nicht erfüllten Ideal, und theils das Menschengeschlecht nie auf einer größern Höhe gestanden hat. Diese Klage hat aber noch einen andern Sinn, daß nämlich jetzt Freygeisterey in Reden und Schriften so sehr überhand nimmt, und da hätte gezeigt werden müssen, daß auch dies nicht Verfall der Erkenntniß selbst, im Gegentheil eifrige Bearbeitung anzeigt, und höhere Vollkommenheit verkündigt. Nie werden Wissenschaften mehr und schneller vervollkommnet, als wenn die Sätze von vielen und scharf angegriffen und bezweifelt werden; so ist es allen Sätzen ergangen, und so muß es allen Sätzen ergehen, die nicht ihre Evidenz sehr nahe bey sich führen; in Zeiten, wo Köhlermäßig geglaubt, und auf das System der Lehrer geschworen wird, haben die Wissenschaften nie Fortschritte gemacht.

Das andre Gespräch, Philo, handelt vom Daseyn Gottes, und macht anfangs alle bisher dafür aufgestellten Beweise wankend; ohne jedoch der zu allerletzt vom Hrn. Kant erregten Zweifel zu gedenken. Gegen den ontologischen Beweis vom nothwendigen Daseyn eines allervollkommensten Wesens wird erinnert, was schon andre gesagt haben, er enthalte eine Erschleichung, die zu beweisende Existenz werde stillschweigend vorausgesetzt; es sey als ob man schlösse; wenn ich mir ein perpetuum mobile denke, so gehört zum Begriff dieser Maschine nothwendig die Existenz, denn was wäre eine Maschine ohne Existenz? also existirt ein perpetuum mobile. Ist es nicht wahre Thorheit, den Begriff von einem absolut nothwendigen, oder allervollkommensten Wesen willkührlich anzunehmen, und daraus die wahre Existenz zu folgern? Metaphysische Begriffe oder Grillen sind doch nie physisch wirkliche Wesen. Dies alles trifft das Ziel nicht; es ist doch allgemein angenommener, und bisher stets wahr befundener Grundsatz, daß wenn wir einen von Widerspruch

freyen

freyen Begriff bilden, nothwendig sein Gegenstand, so bald er in der Erfahrung vorkömmt, die Eigenschaften haben muß, welche aus diesem Begriffe richtig folgen. Gilt dieser Satz nicht: so dürfen wir nie aus allgemeinen und abstrakten Begriffen schließen, so ist unsre ganze Vernunft nichts, alles kömmt auf blosse Erfahrung zurück, Diesem Grundsatze zufolge schließen wir so: wenn in einem widerspruchlosen Begriffe die Existenz nothwendig liegt; also in der Region der Möglichkeit es ein Wesen giebt, das ohne Daseyn nicht kann gedacht werden: so muß auch in der Region der Wirklichkeit ein Wesen seyn, von dem Daseyn unzertrennlich ist, also muß ein solches Wesen existiren. Wie sich die Dinge im unsern reinen Verstandesbegriffen verhalten, wenn diese nicht innern Widerspruch haben, so müssen sich auch die Gegenstände in der Empfindung verhalten; ist hierin Erschleichung, heimliche Voraussetzung des Daseyns? Im Begriffe eines perpetuum mobile liegt nicht, daß es durchaus muß existiren, um als perpetuum mobile gedacht werden zu können, also paßt dies Beyspiel nicht im mindesten. Metaphysische Begriffe sind freylich nie physischwirkliche Wesen, aber falls sie nichts widersprechendes enthalten, stellen sie doch physischmögliche Wesen vor, und lehren uns, wie die physischwirklichen Wesen müssen beschaffen seyn; erlauben also von sich auf die physischwirklichen Wesen Schlüsse zu machen. Gegen den Beweis von Zufälligkeit der Welt wird anfangs erinnert, der Satz: das Daseyn eines zufälligen und in sich nicht nothwendigen Dinges, setzt das Daseyn eines nothwendigen Wesens voraus, sey ein Heischesatz, dessen Wahrheit ohne Beweis nicht einleuchte; und dennoch legt gleich darauf Philo, welcher den Beweis führt, etwa ihn als ausgemacht zum Grunde. Hier war vorzüglich zu erwägen, was Herr Kant gegen ihn als Grundsatz a priori erinnert hat, wie nicht minder, was er dem Satze, jede successive Reihe von Ursachen und Wirkungen müsse einen Anfang haben, entgegenstellt, welchen in der Folge der Verfasser gebraucht. Man sieht, der Verf. hat diese Untersuchungen noch nicht genug durchgedacht, daher denn auch sein Beweis a posteriori nicht einmal so viel Bündigkeit hat, als bey Reimarus. Neues kömmt daher in dieser ganzen Untersuchung nichts vor, obgleich schärfere Prüfung auf verschiedenes würde geführt haben. Zu Untersuchungen dieser Art scheint überdem dialogische Form nicht die bequemste, sie führt auf zu mancherley Nebenwege, und un-

terbricht den Gang des Raisonnements zu oft. Wo es auf Strenge und Schärfe im Beweisen ankömmt, da muß alles Unterbrechende nach Möglichkeit vermieden werden, vorzüglich wenn die Gegenstände sehr abstrakt und verwickelt sind.

Das dritte Gespräch, überschrieben Demeas, untersucht die Beweise für die Einzigkeit Gottes; und hebt gleich dem vorigen damit an, alle bisher gegebenen unsicher zu machen; darunter auch solche, die bey näherer Betrachtung sich rechtfertigen lassen. So wird gegen den aus der Allmacht entlehnten Beweis Töllners Einwendung beygebracht, mehrere allmächtige Wesen müssen nicht durchaus einander entgegenarbeiten, und das folge aus der Voraussetzung mehrerer Gottheiten nicht. Am Ende ist auch dies wohl blosse Ausflucht, Allmacht setzt voraus alles in sich mögliche, vom innern Widerspruch freye, wirklich machen können, dazu hinlängliche Kraft in sich besitzen. Wo aber mehrere Allmächtige sind, da kann keiner solche Kraft haben, weil jeder andere durch Widersetzung seine Kraft zu hemmen, zurückzuhalten Macht hat, also kann keiner im wahren Sinne allmächtig seyn. Ob solche Hinderung wirklich erfolgt, thut zur Sache nichts, genug der Widerspruch ist ohne das da, und beruht nicht auf wirklicher Hinderung. Der kann doch nicht allmächtig seyn, dessen Kraft durch eine andere gleiche kann gehemmt werden, wenn sie auch wirklich es nicht wird. Eben so wird auch der Beweis verworfen, daß, falls mehrere Götter angenommen werden, die Frage bliebe, warum gerade so viel, und weder mehr noch weniger? der freylich in dieser Form nicht viel sagt, aber auch bey näherer Betrachtung mehreres in Rückhalt hat. Eigentlich lautet er so: unendliche Zahl von Göttern kann nicht seyn, weil keine Zahl unendlich ist; also eine bestimmte Zahl muß seyn, falls mehrere existiren. Nun aber nimmt man mehr als einen an: so zwingt der nämliche Grund unendlich viele anzunehmen, weil nichts eine bestimmte Zahl festsetzt. Die Entstehung des Glaubens an einen Gott wird so erklärt: der rohe Mensch dachte sich eher die Natur als ein Ganzes, als daß er die einzelnen Erfahrungen, Theile und Kräfte der Natur unterschied, daher dachte er noch eher einen Wirker als viele. Dies ist gerade gegen alle Geschichte, Homer, Hesiod, die heutigen Wilden wissen von der Natur als einem Ganzen nichts, obgleich sie

einzel-

einzelne Kräfte und Theile sehr wohl kennen. In spätern Zeiten erst fieng man an die Welt als ein Thier zu betrachten, und somit Gott als dessen Seele anzunehmen. Dies ist auch gegen unsre Denkart selbst, in unsern Gegenständen nehmen wir nie ein Ganzes an, wo wir keine Continuität, keinen Zusammenhang finden, was der Raum trennet, ist uns allemal mehreres. Jene erste Einheit Gottes gründet sich vorzüglich auf natürliche Voraussetzung eines Regenten, eines Befehlshabers, weil wir erfahren, daß viele gleiche Befehlshaber nicht beysammen bestehen. Daher sagt Homer εἷς κοίρανος ἔστω; hernach kömmt bey mehr Ueberlegung als Grund die Einheit der Welt, als ein Thier hinzu, wovon frühere Zeiten nichts wissen. Zu Gunsten seiner Voraussetzung beruft der Verf. sich auf Orphische und andere alte Verse, ohne zu erwägen, daß diese alle in spätern Zeiten untergeschoben sind, und durch nichts als ächt und alt sich erweisen lassen.

Wr.

---

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Entdeckungen über die Theorie des Klanges, von Ernst Florens Friedrich Chladni. Mit 11 Kupfertafeln. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787. 4. 11 Bogen.

Die elastischen Schwingungen der Saiten und Stäbe, bey welchen nur auf einzelne krumme Linien Rücksicht zu nehmen ist, sind bereits so bestimmt, daß sich hier wenig noch darzusetzen läßt; dahingegen die wahre Beschaffenheit des Klanges solcher Körper, bey welchen elastische Schwingungen ganzer Flächen zugleich in Betrachtung kommen, noch in die tiefste Dunkelheit eingehüllet sind. Dem Verf. ist es gelungen, ein Mittel zu entdecken, um jede mögliche Art des Klanges solcher Körper ohne Beymischung anderer, nicht nur hörbar, sondern auch sichtbar darzustellen; so unmöglich als letztres scheint, so möglich ist es aber, und jedem Leser wird in der Folge, wenn er hier noch zweifelhaft ist, das Ey des Columbus

bus beyfallen. Jeder klingende Körper kann verschiedene Töne geben, und nimmt in jedem Falle, eine andere Art von schwingender Bewegung an; so wird beym Grundton einer Saite, durch die schwingende Bewegung, die Axe derselben nie durchschnitten, bey den übrigen Tönen aber 1, 2, 3 und mehr malen, und jeder Ton läßt sich hervorbringen, wenn man eine Stelle, wo ein Schwingungsknoten befindlich berührt, und zugleich die Mitte eines schwingenden Theils in Bewegung setzet. An elastischen Stäben und Blechstreifen, wie auch an Ringen, Scheiben, Glocken und dergleichen klingenden Körpern, sind sowohl die Verhältnisse der verschiedenen Töne des nehmlichen Körpers, als auch die gleichartigen Töne an verschiedenen Körpern sehr von denen unterschieden, die an Saiten Statt finden. Nicht alle Töne lassen sich hier durch das Anschlagen hervorbringen; deshalb stellet der Verf. diese Untersuchung mit den Violinbogen an, und zeiget hölzerne Stäbe, Schaalen, Ringe und Breter, die hiedurch genöthiget werden, einen fortdaurenden Klang zu geben. Sind nun dieser Körper Oberflächen gerade, und liegen in horizontaler Lage, so werden solche mit zartem Sande bestreuet; wenn nun ein solcher Körper mit dem Bogen gestrichen wird: so entstehen in dem Körper Schwingungen; an demjenigen Orte nun, wo sich diese befinden, wird der Sand mit Gewalt abgeworfen, und an demjenigen Orte, wo sich keine befinden, bleibt er liegen; dieses bildet auf der Oberfläche irgend eine Figur vom Sande, wodurch der Klang sichtbar gemacht wird. Jeder Klang hat nach der Gestalt der Fläche eine besondere Figur, und bey einerley Fläche kömmt jederzeit bey ebendemselben Tone auch ebendieselbe Figur zum Vorschein. Zuerst untersucht der Verf. die Gestalt der Töne elastischer Stäbe und Blechstreifen, und setzt 6 Fälle fest, in welchen (jeden besonders genommen) sich eine bestimmte Folge von Tönen hören läßt, nehmlich nachdem die beyden Ende befestiget werden, oder sich in Freyheit befinden, und nachdem solche mit den Fingern berührt, indem sie gestrichen werden. Die Figuren von 147 bis 156 bilden diese Töne ab, und die möglichen sind angezeiget, derer numerischer Werth auch bestimmt ist. Aus diesen Erfahrungen schließt der Verfasser, daß wenn m die jeder Art des Klanges zukommende Zahl, D der Durchmesser, r die Steifigkeit der Materie, L die Länge, und g die spezifische Schwere bedeutet, so ist eines Stabes

des Klang $= s = \frac{m^2 D}{L^2} \sqrt{(r:g)}$ eben diesen Werth hat auch der Graf von Riccati herausgebracht. Hingegen ist der Eulerische $\frac{m^2}{L^2} \sqrt{(Dr:g)}$. Da dieser, wenn B die Breite, D die Dicke und r die Steifigkeit ist; die absolute Elastizität $= rBD^2$ setzet, die aber, nach des Grafens Reccati Beweise rBD^3 seyn muß. Hierauf wendet sich der V. zu dem verschiedenen Klange der Ringe, und setzet, daß die gleichartigen Klänge an zween aus der nämlichen Materie verfertigten Ringen sich verhielten wie derer Dicke, und umgekehrt, wie die Quadrate der Durchmesser (der äußern oder innern?). Bis hierher kam es nur auf die elastischen Krümmungen einzelner Linien an, weit mehrern Schwierigkeiten aber ist die Beurtheilung solcher Klänge unterworfen, bey denen ganze Flächen, nach mehrern Dimensionen zugleich elastische Krümmungen annehmen. Der V. untersucht also diesen Gegenstand an Recktangelscheiben, Runden- und Quadratscheiben, die mit Sand bestreuet, den Klang sichtbar machen; hingegen mit Glocken und andern holen Gefässen macht er durch das hineingeschüttete Wasser den Klang sichtbar. Die hierdurch entstandenen Zeichnungen sind auf 150 an der Zahl, und von so mancherley artigem Ansehn, daß selbst nach der Meynung des Verf. S. 53. die Tapeten- und Kattunfabriken zur Bereicherung ihrer Musterkarten sich ihrer bedienen können. Hier findet der Verf. eben das Verhältniß der gleichartigen Töne, wie bey den Ringen, woraus folget, daß bey einer größern Decke einer Glocke, Scheibe, Gefässes oder Stabes, wenn die übrigen Umstände dieselbigen sind, der Ton höher, und bey einer geringern Dicke, tiefer werde, welches ganz das Gegentheil der bisher angenommenen Theorie ist. Der Verfasser beweißt gegen den Herrn Hofrath Karsten, daß, obgleich wahr, daß von 2 Saiten, die gleich lang und gleich gespannt sind, die schwächere höher als die stärkere klingt, sich dieses doch nicht auf die Glocken anwenden ließe, und bringet nicht übelgegründete Einwendungen gegen den bekannten Versuch des Pythagoras mit den drey Hämmern vor. Die bekannte Frage: hört man bey jedem Klange nur einen Ton, oder hört man allzeit mehrere zugleich? wovon das letztere überhaupt angenommen wird, aber neuerlich vom Herrn Busse bestritten worden, entscheidet der Verfasser zum

Vor-

Vortheil der gewöhnlichen Meynung, aber auf eine ganz neue Art, wozu ihm die Betrachtungen der sichtbaren Töne, die von der ungleichen Erschütterung der Theile, die Gründe zu geben scheinen. Die hier aufgestellten Versuche haben so viel Neues an sich, daß ohne Zweifel dieselben bald nachgemacht werden möchten, und gewißlich ganz neue Aufschlüsse zur Belohnung geben werden.

Rg.

Die Theorie und Praktik des Gold- und Silber-Baums, von einem ungenannten Philosophen. Neue von Sprach- und Druckfehlern gesäuberte Auflage. Frankfurt und Leipzig, 1785. in 8vo. 5 Bogen.

Abhandlung vom goldenen Vließ, oder Möglichkeit der Verwandlung der Metalle. Aus dem Lateinischen des Herrn J. C. Creiling übersetzt. Tübingen, bey Heerbrandt, 1787. 8. 11 Bogen.

M. Valentin Weigelii Himmlisch Manna, Azoth et Ignis, das ist, güldnes Kleinod, handelnd von dem köstlichen Eckstein der Natur ꝛc. Nebst einem Anhang von einem Anonymo. Neue Auflage. Amsterdam, Frankfurt und Leipzig, 1787. 8. 4 Bogen.

Alle drey Traktätlein sind von gleicher Würde, und von gleichem Schlage, wie alle alchemistische Schriften. Sie versprechen goldne Berge, und führen die Leichtgläubigen ins Elend. Ob nicht endlich die so oft wiederholten wohlgemeynten Warnungen, und die steten unglücklichen Erfolge die goldgierigen Menschen zum Besinnen und zur vernünftigen Beurtheilung führen werden, daß ihre Einbildung grundlos, und alle dergleichen Schriften nichts als Lügen enthalten?

AW.

Chemie

Chemische Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunst und Manufacturen; von D. Lorenz Crell, Br. Läneb. Bergrath und Professor zu Helmstädt. Erster Band. 567 Seiten. Zweyter Band. 547 Seiten, 8. Helmstädt, 1786.

Mit Vergnügen zeigen wir die beyden neuen Bände dieses Journals an, das zur Aufnahme deutscher Chemie, und zu ihrer Ehre bey Ausländern so viel beyträgt, und jetzt jedem aufgeklärten Scheidekünstler unentbehrlich ist. Den Anfang machen, im ersten Stücke, des leider! viel zu früh verstorbenen, immer unvergeßlichen Scheel'ns neue Beweise der Eigenthümlichkeit der Flußspathsäure. Zuerst streitet er gegen Hrn. Achard's flüchtige Flußspatherde. Er erhielt bey der Destillation von Flußspath und Vitriolöl aus einer zinnernen Retorte, in der Vorlage, die inwendig mit geschmolzenem weißen Wachse überzogen war, eine sehr saure Feuchtigkeit ohne alle Haut und Kieselerde, aus welcher Weinsteinalcali nichts fällete. Hier war also Flußspathsäure ohne solche Erde; setzte man aber zu obiger Mischung etwas gepulverten Bergcrystall; so war die Vorlage vom flüchtig gemachten Kiesel ganz dick; auch fällte das Alcali aus der durchgeseiheten Säure sehr viel. — Die sogenannte flüchtige Flußspatherde entspringt also aus den gläsernen Gefässen: sie hat, gegen Hrn. A., viel Salinisches bey sich: und ist ein dreyfaches Salz, und besteht aus Flußspathsäure, Kiesel und fixem Alcali. Um ohne eine zugemischte fremde Säure die obgedachte Säure zu scheiden, schmelzt man 2 Unzen Flußspath mit 4 U. Weinsteinalcali, gießt die geschmolzene Masse aus, und scheidet das Salz von der Kalkerde durch Auslaugen. Von dieser, (vom überflüßigen Alcali befreyten) Lauge, tröpfelte er so viel in Bleyessig, bis nichts mehr niederfiel. Das flußspathsaure Bley wird nicht durch blosse Hitze zerlegt; setzt man aber Kohlenstaub hinzu, so wird, sobald das Feuer die Reduction bewirkt, die Säure übergehen — (durch diese meisterhafte Versuche scheint aller Streit über diese Säure beendigt!) 2) Untersuchung des berühmten sogenannten philosophischen Goldsalzes; vom Herrn Hofapoth. Meyer. Diese von unserm aufgeklärten,

leicht-

leichtgläubigen Decennium so geliebte Arzney, ist nichts, als mit Vitriolsäure übersättigter, vitriolisirter Weinstein. 3) **Gedanken über die Bestandtheile des Wassers, und der dephlogistisirten Luft; vom Herrn J. Wall** (aus dem Englischen; hievon gleich mehreres bey dem folgenden Stücke). 4) **Nachtrag zur kurzesten Bereitungsart der Salpeternaphthe; vom Herrn Tielebein.** Er wiederholte seine Methode, unter denselben (gefährlich gemachten) Umständen, ohne alle Beschwerden, im Beysein mehrerer glaubhafter Zeugen; auch das beygemischte Vitriolöl hat keine Schuld; auch nicht die frischdestillrte Säure. 5) **Chemische Versuche und Beobachtungen über die Umwandlung der Zucker- und Weinsteinsäure in Essig, und die Ursach derselben; vom Herrn Hermbstädt.** Er versuchte die Zerlegung des Zuckers durch dephlogistisirte Salzsäure; aber vergeblich. Ließ er aber jene, als Luft, in Weingeist gehen, so behielt er, bey nachfolgender Destillation, nach übergegangenem Salzäther, eine Säure, die mit Alcali gesättigt, eine Salzmasse gab, welche mit Weingeist übergossen, das geblätterte Essigsalz gab, das abgeraucht, und mit Vitriolöl destillirt, reine Essigsäure darstellte. Diese war also im Weingeist vorhanden, aber nicht, den angestellten Versuchen zu Folge, als Essig, sondern als Weinsteinsäure, die durch Entziehung des Brennbaren, in jenen übergeht. 6) **Ueber die Säure der Galläpfel, als einen Bestandtheil der Dinte, vom Hrn. Piepbring.** 2 Unzen Galläpfelpulver, ganz ausgekocht, erforderten 3 Quent Pflanzenalcali, um alle Säure darin zu sättigen, und damit niederzuschlagen, welches durch das Durchseihen ein Pulver, als weiße Trippelerde gab, im Trocknen dunkelgrau wurd, und 1 Unze wog. Es gab mit Eisenvitriol wenig Schwärze, dagegen erfolgte sie durch die vom Pulver abgelaufene Flüßigkeit. Jenes vor sich destillirt, gab eine Säure, die sogleich den Eisenvitriol schwärzte. (Vermuthlich war in der Flüßigkeit noch etwas unverbundene Galläpfelsäure; im Pulver aber war dieselbe zu fest mit dem Alcali verbunden. 7) **Kurze Bemerkung über den Goldschwefel, und die sogenannte Cultur des Spiesglases; von H**.** Man schmelze das Spiesglas mit 2 Theilen Laugensalz, und koche es mit Wasser, nebst 1 Theil Schwefel stark aus, koche nach dem Durchseihen es wieder mit 2 Theil Alcali, und wiederhole dies so oft, bis sich aus der Flüßigkeit nichts mehr durch ver-

verdünnte Vitriolsäure niederschlagen läßt. Bey dem ungleichen Antheil des Schwefels frage es sich, ob man zum schon bereiteten Goldschwefel nicht so viel Schwefel, mittelst Reibens, zumischte, als nöthig sey. 8) **Vermischte chemische Bemerkungen aus Briefen an den Herausgeber:** als vom Hrn. **Grafen von Razoumowsky** (er habe zuerst den Essig, als das beste Mittel, den Eisengehalt mineralischer Wasser genau zu bestimmen, angewandt) vom Hrn. **von Trebra**, (über das Saussürische Hygrometer, und dessen richtiger Anwendung in einer Harzer Grube) Hr. D. **Blagden** (daß Hr. **Cavendisch**, nicht Hr. **Lavoisier**, zuerst Wasser aus brennbarer, und Lebensluft gemacht habe) Hr. R. **Landriani** (über einige andere Versuche.) Herr Bergm. **Beyer** (über seltene Hornsteinkrystallisationen). Hr. **Westrumb** (Essig lasse sich nicht wieder in Zuckersäure verkehren) Herr **Weddercop** (über den Goldschwefel) Herr **Muble** (ein verkäufliches Sauerkleesalz habe aus Vitriolsäure und mineralischem Laugensalze bestanden.) Die **Auszüge aus den Schriften d. K. Gesellsch. d. Aerzte zu Paris** enthalten de **Lassonne's** und **Cornotten's** Zerlegung der Amerikanischen Brechwurzel, und Caille über die verschiedene Bereitung des Brechweinsteins. Die Anzeigen chemischer Schriften betreffen Hrn. v. **Trebra** Erfahrungen vom Innern der Gebirge, Hrn. **Achard's** Sammlung phys. und chem. Abh. B. I., **Crell's** und **Hempel's** Diss. de Sale olei vitrioli volatili, **Eschenbach** de quibusdam auri calcibus et salibus mercurialibus. Die **Vorschläge** betreffen die Zerlegung des phosphorsauren Laugensalzes, in Rücksicht auf Phosphorsäure; vom Hrn. **Crell**. Hr. C. schlägt vor, es durch Zinkvitriol, Hornbley, Sublimat zu versuchen, den metallischen Niederschlägen, Kohlenstaub zuzusetzen, u. s. w. auch räth er den Salmiak dazu an. Die Vorschläge zeugen von der Uebersicht der chemischen Verwandschaften, und deren scharfsinnigen Anwendung. Die chemischen Neuigkeiten, und eine Preisaufgabe auf die Wolle machen den Beschluß.

Zweytes Stück. 1) **Ueber die Zerlegung der phlogistischen Luft, vom Hrn. Cavendisch.** Aus 3 Theilen phlogist. und 7 Th. dephlogist. Luft, durch welche er den electrischen Funken oft schlagen ließ, erhielt er Salpetersäure; eine sehr wichtige Entdeckung! 2) **Chemische Untersuchung des Sächsischen Topases, vom Hrn. Wiegleb:**

leb: er enthält in der Unze 4 Qu. 11 Gr. Kieselerde, 3 Qu. 34 Gr. Alaunerde, 12 Gr. Kalkerde, 1½ Gr. Eisen. 3) Hr. **Westrumb** über die Frage, läßt sich ein leichter, auf dem Wasser schwimmender Salzäther bereiten? Durch 38 Versuche zeigt dieser scharfsinnige Scheidekünstler, jener sey bis itzt noch ein Problem. 4) Herrn **Hermbstädts** Fortsetzung von Nr. 5. des vorigen Stücks. Braunstein, Vitriolsäure und wesentliche Weinsteinsäure gaben reinen Essig: auf gleiche Weise erfolgte er aus Zuckersäure. Auch die zuletzt folgende Schwefelsäure nach Bereitung des Vitrioläthers enthält Essig. Wird die Mischung zum Salpeteräther in Verbindung mit einem Luftapparat angestellt; so erfolgen ohngefähr 150 Th. einer Luftgattung, die aus Salpeter-, fixer, und $\frac{1}{12}$ essigsaurer Luft besteht. Auch die Säfte der Tamarinden, Pflaumen, Aepfel, Birn, Johannisbeeren, Berberitzen, Sauerampfer, der Most, lassen sich nach Willkühr, bald in Weinstein-, bald in Zuckersäure, bald in Essig verwandeln. 5) Hrn. **Walls** Fortsetzung von Nr. 3. des vorigen St. Das Wasser bestehe aus brennbarer und Lebensluft. Vorzüglich erhelle dies, wenn man Salpeter für sich destillire: man erhalte sehr viele Lebensluft, die Salpetersäure werde sehr phlogistisirt, und da beynahe eben so viele Säure übergegangen sey, als eine gleiche Menge von Salpeter sonst enthält; so sey jene nicht in dephlogistisirte Luft verwandelt. Sie habe also das Wasser zerlegt, die Lebensluft desselben entbunden, und sich durch die brennbare phlogistisirt. **Wall von einer neuen Probeflüßigkeit für Säuren und Alcalien.** Es sey der Aufguß von braunem Kohl, der alle übrige Proben an Genauigkeit übertreffe. 6) **Gesammlete Bemerkungen mehrerer Scheidekünstler über den guten Erfolg von Hrn. Tielebeins Naphthebereitung.** Die angeführten Chemisten sind Hr. Dr. **Hannemann, Gronow, Niedt,** Chr. **Hasse, Gehrt, Tiede, Hermbstädt.** Der Grund der Zersprengung sey die häufige Entbindung von Salpeterluft; kann diese sich nicht in zu großer Menge sammlen, findet sie auch keinen Ausgang, so kann sie die Gefässe nicht sprengen (auf gleiche Weise gehts bey Gefässen mit gährenden Mischungen). 7) **Auszüge aus Briefen;** als vom Hrn. **de Morveau** (über die granatartige Figur des phosphorsauren Bleys; die Art, kalkartige Blutlauge zu machen; über Tigel aus Platina); R. **Landriani** (von seinen Versuchen über Feuer und Wärme); von

Trebra

Trebra (über den Ingermanländischen Schüllerspath,); Sennebier (über den Brechweinstein aus Retzius Säure; über den auflöslichen Weinsteincremor,); Dr. Blagden (über die vermehrte Schwere durch Kälte,); R. Kirwan (über die Electricität der Entdeckung vulkanischer Producte); Hawkins (über Wall's Feuermaschine); Meyer (über das Schmelzen von Arsenicksaurem Eisen; über rosenrothes Vitriolöl); Zorn (über das eisenartige Vitriolöl). In den Auszügen aus den Schriften der Pariser Aerzte findet sich die Fortsetzung von Caille, über den Brechweinstein. Die Anzeigen chemischer Schriften handeln von Leske'ns Reise durch Sachsen. Wulfe vom Kärnthnischen Bleyspathe, Crell's Beyträge zu den chemischen Annalen. Der Vorschlag betrift eine zu verabredende Zusammenkunft freundschaftlicher Chemisten (deren Bewirkung sehr zu wünschen wäre). Lebensgeschichte A. S. Marggrafs, vom Hrn. Crell. Sie ist des würdigen Mannes werth. Die in die Kürze zusammengedrängte Anzeige seiner vielfachen Verdienste überrascht selbst den Kenner; die gute, oft gefühlvolle Art in Materie und Ausdruck gereicht Hrn. C's Verstande und Herzen zur Ehre.

Drittes Stück. 1) Vorläufige Anzeige einiger Versuche, die Blutlauge und den sauren Bestandtheil ihres färbenden Wesens betreffend; vom Hrn. Westrumb. Diese Hrn. W. so viele Ehre machende Entdeckung, beruht auf einer Reihe scharfsinniger Versuche. Die zur Trockne eingedickte Blutlauge wird mit gleichen Theilen Vitriolsäure, und 8 Theilen Wasser destillirt, wobey Scheele'ns Blutsäure (d. i. Phosphorsäure, flüchtigs Alcali und Brennstoff) übergehen. Der ausgelaugte Rückstand giebt mit Alcali ein röthliches Pulver, das in Salzsäure aufgelöst, eingedickt, dann durch Wasser geschieden wird, indem dieses das salzsaure Eisen auflöst, das Wassereisen zurückläßt. Oder man benehme der Blutlauge alles Brennbare durch Salpetersäure, gieße die Auflösung in vitriol- oder salzsaures Eisen, so erfolgt Wassereisen. Wir übergehen noch 8 andere Versuche mit demselben Erfolge. Da alle Kohlen mit Alkali und Salmiak versetzt, Blutlauge geben, so erstaunt man über die Allgemeinheit der Phosphorsäure, die gewiß bey Feuer, Licht und Entzündung eine sehr wichtige Rolle spielt. (So eine Entdeckung macht deutschem Entdeckungsgeiste abermals große

 Ehre!)

Ehre!) 2) Ueber die abgeleugnete Erzeugung der brennbaren Luft, aus Wasserdämpfen und Eisen, vom Hrn. Klaproth. Jenes behaupteten Hr. Giorgi und Cioni. Hr. K. zeigt, sie hätten die eiserne Röhre nicht genug erhitzt: sonst erfolge die brennbare Luft aus dem Eisen, nicht aus Wasser. 3) Chemische Untersuchung des Wolframs, vom Hrn. Wiegleb. 4) Neue Handgriffe die wesentliche Weinsteinsäure vollkommen rein, weiß, und schön crystallisirt zu erhalten, vom Hrn. Lowitz. Die Scheidung geschieht, nach Scheele, durch Vitriolsäure. Weil die anzuschießenden Crystallen so leicht bräunlich werden, so muß man das brandigte Wesen, durch 8tägiges Stillstehen sich absetzen lassen, so erhält man mit Beobachtung der guten angegebenen Handgriffe große weiße Crystallen. 5) Von einer neuen Bresche, und andern Schweizerischen Gebirgsarten, vom Hrn. Dr. Höpfner. In dieser Bresche am Faulenhorn sind Horn-, Feuer- und Kalkstein, Hornwaken, Granit und Gneiß durch einen Kitt von durchgesintertem Quarz, zu einer sehr harten Felßmasse verbunden. 6) Versuche mit dem Berberisbeerensaft, in Absicht auf seine Säure, und Abscheidung eines Aethers, vom Hrn. Hofmann. Der Berberissaft wurde mit Kreide gesättigt, womit ein auflösliches Salz erfolgte. Dieses abgedampft, mit Vitriolsäure vermischt, durchgeseihet, gab ein blaßröthliches, dem Weinstein ähnliches Salz, das mit Rabels Wasser versetzt und destillirt, etwas Naphthe gab. 7) Auszüge aus Briefen, vom Hrn. D. Blagden, Prof. Georgi, BR. Bucholz, D. Westendorf, Hrn. Danz, R**, Westrumb.. (So wichtig auch die mehrsten mitgetheilten Nachrichten sind, so müsse wir sie, der Kürze wegen, bey so vielen andern wichtigen Sachen übergehen.) Die Auszüge aus den Schwed. Akad. Abhandlungen enthalten Edelfelds zerstreute mineralogische Wahrnehmungen, Alströmers neuen Grundprüfer, Ebenders. über bandförmige Lampentochte, und Gadolin über die unbedingte Wärme. Die Anzeigen betreffen Rinmanns Geschichte des Eisens, Andria Tr. delle acque minerali, Fourcroy Mem. de Chymie. — — Chemische Neuigkeiten.

Viertes Stück. 1) Neuentdecktes phosphorsaures Spiesglas; vom Hrn. Gr. Razoumowsky. Es ist in kleinen Nadeln, wie der Bleyspath, und wird in

Fauci-

Faucigni gefunden. 2) **Entdeckung des brandigt- und braunwerden der wesentlichen Weinsteinsäure, und der geblätterten Weinsteinerde zu verhüten, vom Hrn. Lowitz.** Man setze zu den Laugen etwas Kohlenstaub, und einige ganze Kohlen zu, und dampfe sie so, selbst bey starker Hitze, ab, so bekömmt man nach Durchgießen der Flüßigkeit durch Leinwand, aus ihr, große und schöne Weinsteincrystallen, und eine sehr weiße Blättererde. Der Vortheil der Methode ist eine große Abkürzung der Operation, und eine schöne Weiße des Products. (Wieder eine sehr merkwürdige und dabey einfache Entdeckung, die auf der Verwandtschaft der Kohle zum Brennbaren beruht!) 3) **Herr Wiegleb über den Wolfram** (S. Nr. 3. von St. 3.). Er enthält in 400 Granen, an Tungsteinsäure 143 Granen, Braunsteinerde 128, Eisen 44. 4) **Ueber einen neuerzeugten Glimmer; vom Hrn. Pauwerk.** Er wurde in einer versoffenen Harzer Grube, die wieder bearbeitet werden sollte, nach Gewältigung der Wässer, entdeckt. 5) **Vom Braunstein, als der reichsten und besten Quelle der zubereitenden Lebensluft, vom Hrn. Hermbstädt.** 1 Loth lieferte in einer irdenen Retorte 80 Unzenmaaß der schönsten Luft, demohnerachtet wurde von ebendemselben die darüber abgezogene Salzsäure, dephlogistisirt. 9) **Chemische Untersuchung des Weinberger Mineralwassers; vom Hrn. Westrumb.** 10 Pf. enthalten 3¼ Gr. Eisen, 15½ Gr. vitr. Bittersalz, 18¼ Bitterkochsalz, 6 Wundersalz, 16 Kochsalz, 5 Selenit, 57 Kalkerde, 3½ Bittersalzerde, 3 Extractivstoff, 60 Gran Luftsäure. 7) **Ueber die Electricität der Chocolade, und einige verwandte Gegenstände; vom Hrn. Liphard.** Sie erfolge blos vom starken Schlagen der ersten in Formen. Siegellack, Copal, Schwefel, Glas, wurde durch das Niederfallen auf einen Tisch, oder durch Stoßen auf demselben, electrisch. 8) **Auszüge aus Briefen vom Hrn. de la Metherie, Murray, Scheele, Blagden, de Morveau, Klaproth, Heyer, Gren.** Die Auszüge sind aus den Schwed. Acad. Schriften: Gadolni über die unbedingte Wärme; Bjerkander vom Zucker auf der Tanne; Geijer vom Schmelzen der Metalle durch Lebensluft. Die Anzeigen betreffen Rinmann über das Eisen, Retzius Arzneyen des Pflanzenreichs, Fourcroy Mem. de Chymie. — — **Chemische Neuigkeiten.**

Fünftes Stück. 1) **Ueber den Grad der Hitze, welchen im Kochen die Auflösungen verschiedener Salze annehmen; vom Hrn. Direct. Achard.** Diese Abhandlung ist voller merkwürdiger Versuche, aber keines Auszuges fähig. 2) **Ueber den Zinnbaum; vom Hrn. Ilsemann.** Er erfolgt, wenn man in eine (verdünnte) salzsaure Zinnsolution, eine glatte Zinkstange steckt. 3) **Chemische Untersuchung des Verdner Mineralwassers zu Uhlmühle; vom Hrn. Westrumb.** 20 Pf. enthalten 2 Gran luftsaures Eisen, 2 Gr. Kochsalz, 1½ Gr. Wundersalz, 3½ Kalk- und Bitterkochsalz, 17 luftsaure Kalkerde, 7 Selenit, ¾ Kieselerde, 1 Extractivstoff, 40 Luftsäure. 4) **Ueber die kürzeste Verfahrungsart bey der Salpeternaphthe, vom Hrn. Günther.** Er mischte starken Salpetergeist mit Alcohol in einen Kolben, der einen Helm mit eingeschliffenem Stöpsel hatte, band um die Verbindung des Schnabels mit der gläsernen Kühlröhre, und wo diese in den Ballon paßte, gute Schweinsblasen, und erhielt so, ohne alle Gefahr, bald viele übergehende Naphthe. 5) **Etwas über die Berberitzsäure; vom Hrn. Hofmann in Leer.** Der gegohrne Saft gab Weingeist; das Rückbleibsel gab kleine Berberitzkrystallen. Der Saft, mit Kreide und Vitriolsäure behandelt, wollte für sich keine gute Krystallen geben; mit Alcali erfolgten aber prismatische. Aus dem Safte wurde mit Salpetersäure, Zuckersäure erhalten. 6) **Ueber die Bestandtheile des Papiers; vom Hrn. Piepenbring.** Er destillirte Schreib- und Holländisches Briefpapier für sich, und erhielt Wasser, Säure, empyrevmatisches Oel, Alaunerde, vegetabilisches Laugensalz, erdigt-sandigtes Wesen, Luft; vom ersten noch etwas Harz, und ein wenig Kieselerde; vom letztern etwas Koboldерde. 7) **Auszüge aus Briefen, vom Hrn. Blagden, Delius, Bruckmann, Ehrmann, Scheele, Zorn, Heyer, Hermbstädt.** Die Auszüge sind aus den Schriften der Academie zu Brüssel: **Du Rondeau** über einen Stein aus einem Geschwüre, **Bochaute** von Anbauung des Gänsefusses und Traubenkrautes zu Salpetergruben, und über das Ungarische Kupfer. Aus **Rozier's** Beobachtungen sind: de **Machy** über gewisse Modificationen der Luft, **Macquer** über das Rückbleibsel nach der Phosphorbereitung, **Monnet** über die Grunderde des Bittersalzes — Art, Metall zu versilbern, und die Farbe zu erhalten, **Bordenave** über die Natur des

Feuers.

Feuers. Unter den Anzeigen finden sich Mem. chim. de D'isjonval, D'Elhujar Zergliederung des Wolframs von Borns, Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen, Cadier sur l'huile de faine, Mauvin supplement et ses Experiences etc. — — Chemische Neuigkeiten.

Sechstes Stück. Berichtigende Bemerkungen über den Luftzünder; vom Hrn. Scheele. Er bereitet ihn aus vitriolisirtem Weinstein, und Kohlenstaub, die er 2 — 3 Stunden calcinirt — Er gerathe durchaus nie aus Alaun, wenn dieser nicht einiges Alcali enthalte. Durch dieses nehme die Vitriolsäure mehr Phlogiston in sich, als nöthig ist, um Schwefel zu werden. — Erklärung der Entzündung. — 2) Noch etwas von der Phosphorsäure, als Bestandtheil des Berliner Blaus; vom Hrn. Westrumb. Man übergieße 1 Th. Blau mit 4 Th. Vitriolöl; es erfolgt große Erhitzung und Dämpfe. Hernach verjage man die überflüßige Säure, so wird sich fast die ganze Masse in wenigem destill. Wasser auflösen. Wird sehr viel Wasser darauf zugesetzt, so fällt weißes Siederum nieder. — — 2 Loth verbranntes Blau löst sich in 2 Qu. Vitriolöl, mit 2 Th. Wasser vermischt, auf; auch dies zeigt in vielem Wasser Siderum. — Mancherley Farben aus Berlinerblausäure und aufgelöstem Eisen — Versetzt man dieselbe mit Mineralalcali, zieht darüber Salpetersäure ab, und fügt alsdenn salpetriges Quecksilber hinzu, so giebt der Niederschlag mit Kohlen Phosphor. 3) Seltene Porphyrarten; vom Herrn Brückmann. Sie sind vom Schneekopf, und zeigen theils schwarze und röthliche Sternchen im braunrothen Porphyr; theils parallel laufende weiße Fäden, nebst getropftem Chalcedon. 4) Chemische Untersuchung des Smirgels; vom Hrn. Wiegleb. Die Unze enthält 7 Qu. 39 Gran Kieselerde, 21 Gr. Eisen (die einzige Steinart von solcher Beschaffenheit). 5) Hranbard über den Grad der Hitze der Salze (Fortsetzung von Nr. 1 des vorigen Stücks). 6) Ueber Hrn. Pelletiers Anwendung der Electricität zur Erkennung mineralischer Körper; vom Hrn. Prof. Lichtenberg. Es lassen sich so wenig die vulkanische Producte von den gegenseitigen, als die Zinnerze von den Wolframen unterscheiden; wie eine Reihe Versuche unläugbar zeigen. 7) Auszüge aus Briefen vom Hrn. de la Metherie, Klaproth, Schönwald, Girlauer, Westrumb,

strumb, Hofmann, Kels, Sonneschmid, Höpfner. — Auszüge aus den Pariser Acad. Schriften: Bertholet über die Verbindung der Oele mit Erden, flüchtigem Laugensalze und metallischem Wesen; über die Natur der thierischen Stoffe, über die Phosphorsäure des Harns, über die Verbindung des feuerfesten Laugensalzes mit fixer Luft, über die ätzende Eigenschaft der metallischen Salze. Die Anzeigen sind von Minkelers Mem. sur l'air inflamable; und den Rhapsodien der philosophischen Pharmacologie, von J. J. Bindheim — — Chemische Neuigkeiten.

Der zweyte Band ist nicht weniger reich an wichtigen Versuchen und Bemerkungen. Im siebenten Stücke findet man 1) Beytrag zur Geschichte des Wolframs, vom Hrn. Prof. Gmelin. 2) Ueber die Wirkung, welche verschiedene Körper durch ihre Beymischung auf den Grad der Hitze haben, den das Wasser durch das Kochen annehmen kann; vom Hrn. Dir. Achard. Die Versuche sind mit einer großen Menge Körpern von allen Arten angestellt: einige brachten eine unbestimmte Wärme hervor, einige gar keine, andre vermehrten oder verminderten sie; aber aus ihnen ließ sich keine Aufklärung über die Ursach herleiten. 3) Unterweisung, wie man auf Glas allerhand Farben bringen und einbrennen könne; vom Hrn. D. Reuß. Zuerst werden die Werkzeuge und Oefen beschrieben, dann die Zubereitung und Versetzung der Farben, das Mahlen und Zeichnen, endlich das Brennen. 4) Ueber das Verhalten der rauchenden Salz-, wie auch der Vitriolsäure gegen die fetten und ätherischen Oele, als auch flüßige Balsame; vom Hrn. Hasse. Die Verbindung von beyden ist nicht heftig noch bedeutend, die einzelnen zahlreichen Versuche verdienen im Buche selbst nachgesehen zu werden. 5) Bemerkung bey der Bereitung der wesentlichen Weinsteinsäure, die weiße Farbe dieses Salzes betreffend; vom Hrn. Kels. Daß die weiße Lauge sich färbte, schreibt Hr. K. dem Salze zu, das an den Seitenwänden ansitzend, durch die Hitze verbrennt, wovon die branstigen Streifen sich mit der übrigen Lauge vermischen. Das braune Salz kann durch Digeriren mit Salpetersäure sehr gut wieder weiß gemacht werden. 6) Auszüge aus Briefen; vom Hrn. R. Landriani, Blagden, Voigt, Nauwerk, Kaldewey, Schönwald, Hermbstädt, Gren.

— Die

— Die Auszüge aus den Pariser Academ. Schriften enthalten Bertholet über ätzende metallische Salze, Macquer und Cadet über Quartation. Aus Roziers Beobachtungen sind Blondeau über die Platina, Monnet über die Charactere der Erden in Rücksicht auf den Feldbau, Brisson über den Torf von Beauvais, und dessen Vitriol, de la Folie über die Säure aus dem Schwefel mittelst des Salpeters, über eine grüne (eisenartige) Erde von Pontaudemane, de Morveau über Loriots Mörtel, Spielmann über die Säure, als Vererzungsmittel. Die Anzeige betrift Leskens Reise durch Sachsen (2tes Heft), Essay d'un systeme de transitions de la nature dans le regne mineral, par M. l. C. *de Razoumowsky*, Essay sur l'air pur, par Mr. *de la Metherie* —— Chemische Neuigkeiten.

Achtes Stück. 1) Bestimmung der Güte der atmosphärischen Luft im Bezirk von Berlin, nebst allgemeinen daraus gezogenen Folgen; vom Hrn. Dir. Achard. Die Versuche geschahen sowohl mit Salpeter-, als brennbarer Luft, allein beyde widersprachen sich, und deshalb wurde, aus guten Gründen, die erste Art vorgezogen. —— Die Güte der Luft an einem Orte, ist zu verschiedenen Zeiten verschieden; weder die Tagesstunden, noch die Witterung, noch die Wärme der Atmosphäre, haben auf ihre Güte Einfluß u. s. w. 2) Quarz- und Hornsteinartige seltene Krystallisation; vom Hrn. Brückmann. Sie ist aus dem Walkenriedischen. Auf bräunlichen Chalcedon liegen nach allen Richtungen, vierseitige, weißgraue Säulen von Quarz, mit Chalcedon vermischt u. s. f. 3) Hr. Gmelin über Wolfram (S. Nr. 1. St. 7.). Der größte Theil der zahlreichen Versuche stimmt mit denen des Hrn. d'Elhuyar überein; es ist nämlich im Wolfram ein eignes metallisches Wesen, mit Braunstein und Eisen gebunden, aber im verschiedenen Verhältnisse; jenes zeichnet sich von allen andern metall. Körpern durch seine Schwere, Strengflüßigkeit, Unauflösbarkeit, aus; es ist den edlen Metallen nicht ungleich, wird aber vom Bley verschlackt, verliert sein Brennbares äußerst leicht, benimmt dem Silber seine Geschmeidigkeit; es steckt wahrscheinlich nicht in den Zinngraupen. 4) Herr Hesse über die rauchende Vitriolsäure und die Oele (S. Nr. 4. St. 7.). 5) Hr. Martius über den weißen Quecksilberniederschlag. Er ist nach Hrn. Wieglebs Metho-

Methode bereitet, nur das Quecksilber kalt aufgelöst, noch einmal so viel Salmiak, und ¼ Weinsteinsalz genommen worden. 6) **Auszüge aus Briefen, vom Hrn. de Morveau, Blagden, K. Landriani, K. Kirwan, Meyer, Helwig, Westrumb, Heyer, Gren, Hermbstädt.** Die Auszüge aus den Schwed. Acad. Schriften enthalten de Morveau über die natürlichen Auflösungsmittel des Quarzes; aus den Schriften d. Ac. v. Dijon: de Morveau über die Vervollkommung der Mahlerfarben. Die Anzeigen betreffen Cancrin's Beschreibung eines Cupulofens, Barisoni über das Gasteiner Wildbad, Semler von ächter hermetischer Arzney, Abhandl. der Böhmischen Ges. der Wissensch.: Essay sur differentes especes d'air fixe, ou de gas, par M. *Sigaud de la Fond*; sulla formazione del molibdeno, da *G. Candida*; Observ. for investigating the tepid-springs of Buxbon etc. by *G. Pearson*. — — **Chemische Neuigkeiten.**

Neuntes Stück. 1) **Versuche um sich zu versichern, ob der Grad der Hitze des reinen kochenden Wasser ein fixer, unveränderlicher, und von allen andern Umständen, als dem Drucke der Atmosphäre unabhängiger, Grad sey; vom Hrn. Achard.** 2) **Chemische Untersuchung einer Feuchtigkeit, so einer wassersüchtigen Frau abgezapft worden; vom Herrn Bucholz.** Die zähe schwarzbraune Flüßigkeit dampfte nicht mit Salpetersäure, braußte weder mit Säuren noch Alcalien; die Salpetersäure ändert die Farbe in eine leberbraune um; die Alcalien verbanden sich gut damit, auch der Weingeist verdünnte sie; sie gab, mit Alcali behandelt, eine Blutlauge. 3) **Versuche über die aus dem Schwefel entbundene Vitriolsäure, in Rücksicht der darin enthaltenen Salpetersäure; vom Hrn. Dollfuß.** Bey der Dephlegmation erfolgten nicht die geringsten Salpeterdämpfe. Eisen darin aufgelöst, gab keine Salpeterluft. Salzsauren Kalk damit vermischt, gab kein Königswasser. 4) **Ueber das caustische Alcali, seine Crystallisation, und seine Wirkung auf Weingeist; vom Hrn. Bertholet.** Vermischt man das caustische Alcali mit Weingeist, und zieht wieder etwas davon ab, so erhält man zuletzt durchsichtige Crystallen eines reinen caustischen Alcali's. Hr. C. merkt mit Recht an, daß lange vor Hrn. Bertholet, Hr. D. Dehne ein

ein solches krystallisirtes caustisches Salz entdeckt habe. 5) **Auflösbarkeit der Holzkohlen; vom Hrn. Lichtenstein.** Destillirt man 7 — 8mal dieselbe Salpetersäure über eben die Kohlen, so verlieren diese ihre Unauflösbarkeit, bleiben aber doch brennbar; sie sehen rußartig aus, schmecken bitterlich, und zergehen ganz im Wasser. Die vorher sehr starke Säure schmeckt, nach der 6ten Destillation, nicht so stark, als Essig. Wo blieb hier die Säure? sie verflog nicht, dazu war die Vorlage zu wohl verwahrt; sie konnte sich nicht an das Laugensalz und Erde binden. Sollten die Kohlen wohl die Salpetersäure zersetzen? vielleicht daher die Auflösbarkeit der Kohle; destillirt man sie, so erfolgt blos etwas Rußgeist; die Kohle aber ist wieder ganz unauflöslich geworden; läßt sich aber durch frische Säure wieder auflöslich machen u. s. w. Mit einem Worte, der sehr wohlgeschriebene Aufsatz verdient ganz gelesen zu werden, und ist reich an unerwarteten Bemerkungen. 6) **Auszüge aus Briefen** vom Herrn Achard, **Blagden, Sennebier, Westrumb,** Ilsemann — Auszüge aus den Abh. der Ac. zu Dijon. **Maret,** über Reinigkeit der Luft in Krankenhäusern, **de Morveau** über das Gefrieren concentrirter Vitriolsäure, und Untersuchung des Kupfergrüns und Kupferblau's, **Maret** über die Luft aus dem Kalkrahm, und aus der Mennige, **de Morveau** über die Art, den Schwerspath zu zerlegen, **Durande** über ein Auflösungsmittel der Gallensteine. Die Anzeigen erstrecken sich über **Chr. G. Gmelin** examen fontium muriaticorum Sulzensium, **Jugels** vollkommene Bergwerkskunst; Catalogue raisonné des ouvrages sur les eaux minerales, par *Carere,* Pickel vom Nutzen der Chemie auf das Wohl eines Staats, Mem. sur differentes parties des Sciences, par *Guettard,* der Liqueurfabrikant, aus dem Franz. des Demachy und Dubuison, übers. von **Hahnemann** — **Kurze** Anweisung für einen Anfänger der Apothekerkunst und Chemie, von J. A. **Weber.** — — Lebensnachrichten von Gr. Fr. Tielebein, vom Hrn. **Niedt.** (Schade um den so hoffnungsvollen jungen Mann, dem sein älterer Freund ein rühmliches Denkmahl setzt!)

Zehntes Stück. 1) **Hr. Achard über den Grad der Hitze des kochenden Wassers** (S. St. 9. Nr. 1.). Aus den erzählten Versuchen ergiebt sich, daß der Grad des kochenden Wassers kein fester Punct sey, sondern,

daß verschiedene Umstände ihn verändern; daß er in metallenen Gefässen unbeständiger, als in gläsernen ist, und daß die wahre, oder minder unmittelbare Wirkung der äußersten Luft ziemlich beträchtliche Veränderungen in dem Grade der Hitze des kochenden Wassers hervorbringe. 2) **Ueber das Wassereisen; vom Hrn. M*** Um es vom Eisen zu scheiden, dephlogistisire man es durch Kochen mit Salpetersäure, und gieße neue Salpetersäure darauf, so löst sich blos das Wassereisen auf, das Eisen ist unauflöslich. 3) **Ueber den natürlichen Braunsteinkönig; vom Hrn. de la Peyrouse.** Er hat die gewöhnliche Farbe, schmutzt auch an den Fingern ab, der Bruch ist blättrig, u.s.w. er findet sich in den Eisengruben von Sem, im Thale Niedersos. 4) **Ueber den Saturnit; vom Hrn. Monnet.** 5) **Ueber die metallischen Säuren; von Hassenfratz.** Zieht man Salpetersäure über Zinn oder Eisen so lange ab, bis sie keine Salpeterluft mehr geben, und kocht sie mit Wasser, so wird dies säuerlich. Wird dies mit Alcali gesättigt, so erfolgt kein Niederschlag, und verpuft es nicht auf Kohlen. 6) **Bereitung des Alcohols vom Kornbrandtewein, vom Hrn. Lichtenstein.** Zieht man diesen über ungelöschtem Kalk ab, so zündet er nicht nur sogleich, wenn er es auch vorher sonst nicht thun wollte; er läßt sich bey viel stärkerer Wärme übertreiben, es giebt mehreren Weingeist, es erfolgt kein trübes, säuerliches Phlegma. 7) **Ueber das gediegene Bittersalz zu Witschitz; vom Hrn. D. F. A. Reuß.** Ein Pfund des rohen giebt rothe Thonerde 4 Qu. 30 Gr., Selenit 1 Unze 28 Gr., reines Bittersalz 12 U. 4 Qu. $9\frac{1}{2}$, überflüßige Vitriolsäure $12\frac{1}{2}$ Gr. 8) **Ueber den Essigäther, und ein besonders, den vegetabilischen wesentlichen Salzen ähnliches, Salz; vom Hrn. Pellolier.** Aus dem Rückbleibsel vom Essigäther erhält man durch Abdampfen ein crystallinisches, mehrentheils würflichtes, saures Salz, das weder Weinstein- noch Zuckersäure ist. Der bloße Grünspanessig giebt mit Alcohol Aether, wenn man die erhaltene Flüßigkeit über das Ueberbleibsel 3mal cohobirt, denn die Hälfte abdestillirt, hierauf die überschüßige Säure sättigt, so erhält man zuerst, durch die Destillation, die Hälfte davon an Aether, und noch $\frac{1}{4}$ versüßten Geist, der Aether enthält. **Auszüge aus Briefen; vom Hrn. von Trebra, de la Metherie, Bucholz, Westrumb, Weddercop, Dollfuß, Muhle.** Die Auszüge aus der Batavschen Gesellschaft

schaft Schriften enthalten: G. ten Haaff, über den salzigen Anflug der Torfkohlen, und Ingenhouß über die dephlogist. Luft, wie sie zu bekommen, und zum Athmen anzuwenden sey. In den Anzeigen findet sich Histoire des mineraux, par M. L. C. *de Buffon*, über die gemeine, und durch Auflösung aus Körpern entwickelte Luft, von **J. Weber**, **Brügmanns** Diss. de puogenia. — — Zum Andenken Herrn **J. A. Cramer**, vom Hrn. Obersact. **Claus**. (Hr. Cl., einer der wenigen dankbaren Schüler von C., giebt uns hier Nachrichten von einem sehr großen, von Ausländern verehrten, von Landsleuten oft verkannten, gedrückten Mannes, die uns, weil wenig davon bekannt war, an sich, und wegen der Wärme des Vortrags, worin sie abgefaßt sind, sehr angenehm waren! Nun genießt er gewiß der Ruhe, die ihm der Neid über seine hervorstechende Verdienste zuzog. Sein Andenken dauert durch Jahrhunderte, seine Feinde sind längst vergessen!)

Eilftes Stück. 1) **Ueber eine seltene antike Mosaike; vom Hrn. Brückmann.** Die Figur war ägyptisch, wie vom Osiris; eine glasartige Säule, von der man so viel Scheiben, als man will, abschneiden kann, von der doch jede dieselbe Figur vorstellt. Hrn. B's scharfsinnige Angabe, wie dergleichen zu bewirken sey. 2) **Chemische Untersuchung des (Hertefeldischen) Torfs; vom Herrn Achard.** Es waren drey Arten. 38 Versuche erwiesen, daß alle aus einerley Grundstoff bestünden, und nur in der Absicht der Menge eines jeden verschieden sey. Die erste enthielt viel brennbare Luft, $\frac{1}{8}$ brenzlichtes Oel, $\frac{1}{3}$ brenzlichten alcalischen Phlegma's $\frac{5}{22}$ kohlichtes Rückbleibsel, das $5\frac{5}{48}$ Asche gab, die größtentheils aus Kalk- und etwas Kieselerde bestand, u. s. w. 3) **Ueber die Ursachen der geistigen Gährung, und ihre Vervollkommung; vom Hrn. M. v. Bullion.** Ohne den im Most enthaltenen Weinstein erfolgt sie nicht; selbst nicht, wenn man statt desselben Sauerkleesalz zusetzt; dagegen erfolgte durch Zusatz von noch mehr, als der natürlichen Portion Weinstein, mehr Weingeist als sonst — Eben dies gilt auch vom Kirschsaft. — Ohne alle extractartige harzigte Materie erfolgte keine Gährung, selbst bey einer Mischung aus Zucker und Weinstein. 4) **Untersuchung eines Blasensteins; vom Hrn. Tychsen.** Er enthielt die Hälfte Kalkerde, Brennbares, flüchtiges

ges Laugensalz, Wasser, fixe Luft. Das beste Auflösungsmittel solcher Steine (denn andre, wie die von Scheele, Bergmann u. a. untersuchten, haben andre Bestandtheile) sind die Säuren. 5) **Ueber die Beeren des Bittersüsses; vom Hrn. Fuchs.** Eine dem Essig nahe kommende Säure, und ein talgähnliches Wesen scheinen die nächsten Bestandtheile derselben. Zu schwarzer Asche gebrannt, und auf dem Stubenofen getrocknet, entündet sich von selbst. 6) **Auszüge aus Briefen; vom Hrn. d'Arcet, Kirwan, de Morveau, Succow, de la Metherie, Remler, Pitiscus, Piepenbring.** Die Auszüge aus den Pariser Acad. Schriften enthalten: **Cornette** über die Wirkung der Vitriol- und der Salpetersäure auf die Oele, **de Lassonne** über eine von selbst erfolgte Entzündung des Phosphors (durch zugegossenes kaltes Wasser,) und über dessen Säure. Die Anzeigen beziehen sich auf Hrn. H B. **Weigel's** Diss. sistens experimenta chemica, **Karsten's** physischchemische Abhandlungen, Ebendesselben Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniß der Natur, und endlich dessen kurzer Entwurf der Naturwissenschaft, **Succows** Anfangsgründe der ökonomischen und technischen Chemie, **Hermbstädts** physikalisch-chemische Versuche und Beobachtungen — — **Chemische Neuigkeiten.**

Zwölftes Stück. Bemerkungen über die Hornsteinkrystallen; vom Hrn. Brückmann. Der Hornstein habe keine besondere Krystallisation, sondern er nehme bloß die Figur andrer vorheriger Crystallisationen (größtentheils Kalkspathiger) an, deren Stoff durch allmählige Auflösung verlohren gegangen sey: daher sind viele Hornsteinkrystallen hohl, oder doch löcherigt. — Beschreibung 6 solcher verschiedenen Arten von Crystallisationen. 2) **Ueber einen Rohstein der Oefen zu Poullaouen; vom Herrn Brolemann.** Der sogenannte Saturnit des Hrn. **Monnet**, sey durchaus nichts anders, als ein wahrer Rohstein. 3) **Ueber das Verfahren, Zeichnungen in Glas zu ätzen; vom Hrn. Gr. v. G.** — — Eine Platte von Spiegelglas wird mit geschmolzenem Wachse, Kupferstechermastix, u. dergl. überzogen; auf diesem zeichnet man mit der Radiernadel, und schüttet eine, eben eingerührte Mischung von Flußspath und Vitriolöl darüber. Nach 1 — 2 Tagen, wenn alles von der Glasplatte weggenommen ist, erscheinen die Züge darin eingeätzt. 4) **Ueber den Ursprung des minerali-**

ralischen gediegenen Laugensalzes; vom Hrn. R. Lorgna. Das Alcali sey ein Product der Meerthiere, es könne nicht durch Zersetzung des Kochsalzes entstanden seyn, da sie so wenig davon enthalten; hieraus lasse sich auch die gewöhnliche Vergesellschaftung des flüchtigen Laugensalzes mit dem mineralischen erklären. 5) Untersuchung des angeblichen Tungsteines, und des Wolfram's aus Cornwall, vom Hrn. Klaproth. Der erste war nichts anders, als ein Braunsteinhaltiges Eisen; der andre war wirklich Wolfram, enthielt die Tungsteinsäure, mit denen von Scheele beschriebenen Eigenschaften; die weiße enthielt noch Arsenik, die gelbe nicht, die dem Glase eine schöne sapphirblaue Farbe geben kann. Noch nie habe Hr. K., auf alle mögliche Art, jene Säure zu Metall reduciren können. 6) Chemische Untersuchung des Holzzinnes; vom Hrn. Klaproth. Es ist ein klaskopf ähnliches, fast crystallartiges, reiches Zinnerz, das 63⅓ Metall im Hundert giebt, nur einen geringen Eisengehalt, und äußerst wenig Arsenik hält. 7) Auszüge aus Briefen; vom Hrn. de la Metherie, Jobel, Hermbstädt, Gren, Westrumb, Heyer, Harßleben, Wittekop. Aus der Pariser Acad. Schriften ist Lavoisier über einige Flüßigkeiten, welche man bey einer Wärme, die wenig über die mittlere Temperatur der Erde geht, in einem luftartigen Zustande erhalten kann, genommen. Die Anzeigen betreffen Gerhards Grundriß des Mineralsystems, Westrumbs kleine physikalisch-chemische Abhandlungen, Ehrmann's Versuch einer Schmelzkunst, mit Beyhülfe der Feuerluft, Fuchs Geschichte des Spiesglases, dessen chemischer Zerlegung, arzneylichem und ökonomischen Gebrauchs, Wiegleb's Magie; zweyter Theil. — — Chemische Neuigkeiten.

Dies ist also der Inhalt des letzten Jahrgangs der Annalen, dessen Reichhaltigkeit, mehr, als alles andre, unsere günstige Meynung von demselben bekräftigen wird.

Zw.

Merkwürdige und sehr nützliche Nachrichten von den gegenwärtigen Koten und Salzpfannen in England, und wie mit dem wenigsten Feuer und

Stein-

Steinkohlen das meiste Salz gemacht, und eben dadurch der größte Profit erhalten werde ꝛc. von Christoph Chrysel. Leipzig, 1787. 8vo. 2½ Bogen.

Der Verf. hat in diesen Nachrichten durch Zeugniß bewiesen, daß der Feuerheerd bey den Salzpfannen in England sehr fehlerhaft eingerichtet sey, und daß durch eine andere Aufbauung eine beträchtliche Ersparung an Feuerungskosten gemacht werden könne. Eine Pfanne, 24 Fuß lang, 15 Fuß breit und 1 Fuß tief, nach alter Weise gesetzt, hat zu jeder Tonne ausgebrachtes Salz 14½ Centner Steinkohlen erfordert; dahingegen, als solche nach des Verf. Methode umgesetzt worden, sind auf eine Tonne Salz nur 8½ Centner Steinkohlen verbraucht worden. Eine Beschreibung seiner neuen Einrichtung findet man hier nicht; nur giebt er zu verstehen, daß gemeiniglich durch allzugroße Züge zuviel Hitze ungenutzt aus den Ofen entweiche, daß die vornehmste Wissenschaft, die mathemathische Proportion zwischen der verschiedenen Größe der Pfannen, der Feuerplätze und des Feuers, und zwischen der Oeffnung und dem Ausgange in die Röhren und Feueressen auszurechnen und anzubringen, sey.

Den zweyten Vortheil setzt der Verfasser in die großen Pfannen. Wenn z. B. 5 Feuerplätze unter kleinern Pfannen, in ihrer Zusammensetzung und Vereinigung zu einer einzigen großen Pfanne, in zwey Feuerplätze reduziret würden, daß gemeiniglich mehr als die Hälfte des Feuers ersparet werde. Er versichert, daß man in England Pfannen habe, bis zu 40 Fuß lang, 27 Fuß breit und 13 Zoll tief, welche auf einmal 1170 Kubikfuß Soole faßten, und 3 Feuerheerde hätten. Demohngeachtet räth er an, die Pfannen nur 26 Fuß lang, 18 Fuß breit und 12 Fuß tief zu machen, und mit 2. Feuerplätzen zu versehen.

Am Schlusse führt der Verf. an, wenn die gegebnen Nachrichten zu kurz seyn sollten, und man von ihm mehrere Umstände zu wissen verlange, so könne man sich deswegen an ihm selbst, unter Addresse des Intelligenz-Comtoirs zu Leipzig, verwenden.

Aw.

9. Ge-

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Patriotische Beyträge zur Kenntniß und Aufnahme des Schwedischen Pommerns von J. D. von Reichenbach, Königl. Schwedischen Kammerrath. Greifswald. 1787. in 8. 7tes und 8tes Stück.

Ein nicht allein für Pommern sondern für ganz Deutschland höchst wichtiges Werk. Reichhaltigkeit von Materialien, tiefe theoretische Kenntnisse mit praktischer Erfahrung verbunden, Feinheit und Scharfblick, eine helle und kurze Darstellung, dabey eine Wärme des Patriotismus, die für den Leser so hinreißend ist, daß man ihm in allen Recht geben möchte, selbst da, wo man bey kälterm Blute nicht mehr seiner Meynung ist; und vor allen eine Freymüthigkeit, der der Britte eine Ehrensäule errichten, die wir kalte Deutsche selbst an den Britten staunend bewundern würden, ungeachtet für ihn bey weitem nicht so viel männlicher Muth dazu erfordert wird, wie bey dem Deutschen. Möchten doch deutsche Fürsten es lesen, nur um durch die That selbst zu sehen, daß gerade sie es sind, die bey der Publicität das mehrste Intresse haben, sie, die von einer Menge Leute, die mancherley Connexionen, Interesse, Furcht, Vorurtheil in eine Ligue verbindet, in ihrem eigenen Lande mit verbundenen Augen herumgeführt werden! wie sehr selbst ihr Kammerbeutel eines so treuen Wahrheitliebenden Freundes als die Publicität ist, bedürfe! Wie würde mancher Fürst hoch aufhören, wenn man ihm sagte, daß diese oder jene Administration von der er großen Vortheil zu haben glaubt, jährlichen Verlust für ihn enthalte, nachdem Einnahme und Ausgabe auf ihren wahren innern Gehalt reducirt worden; daß manches einträgliche Kammeramt durch eine unförmliche Einrichtung noch Zuschuß erfodere; daß viele hundert wüste Höfe ohne Bebauer erhalten werden, weil die Verwaltung und Verpachtung der Ländereyen einige Sporteln für die Beamte trägt, indessen ein Geschrey erhaben wird, wenn hie oder da ein neuer Anbauer angesetzt ist; daß für Landgerichte, die nur Bruchsachen

zum Gegenstande haben, und nicht so viel werth sind, daß ein Amtsunterbedienter sich mit ihnen einen Morgen beschäfftige, jährlich vielleicht eine halbe Tonne Goldes verreiset und verschmauset wird, indessen man auf ein hundert Thaler Bedienungszulage kargt, indessen der Officiant um ein Rescriptum ratificatorium ansuchen muß, wenn er für sein Departement — eine neue Goldwaage anschaffen will; indessen man auf solchen armseeligen Schlendrian noch obendrein stolz ist, und den Ruf einer exacten Haushaltungskunst darauf begründet. Und gleichwohl ist man noch zur Zeit mit nichts geheimnißvoller als mit den Kammeretats, ungeachtet sich hier keine einzige Ursache dazu denken läßt, deren die Adepten sich nicht schämen müßten; denn auf die Balanz von Europa wird es wahrlich keinen Einfluß haben, ob man diesen oder jenen Fürsten für 100000 Rthlr. jährlich reicher oder armer hält, und dem Credit der Kammer kann es nur da nachtheilig seyn, wo der Fürst selbst ein übler Haushälter ist; nicht zu gedenken, daß der Schuldenzustand in einem solchen schlimmen Falle füglich könnte ausgelassen werden. Selbst in Ländern, wo man mit Publicität prahlt, zittert doch der furchtsame Cameralist, (der Mann, der, wie Hr. von R. sagt, nichts als Patente auf Befehl zu schreiben gewohnt ist,) wenn man von einem solchen Etat mit Freymüthigkeit spricht; wie denn überhaupt oft in den Ländern, deren Schriftsteller in Ansehung fremder Staaten die freymüthigsten sind, in solchen Gegenständen die wenigste Publicität herrscht. Einheimische wagen nicht zu schreiben, und Auswärtige können nicht, weil es ihnen an Materialien fehlt, und weil sie sich auch oft fürchten, es mit einer solchen gewaffneten Schaar berühmter Publicitätsmänner aufzunehmen, die natürlich für die ihnen gegen andere Staatsverwaltungen verliehene Marquebriefe zur Vertheidigung der eigenen Regierung verbunden sind. In solchen Ländern kann man oft, wie Figaro von Spanien sagt, alles schreiben, was man will, wenn man nur nichts vom Staate und dessen Finanzen, von der Gesetzgebung, der Justizverfassung, von der Geistlichkeit, vom Civil und Militär u. s. w. kurz von nichts schreibt, was dem einheimischen Publikum am Herzen liegt.

Der Leser wird uns diese Digression verzeihen; sie war bey dem Hrn. von R. zu natürlich, bey einem Manne der so schreibt wie er, und doch einer der ersten Landesbedienten,

selbst

selbst das erste Mitglied der Kammer ist, in deren Verfassung er so manche Mängel rügt. Dafür hat aber auch der Mann von dieser Thätigkeit, diesem Kopf und Herzen — 600 Thaler jährlicher Einnahme — hat, obwohl er einige 20 Jahr in seinem Posten steht, noch nie eine Zulage erhalten, freylich, weil er, wie er selbst sagt, nie demüthigst darum supplicirt hat.

Im 7ten Stücke finden wir eine Abhandlung von Pommerns Staatswirthschaft, Finanzwesen und Cameralverfassung — die Ausgaben für den Civiletat (worin jedoch der Städtische, desgleichen die Universität nicht eingerechnet sind) trugen im Jahr 1786. — 43,154 Rthlr. Für das Militär und die Festung — 138,966 Rthlr. Von den Garnisonregimentern kostet das Leibregiment der Königin a 1140 Gemeine mit Einschluß des Staabs in allem 55,487 Rthlr. und das Psilandeschielmische Regiment a 1152 Gemeine 55,224 Rthlr. An Extraausgabe als Pension, Magazin, Korn, Erstattungen 38,319 Rthlr. und das Total — 210,899 Rthlr. alles in Pommerschen Courant oder dem Leipziger Fuß. Die Einnahme betrug 230,342 Thlr. also Ueberschuß 19342 Rthlr. Vormals hatte der Staat beständig Defecten, welche aus Schweden zugeschossen wurden, und nach und nach die Summe von 2½ Millionen Rthlr. betrugen, und dennoch konnte sogar der gemeine Soldat nicht einmal seinen Lohn promt erhalten. Jetzt hingegen, nachdem die Nachwehen des Krieges verschwunden sind, und eine bessere Oekonomie eingeführt ist, trägt sich der Staat nicht nur selbst, sondern hat auch noch einen Ueberschuß im Durchschnitt von 25,000 Rthlr. welche mit der Zeit noch über 40,000 Rthlr. gehen möchten. Dieser Ueberschuß soll nach einer Königl. Resolution zum Festungsbau angewandt werden, wofür sonst bis jetzt nach dem ordinairen Staat nur 5000 Rthlr. bestimmt gewesen. — Der Verf. klagt über die zu große Menge von Staatsbedienten, womit nun freylich, zumal solche Länder, wie Schwedisch Pommern ist, geseegnet zu seyn pflegen. — Vom Nationalvermögen behauptet der Verf. daß dieß in sofern so ziemlich sey, daß Pommern dem Ausländer wenig oder nichts schuldig sey, und öffentliche Anleiher nicht zu verzinsen habe. Die meisten Stiftungen haben ansehnliche Capitalien bis auf die Universität Greifswald, die sich aus ihren Verwickelungen noch nicht herauszureißen vermöge. Die Finanzen der

Stadt Stralsund seyn zwar nicht die besten; die von der Stadt Greifswald aber desto besser. Die Umstände des Adels der Landeigenthümer und Pächter sind fast durchgängig gut. Die hohen Getraidepreise und der Seekrieg hätten Häuser von 2 bis 10,000 Rthlr. jährlicher Revenüen hervorgebracht. Minder vortheilhaft sehe es mit den Stadtbewohnern, zumal dem Kaufmann in Stralsund aus. Nicht ein einziges Haus von 80 — 100,000 Rthlr. Wer 10 bis 16000 Rthlr. habe, gelte für vermögend, und mit 3 — 4000 Rthlr. spiele man schon den Kornhändler und Großirer. In Greifswald sey ungeachtet des zeitherigen Gewinns einzelner Handelshäuser die Totalität doch arm, weil man vormals 120 bis 150 Studenten gezählt hätte, jetzt aber etwa nur 40, größtentheils Stadtkinder. Unter den Landstädten komme Grimmen noch am besten fort; den übrigen sehe man ihr Unvermögen mit halbem Blicke an. Wismar habe jetzt etwa 6000 Einwohner. Jährlich werden etwa 2000 Lasten Getraide verschifft. Die Importen sind Eisen, Holzwerk, Theer, Hering, Steinkohlen und Bley. Für das Tribunal kommen jährlich aus Pommern 5431 Rthlr. und an Gerichtsgebühren, Proceßkosten und Sold, der zwar nur 100 Mann starken Garnison, etwa doppelt so viel. Die Krone habe von der Stadt Wismar und der dazu gehörigen Herrschaft, etwa 5 — 6000 Rthlr. reinen Ueberschuß, der auf 16000 Rthlr. steigen würde, wenn der Stadt erst die Kriegsschäden vergütet sind. Nichts desto weniger habe Pommern keinen würklichen Nutzen davon. Die Stadt würde ein anders Ansehn gewinnen, wenn man sie zum Freyhafen machte.

Den baaren Geldstock des Landes rechnet der Verf. auf 3 — 400,000 Rthlr. und die Zahl der Einwohner auf 100,000. — Creditanstalten, Leihhäuser u. dgl. habe man gar nicht, daher ein unleidlicher Wucher herrsche. Auf Gold und Silber nicht unter 5 — 6 pro Cent Zinsen, außer Douceurgeldern, auf Kleider u. s. w. 25 — 50 p. C. — S. 144. bezeugt der Verf. seine Verwunderung darüber, daß man im Preußischen, wo die Finanzkunst so hoch gestiegen ist, nicht längst darauf verfallen sey, die großen Aemterpachtungen abzuschaffen, jedwedes Gut nach dessen Localumständen für sich auszuthun, und die Bauren möglichst vom Dienste zu befreyen. Rec. hat längst die nämlichen Gedanken gehabt, in-

son-

sonderheit da er wußte, daß schon im 16ten Jahrhundert der Staatsminister von Arnim solches im Brandenburgischen vorschlug, aber keinen Beyfall fand, aus Verdruß in Sächsische Dienste gieng, und dort sein Project mit dem glücklichsten Erfolge zur Ausführung brachte. Um so mehr freut er sich mit dem Verf. über die Zeitungsnachricht von dem Vorhaben des jetzigen großen Königs, und wünscht die nämliche Einrichtung insonderheit denjenigen Ländern, wo die Pachtung mit dem Justizamtmann als der größte Theil seines Salairs verbunden ist. — Noch eine höchst merkwürdige Anekdote. Ein Pommerscher Beamter hatte im Jahr 1775. einen Cameralauftrag, den das Hofgericht zu Greifswald untersagte. Als der Beamte sich nicht daran kehrte, ließ das Hofgericht ein militairisches Commando anrücken; die Kammer hingegen sandte aus Stralsund annoch ein stärkeres Commando, und so würden Gustavs Truppen auf seine mittelbare Ordre mit einander sich herumgeschlagen haben, wenn nicht das schwächere Commando gewichen wäre. Der Auftrag kam nun zur Vollziehung, allein der Beamte mußte in der Oberinstanz mit 200 Rthlr. Strafe dafür büßen, und das, wie wir gegen die Meynung des Hrn. Verf. dafür halten — von Rechtswegen; denn dem Schwerdte der Gerechtigkeit, das der König führt, muß auch sein Kammerbeutel unterthan seyn. Uebrigens kann sich freylich ein solcher Vorfall nur in einem aristokratisch-monarchischen Lande zutragen, wo nämlich der Fürst nicht im Lande ist.

Im 8ten Stück befindet sich 1) eine Abhandlung über das Pommersche Münzwesen, zuerst eine kurze helle Darstellung der ältern Pommerschen Münzgeschichte, insonderheit der Sundischen Währung. Die ältesten noch vorhandenen Slawischen Pommerschen Münzen sind aus dem 13ten Jahrhundert, die man vor etwa 20 Jahren in einem Acker gefunden hat. Hiernächst die gewöhnliche Folge des Cöllnischen, Zinnischen und Leipziger Fußes, sodann von Graumannischen und endlich dem während des letzten 7jährigen Kriegs, der besonders interessant ist. 1758. wurden 236,898 Rthlr. ausgeprägt in 8 Gr. Stücken zu 16 Rthlr. 24 ß. und 4 Gr. zu 16 Rthlr. 32 ß. die Mark fein; 1759. 8 Gr. zu 19 Rthlr. 16 ß. 4 Gr. zu 16 Rthlr. 32 ß. 18 Rthlr. und 19 Rthlr. 32 ß. Groschen zu 21 Rthlr. 32 ß. An Silber wurden ver-

münzt 1,381,959 Rthlr. die 76,519 Mk. 5 Loth fein enthielten. Im Jahr 1760. prägte man von 21 Rthlr. 16 ß. bis zu 34 Rthlr. auf die Mark fein und das Total war 4,592,930 Rthlr. 1761. stieg man bis zu 40 Rthlr. die Mark fein; ja man prägte Tympse auf Polnischen und 8 Gr. auf Suerinischen Stempel zu 44 Rthlr. 1762. bis zu 41 Rthlr. 12 ß. das non plus ultra. Vom Septbr. 1758. bis in den November 1760. also in 26 Monaten lieferte die Münze theils im Golde, theils in Silber 6,347,207 Rthlr. und in den übrigen 15 Kriegsmonaten lief der Belauf sicher im Ganzen bis zu 10 Millionen Rthlr. Nach dem Kriege prägte man etwa 1300,000 Rthlr. nach dem Leipziger Fuß, die jedoch bald außer Landes gebracht wurden. Jetzt ist gar keine Münze vorhanden, der Louisd'or steht etwa zu 4 Rthlr. 20 Gr. gegen zwey ggstücke. Currente Silber-Münzen sind: Brandenb. Sächs. Hannöversche zwey und Ein Drittel, Schwedische Zehn- und Fünföhrstücke, Pommersche 2 g. Groschen und Schillinge, Stralsunder Sechslinge und Witte nach dem Torgauer Fuß. — Die Münze der Stadt Stralsund muß stille stehen, so lange die Königl. Münze nicht prägt. — Der König gewann während des 7jährigen Krieges in den ersten 21 Monaten an Münzpacht 59,355 Rthlr. und nachmals an Schlageschatz 700,000 Rthlr. die in die Feldcassen flossen. — Endlich handelt der Verf. von der Schädlichkeit des Leipziger Fußes für Pommern, wobey ihm doch die Abhandlung des Syndicus Guden über diese Materie nicht scheint bekannt gewesen zu seyn.

Auf diese Abhandlung folgt ein Aufsatz über etliche auf Rügen gefundene Angelsächsische und Ungarische Münzen. Ferner eine Abhandlung über die ehemalige Einrichtungscommission. Sie bestand gutentheils aus Männern, die das Land und die Sprache nicht kannten, und schied ohne viel ausgerichtet zu haben, von dannen, nachdem sie über 60,000 Rthlr. gekostet hatte. — Noch liest man Gedanken über die Greifswaldsche Akademie in Anleitung der Patriotischen Beytr. V. St. S. 172 bis 200. von einem Unbekannten mit Noten eines Unpartheyischen. Uns scheint doch der Unbekannte in einzelnen Punkten der Academie zu nahe zu treten, wenn gleich im Ganzen es wahr genug seyn mag, daß der dazu ausgesetzte Fond weit nützlicher fürs Land verwandt werden könnte.

Endlich

Endlich findet man noch einige Tabellen als Beylagen der vorherigen Abhandlungen: Verzeichniß sämmtlicher Domanalgüter und Partikeln ausweisend, was solche Anno 1721. getragen haben, und wie hoch die Krone selbige jetzt nutzet. Generalbalance über die Einnahme und Ausgabe des pro 1786. regulirten Pommerschen Staatsextract aus dem Pommerschen Staate, vom Jahr 1721 — 1786. Ueberschuß oder Defect ausweisend. Summarischer Auszug, welcher ausweiset, was die Licentaccise, Consumtions- und Zollintraden von 1721 — 1786. getragen haben. Betrag sowohl der Marken fein Silber, die die Münze verbrauchte, als auch der daraus geprägten Geldsummen von 1758 — 1760. Veränderungen, welche sich mit dem Münzfuß der Königl. Münze zu Stralsund von 1758 — 1763. zugetragen haben, Wechselcours von Stralsund auf Hamburg für Briefe 2 Monat nach Dato zahlbar gegen Zweygroschenstücke nach dem Leipziger Fuß von 1763 — 1786.

Pe.

Articles historiques et géographiques des états de la maison de Brandebourg, tirés de la nouvelle Encyclopédie de Paris. Berlin, chez Mylius. 1787. 8 Bog. gr. 8.

Historische und geographische Artikel die Staaten des Hauses Brandenburg betreffend, aus der neuen Parisischen Encyclopädie gezogen, und ins Deutsche übersetzt, von Aug. Rode. — Berlin, bey Mylius. 8 Bog. gr. 8.

Der Professor und Geograph zu Paris, Hr. Robert, bat vor einigen Jahren in einem Schreiben an den Oberhofmeister des Königs von Pr. denselben, um einige historische und geographische Erläuterungen über die Preußischen Staaten, deren er sich zur Berichtigung der diese Monarchie betreffenden Artikel in der neuen Ausgabe der Encyklopädie bedienen könnte. Der damalige Oberhofmeister der Königin Graf von Wartensleben übergab des Hrn. Roberts Brief dem Staatsminister Grafen von Herzberg, welcher auch in Eil

 und

und bloß aus dem Gedächtnisse einem Sekretär das Hauptsächlichste der folgenden Artikel diktirte, und es Hrn. Robert zuschickte. Dieser hat davon bey der neuen Ausgabe der Encyklopädie Gebrauch gemacht, und diese die Staaten des Hauses Brandenburg betreffende Artikel in einer kleinen Ausgabe besonders abdrucken lassen. Diese kleine Sammlung ist in Berlin wieder aufgelegt, und von Hrn. Rode richtig und gut übersetzt worden.

Der Hr. Graf von Herzberg hat bloß den Hauptinhalt der großen Artikel geliefert, aber keinen Antheil an den die Städte und Neufchatel betreffenden Artikeln; auch hat der französische Herausgeber darin eigene Aenderungen vorgenommen und Zusätze gemacht — welche er wohl hätte unterlassen können.

Diese Sammlung, welche eine historische und geographische Beschreibung der einzelnen Staaten des Brandenburgischen Hauses und der wichtigsten Städte in denselben in einer zweckmäßigen Kürze in sich begreift, ist für jeden Liebhaber der Br. Geschichte, der hier das wichtigste derselben beysammen findet, sehr brauchbar; nur möchten die öftern Wiederholungen mancher Begebenheiten, welche theils die encyclopädische Einrichtung nothwendig machte, theils aber auch vom Herausgeber ohne Noth beliebt wurden, beym hintereinander Fortlesen unangenehm seyn. Der Artikel von Preußen enthält besonders die Geschichte der Könige von Preußen weitläuftiger, vorzüglich ist mit vielem Fleiße Friedrichs des II. Regierungsgeschichte bearbeitet worden. Hier erhebt sich auch des großen Gegenstandes würdig die Sprache des Verf. aber kein Wunder, da hier der Verf. die vortrefflichen memoires des Hrn. Grafen von Herzberg nutzen konnte. Der Artikel von Neufchatel ist gegen andere noch wichtigere viel zu weitläuftig gerathen, und geht sehr ins Einzelne hinab. Obgleich bey dieser Ausgabe einige Irrthümer, die man in der Pariser Ausgabe angetroffen hat, berichtigt worden sind, und der Uebersetzer auch in der Stille manche Verbesserungen, auch kleine Zusätze gemacht hat; so sind doch noch mehrere Fehler stehen geblieben. Zum Beweise dieser Behauptung mag folgendes dienen. S. 31. der Uebers. wird das Jahr, in welchem der Kaiser Friedrich I. die Fürsten von Pommern auf dem Reichstage zu Lübeck zu Mitgliedern des deutschen Reichs mit Herzoglichem Titel gemacht

gemacht habe, falsch angegeben. Es war nicht das J. 1186, wie in beyden Ausgaben steht, sondern 1181, in welchem der K. in dem kaiserlichen Lager vor Lübeck den Pommerschen Fürsten Bogislaus mittelst Ueberreichung der Fahnen zu einem Reichsfürsten und ersten Herzog von Pommern erklärte. S. 36 heißt es: in der Gegend von Stargard findet man sehr gute Eisensteine. — Dieß ist unrichtig, das Sumpf- und Modererz, welches auf der Eisenhütte zu Torgelow bearbeitet wird, findet man theils in Vorpommern, theils auch nicht weit von der Oder in Hinterpommern in großer Menge. Auch ist auf eben dieser Seite unrichtig angezeigt worden, daß sich zu Treptow Salzquellen finden sollten. Ferner sind in diesem Herzogthume zu viele Städte angegeben worden, nicht 68, sondern 55 St. und zwar 16 in dem Pr. Vorpommern, und 39 in Hinterpommern. S. 24 der d. Uebersetzung: die Stadt Cammin liegt von Stettin 30 Meilen; sie ist nur 10 Meilen davon entfernt, die Poststraße über Naugard 13 Meilen. S. 119 wird gesagt, daß Carl der Große Vergnügen daran fand, die Stadt Magdeburg zu verschönern — Den Ursprung dieser Stadt hat er vielleicht veranlaßt, da sich neben dem Schloß, das eine Besatzung unter einem Königl. Grafen hatte, immer mehr benachbarte Einwohner anbaueten. Von dem Kayser Otto dem Großen, welcher sich am liebsten hier aufhielt, durch Gebäude die Stadt verschönerte, und durch Stiftung eines Erzbisthums daselbst ihr nicht geringe Vortheile zuwandte, läßt sich dieß mit mehrerer Wahrheit behaupten.

Bf.

D. E. Mörschels (Feldpredigers des Preußischen Infanterieregiments von Pfuhl) Geschichte der Mark Brandenburg seit der Stiftung derselben, Ersten Bandes Zweyter Theil, welcher die politische Geschichte unter den Bayerschen und Luxenburgischen Regenten, nebst der Staatskenntniß vom ganzen abgehandelten Zeitraum begreift. Berlin, bey Unger, 1768. 8.

Herr Mörschel hat wohl gethan, daß er sich bey der Bearbeitung des II. Theils nicht übereilet hat. Es scheinet auch,

 daß

daß die Recension des peregrinirenden Gelehrten von 15 Seiten voll Ungezogenheit und Albernheit (denn so nennet er in der Vorrede eine scharfe, aber gründliche Kritik,) gute Wirkung auf ihn gehabt hat; indem wir diesen II. Theil wirklich in aller Absicht etwas besser wenigstens ausgeführet finden, auch in der Schreibart und dem Ausdruck nicht so sehr gekünstelt. Man sieht also daraus, daß eine Sache, die Herr Mörschel Ungezogenheit und Albernheit nennt, zuweilen auch nicht ohne Nutzen ist. Wir können ihm aber nicht bergen, daß es vielmehr ungezogen und albern ist, wenn ein Schriftsteller überhaupt; besonders aber ein angehender Schriftsteller die gründlichen Bemerkungen und Anzeigen der Fehler blos mit Schimpfen widerlegen will. Auch die hier abermal wiederholte Anzeige — wo ich mich auf neuere Geschichtschreiber, z. B. Möhsen und Gerken berief, da durfte ich mich auf sie, wie auf Urkunden, verlassen — müssen wir nochmals tadeln. Beyde sind zwar gründliche Schriftsteller, und Herr M. ist besonders in diesem Bande von Möhsens Buch sehr unterstützt worden; aber ihre Nachrichten und Angaben sind doch ächten Urkunden nicht gleich zu stellen. Ohne Prüfung und eigene Untersuchung muß man niemand folgen und ihn ausschreiben.

Der II. Theil begreift zuerst die Regierungen der Markgrafen aus dem Bayerschen und Luxenburgischen Hause, und hernach die Verfassung des Landes in Absicht der Gerichtspflege, Religion, Einwohner ꝛc. unter eben diesen Regenten, und den vorigen aus dem Anhaltischen Hause. Der Plan ist gut gewählt, und auch ziemlich gut im Ganzen bearbeitet. Der I. Abschnitt schildert die Mark ohne Regenten, und zeigt die Begierde der Nachbarn, die verwaisete Provinz zu zersplittern, und einzelne Stücke davon an sich zu reißen. Wenn aber S. 2 angegeben ist, daß der Markgraf Waldemar die Grafschaft Lüchu durch Erbschaft bekommen, so sieht man gleich, daß der Verf. die Abhandlung des Gerken von den Grafen von Lüchou, die er doch dabey anführt, flüchtig und nicht mit Bedacht gelesen hat. Derselbe hat vielmehr den Umstand dunkel angegeben; aber wahrscheinlich gemacht, daß sie *per pacta* erworben ist. Was S. 3 von dem Herzoge Heinrich I. von Jauer an den König Johann von Böhmen für gewisse von einer Lehnsverbindung mit dem deutschen Reiche, und auch von Geburt hergeleitete

leitete Rechte auf die Niederlaußnitz, die Markgrafschaft Bauzen, das Land Lebus und die Stadt Frankfurt an der Oder, überlassen sind, ist hier so dunkel beschrieben, daß man fast nichts dabey denken kann. Rec. hat sich die Mühe gegeben, die Urkunde des Herzogs bey dem von Ludwig im *V*. Th. der Reliq. S. 536 nachzusehen; allein diese giebt keine Auskunft, wohl aber hat man gesehen, daß der Verf. die dunklen Ausdrücke aus der Lehnsauflassung des Herzogs an den Kaiser vom J. 1319 S. 537 genommen hat — Cum — Iohanni Boemie Regi — dedimus omnia et singula iura, que siue *ex nostre natiuitatis proximitate et sanguinis* quorumcunque progenitorum nostrorum, vel ex legitima quacunque successione *siue feodali titulo* a nobis vel a quocunque alio Domino dependentia — vestre maiestati *resignamus*. — Da dieser Punkt nirgend aufgeklärt ist, auf welche Art der Herzog von Jauer Lehnrechte an das Land Lebius und an die Stadt Frankfurt erlangt hat, die er dem Kaiser aufläßt, so war es des Verf. Schuldigkeit, weil er den Umstand anführt, in einer Note den Grund der Sache anzugeben. Aber hier ist ihm nicht vorgearbeitet. Dieses ist erheblicher, als in einer kurzen Geschichte Mährchen anzuführen, wie z. B. S. 18 aus dem Dlugoß die von einer jungen Nonne ꝛc. Von dem muß er überzeugt seyn, weil er S. 23 in der Note schreibt, er erzähle nie gern etwas, als wovon er nicht überzeugt sey. —

Der II. Abschnitt liefert die Regierungsgeschichte M. Ludewigs des Aeltern. Von der Margaretha Maultasche, Gemahlin des Markgrafen, S. 29 ꝛc. von welcher Gerken in verm. Abhandl. *II*. Th. *No. IX*. eine eigene Abhandlung geschrieben; die aber nicht angeführt ist, ohngeachtet alles daraus genommen ist, auch seine Fehler. Daß der Verf. S. 56 als ein Brandenburger die bösen, hinterlistigen Handlungen des K. Karls *IV*. gegen den Markgrafen Ludewig den Aeltern rechtfertigen will, ist sonderbar. Beyde sind auswärtige Herren und Brandenburgische Regenten gewesen, wir wissen nicht, warum der erste mehr Neigung verdient. Die Mittel, die K. Karl angewandt hat, seinen Gegner zu unterdrücken, sind und bleiben allemal gehässig und schwarz, und verdienen keine Rechtfertigung, zumal sie hier so schlecht ausgefallen ist. Markgraf Ludewig der Aeltere war allezeit ein großer Herr; nur war er von allen

allen Seiten mit Feinden umgeben, die sowohl durch ihre Ländersucht, als durch Aufhetzung des Kaisers gegen ihn gereizt waren, dennoch erhielt er sich, und trat endlich mit Ehren vom Schauplatz, auf dem er gewiß eine große Rolle gespielet hat. Er verdienet den besten Biographen.

II. Abschnitt, die Regierung des M. Ludewigs des Römers S. 57 ꝛc. Die angeführte Stelle aus der Gundlingischen Lebensbeschr. S. 57. 58 hätte sicher wegbleiben können, indem sie wenig und zum Theil falsches Licht über den damaligen Zustand des Landes verbreitet; ganz falsch aber ist der S. 63 aufgestellte Satz, daß die Markgrafen von Brandenburg erst seit Errichtung der güldnen Bulle eigentlich mit Bestand Churfürsten zu nennen sind. Es lehret ja die Geschichte, daß die Markgrafen schon seit dem XII. Jahrhundert unter dem K. Friedrich I. das Churrecht und das Erzamt gehabt haben. Nachher schreibt *ad A.* 1240. *Albertus Stadensis* — Electio ad istos dignoscitur pertinere — eligunt imperatorem Treuirensis — Palatinus quia dapifer est, Dux Saxoniae quia Marsialius, et *Margrauius de Brandeburg quia Camerarius* — Wer wird denn wohl zweiflen, daß damals die Markgrafen, wo sie schon ein Churrecht und auch ein Erzamt hatten, worin ja eigentlich die wahren Hauptvorzüge bestehen, nicht schon mit Bestand Churfürsten zu nennen sind? Aber so geht es, wenn ein Geistlicher sich zum Geschichtschreiber drängt, der so wenig vom Staats-, Lehn- und deutschen Rechte versteht, als es ihm an genugsamer Kenntniß der mittlern Zeit fehlt, ꝛc. welches alles doch ein solider Geschichtschreiber verstehen muß, wenn er nicht einen schlechten Kompilator und Stoppler machen will. Dieses sieht man abermal gleich auf der folgenden Seite 66, wo er sich, wie er in der Note selbst gesteht, nicht zu finden weiß, ob der beyden Markgrafen ihr Bruder Stephan mit der Mark zur gesammten Hand auch beliehen worden, oder nicht, wozu ihn die Note S. 143 in Gerkens *Diplomat. Vet. March.* verleitet, wo die Mitbelehnung geleugnet ist. Doch führt er die Urkunden vom Jahr 1354 an, worin seine beyden Brüder gestehen, daß er damit zur gesammten Hand beliehen sey, so er S. 67 wieder leugnet. Aus diesem Zweifel konnte er sich helfen, wenn er die Urkunden des Herzogs Friedrichs von Bayern bey der wirklichen Abtretung der Mark 1373 an den Kayser Karl bey dem *Lü-*

nig

nig in Cod. dipl. Germ. Tom. I. p. 1356 *et* 1361, die er doch nachher anführt, recht nachgesehen hätte. S. 77 ist angegeben, daß der Markgraf Otto bey seiner Abreise aus der Mark noch eine **Steuer von den Hunden** eingehoben hätte; allein es ist nicht angezeiget, woher diese Nachricht genommen ist. Rec., dem die Geschichte dieses Zeitraums sehr genau bekannt ist, hat niemals von dieser sonderbaren Steuer etwas gefunden, und möchte doch wohl den Beweiß sehen. Ob Markgraf Otto 1379 auf dem Schlosse **Wolfstein** in Bayern gestorben, wie hier S. 78 angegeben, ist noch sehr ungewiß, indem die angeführten Schriftsteller nicht gleichzeitig sind, und derselbe noch in diesem 1379. Jahre am St. Gorgiitage dem Kloster **Fürstenfelde** eine Urkunde ausgestellet hat, worinnen er sich schreibt: — Wir Ott Ertzkamerer des heil. Rom. Reichs Churfürst — *in Tom. IX. Monumentor. Boicorum p.* 214. In dem Kloster **Seligenthal** in der Vorstadt von **Landshut** liegt er begraben. S. *Excerpta ex Wig. Hundii Genealog. in Buderi Obseruat. iur. publ. Part. II. p.* 173 *ex Necrologio Seligenthalensi.*

III. Abschnitt, **Geschichte der Mark unter ihren Luxenburgischen Regenten**, S. 79. Die Regierung des Kaysers in der Mark ist gut, und aus dem rechten Gesichtspunkt geschildert. Wenn seine Regierung länger gedauret hätte, würde er allerdings das Land in Flor und Aufnehmen gebracht haben. Aber unter der Regierung seiner Söhne gieng alles wieder rückwärts, weil diese die Mark nur zum Verpfänden brauchten rc. **Wenzel** trat die Regierung 1378 schon an seinen Bruder **Sigismund** ab, und die **neue Mark** erhielt der Herzog **Johann von Görlitz**. Dieses geschahe nach der Verordnung des Kaysers, wodurch er unstreitig nicht allein die Macht seiner Staaten schwächte, sondern auch gegen sein Versprechen, die Mark nie von Böhmen zu trennen, und auch selbst sehr stark gegen die güldene Bulle handelte. Sigismund war damals 10 Jahre alt, wie er zur Regierung kam, und hat kaum zweymal die Mark gesehen. Wie er durch den Tod des Königs **Ludewigs** von Ungarn, der ihm seine Tochter **Maria** zur Gemahlin, und die Succession in Ungarn versprochen hatte, bey der Widersetzlichkeit der Landstände in sehr große Weitläuftigkeit geriethe, so verpfändete er sie in der Folge an die Markgrafen von Mähren **Jobst** und **Prokop**, die seit dem J. 1388 die schlechteste Regierung führten.

führten. Die Pfandsumme ist unbekannt, und was hier aus dem Kranz von 40,000 Schock Böhmischer Groschen in der Note angeführt ist, bleibt unsicher, weil es bekannt ist, daß derselbe viele Unrichtigkeiten schreibt, und auch zu weit von dem Zeitpunkt entfernt ist. S. 90. 91.

IV. Abschnitt, **Jobstens Zwischenregierung** S. 92 rc. ist aus **Gerkens Entwurf der Geschichte des Markgrafen Jobstes** in seinen *Fragment. March. Part. III.* richtig und genau beschrieben. Aus Geldmangel überließ er die Mark 1395 für 40,000 Schock Böhmischer Groschen an seinen Schwager, den Markgrafen **Wilhelm** von Meißen. Wenn die vorher angeführte Angabe aus dem **Kranz** über die Pfandsumme richtig ist, so sieht man, daß hier eigentlich keine neue Verpfändung vorgegangen, sondern der Markgraf **Wilhelm** ist nur in des **Jobstes** seinen Pfandkontrakt eingetreten, wie auch sehr wahrscheinlich ist. Auch dieser neue Regent gieng schon am Ende des 1398. Jahrs wieder ab, und Jobst plünderte weiter dieses unglückliche Land. Was er nicht that, solches thaten die Nachbarn, und der eingesessene mächtige Adel noch mehr, so daß die Städte durch Vereinigungen und Bündnisse sich selbst schützen, und bey den benachbarten Fürsten Schutz suchen mußten. rc. Doch zogen sie große Vortheile in der Lage, und kamen empor.

Im V. Abschnitt folgt die **Regierung des Herzogs Johanns von Görlitz in der neuen Mark**, die eben so schlecht für das Land war, wie des **Jobsten** seine in der **Churmark**, S. 105 rc. Auch hiervon findet man die ausführlichste und documentirte Nachricht in **Gerkens** vermischt. Abhandlung *III.* Theile *X.* Abhandl. von der neuen Mark rc. die der Verf. aber nicht angeführt hat, obgleich fast alles daraus genommen ist. Hiermit endiget sich die Geschichte der Mark unter den Regenten des Luxenburgischen Hauses.

Nun folgen noch 7 Abschnitte von der **Rechtspflege in der Mark, von Religion, Kirchenverfassung** rc. **unter den Anhaltischen, Bayerschen und Luxenburgischen Regenten**, S. 108 u. s. w. die wir einzeln anzeigen wollen:

I. Abschnitt, **Geschichte der Rechtspflege** rc. Von diesem Objekt läßt sich zwar in dem ersten Zeitpunkt der Anhaltischen Regenten nicht viel sagen; doch scheint es, daß der V. sich nicht Mühe genug gegeben habe, die ältesten Urkunden

des

des XII. und XIII. Jahrhunderts nachzusehen, sonst würde er doch von der damaligen Gerichtsverfassung mehr gesagt haben, wie er wirklich gethan hat. Ueberhaupt sind die 5 ersten Seiten sehr undeutlich geschrieben, und die Nachrichten durch einander geworfen. Eigentlich mußte der Verf. dieses Objekt unter jeder Regierung besonders abhandeln, erstlich unter der Regierung des Anhaltischen Hauses, und hiernächst der 2 folgenden, so konnte man übersehen, wie die Gerichtsverfassung sich zuerst gebildet, nach und nach verändert, und sich gebessert oder verschlimmert hat. Aber nach dieser Ausführung erhält man nur dunkle und unordentliche, durch einander geworfene Begriffe. Einige Unrichtigkeiten wollen wir anzeigen: S. 108 fängt der Verf. mit **M. Albrecht dem Bären** an, und ohne weiter von der übrigen Ascanischen Regierung etwas zu gedenken, sagt er gleich von der Bayerschen und Luxenburgischen Regierung, daß die Markgrafen aus beyden Häusern die Gerichtseinkünfte oder Sporteln selbst eingehoben, und die Gerichte veräusert, verpfändet und verschenket hätten. Sie machten, schreibt er S. 109, jeden zum Gerichtsherrn, der ihnen Geld geben, oder zu ihrer Erhaltung bey Ehren und Würden beförderlich seyn konnte. Hätte der Verf. die Urkundensammlungen von andern deutschen Ländern auch nachgesehen, und gewußt, daß alle alte Städte die Gerichte auf solche Art erlangt haben, so würde ihm dieses bey den Bayerischen Regenten in der Mark nicht so sehr auffallend gewesen seyn. S. 111 ist die Gerichtsverfassung unter dem Kayser **Karl** *IV.* in der Mark sehr gepriesen, und Hr. Mörschel steht in den Gedanken, daß das **kleine Rücksiegel**, das häufig seinen großen Majest. Siegeln auf der Rückseite eingedruckt ist, mit der Umschrift: — Iuste iudicare filii hominum — bloß für die Mark Brandenburg von ihm gebraucht sey, da er doch aus vielen andern Urkundensammlungen, wo Siegel von ihm abgestochen sind, lernen konnte, daß er solches in allen andern Fällen außer der Mark auch gebraucht, und sein gewöhnlich Rücksiegel am wenigsten für die Richter in der Mark gestochen war; überdem hat das nämliche Rücksiegel mit selbiger Umschrift schon Kayser **Ludewig von Bayern** gebraucht, wie viele Abstiche beweisen. Er war auch nicht der erste, der dem Adel das Verbot auflegte, neue Schlösser anzulegen. rc. Die Markgrafen aus dem Bayerischen Hause sind ihm lange hierinn vorgekommen. Von den beyden **Landgerichten** unter dem

Namen

Namen Lodding und Bodding, die eigentlich in der alten Mark und zu Havelberg gehalten sind, hat der Verf. auch nicht den richtigsten Begriff S. 112 und 113 geäußert. Beyde Landgerichte sind eigentlich nicht deutschen Ursprungs, sondern sie sind für die Niederländer, die in der sogenannten Wische, einem Strich Landes in der alten Mark an der Elbe, der einen sehr niedrigen, fetten und schweren Boden hat, und vorher nicht kultiviret war, M. Albrecht der Bär angesetzet hat, und die fremde Rechte gewohnt waren, angeordnet, und wurden in den zwo Altmärkischen Städten Seehausen und Werben, die in der Wische liegen, und zu Havelberg, das gleich nahe daran über der Elbe liegt, jährlich zu gewissen Zeiten für die Einwohner dieser Distrikte gehalten. Sie sind erst in diesem Jahrhunderte aufgehoben. Die Burggrafen in den Städten sind so alt, wie die Vögte, S. 115; überdem hätte man hier auch die Unterbediente derselben neunen sollen. Diese hießen *Villici*, *Nuncii*, *Bedelli etc.* Der letzte brachte die Befehle der Vögte 2c. zur Exekution, trieb die landesherrliche Einkünfte ein, und machte den Dienst desjenigen, den man schon seit Karls *IV.* Regierung (wie aus seinem Landbuche klar ist, worinn sogar die alte Mark in Landreuthereyen — *Equitaturae* — eingetheilet ist,) in dieser Provinz den Landreuther nennt. In den Concordatis, so die Markgrafen Johann, Otto und Conrad im Jahr 1281 mit den Altmärkischen Vasallen wegen der landesherrlichen Auflagen errichtet haben, (*ap. Gerken Tom. I. Diplomat. Vet. March. p.* 15.) steht S. 22 — Dominus vero bonorum debet hunc censum presentare *Nuncio nostro*, et si Dominus ibidem non fuerit, ex tunc *Scultetus* sive *Villicus* dictum censum tenebitur presentare terminis prescriptis. Quod si nec per Dominum bonorum *Scultetum* seu *Villicum* factum fuerit; *Bedellus noster licite intrare bona eorum poterit ad requirendum et extorquendum predictum censum per pignorum captionem.* — S. 118 sagt der Verf., daß die mehresten Städte schon im XIII. und XIV. Jahrh. ihre eigene Gerichtsbarkeit gehabt hätten; dieses ist irrig. Im XIII. Jahrhunderte hatten sehr wenig Städte die Gerichtsbarkeit, und nur die Polizey, und im XIV. erhielten sie erst Kaufs- oder Pfandesweise, öfters auch nur ½ oder ⅔ von der Gerichtsbarkeit, wie solches aus den Urkunden der Städte erhellet, wie er auch selbst S. 119 schreibt, daß die Magistrate bloß die Polizey verwaltet,

waltet, und erstlich nach und nach die Gerichtsbarkeit erlangt hätten, welches aber im XIIIten Jahrhunderte nicht, sondern später geschehen ist.

IIter Abschnitt, Religion, Kirchenverfassung u. s. w. Die Bekehrungsart, die man bey der Unterdrückung der Slavischen Völker gebrauchte, ist S. 24. ff. gut geschildert, und der ganze Abschnitt richtig.

IIIter Abschnitt, innerer Zustand, Adel, Städte, Bauern und Landstände u. s. w. S. 141. ff. Bey aller Gelegenheit setzt der Verf. wie auch hier S. 142. den Markgrafen Ludewig den Aeltern zu weit herunter. Sein widriges Schicksal, und der böse Zeitpunkt worin er regierte, bedrängt vom Pabst, Kaiser, und allen seinen benachbarten Fürsten, deren Habsucht keine Gränzen hatte, dieses alles zusammengenommen, drückte ihn so stark, daß, wenn derselbe nicht ein großer und entschloßener Fürst gewesen wäre, er gewiß völlig untergelegen hätte, u. um seine Länder gekommen wäre. Bey allen diesen gefährlichen Umständen hat er sich durchgeholfen, eine große Rolle gespielet, und seine Länder ohne Abgang bey seinem Hause erhalten. Auch der innere Zustand für die Einwohner, war noch lange so schlecht nicht, wie er unter seinen Nachfolgern und besonders aus dem Luxenburgischen Hause geworden ist. Wer die Brandenburgische Geschichte dieser Zeit so genau kennet, wie der Rec. der wird ihm Recht geben. Der Adel hatte unter seiner Regierung bey den vielen Kriegen, die er führen mußte, Gelegenheit genug, sich in den Waffen zu üben, und es ist falsch, daß durch deren Nichtgebrauch, die Befehdungen in der Mark damals überhand genommen, (S. 144.) diese verbreiteten sich erst unter seinen Nachfolgern, und auch zu gleicher Zeit eben so stark in andern deutschen Provinzen. Hierzu hat er am wenigsten durch Unthätigkeit Gelegenheit gegeben u. s. w. S. 144 und 145. ist von dem Unterschied des hohen und niedern Adels ein sehr unrichtiger Begriff vorhanden, der nicht in dem mächtigen und armen Edelmann besteht, sondern in der Würde des Adels, weil es ja bekannt ist, daß zum hohen Adel die Fürsten, Grafen und Dynasten, zum niedern Adel aber alle übrige Edelleute, sie mögen mächtig und reich, oder arm seyn, gehören. Wenn auch gleich die Hrn. von Wedel 12 Städte besaßen, und kleine Armeen ins Feld führen konnten, Diederich von Anitzow ein sehr

mächtiger und furchtbarer Edelmann war, so gehörte er doch deswegen im geringsten nicht zum hohen Adel u. s. w. So geht es, wenn ein Geschichtschreiber nicht Kenntniß der mittlern Zeit hat, und das Staatsrecht selbiger Zeit nebst der ganzen Verfassung nicht genau kennt. Auch S. 149. sieht man, daß der Verf. von den Rechten der Landstände nicht genugsam unterrichtet ist. Sie waren allerdings wichtig, und im Grunde konnte der Landesherr eigentlich ohne ihre Einwilligung nichts neues fürnehmen. Schlimm genug, daß der eingeführte stehende Soldat alle Rechte der Landstände unterdrücket hat u. s. w.

IVter Abschnitt, **Abgaben und Landesherrliche Einkünfte**. u. s. w. Schwerlich wird der Verf. (S. 151.) aus Urkunden erweisen, daß die Auflage der Städte unter der Benennung **Orbede** schon im XIIten Jahrhunderte vorkömmt. Rec. hat wenigstens keine Urkunde dieses Jahrhunderts gelesen, worin der Ausdruck **Orbede** oder Urbura vorkömmt. Von den **Freyhufen** des Adels in der Mark hat er sich S. 154. zu dunkel ausgedrückt. Es soll heißen, der **Ritter** (miles) hatte zu seinem **Rittersitz** (curia) nur 6 Hufen frey, und der **Edelknecht** (famulus) zu seinem **Edelhof** nur 4 Hufen, von den übrigen mußte jeder so gut, wie der Bauer steuren. Auf der letzten Seite dieses Abschnitts 156. steht, daß der Bauer dem **Gutsherrn** ein bestimmtes Maaß an Getraide (in der Alten **Mark** gewöhnlich von jeder Hufe 1 Wl. Berlinische Maaß oder 12 Malter, wenn die Hufe nicht zu klein ist, weil sie sehr unterschieden sind) unter dem Namen Pacht, einen Zinß an Gelde (**Gold** ist ein Druckfehler,) und den **Zehnten vom Zuwachs der Früchte** und des Viehes jährlich zu liefern schuldig war. Allein der weltliche Gutsherr hat darin sehr selten einen Fruchtzehend, und wenn er ihn auch hat, so ist er nur von einzelnen Ackerstücken, niemals vom ganzen Felde, es sey denn, daß das ganze Feld vorher einem Kloster oder einer andern geistlichen Stiftung gehöret, und nachmals bey der Secularisation zu Lehn gemacht und in weltliche Hände gekommen ist. Sonst ist dieser Abschnitt ziemlich ausgeführt.

Vter Abschnitt, **von dem Münzwesen** S. 157. u. s. w. Unter **Münzstadt** und **Münzyser** ist ein Unterschied. Jenes ist der Ort, wo die Münze gepräget ward, und dieses ist der ganze District Landes, in welchem die Münze galt,

wie

wie auch S. 158. die Districte und Städte angeführt werden, die zu jedem Münzyser gehört haben; daher ist es sehr undeutlich ausgedrückt, wenn S. 157. steht, die Markgrafen von Brandenburg Anhalt. Geschlechts hätten in der Mark mehrere **Münzstädte**, oder wie die Urkunden es ausdrücken, **Münzyser** angelegt. Die zwey vornehmsten Münzstädte in der Mark waren **Stendal** und **Brandenburg**, denn von diesen findet man nur die **Marke** benannt und gerechnet, nämlich nach **Stendalschen** oder **Brandenburgischen Marken**. Die übrigen hier angeführten Münzstädte sind lange nicht so wichtig. Von dem Worte *Frustum* und dessen Bedeutung in Brandenburgischen Urkunden hat der Verf. auch unrichtige Begriffe, ohngeachtet die XIIte Abhandlung in **Gerckens Vermischt. Abhandlung** I. **Th.** von der Bedeutung dieses Worts genugsamen Unterricht giebt. Derselbe schreibt S. 231.: Sobald die Steuern auf einen gewissen Fuß alljährlich abzugeben, eingerichtet waren, so erforderte die Natur der Sache, daß solches nach einem gewissen principio regulativo angelegt werden mußte. Diese Anlage geschahe nach *Frustis*, wie anjetzo die **Landeskatastra** nach den Hufen und deren Güte an Acker u. s. w. — Daher steht in dem Hauptlandesvergleich der Markgrafen mit den damaligen Landständen vom Jahre 1281. (in *Gerken Diplomatar. Vet. Marchiae Tom. I p.* 22.) — quod vasalli nostri — nobis dederunt de manso qui chorum duri frumenti soluebat, de duobus choris avenae equipollentibus choro duri frumenti, et de talento *fertonem.* Das heißt, sie gaben nach einem **gewissen** Anschlage der Einkünfte und des Ertrages, nämlich von einer Hufe, die einen Wispel Rocken Pacht gab, und also zu einem *Frusto* angeschlagen war, einen **Vierding** oder den **vierten Theil der Marck** (fertonem) Steuer, eben so viel von 2 Wispel Hafer, und von einem Pfund-Pfennige, die beyde jedes jenem gleich an Werth waren. Man zahlte also nicht *in Frustis*, sondern nach selbigen **als einen angeschlagenen Ertrag** der Einkünfte. Der Verf. aber schließt S. 166. also: So hatten 1 Talent, 1 Wispel Rocken oder Hartkorn, und 2 Wispel Hafer **gleichen Werth, und jedermann durfte eines statt des andern, als ein Frustum** zahlen. Er zahlte aber nicht in **Frustis**, sondern nach **solchen**, als einem gewissen Anschlage des Ertrags der Einkünfte, welches ein großer Unterschied ist, und zeigt, daß **Hr. Mörschel** den

Sinn und die Bedeutung des Worts *Frustum* nicht gefaßt hat.

VIter Abschnitt, **Geschichte des Handels in der Mark** u. s. w. S. 167. ff. Hierin finden wir viele Unrichtigkeiten, und er ist überhaupt nicht recht deutlich, auch sind die Sachen nicht wohl auseinander gesetzt. Vorzüglich mußte der Verf. die Waaren und Producte die aus dem Lande nach Hamburg und Lübeck giengen, von jenen die eingeführt wurden, besonders unterscheiden, wenn er zur Uebersicht den Märkischen Handel beschreiben wollte. Auf der ersten Seite sagt er, die Niederländer hätten **zuerst die Alte Mark** angebauet. Dieses ist allgemein genommen ganz falsch. Diese Provinz war am stärksten unter allen übrigen Marken angebauet, und hatte die wenigsten Slavischen Einwohner, wenigstens machten sie darin nicht, wie in den übrigen Marken jenseits der Elbe die herrschende Nation darin. Nur allein der Strich Landes, der an der Elbe liegt, worin 2 Städte und ohngefähr 60 Dörfer sind, welche man die **Wische** nennet, weil er einen niedrigen schweren Boden hat, den die Slaven nicht cultivirten, (weil sie nur Haken und keine Pflüge zum Zackern gebrauchten,) ist damals von Niederländern, Holländern und Seeländern angebauet worden, die **M. Albrecht der Bär** nach der Anzeige des **Helmolds** aufgenommen, und dahin versetzt hat, welche auch die hohen starken Elbteiche daselbst angelegt haben, um diese niedrige Gegend gegen die Ueberschwemmung der Elbe zu schützen. Diese *Hollandenses advenae*, wie sie **Helmold** nennet, waren dergleichen Anstalten kundig, und in ihren vorigen Wohnsitzen gewohnt. Sie haben aber nur einen kleinen Strich, und also nicht die ganze **Alte Marck** angebauet. Die Stadt **Salzwedel** hatte ihrer nahen Lage wegen, und weil der dasige Fluß die **Jenze** damals schiffbar war, den Haupthandel in dieser Provinz. In dem Zollreglement des Herzogs **Albrechts** von Sachsen vom Jahr 1248. (bey dem **Lenz**, **Brandenburg. Urk. I. Th. S. 46.**) steht — ut *strata inter Saltwedele et Hamborch, et inter Lubeke et Saltwedele assiduo mercatorum transitu usitetur.* — Und von der Stadt **Lübeck** erhielten die Salzwedelschen Kaufleute im J. 1263. ein wichtiges Privilegium, worin sie in die Sedilia et Consortia zu **Wysby** aufgenommen wurden — quod utilitati *amicorum nostrorum de Saltwedele* intendentes

dentes fideliter ad petitionem et affectionem eorundem *in Sedilia et Consortia nostra in civitate Wisbui recepimus ipsos*, ipsis eam libertatem, justitiam et leges frui concedentes, que nostrates ibidem habent — (bey vorgedachtem Lenz S. 53.) woraus man sieht, daß sie auch zur See einen starken Handel getrieben haben, indem sie gleich den Lübeckschen Kaufleuten zu Wyßby bey dem dasigen See- und Handelsgerichte (Sedilia et Consortia) alle Freyheiten genießen, und wie die Lübecker selbst, darin behandelt werden sollten. Daß dieser Handel auch noch unter den Baierschen u. s. w. Regenten fortgedauert, beweisen die Urkunden dieser Stadt. Von dem Grafen Adolff von Holstein findet man schon vorher im J. 1236. (bey dem Lenz S. 50. in dem *Tom. VII. Codic. Dipl. Brand.* sind diese Urkunden nach den Orig. abgedruckt, indem sie bey dem Lenz sehr fehlerhaft sind) einen Vergleich wegen der Zölle auf der Elbe in Absicht des Altmärkischen Handels. Aus diesen hier angeführten Urkunden kann man ohngefähr sehen, welche Waaren und Producte ausgefahren, und welche fremde herein gebracht sind, die der Verf. S. 169. durch einander geworfen hat. Die ersten bestanden in Getraide, Honig, Wachs, Speck, Schmeer, Bier, Holz, Bretter, Eichne Dielen, Hopfen, (der häufig in der Alten Marck bey dem Städtchen Kalve und in der Gegend der Stadt Gardelegen gebauet wird,) Waid, Wolle, Garn, Häuthe und Felle, besonders grobe wollne Tücher, (die besonders zu Stendal, Salzwedel und Gardelegen fabriziret wurden, wo man schon in Urkunden des XIIIten Jahrhunderts Gewandschneidergilden und deutliche Beweise der wollenen Tuchmanufakturen ins Große findet,) Leinewand, leinen Garn u. s. w. Was von Kupfer, Zinn u. s. w. in diesen Zolltariffen vorkömmt, muß nicht als einländisch (weil die Mark damals gar keine Bergwerke hatte) angesehen werden, sondern ist wahrscheinlich von dem nahen Harz und nicht aus Böhmen (wie der Verf. glaubt) nach Salzwedel gebracht, und so verfahren worden. Die andern fremden eingebrachten Waaren sind nur wenig hier angegeben, weil nach der Urkunde des Grafen Adolffs a. a. O. alle die Waaren so zu Hamburg von den Salzwedelschen Kaufleuten eingekauft und zurück gefahren sind, Zollfrey waren. — Si vero aliquis res suas *Hamborch* vendiderit, et *alias res sibi ibidem comparaverit, cum quibus ad propria redire*

voluerit, pro eis rebus *Ungeldum* non dabit, et de *panno* scilicet *Want, qui de Hamborch ducitur* Ungeldum non dabitur. Woraus wir zugleich sehen, daß feine wollne Tücher damals in der Mark nicht gemacht worden, weil man solche von Hamburg hineinführte. Indessen sind hier doch außer den erwähnten feinen Tüchern angegeben, und sonst bekannt, Heringe, Seesalz, süße französische Weine, Feigen, Kastanien, Seefische, besonders Stockfische u. s. w. Weil der Luxus damals nur klein, Amerika noch nicht entdeckt, Kaffee, Zucker, Taback und viele andere jetzige Delicatessen noch ganz unbekannt waren, so brauchten die Einwohner dergleichen wenig, und genossen nur dasjenige, was ihr Land selbst hervorbrachte, mithin war der Exportationshandel damals der stärkste. Daß auch derselbe, wie hier S. 172. angegeben wird, unter der Baierschen u. s. w. Regierung so stark heruntergesunken seyn soll, ist ganz falsch, und die Gründe, worauf wegen der schlechten Regenten, und ihrer Abwesenheit, der Verf. seinen Satz bauet, beweisen gerade das Gegentheil. Urkunden und Geschichte lagen klar vor Augen, daß eben durch die schlechten Regenten, und durch ihre Abwesenheit, die Städte und ihr Handel, nebst dem Adel recht empor gekommen sind, durch die Schwäche und Abwesenheit ihres Lehnherren, durch viele Privilegien, und durch die Domaingüter, die sie von den schlechten Regenten, die immer Gelddürftig waren, ankauften, wozu auch die Gerichte gehörten, und sonst durch viele andere Wege. Vielmehr giebt die Geschichte einer jeden Märkischen Stadt, daß ihr Handel und Gewerbe sich bey diesen schwachen Regierungen, wie es auch ganz natürlich ist, vermehret und zugenommen hat, welches selbst spätere Urkunden des XIVten Jahrhunderts bestätigen, und die Geldnoth war nicht sowohl in den Städten, wie der Verf. S. 172. meynt, sondern allein bey den Regenten, welche sie eben nöthigte, die Gerichte den Städten zu verkaufen und zu verpfänden, auch ihnen sonst viele Freyheitsbriefe zu ertheilen, wie die Märkischen Urkundensammlungen dieses Zeitraums hinreichend erweisen. Die Nachricht von dem elenden Zustande des Landes S. 173. ist übertrieben, und mit nichts erwiesen u. s. w.

VIIter Abschnitt, Gelehrsamkeit, Aufklärung, Sitten u. s. w. S. 175. ff. Hierin sind, so viel die magern und wenigen Nachrichten zureichen, die Objecte richtiger beschrie-

schrieben. Ganz recht sagt der Verf.: Bey Abfassung der Geschichte der Wissenschaften und Gelehrsamkeit eines Volks muß weniger auf einzelne hervorragende Gelehrte, als auf des ganzen Volks Weisheit und Aufklärung gesehen werden; denn sonst kennet man Gelehrtengeschichte, ohne Nationalgelehrsamkeit kennen zu lernen. — Ganz unbezweifelt war in den spätern Jahrhunderten ein Schatten von Gelehrsamkeit, denn mehr darf man sie nicht nennen, Scholastische Grillen bloß allein bey den Geistlichen, und weil in einem Lande, worin bisher nur Slavische Völker (die Alte Mark ausgenommen) wohneten, die christliche Religion später, wie anderwärts, eingeführt ist, und die Klöster erstlich gegen Ende des XIIten, ja die mehresten im XIIIten Jahrhunderte erstlich fundiret sind, so ist es kein Wunder, daß daselbst Barbarey und Dunkelheit lange regieret hat. Zumal wenn man betrachtet, daß das Volk sowohl, wie die Großen selbst in einer gewissen Dummheit zu erhalten, das Staatsinteresse der Geistlichen erforderte. An wirkliche Gelehrsamkeit ist hier nicht zu denken. Markgraf Otto IV. mit dem Beynamen Otto mit dem Pfeil, war zu seiner Zeit ein gelehrter Herr, wenn man ihn so nennen darf; seine Gedichte zeigen wenigstens einige Züge von Kenntnissen, und sie sind auch vielleicht die einzigen Denkmale in diesem Fache aus der damaligen Zeit. Denn der Verf. des *Chronici Brandenburg.* welches Mader herausgegeben, ist eine neuere Geburt, und woher Pulkaua seine Brandenb. Nachrichten genommen, ist ungewiß, beyde zeigen auch nicht die geringsten historischen Kenntnisse.

Auf Zucht und Ehrbarkeit haben die Märker beständig gehalten. Diesen Zug hat schon Möhsen bemerket, und der Verf. ist ihm, wie in allen übrigen, bey diesem Object gefolget, würde auch ohne ihn hier so gut nicht sich haben forthelfen können, auch Muth und Tapferkeit hat ihnen nie gefehlt, welches die alte, mittlere, und neueste Geschichte unleugbar bestätiget. Den Beschluß macht eine kurze geographische Beschreibung der Mark Brandenburg aus des K. Karls IV. Landbuche, die zweckmäßig angebracht ist, ob aber das darauf folgende Gedicht des Markgrafen Otten mit dem Pfeile aus der Maneßischen Sammlung bey einer so kurzgefaßten Brandenburgischen Geschichte den Platz verdienet, steht dahin. Hierbey sind 4 genealogische Tafeln, welche die

Ascanische, Baiersche und Luxenburgische Regenten betreffen, und zur Uebersicht dienen.

Wir haben mit Fleiß alle Nachrichten und Angaben genau geprüfet, weil uns die Brandenburgische Geschichte und alte Verfassung des Landes sehr genau bekannt ist. Wenn Hr. Mörschel vernünftig denkt, und nicht stolz auf die Götingische und Nürnbergische Recension (worin die Verf. nur auf der Oberfläche geblieben sind) ist, wie es aus seiner Vorrede scheint, so wird er unsere gründliche Bemerkungen wohl aufnehmen und anwenden, und sie nicht, wie des peregrinirenden Gelehrten seine Erinnerungen, für Ungezogenheit und Albernheit halten. Ein junger Schriftsteller, der zuerst auftritt, und in seine erste Geburt, wie eine Mutter in ihr erstes Kind, verliebt ist, muß billig Lehren von einem Veteran annehmen, wenn sie auch zuweilen etwas beißend sind, desto mehr Nutzen schaffen sie. Weil er auch von Sprachschnitzern in der Vorrede spricht, so wird er uns nicht übel nehmen, daß wir auch von seiner Schreibart und gezwungenen Ausdrücken etliche Proben anzeigen, indem er seine Erzählung mit Gewalt in einem glänzenden Gewand aufstellen will, ohngeachtet, er selbst in der Vorrede solches tadelt, und sagt: Wer Begebenheiten in einem glänzenden Gewande aufstellt, der stellt sie mehr aus seinem, als ihrem Gesichtspuncte vor. S. 36. steht — Ein Haufen Pöbels stürzte, Pöbelgewohnheit gemäß in ungesteurter Raserey, ohne Schranken zu kennen, in des Probstes Wohnung. Weit ungezwungner und fließender sollte es heißen: Ein Haufen Pöbels stürzte nach seiner Gewohnheit in voller Raserey ohne Schranken in des Probstes Wohnung. S. 83. schreibt er: Der Greiß fachte mit Erzählung aus Waldemars Regierung in des Enkels Brust den Wunsch nach jenen frohen Tagen bis zur Flamme an. Also kann der Wunsch auch in Flammen gerathen? S. 144. steht: Als hierauf einige Adliche von andern befehdet wurden, und der Markgraf die Treuen nicht zu schützen vermochte, bekamen diese von ihm Erlaubniß, die Unbild zu rächen. — Die Unbild, ein schlechter Ausdruck, wobey sich nichts denken läßt, der bisher auch nur von Oesterreichischen Schriftstellern gebraucht ist, die mehr schlechte Ausdrücke haben. S. 177.: Sie (die Geistlichen) übten, wo die Rechte der Vernunft durch eigne Kraft empor zu kommen drohten, sorgfältig Auflaurer-

pflicht

pflicht bey verbotner Waare. S. 183.: die wir in der Beschreibung der Kirchen- und Religionsverfassung bemitleideten u. s. w.

Vielleicht wird auch diese Recension dem Verf. wieder zu weitläuftig seyn, wie jene erste des peregrinirenden Gelehrten von 15 Seiten. Da es ihm doch lieb seyn sollte, daß man auf seine Arbeit so viele Attention hat, und sie aus guter Absicht von Fehlern zu reinigen sucht, weil, wie wir schon vorher gesagt haben, das Werk, als ein Handbuch der Brandenburgischen Geschichte brauchbar ist. Wenn nicht Eigenliebe den Hrn. Verf. blendet, so wird er hoffentlich die Erinnerungen und Verbesserungen gut aufnehmen, und auf den IIten Band anwenden. Thut ers nicht, so wird er am meisten dabey verlieren.

Hk.

Es wird doch noch geschehen, oder 36 Hypothesen über die Möglichkeit des bayrischen Ländertausches. Frankfurt und Leipzig. 1786. 2½ Bog. in 8.

Die Aufschrift dieser Bogen steht mit sich im Widerspruch. Die Worte: **Es wird doch noch geschehen**, nämlich, daß der Kaiser Bayern gegen die Niederlande vertausche, geben zu verstehen, daß der Verf. dies zuverläßig wisse; und doch will er nur zeigen, daß jener Tausch möglich sey; indem er nur Hypothesen aufstellet. Genauer hätte er also schreiben sollen: Es kann doch noch geschehen! Und dann freylich ist in der Welt viel möglich, noch weit mehr, als die Realisirung jenes Tauschprojektes. Uebrigens merkt man bald, daß der Verf. keine gemeinen Staatskenntnisse besitze, daß er sich gut und verführerisch auszudrücken wisse. Er ist jenem Tausche günstig, und sucht die Bayern dafür zu stimmen, indem er ihnen vormalt, wie weit glücklicher sie unter Josephs des 2ten Regierung leben würden. Er glaubt, das Project hätte gleich Anfangs gelingen müssen, wenn der Petersburgische Hof einen erfahrnern und feinern Unterhändler, als den jungen Gr. v. R.... nach Zweybrücken geschickt hätte. Als er seine Möglichkeiten niederschrieb, lebte Friedrich der Einzige noch: und doch glaubte er, hätte der

Tausch ausgeführt werden können. Ja wohl, können! Wer wird daran zweifeln?

Of.

D. Friedrich Christoph Jonathan Fischers, Professors des Staats- und Lehnrechts zu Halle, Abhandlung über die Baierische Kurwürde und die damit verknüpfte Untrennbarkeit der Pfalzbaierischen Erbländer. Berlin, bey Decker. 1785. 2 Bog. in gr. 8.

Die Untrennbarkeit und Unveräußerlichkeit der Pfalzbaierischen Erbländer, sowohl aus ihrer Stamms- und Kureigenschaft, als aus den Haus- und Reichsgesetzen erwiesen von F. C. J. Fischer u. s. w. Berlin, bey Decker. 1786. 8¼ Bogen in gr. 8.

Sein Hauptthema, daß die Kurpfalzbaierischen Länder unzertrennbar und unveräußerlich seyen, hat der Verf. aus historischen und juristischen Gründen gut erörtert und bewiesen, obgleich auch dabey sein unerträglicher Hang zu Hypothesen und Paradoxen durchscheinet. In Ansehung seiner mit eingewebten Behauptung, daß die heutige Pfalzbaierische Kurwürde ursprünglich auf Baiern allein gehaftet habe, u. s. w. ist er tüchtig widerlegt und in seiner ganzen historischen Sündhaftigkeit dargestellt worden, von einem Ungenannten, dessen Schrift ein andrer Mitarbeiter an dieser Bibliothek, im 73sten Bande S. 215. u. ff. mit Beyfall angezeigt hat.

Johann August Schlettweins Staatskabinet, oder Sammlung von gründlichen Ausführungen, Bedenken, Rathschlägen und Reflexionen über die wichtigsten Staatsangelegenheiten Europens überhaupt, und des deutschen Reichs insbesondere, aus

Urkun-

Urkunden, Geschichte, Staatsgesetzen, Politik, Menschen- und Völkerrecht. Erster Band. Leipzig, bey Weygand 1787. 22½ B. in gr. 8.

Hr. S. hat nun neben seinem Archiv auch ein Kabinet angelegt. Darum will er nicht Staatsneuigkeiten oder Staatsfakta erzählen, sondern sie, so weit es immer möglich ist, bis auf ihre ersten Stamina erforschen, sie in ihren wahren Verhältnissen gegen die Gerechtigkeit und gegen das Interesse der Europäischen Staaten überzeugend darstellen, und dann, zur Beförderung des Friedens und der Glückseligkeit in Europa, heilsame Bedenken, Rathschläge und Plane ertheilen, zu welchen in der Verfassung und den Verhältnissen der Europäischen Staaten die festeßten Gründe liegen.

Dem zufolge liefert er in diesem ersten Bande vier Aufsätze über Materien, die in der neuern Zeit alle Staatskundige beschäfftiget haben, und zum Theil noch beschäfftigen. Der erste ist betitelt: das Recht des chur- und fürstlichen Hauses Pfalz auf ganz Niederbayern, aus einer unwiderleglichen, unzertrennten Gemeinschaft der Länder Niederbayerns und der Pfalz, nebst gründlichem Beweise, daß das hohe Erzhaus Oestreich niemals vom Kayser Sigismund wirklich belehnt worden ist, S. 3—74. Diese Sache ist zwar, wie bekannt, durch eine ganze Legion von Schriften, die wir zu ihrer Zeit auch in dieser Bibliothek angezeigt haben, untersucht und ins Klare gesetzt worden; aber demohngeachtet sind dem scharfsichtigen Prüfungsgeiste unsers Politikers noch Gelegenheiten zu beträchtlichen Bemerkungen übrig geblieben, bey deren Betrachtung man sich wundern muß, daß sie bey der Streitigkeit über die bayerische Erbfolgesache weder öffentlichen, noch Privatschriftstellern aufgestoßen sind. Eine der wichtigsten ist, daß Kayser Sigismund seinen Schwiegersohn, Albrechten von Oestreich, nicht mit dem Herzogthum Niederbayern belehnt habe, sondern nur mit seinem Rechte, das er daran hatte oder haben sollte. Es war also nur eine Belehnung ad effectum agendi. Es bekam folglich das Haus Oestreich durch den Siegmundischen sogenannten Lehnbrief keine wirkliche Realbelehnung mit dem Herzogthum Niederbayern, durch welche es berechtiget worden wäre, diese Lande vor den

damals

damals lebenden Herzogen von Oberbayern in Besitz zu nehmen, oder dereinst, wenn diese ganz aussterben würden, vor den Pfalzgrafen bey Rhein, die mit der herzoglichbayerschen Linie in völliger Gemeinschaft der Länder standen, sich in den Besitz der niederbayerischen Länder zu setzen. Hr. S. glaubt, daß kein Krieg zwischen Oestreich und Preußen im J. 1778 entstanden wäre, und daß das Pfälzische Haus von Niederbayern nicht einen Fuß breit Land würde verloren haben, wenn die Lage der Sache aus ihrem wahren Gesichtspunkte dargestellt worden wäre. Uns deucht aber doch, daß es daran nicht gefehlt habe, wenn man auch jene Bemerkung dabey nicht benutzt hatte. Damals würde auch der Gebrauch derselben bey der Gegenparthey eben so wenig Eindruck gemacht haben, als alle übrige, in den Preußischen Staatsschriften so bündig aus einandergesetzten Beweggründe.

II. **Ueber die Vertauschung der Bayerischen Lande an das Erzhaus Oestreich**, S. 75—134. Der Verf. behauptet, daß, wenn auch das Chur- und fürstliche Haus Pfalz freywillig eine solche Vertauschung vornehmen wollte, so könnte dieß doch in Rücksicht auf die Reichslehnqualität, ohne Einwilligung des Kaysers, und ohne Vorwissen und Beytritt des churfürstlichen und fürstlichen Kollegiums, nicht rechtskräftig geschehen. Es dürfte ferner das Pfälzische Haus, wenn es auch wollte, die Verbindungen, die es in Ansehung der Bayerischen Lande von Alters her als Kreisstand des Bayerischen Kreises gehabt hat, nicht aufheben, und der Kayser, als Kayser, dürfe sie nicht aufheben lassen. Ueberdieß habe Bayern Landstände, die um ihre Einwilligung befragt werden müssen, wenn eine Vertauschung des Landes mit Recht vorgenommen werden soll. Oestreich müsse alsdann in Ansehung aller seiner höchsten und hohen Familienglieder und der niederländischen Stände eben dasselbe beobachten, um die niederl. Provinzen an das Haus Pfalz gegen Bayern überlassen zu können. Hierauf würde Oestreich auch erst mit England und Holland Verhandlungen pflegen, um nicht durch den Barrieretraktat von 1715 in diesem Tausche zurückgehalten zu werden. Nach diesen politischen und rechtlichen Untersuchungen wirft der Verf. die Frage auf: Ist dieser Ländertausch der Politik oder dem Interesse Deutschlands und des Europäischen Staatensystems gemäß oder zuwider? und kann ein redlicher deutscher Patriot wünschen, oder, wenn ers vermag,

mag, gar den Rath geben, daß alle die höchsten und hohen Interessenten, deren Einwilligung zur Vollziehung dieses Tausches nach Gerechtigkeit erfordert wird, wirklich zu dem Tausche ihren Willen geben, oder daß sie, durch Versagung ihres Beytrittes, den Tausch hindern, und überhaupt einem solchen Tauschprojekte nach Möglichkeit entgegen arbeiten? Zuförderst behauptet er, (besonders gegen den Hrn. geh. Rath von Dohm,) daß ein Gleichgewicht der Macht der Europäischen Staaten, und vornehmlich im deutschen Reiche, nie Statt gefunden habe, noch jemals praktisch möglich sey. Hernach untersucht er die Verhältnisse, die Oestreich jetzt gegen das deutsche Reich hat, und welche es haben wird, wenn es statt seiner Niederlande Bayern bekommt, und dann, ob diese letztern Verhältnisse auf die Verfassung des Reichs, auf die Rechte seiner Glieder und auf den Wohlstand der deutschen Länder schädlichere Einflüsse haben werden, als jene erstern Verhältnisse. Er getrauet sich zu behaupten, daß Oestreich durch jenen Tausch zuverlässig nicht mächtiger werden könne, als es bisher war. Hr. S. dünkt sich also klüger zu seyn, als Friedrich der Einzige! Eben derselbe widerlegte durch die That, im siebenjährigen Krieg, eine andere Behauptung des Verfassers, nach welcher Oestreich schon jetzt, ohne jenen Tausch, eine Uebermacht über den ganzen deutschen Reichskörper besitze, welcher Deutschland allein die Wage zu halten nicht im Stande sey. Uebrigens überlassen wir es dem Hrn. von Dohm, einige hier angegriffene Sätze und Meynungen, die er in seiner Staatsschrift über den deutschen Fürstenbund äußerte, zu vertheidigen; z. B. daß der Satz, allen Mächten Europens müsse daran gelegen seyn, daß Oestreich seine schwache Seite durch den Besitz der Niederlande nicht verliere, unerweislich sey. Uns deucht, er werde schon durch die jetzigen Unruhen in jenen Niederlanden bestätigt. Aller dieser Verdrießlichkeiten wäre der Wiener Hof überhoben, und er könnte anderwärts wirksam seyn, wenn K. Friedrich den oftbesagten Tausch nicht hintertrieben hätte, und Hr. Schlettwein hätte denn sein unmaßgebliches Mißfallen nicht bezeugen dürfen.

III. Ueber den deutschen Fürstenbund, S. 135—137. Ganz gegen die Dohmische Schrift, folglich auch gegen den Fürstenbund; der aber wohl, ungeachtet des Mißfallens des Hrn. Schlettweins, bestehen wird. Es geht ja so

vieler

vieles nicht in der Welt so, wie es Hr. S. haben will. Unserm Verf. zufolge, ist er gegen die Reichsgesetze geschlossen; es gehören reichstägige Berathschlagungen dazu: er sey der Ehre und Würde des deutschen Oberhauptes zuwider. Wie nun aber, wenn dieses bedenkliche Schritte thut? wenn die Reichsverfassung bedrohet wird? wenn folglich das Oberhaupt selbst den Reichsgesetzen entgegen zu handeln scheint? Doch auch den in diesem Aufsatze vorkommenden Widersprüchen wird Hr. v. D. selbst zu begegnen wissen, wenn er nicht, wie wir glauben, einen solchen Gegner allzu unwichtig hält. Der Rec., der kein Preußischer Unterthan ist, findet das ganze Schlettweinische Verhalten sehr parteyisch und rechthaberisch. Es genüget dem Verf. nicht, in einem und dem andern Punkt Recht zu haben — wie wir ihm denn z. B. in dem, was er S. 149 von den Wahlkapitulationen sagt, beypflichten — er will es auch da, wo ihm historische und politische Gründe offenbar zuwider sind. Er sucht alsdann diese durch Räsonnements und Sophismen zu entkräften. Man sehe z B., was er S. 150 zur Entschuldigung des Verfahrens des Wiener Hofes in Ansehung der niederländischen Barriereplätze vorbringt. Bey dem Betragen desselben Hofes gegen das Hochstift Passau giebt er doch (S. 161) zu, daß es sich mit der Gerechtigkeit und dem Westphälischen Frieden nicht vereinbaren lasse. Er wünscht dabey, daß Passau seine Angelegenheit mit ungekünstelter Simplicität dem gesammten deutschen Reich möchte vorgelegt, und dessen Fürsprache bey dem Wiener Hof gesucht haben. Das deutsche Reich, fährt er fort, hätte den Gegenstand gründlich untersuchen, und mit dem Kayser gemeinschaftlich über denselben Verhandlungen pflegen können und sollen, um entweder den Besitzstand des Hochstifts Passau aufrecht zu erhalten; oder über das ganze Verhältniß der geistlichen Gewalt gegen die weltliche, aus hinlänglichen Gründen der Gerechtigkeit und Weisheit, eine allgemeine Einrichtung in Deutschland zu bewirken. Die Sache würde in unendlich vielerley Betracht für Deutschland die gesegnetesten Folgen gehabt haben. Wenn aber bey dieser Gelegenheit der Kayserliche Hof eigenmächtig zu handeln fortgefahren, und auf die gegründeten Vorstellungen des Reichs nicht geachtet hätte. Dann hätten die höchsten und hohen Reichsstände die gerechtesten Beschwerden wider das Betragen des Kaysers der ganzen Welt vorlegen, und mit Recht gegen ein solch eigenmächtiges Verfahren für

für die Zukunft alle diensame Verwahrungsmittel brauchen können.

IV. **Der Geist der Wirkungen der Völkerverträge, nebst wichtigen historischen und politischen Aufklärungen des 5ten und 14ten Artikels zwischen Spanien und Holland im J. 1648 zu Münster geschlossenen Friedens, und des daraus entstandenen großen Staatsstreites zwischen dem Hause Oestreich und den vereinigten Niederlanden, über die Schifffahrt auf der Schelde und den Handel nach Ostindien,** S. 188 bis 340. Der Verf. holet weit aus, indem er im ersten Abschnitt von dem Geiste und den Wirkungen der Völkerverträge handelt. Im zweyten folgen die auf dem Titel erwähnten Aufklärungen, und im dritten sucht er die wahre Politik Europens in Rücksicht auf jene Angelegenheit zu zeigen. Der Aufsatz hat durch und durch ein sehr polemisches Ansehn. Denn Hr. S. vertheidigt darinn seine im J. 1785 gedruckte Schrift über den Scheldestreit gegen den Hrn. Prof. Hausen in Frankfurt, der in seiner allerneuesten Staatskunde von Holland sie zu widerlegen suchte. Dieser scheint uns dabey hier und da ein wenig zu kurz zu kommen. Hr. S. hat es auch mit einem Recensenten in der Nürnbergischen gelehrten Zeitung (1786. Nr. 49.) zu thun, der Hrn. Hausen Recht gab, und dessen Abhandlung eine **gründliche** und **gemäßigte Widerlegung** der Schlettweinischen Behauptungen genennt hatte. Er fordert ihn und Hrn. Hausen auf, seine historischen Vorstellungen, daß nämlich Seeland keineswegs seit undenklichen Zeiten das Stapelrecht auf der Schelde gehabt, und daß Spanien die Prätension der Holländer bey den Münsterschen Friedensunterhandlungen nicht zu bestreiten verlangt habe, genau zu prüfen. In dem dritten Abschnitt wiederholt Hr. S. seine Behauptung, und sucht sie durch neue Darstellungen zu erhärten, daß nämlich die von den Holländern geschehene Sperrung des ostindischen Handels und der Scheldeschifffahrt, dem Interesse der Europäischen Staaten, und selbst dem Interesse und der Macht der vereinigten Niederlande, offenbar zuwider sey. Er zeigt die Nachtheile, welche der ostindische Handel den Europäischen Staaten zugezogen hat, und die noch immer fortdauren. Es wäre also freylich der größte Seegen für Europa, wenn aller Handel nach Ostindien ganz aufgehoben würde; da nun aber dieß nicht zu hof-

fen

sen sey, so sey es dringendeste Pflicht der Europäischen Fürsten, das Nachtheilige dieses Handels nach Möglichkeit zu vermindern. Dieß aber würde durch uneingeschränkte Freyheit des Handels zum Theil bewerkstelligt werden. Ferner behauptet er, die Erhaltung der Republik der vereinigten Niederlande erfordere nicht die Fortdauer des Monopols im Gewürzhandel; es sey auch schlechterdings ungegründet, daß sich Europa nach seinem wahren Interesse bestreben müsse, die V. N. als eine besondere souveraine Republik in allen ihren bisherigen Verfassungen erhalten zu helfen, u. s. w.

Nk.

Ludwig Ernst, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, kaiserl. königl. und des h. Römischen Reichs Feldmarschall u. s. w. Ein aktenmäßiger Bericht von dem Verfahren gegen dessen Person, so lange Höchstderselbe die erhabenen Posten als Feldmarschall, Vormund und Repräsentent des Herrn Erbstatthalters, Fürst Wilhelms V. von Oranien, in der Republik der vereinten Niederlande, bekleidet hat. Zwote Ausgabe. Göttingen, im Verlag der Vandenhoekschen Buchhandlung. 1787. in 8. 680 Seiten, und 24 S. Vorrede.

Die erste Ausgabe dieser männlichen und schönen Vertheidigungsschrift des Herrn Herzogs Ludwig Ernst von Braunschweig ist im 2ten Stück des 71sten Bandes dieser Bibliothek ausführlich angezeigt worden. Da sie in ein paar Monaten vergriffen war, so hat ihr Verfasser, Hr. Hofr. Schlözer, diese zwote veranstaltet. Sie ist zwar nach der ersten abgedruckt; soll aber doch einige neue, nicht unerhebliche Zusätze erhalten haben. Da Rec. die erste Ausgabe nicht bey der Hand hat, so kann er keine Vergleichung anstellen, und muß die Leser nur auf die eigne Worte des Verf. im neuen Vorbericht verweisen, wo gesagt wird, daß die neuen Zusätze, S. 95. 277. 282. 663 u. a. zu finden seyen. Mit Recht erklärt der Verf. den Umstand, daß das Buch so häufig und in so kurzer Zeit abgegangen, als einen redenden Beweis von der

Theil-

Theilnehmung des deutschen Publikums an den Schicksalen des Hrn. Herzogs. Auch in Holland ist das Buch häufig gelesen, übersetzt und selbst in Amsterdam gedruckt worden. Von eigentlich seyn sollenden Widerlegungen höre ich, sagt der Verf., bis diese Stunde nichts. Da Hr. Hofr. Schl. den Kopf des Phocions nach einer Gemme zur Titelvignette hat stechen lassen, wegen der ähnlichen Schicksale des Herzogs Ludwig mit diesem berühmten Athenienser, und in einem, bey Gelegenheit des Prorektoratswechsels in Göttingen gedruckten Programm nicht nur die Aechtheit der Gemme geleugnet, sondern auch behauptet worden, daß Phocion als Staatsmann, Magistrat und Bürger nicht ganz zu vertheidigen seye, daß vielmehr auf ihm als Bürger und Magistrat eine gewaltige Schuld sitzen bleibe: so hat er die Stelle aus den Pierres antiques etc. angeführt, und hat dadurch die Aechtheit der Gemme beweisen wollen. Dabey hat er alles, was in alten Nachrichten vom Phocion übrig ist, gesammelt und verglichen, um jene Beschuldigungen zu widerlegen. „Das Porträt, sagt er, sey ächt oder nicht ächt, so bleibt es „doch mit allen Ehren unter Ludwigs Namen stehen. Denn „Phocion bleibt der unbescholtene 84jährige Greis, für den „man ihn von jeher gehalten hat: er bleibt der unsterbliche „Unschuldige, der vor 2105 Jahren von einem wilden Thier, „dem tumultuirenden Pöbel in Athen, zerrissen zu werden „das Unglück hatte. Großer, guter Phocion, eine Entremangerie Professoriale kann dir so wenig, als Ludwigen „eine Kabale holländischer Pensionaire, Ehre und guten Namen rauben!“ Wir wünschten aufrichtig, diese bittre Stelle wäre weggeblieben. Der berühmte Verf. des Programms war wohl besser Iudex competens ob eine Gemme ächt wäre, als der sonst so verdiente Hr. Schlözer. Dieser hätte sich nicht schämen dürfen, zu gestehen, daß er in einer Nebensache geirret habe. Man sollte wenigstens nicht denken, daß die Entremangerie Professoriale so weit gienge, daß ein Professor nicht gestehen dürfte, in einer Wissenschaft, die eigentlich nicht seine Sache ist, geirret zu haben, wenn es auch sein College, einer der größten Kenner, bewiese.

Phocion und die Athenienser in Vergleichung mit dem Verhalten der sogenannten Patrioten in Holland gegen einen ihrer ersten und würdigsten Staatsbeamten.

Nach dem Exemplar in den Chronologen vom Jahr 1781. aufs neue gedruckt und mit einigen Anmerkungen und Beylagen versehen. 1786. 56 S. 8.

Der Herausgeber hat diese kleine aber sehr nachdrückliche und im Geiste des wahren Patriotismus geschriebene, Schrift aus den Chronologen 1781. 8. B. N. 1. abdrucken lassen, und mit einigen Anmerkungen begleitet, auch als Beylagen 1) das Placat von Amnestie und Abolition der Herren Staaten von Gelderland gegen ihre aufrührische Städte Hattem und Elburg, 2) derselben Manifest wegen der gegen diese ungehorsame Städte verhängten militärischen Execution, 3) die Resolution der Staaten von Holland, die Stadt Utrecht in Schutz zu nehmen, 4) den hierdurch veranlaßten Warnungsbrief der Staaten von Friesland an die von Holland, 5) der Staaten von Friesland Cirkularschreiben an die Staaten von Seeland, Oberyßel und Gröningen, eben diesen Gegenstand betreffend, hinzugefügt. Der Verfasser soll ein Holländer seyn, er fühlt das Unglück, worein die Nation vor einiger Zeit gestürzt ward, tief und schmerzlich, und hat um deswillen die Vergleichung, die auf dem Titel steht, angestellt. Weil Phocion von den Atheniensern eben so ungerecht und undankbar behandelt worden, wie der Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig von den Holländern, weil des Phocions Verdammung von zwey unruhigen Menschen und Aufwieglern angezettelt worden, wie in Holland zwey Amsterdammer Bürgermeister die Mishandlungen des Herzogs eingeleitet haben; und weil er endlich für sein Vaterland eben die traurigen Folgen fürchtete, die Athen erfahren hat, nachdem es durch übeldenkende Leute sich hat verleiten lassen, gegen seine wahre Patrioten ungerecht zu werden. Wir wollen zur Probe der Schreibart, und damit ein Jeder wisse, was in dieser Schrift für ein Ton herrsche, den Anfang abschreiben: „Hätte der Rath zu Athen den zween Stänkern, wel„che auf die Verbannung Phocions antrugen, sogleich die „Füße zusammenbinden, und sie in die Bay des Piräus wer„fen lassen, so wäre vielleicht Demetrius niemals Herr zu „Athen geworden; die Anarchie, worein Griechenland fiel, „wäre nie entstanden, und es wäre die Schlacht zu Charo„näa nicht erfolgt, welche der Republik den Garaus machte, „und sie dem Römischen Joch unterwarf. Ich will nicht „sagen,

„sagen, was die Generalstaaten beym gegenwärtigen Fall „thun sollten. Der Ausgang wirds lehren. Ich will bloß „bemerken, daß die Geschichte kein ähnlicheres Beyspiel in „ihren Jahrbüchern hat, als die Vergleichung zwischen der „Lage der Griechen nach dem Tode Antipaters und der heuti„gen Republik der Holländer."

In den Anmerkungen wird theils nachgetragen, was seit 1781. weiter erfolgt ist, theils auf Schlözers vorhin angezeigten aktenmäßigen Bericht belagsweise verwiesen, theils einige zu heftige Aeußerungen des Verf. gemildert, u. s. w.

Die Beylagen sind zwar aus den Zeitungen schon bekannt, aber doch, als Dokumente großer patriotischer Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe auf der einen, und großer unpatriotischen Heftigkeit und Ungerechtigkeit auf der andern Seite, werth gewesen, hier abgedruckt zu werden.

Diese ganze Schrift verdient dem Schlözerschen aktenmäßigen Bericht als ein Anhang und zugleich als Erklärung der vor derselben befindlichen Titelvignette beygesellet zu werden.

D.

Briefe zweener Domherren. Im April und May 1787. Frankfurt und Leipzig. 1787. 77 Seiten in 8.

Wir wollen den Inhalt dieser kleinen Schrift, welche Jeder, dem die deutsche Staatsverfassung nicht gleichgültig ist, mit Vergnügen lesen wird, kürzlich mittheilen. Eines Urtheils wird es alsdenn nicht bedürfen, da die meisten unpartheyischen Stimmen wohl ziemlich darüber einig seyn dürften. Die Briefe sind zwischen einem jungen edeln Lehrbegierigen Domicellaren, und einem ehrwürdigen Domdechanten gewechselt worden. Erstern hat das Mährchen, daß ein Preußischer Prinz Coadjutor zu Würzburg und Bamberg zu werden suchte, beunruhiget, und er meynt, daß es, bey den gegenwärtigen Umständen für die Hochstifter sehr zuträglich seyn würde, Söhne aus mächtigen fürstlichen Häusern zu Regenten zu wählen. Um jedoch die Gefahr, welche daraus erwachsen könnte, zu hindern, hält er es für gut, ein Gesetz zu machen, daß nie von einem und demselben Hause zwey

Prinzen nach einander zu Fürsten eines und desselben Hochstifts gewählt werden dürften. Hierüber bittet er den Domdechanten um Belehrung. Dieser unterrichtet ihn also, daß er ganz Unrecht habe. „Warum wollen Sie Prinzen? Gelten die Gesetze noch, oder ist es bereits dahin gekommen, „daß allein die Macht entscheidet? Ist jenes, wozu der gefahrvolle Schutz, den wir von einem Fürstenhause, mit „Beleidigung vier oder fünf anderer, für jedes Geschlechtalter „mit Hingebung unserer schönsten Rechte erkauften? Gilt „aber kein Westphälischer Friede und kein Herkommen des „Reichs: wie soll ein Capitelstatut gegen die Erbfolge eines „Fürstenstamms verwahren." Er versichert, er werde nie einem Prinzen seine Stimme geben. „Die Thätigkeit, welche „in unserer Natur wohnt, wird bey Monarchen zu leicht „Vergrößerungslust, als daß dem Schwachen rathsam wäre, „seine Rechte Fürstenhäusern anzuvertrauen." Indessen giebt er zu, daß es nöthig sey, der gegenwärtigen Lage der Sachen nicht müßig zuzusehen, sondern denen beyzutreten, deren Aeußerungen und klares Interesse das Zutrauen der Hochstifter verdienen; und er glaubt, daß es so wenig der Wunsch als der Vortheil dieser sey, daß der deutsche Adel seine Vorrechte aufgäbe, und auch die Hierarchie (wie er sich ausdrückt,) um ihre Selbstständigkeit komme. Er versichert daher, daß das angeführte Gerücht, wie auch hinlänglich erwiesen ist, sowohl dem Charakter als dem Systeme des Königs von Preußen widerspreche. — Der junge Domicellar macht dagegen seinem Lehrer die Einwürfe: daß die weltlichen deutschen Fürsten die geistlichen geringschätzen würden, wenn diese nicht auch gebohrne Fürsten wären; daß diese besser zum Fürstenamt von Jugend auf gebildet wären, auch keine Familie auf Kosten des Hochstifts bereichern würden; und daß bey ihnen die Folgen der Verhältnisse und Leidenschaften des vormaligen Privatstandes wegfielen, auch überhaupt die Oberherrschaft bey demjenigen erträglicher sey, welcher nie unsers Gleichen gewesen wäre. — Der Domdechant bemerkt in seiner Antwort zuerst, daß es ihm, nachdem er die Namen derjenigen, von welchen der Domicellar jenes Gerücht gehört hatte, wisse, sehr wahrscheinlich sey, daß feine List solches ersunden habe. „Sollte nicht Einem angedichtet seyn, was „Andere thun wollten? Schon mehrmals hat der Zauberstab „einer gewissen Politik die Gestalten der Dinge metamorphosirt, bis die Einfalt, von Phantomen geschreckt, zu dem

„dem Geharnischten floh, welcher über sie zu herrschen suchte.“ Auf die Einwürfe des Domicellaren antwortet er: daß es schlechterdings nothwendig sey, nicht geruhig und neutral bey dem zu bleiben, was unsers Gleichen aus Grundsätzen geschieht, welche eben so gut auf uns passen. Einem gebohrnen Prinzen würden Günstlinge statt Neffen seyn, und die Kriege seines Hauses würden auf die Hochstifter wirken; und es sey ganz wider die Erfahrung und Geschichte, daß die Erz- und Bischöfe aus dem alten Adel andern an Geist und Seele nachständen. Ein Domkapitel, das dem Ansinnen großer Fürsten einzeln widerstehen wollte, sey indessen wie ein einsam stehendes dünnes Rohr, das der erste Sturmwind bricht. Wenn sie aber zusammen hielten, so wären sie dem Walde vom hohen Schilfe am Nilus gleich, den der Wind wohl beugte, wo aber eine Pflanze die andere unterstützte, und alle gemeinschaftliche Nahrung aus dem Grunde empfiengen, aus welchem sie von Alters her vereint empor gewachsen wären. Er glaubt daher, daß es nöthig sey, zwischen den Domcapiteln eine feste Vereinigung zu errichten, wodurch die Puncte, welche allen insgesammt wichtig wären, so bestimmt würden, daß keins ohne das andere befugt wäre, davon abzugehen. Dazu würde aber erforderlich seyn, daß der hierarchische Körper unter sich einig wäre. „Es ist vortrefflich, daß unsere Erzbischöfe dem Papste gezeigt haben, sie „wüßten was ihnen zukäme, und sie könnten es durchsetzen; „künftig sollte alles gütlich geschehen, oder vor der Hand „bleiben, wie es ist, auf daß die Heerde nicht geschlagen „werde, wenn der Hirte nicht mehr ist, und sie (wie gewiß „geschehen würde) sich unter einander selbst trennen.“ Unter denen Puncten, worüber sich die Domcapitel vereinigen sollten, sey nicht leicht einer so wichtig, als der, auf welchem ihre ganze Freyheit und Existenz beruhete; nämlich: **schlechterdings nie mit ihren Wahlen außer dem Corps der unmittelbaren Reichsritterschaft zu gehen.** Hieraus entstände zugleich der zufällige wichtige Vortheil, daß die Reichsritterschaft, welche auf dem Reichstage keine Repräsentanten hat, in der That beständig durch die geistliche Bank gleichsam repräsentirt würde; denn diese würde das Interesse ihrer Familien nicht aus den Augen lassen. Durch kein anderes Mittel, als durch eine Verbindung der Domcapitel, kann der deutsche Adel die geistlichen Fürstenhüte behaupten. „Sonst sehe ich keine Festigkeit in unserm Reichs-

„system; das wichtigste Land kann, ehe man es sich versieht,
„ein Zuwachs der schon furchtbaren Macht eines großen Hau-
„ses werden. Hiezu braucht es nur, daß ein Domherr un-
„glücklich spielt, einem andern seine Maitresse eine schwere
„Geldsumme gebeut, ein dritter bey einem Prozesse Begün-
„stigung bedarf, ein vierter seinen Neffen versorgen will, der
„fünfte eine bessere Präbende sucht, ein sechster sich scheut,
„großen Fürsten etwas abzuschlagen, der siebende vorauszuse-
„hen vermeint, man werde es doch nicht hindern können;
„und was für andere Dinge auf die Menschen wirken!"
Eine Vereinigung stellte zugleich die Wohlgesinnten gegen
Ungnade sicher. So lange sie nicht sagen könnten, daß sie
nicht dürfen, so lange wäre es möglich, daß ein Capitel
in die äußerste Verlegenheit gebracht würde. Wenn dem
Adel auf diese Weise noch die geistlichen Fürstenthümer ge-
sichert würden: so müßte seine Liebe zur vaterländischen Frey-
heit neue Flammen fassen, und er könnte eine auf mancherley
Weise nützliche Mittelmacht werden. Es ließe sich aber nicht
mehr zaudern. Alles beruhe auf guter Benutzung des Au-
genblicks, da das Reich eines Friedens genösse, welchem die
Lage der Staatsgeschäffte noch lange Dauer zu versprechen
schiene. Diese Umstände sollte man nutzen, und nicht nur
Maßregeln wider möglichen Mißbrauch der Macht ergreifen,
sondern auch der Staatslist alle Zugänge vermauern, dem
oft erschütterten Gebäude aber durch möglichst viele starke
Stützen eine neue Festigkeit geben. Zu dem Ende müßte
der ganzen Nation ein anderer Geist eingeprägt werden.
Der Deutsche müßte gewahr werden und fühlen, wer zu
seyn ihm obliegt; nämlich: der **Gewährsmann der Euro-
päischen Verfassung und der Retter der Menschheit
gegen wiederkommenden Despotismus.** Dieß können
die Fürsten thun, indem sie Jedem deutsche Freyheit fühlen
lassen. Freyheit aber besteht darin, daß jeder seiner selbst
und alles des Seinigen so sicher sey, als der König seines
Throns, und daß die Gesetze Keinem einen Zwang über Din-
ge anlegen, wodurch die Sicherheit Anderer nicht in Gefahr
kommt.

Tf.

Frag

Fragmente zur Toleranz-Geschichte in vier erklärten Kupfertafeln. Von J. A. H. Weiz, von Menge. 1785. 128 S. in 8. mit dem Bildniß des Verfassers.

Rec. ist nicht leicht ein geschmackloseres Werkchen über den im Titel angezeigten Gegenstand vorgekommen. Es verdiente kaum eine Anzeige, wenn nicht, wie Rec. zuverläßig bekannt ist, sonderbarer Unfug mit demselben getrieben worden wäre, der es der Aufmerksamkeit, oder doch des Unwillens vernünftiger Leser wohl würdig gemacht hat. In dem Winter zwischen 1785. und 1786. ward nämlich an den Gränzen von Churpfalz und Wirtemberg eine eigene sogenannte Toleranzgesellschaft zu errichten versucht. Auch gemeine Leute, Handwerker und Bauern wurden zu diesem Bund eingeladen, und würklich in bedeutender Anzahl durch allerley Vorstellungen dazu beredet. Bey dem Eintritt in diese Gesellschaft mußte sich unter andern jeder Novice zur Pränumeration auf dieses elende Buch, welches damals eben unter der Presse war, verstehen. Einige Emissaires des Verf. (welcher sich zu Diez im Nassauischen aufhielt, und wahrscheinlich noch gegenwärtig daselbst ist) besorgten in den Gegenden des Nekars, besonders aber zu H*** die Geschäffte des angehenden Bundes und namentlich die Sammlung der Pränumeration, welche ganz nicht im Verhältniß mit der Bogenzahl des Werkes stand, und zum wenigsten bey viertehalb Th. Gulden betrug. Es entstanden dabey aber nach und nach allerley Gerüchte von Goldmacherey, Beutelschneiderey und trüben Händeln; bis mit einemmal der Magistrat zu H*** durch eine rasche Vorkehr dem Unwesen ein Ende machte. Er arretirte einige der Emissairs, vernahm sie vor niedergesetzten Commissionen, untersuchte ihre Briefschaften, nahm so viele Exemplare des erwähnten Werkes, als sich bey ihnen noch vorfanden, weg, und zertrümmerte daraufhin, so viel kund worden ist, den schwärmerischen Bund wenigstens in seinem Gebiet.*) — Um nun nach dieser vorläufigen Geschichte auf das theure Buch selbst zu kommen, so

*) Eine umständlichere Geschichte wird wohl nicht in einer Recension erwartet werden.

ist dasselbe in 4 Abschnitte abgetheilt, von welchen jeder ein sogenanntes Hauptsinnbild, d. i. eine der vier Kupferplatten, (welche den Inhalt des ganzen Buchs in Emblemen enthalten,) erklärt und commentirt. Der Inhalt ist fast durchaus wahrer Aberwitz; Noten und Text, Kupfer und Erklärung, Erfindung und Ausführung, alles ist Muster von Abgeschmacktheit. Auf der 1sten Kupfertafel ist die Hauptvorstellung: Pabst Pius VI. und Kais. Joseph im Gespräche mit einander. „Der Kaiser erinnert den heiligen Vater, heißt es in der Auslegung darüber, (im Buch S. 14.) an die von Luther in Worms geschehene Vertheidigung der Lehre, und stellt ihm die durch den Glauben vorgehende Verherrlichung des Schöpfers vor.“ Welche erbärmliche Phantasie bey Veranlassung des päbstlichen Besuchs zu Wien 1782. wie ausdrücklich bey diesem Sinnbild gesagt wird! — Noch elender sind die 7 Nebendenkmäler, oder Emblemen in viereckigten Fächern um das Hauptbild herum. (1) „Auf einem Kornacker steht ein Kreuz, auf welches die 4 Winde mit Gewalt stürzen. (2) Tauler pflanzt einen Palmbaum. (3) Ein am Ufer des Wassers in Nacht eingehüllter Kompaß. An dem Himmel funkelt ein Komet; unter dem Kompasse liest man die Worte:

„Mein Centrum ist der Pol, ihn suchet mein Magnet,
„Der sich allein nach ihm, und seinem Sterne dreht.“

In der weitern Erklärung hierüber S. 28. heißt es: „Nach den gemeinen Begriffen halten die Pole die ganze Erde auf ihrer Bahn, und in dem Gleichgewichte, um ihre Zerstörung zu verhindern.“ — Welch ein in krasse Ideen eingehüllter Moises! Kann der heilloseste Witz irgend eines Mystikers ärgere Misgeburten je zur Welt gebracht haben? — Aber es kommt noch besser! (4) Luther mit einem Kreuz, welches, nach des Verf. Ausdruck, mit einem dreyfachen Anker gewaffnet ist. Er gesteht selbst: „Das Kreuz sey wohl nie in einer bildlichen Darstellung in einem solchen Aufzuge erschienen; rechtfertigt aber die Erfindung stattlich durch — Luthers Geschichte. Seine Bibelübersetzung ist der eine Anker, sein münd- und schriftlicher Unterricht der zweyte, und endlich sein evangelischer Wandel der dritte Anker. Wörtlich stehts so S. 32. Will man diese Deutung der drey Anker nicht für rechtsgültig annehmen, flugs! hat der witzige Verf. drey andere: S. 83. Oratio ist der eine, Meditatio

der

der andre, tentatio der dritte. Facit: Drey Anker! Unwiderrufflich, spricht er ganz despotisch, wird man doch diese gelten lassen müssen, im Fall es jene etwa nicht seyn sollten! Wer möchte so unfreundlich seyn, und sich noch nicht zufrieden geben wollen! — 5) Die theologische Disputation zu Marburg 1529. zwischen Luthern und Zwingel; ohne Ausdruck und Kraft vorgestellt, und zugleich mit einem Commentar versehen, der sehr gezwungen in der angezeigten Geschichte ein Muster von Toleranz findet, da doch bekanntlich sowohl bey dem gedachten Gespräch mit sehr vieler Bitterkeit gesprochen wurde, als auch der unmittelbare Erfolg desselbigen Zank, Lästerung und Verdammung, sonderlich von Seiten der Lutheraner, gewesen sind. 6) Die feyerliche Erklärung der Protestanten auf dem Reichstag zu Speyer 1529. wo sie ihren besondern Namen erhielten. Rec. sieht nicht ein, wie diese Geschichte ein Emblem zur Toleranz auch nur, als Nebenstück abgeben konnte. Beyde Theile wiesen sich ja schon die Zähne eben auf diesem Reichstag, und drohten, und schimpften einander, und wollten sich ihre Meynungen wechselseitig aufdringen, und — protestirten! — Welche Inconsequenz, hieraus sinnbildliche Muster von Toleranz zu ziehen! 7) Zwingel mit der ehernen Schlange, nebst einem jämmerlichen Fragment seiner Lebensgeschichte. Auf ähnliche Weise wird die 2te Kupfertafel im zweyten Abschnitt des Buchs commentirt. Es ist da wieder eine Hauptvorstellung nebst 7 Nebenemblemen. Alle nach der Reihe anzuführen, würde zu viel Papier und Zeit wegnehmen, und nur die Geduld der Leser ermüden. Nur einige Auszüge aus den Declamationen und Erklärungen darüber im Buch. Die Hauptvorstellung ist ein Weinberg, in welchem Luther (nach des Verf. Ausdruck) den Karsch führet, und die Weinstöcke bearbeitet, Bugenhagen und Cruciger die Pfähle einstoßen u. s. w. Hiebey kommen aber mitunter auch Sektirer vor, Dr. Major, Eber und Crell, bey deren Benennung und Musterung der Verf., einen gar lautern Geist der Duldsamkeit zeigt, wenn er S. 56. in klagendem Ton gleichsam bedauert, daß sie und ihres Gleichen sonst allerley Verfolgungen ausgesetzt gewesen seyen, jetzt aber leider! bey den kühnsten Aeußerungen frey ausgiengen. — Im 1sten Emblem öffnet ein Kind mit einem Lorbeerkranz einen Kasten, in welchem viel bedrängte Herzen sind. Im 3ten stecket ein geharnischter Jüngling, nach alter Art gekrönet, ein Licht auf die

Weltkugel, und schließt es mit einem dreyfachen Schlosse an.“ Das ist — Kaiser Joseph! Bedarf es auch nur einiger Glossen, um das Witzlose in dieser Erfindung darzustellen? — S. 72. wird von der wahren Toleranz gesagt: sie bestehe gar nicht in einer „sinkretistischen Gültigkeit profaner Menschen, und dabey abermals sehr derb auf freymüthige Selbstdenker geschimpft und geschmäht. Im 3ten Abschnitt heißt es S. 79. bey Erklärung der 3ten Kupfertafel: „Pabst Pius und K. Joseph stehen am Eingang eines Gartens, da kommen denselben drey Schaafe an einander gebunden, entgegen gelaufen, deren jedes schreiet: Herr, habe acht auf mich!“ Ferner kommt da vor: „Das Gebirge Ararat, als ein Sinnbild von Christo, dem Felsen des Heils, auf welchem die Arche seiner **Wunden ruhet**, in welcher sich zu allen Zeiten Sünder in den Fluten des göttlichen Zorns geborgen haben.“ — Ists möglich, daß man so weit in Mystik radotiren kann? — Im 4ten Abschnitt ist auch ein Emblem namentlich **D. Seilern** gewidmet, und S. 107. heißt der Commentar dazu: „D. Seiler legt einen Garten nach „dem Gleichgewicht an, worinne er alle andere Gärtner „übertrifft, welches sein Catechismus in unsern Tagen be„stätiget.“ Ein anderes Sinnbild noch gilt M. Theresien, deren Lebensgeschichte zugleich beyläufig in einem reizenden Umriß skizzirt wird; sie heißt die christliche Zenobia. — Weiters erscheint gar auch noch ein Toleranzhut, welchen Kinder in Oelzweige eingebunden auf einem Küssen tragen. S. 105 und 114. und endlich abermals auf einem andern Emblem, drey Kinder, welche Hirtenbriefe an eine Kirche anschlagen. — Der Verf. hat gar viel mit Kindern zu thun! wie denn seine Einfälle und Fictionen sammt und sonders auch sehr kindisch sind. S. 122. wird diese Hieroglyphe sehr fein und einnehmend erklärt: „Unter den Kindern seyen zu verstehen Glaube, Liebe und Hoffnung, welche Hirtenbriefe anschlagen, d. i. Handlungen ausüben, wie redliche katholische Bischöfe, in sofern diese für das ewige Glück ihrer Heerden und für Toleranz besorgt sind. Quae, qualis, quanta! möchte man ja wohl ein über das anderemal bey diesem Unsinn ausrufen! Es ist nicht zu begreifen, wie dieses monströse Buch den Eingang gefunden haben soll, welchen es, sichern Berichten nach, in einigen Distrikten Deutschlands wirklich Anfangs gefunden hat; und wenn man die sanfte nachsichtsvolle Recension dazu nimmt, welche sogar die Herren

ten Göttinger in ihren Gel. Zeitungen (im Frühj. 1786.) diesem unerträglich-tollen und wahrhaftig-aberwitzigen Werk haben angedeihen lassen, so möchten einem gar vollends Sinn und Verstand stille stehen!

† †

Mahlerische Reise am Niederrhein, oder Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst aus den Gegenden des Niederrheins. Köln am Rhein und Nürnberg. Erster Heft. 1784. 6½ Bogen Text und 6 Kupfertafeln. Zweyter Heft. 1785. 6 Bog. Text und 6 Kupfertafeln in 4.

Die eigentliche Absicht dieser Hefte ist, kleine topographische Charten, Plane von Städten und Festungen, Landschaften und Aussichten physisch oder historisch merkwürdiger Gegenden, Denkmäler der Vorzeit, Abrisse prächtiger Paläste und Kirchen, endlich ältere und neuere Kunstsachen in schönen und genauen Zeichnungen zu liefern, und der beygefügte Text folglich mehr als Nebensache oder Zugabe zu betrachten. Indeß hat der Verf. wie er sagt, Sorge getragen, nicht bloß eine trockne Erklärung der Kupfer zu liefern, sondern durch Ausschweifungen in die natürliche, politische und Kunstgeschichte, so wie durch eingestreute Raisonnements und Anekdoten dem Eckel der Leser zu begegnen. Doch davon hernach. Die im ersten Hefte gelieferten Kupfer sind 1) der hohe Dom zu Köln in zwey Foliotafeln, wovon die eine den Grundriß, die andere die Vorstellung des Eingangs an der Westseite enthält, beyde nach Originalzeichnungen genau kopirt. 2) Das Kurfürstliche Residenzschloß zu Bonn. 3) Das Poppelsdorfer Schloß. 4) Der Marktplatz zu Bonn. 5) Die sieben Berge bey dieser Stadt. Im zweyten Heft findet man 1) Kapelle und Tanzsaal zu Tönnenstein. 2) Der Sauerbrunnen daselbst. 3) Schloß und Kloster zu Ehrenstein. 4) Prospekt des alten Schlosses zu Altewird. 5) Aussicht des Braunsberger Schlosses. 6) Gegend von Saftig. Die Blätter sind insgesammt schön und sauber, und die Gegenstände, da zumal so viele Gelehrten die Merkwürdigkeiten des alten Griechenlands und Italiens besser, als die ihres Vaterlandes, kennen, am meisten die Aussicht von den sieben

den Bergen und Ehrenstein, interessant. Allein in Ansehung des Textes wünschten wir doch, daß der Verf. die Erklärung der Kupfer nicht so sichtbar als Nebenabsicht behandelt hätte. Wie ganz anders, wenn ein Brydone Gebäude beschreibt, oder Gegenden schildert! Welcher Reichthum in Ausdruck und Gedanken, welche lebhafte Darstellung! Hier allgemeine Lobsprüche, kalte Reflexionen, und zur Abwechselung oft auch wohl ein entbehrliches Mährchen oder eine unbedeutende Aufschrift. Manche Aussichten, z. B. die von Alterind, Brajensberg und Saftig sind völlig mit Stillschweigen übergangen worden. Ueberhaupt müßten wir uns sehr irren, wenn das Ganze nicht eine Buchhändler-Spekulation wäre, um die Kupfer leichter und gewisser unterzubringen. Indeß entschuldigen die mannichfaltigen Beleidigungen, die der Herausgeber von unwissenden und intoleranten Mönchen, wenn er sich in ihren Klöstern umsehn und belehren wollte, erfuhr, und die Feindschaften, die er sich durch den Artikel über die sieben Berge zuzog, seine Kürze und die Allgemeinheit, womit er zuweilen über Kultur und Menschen spricht, allerdings. Folgende, vielleicht nicht Jedem bekannte, Nachrichten heben wir aus. Köln verdankt unter andern seinen Namen und Wohlstand dem Rufe, daß es die Leiber der drey Weisen aus Morgenland bewahre. Sie wurden von dem kölnischen Erzbischof, Reinald von Daßele, dem Kanzler von Friedrich Barbarossa im Jahr 1162. aus dem eingenommenen Mailand nach Köln gebracht, bereicherten die Stadt mit Schätzen und Einwohnern, und ermunterten zur Erbauung des Doms, dessen Pracht, da er hauptsächlich zur Aufbehaltung der heiligen Reliquien bestimmt war, den Zufluß von Menschen und Gaben vermehrte. Die Einstellung des Baus scheint nach dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu fallen, und seinen Grund in der damals völlig veränderten Lage Deutschlands und den innerlichen Unruhen des Stiftes, die durch die Religionsveränderung des Erzbischofs Herrmann von Weda bewirkt ward, zu haben. Die Schilderung des Doms ist übrigens eine der ausführlichsten, und die Nachrichten von der Einrichtung des Domkapitels nicht unwichtig. — Das Schloß von Poppelsdorf wurde vom Kurfürsten Klemens August angelegt. Merkwürdig sind die dabey befindlichen Gärten, und in dem Gebäude die Muschelsaal, die ein Franzose aus Bourdeaux, Peter Laportiere, ohne Beyhülfe eines andern, in einer Zeit

von

von sieben Jahren zu Stande gebracht hat. — Bonn ist nicht groß; aber wohl gebaut, und zählt, Garnison, Juden und Geistlichkeit abgerechnet, über 11000 Einwohner. Beynahe die Hälfte davon besteht aus Dienern des Fürstens und Staats, und ernährt die andre Hälfte. Durch die Errichtung der Akademie, bey der verschiedene brauchbare Männer aus den Benediktiner-, Karmeliter- und Minoritenorden angestellt sind, hat die Volksmenge des Orts sehr gewonnen. — Unter den sieben Bergen bey Bonn, die sich von Königswinter bis Honnest erstrecken, verdient der Drachenfels wegen der prächtigen Aussicht, die er gewährt, vorzüglich besucht zu werden. Von ihm entdeckt man bey heiterm Wetter die Domkirche zu Köln, und eine solche Menge kleiner Dörfer und Städte, daß man die Welt unter seinen Füßen zu sehen glaubt. Zum Beschluß des ersten Heftes verschiedene Bemerkungen, die Fruchtbarkeit der beschriebenen Rheingegenden und die Sitten und den Aberglauben des Landmanns betreffend, auch etwas über Handel, Fabriken, Krankheiten u. dgl., meistens zu allgemein, und bey weitem nicht philosophisch genug. Der zweyte Heft ist nicht viel reichhaltiger, als der erste. Wir wünschen, daß der Verf. den wahren Zweck einer Reisebeschreibung ins künftige mehr beherzigen, und außerdem noch seine Sprache von Provincialismen und unrichtigen Benennungen (er schreibt z. B. Gehälter für Gehalt,) reinigen möchte.

Zh.

Geschichte der Regierung Kayser Josephs I. mit einem Gemälde von dem verschiedenem Interesse der vornehmsten Europäischen Staaten bey dem Anfange des 18 J. H. von Joh. Chr. Herchenhahn. Erster Band. 1786. 2 Alphab. 10 B. in 8. Leipzig, bey Crusius.

Die Geschichte des Kaysers Josephs I. macht eine der wichtigsten Epochen der Europäischen Völker- und der deutschen Reichsgeschichte aus. Aus Furcht und Haß gegen das Haus Bourbon, spannten die Seemächte alle Kräfte an, dem Hause Oestreich eine solche Macht zu geben, die es dem Gleichgewicht von

von Europa weit gefährlicher machen mußte, als Frankreich je werden kann, und ihre uneingeschränkte Unterstützung verstattete dem Kayser in die deutsche Constitution sogleich wieder mit der Geneigtheit zur Unumschränktheit Eingriffe zu thun, die Oestreich immer gezeigt hat, sobald sich die Gelegenheit dazu darbot, und die gewiß ein jedes eingeschränkt regierendes Haus immer blicken lassen wird, sobald es sich stark genug dazu fühlet. Ein Schriftsteller, der Zugang zu den Quellen hätte, woraus die Geschichte dieser Zeit geschöpft werden muß, und der mit einem philosophischen Kopfe Unparteylichkeit und Darstellungskunst verbände, könnte der gelehrten Welt ein ungemein wichtiges und anziehendes Werk liefern, wenn er diese Regierung erzählte. Aber Hr. Herchenhahn ist diesem Geschäffte nicht gewachsen, es fehlt ihm an festem Blick, einen großen Plan zu übersehen, an Einsicht, das wirklich Merkwürdige herauszulesen und als solches vorzustellen, und an Durchschauungskraft, den Grund der Begebenheiten aufzufinden, und ganz und gar an historischer Kunst, das Ganze in ein zusammenhängendes Gemälde zu bringen, dessen Gruppen ein unterrichtendes, wahres, einander aufklärendes und das Auge ergötzendes Einziges ausmachen. Auch herrscht in seiner Erzählung noch immer zu viel Vorliebe, zwar nicht für alle und jede zu dem Hause Oestreich gehörenden oder demselben geneigte Personen; aber doch für dasselbe im Ganzen, von der sich in der That ein vaterländischer Schriftsteller fast niemals ganz losmacht. Unterdessen ist dieses Buch keinesweges ohne Verdienst, und wir haben einige Theile desselben mit Vergnügen und Theilnehmung gelesen, die noch größer gewesen seyn würde, wenn sie nicht durch den affektirten Styl des Schriftstellers so oft unterbrochen wäre. Eine genauere Auseinandersetzung seines Inhalts wird dieses deutlicher darthun:

Erstes Buch. Geburt, Erziehung, hungarische Krönung, römische Krönung. Von der Erziehung dieses Prinzen, dem es nicht am Geist fehlte, wenn er auch das nicht ganz war, was Hr. H. von ihm behauptet, hätten wir mehr zu lesen gewünscht, das, was der Hr. V. sagt, ist der Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe gemäß, die er an mehrern Orten an den Tag legt. Was von den innern Unruhen in Ungarn vor der Krönung hier erzählt wird, würde besser in das folgende Buch gehört haben. Die Vorfälle bey der Wahl und Krönung des Prinzen zum römischen König sind hinlänglich

lich ausführlich beygebracht, und seine Kapitulation ausgezogen. Zweytes Buch. Der Zustand von Ungarn beym Anfange des 18ten J. H. Hr. H. entschuldigt oder versteckt das fehlerhafte Verfahren der östreichischen Regierung, das die Ungarn reizte, die Waffen zu ergreifen, ganz und gar nicht; er tadelt sie aber, daß sie sich dadurch zum offenbaren Widerstande bewegen ließen, ohne ein Mittel vorzuschlagen, dessen sich ein Volk, dessen Constitution von der obedientia passiva nichts weiß, gegen bürgerlichen und Religionsdruck bedienen kann. Drittes Buch. Verhältniß der nordischen Reiche. Dieses Buch befriedigt den Leser gar nicht, und beweiset am stärksten, daß Hr. H. es nicht versteht, einen allgemeinen Abriß einer großen Begebenheit zu entwerfen. Er macht uns nicht mit den Charakteren der beyden damaligen großen Regenten des Nordens, Karls XII. und Peters I. bekannt, ohne die man ihre Geschichte nicht verstehen kann, er erwähnt eben so wenig etwas von der innern Beschaffenheit und den Kräften ihres Reichs, und füllt die Blätter nur mit einer ausführlichen Erzählung von kleinen kriegerischen Vorfällen. Höchst unnöthig weitschweifig wird die holsteinische Streitigkeit abgehandelt. August hatte andere Ursachen, als die S. 116 angegeben werden, warum er Dänemark Truppen anbot, so wie dieses der Hr. Verf. in der Folge selbst andeutet. Wie verliert seine Erzählung von der Landung des K. von Schweden auf Seeland, S. 125, wenn man sie mit der Voltairischen vergleicht! Der nordische Krieg wird hier bis zur Entthronung des K. Augusts 1704 erzählt, und an denselben die Erhebung Friedrichs I. zum König von Preußen angehängt. Von dem Verhältniß dieses Prinzen zum östreichischen Hause, von dem innern Zustande seines neuen Königreichs und seiner Finanzen wird nichts gedacht. Viertes Buch. Interesse der bey dem spanischen Erbfolgestreit verwickelten Mächte. Enthält eine ausführliche Erzählung der Intriguen über die Nachfolge in Spanien. Dasjenige, was man aber von einem östreichischen Schriftsteller am mehresten erwartete, und was dem Buche einen wahren Werth gegeben haben würde, nämlich genauere Auseinandersetzung des höchst fehlerhaften Verfahrens des östreichischen Ministeriums bey dieser Gelegenheit, Nennung der Minister, die besonders daran Schuld waren, und Angabe der Hülfsmittel, welcher sie sich zu bedienen wußten, um den Kayser und die einsichtsvollere oder rechtschaffenere Partey zu verblenden, hofft man vergeblich zu finden

den. Hr. H. war dieses seinen Lesern um desto mehr schuldig, da er Oestreichs Verfahren so laut tadelt, und selbst S. 201 zu verstehen giebt, daß ein Theil des Ministeriums von Frankreich erkauft sey; ja sogar S. 288 die ausdrucklichen Worte stehen: „Madrit und Castilien eröffnete seine „Augen, es legte den eingewurzelten Haß gegen die Franzo„sen ab;“ welche Augeneröffnung doch wohl voraussetzt, daß Hr. H. die Vorliebe, die Spanien vorher für Oestreich hatte, für Verblendung hält. Ein Schriftsteller, der so dreust spricht, braucht sich auch nicht zu scheuen, die Personen und Wege genauer bekannt zu machen, durch welche Spanien für Oestreich verloren gieng. Demohngeachtet haben wir die Erzählung von den Intriguen an dem spanischen Hofe nicht ohne Vergnügen gelesen. Das sogenannte Abwalzungsrecht, (droit de devolution,) das man besser Heimfallungsrecht nennt, ist S. 160 ganz falsch erklärt. Fünftes Buch. Uebersicht der Kriegsscenen vom Tode Carls II, bis zu Leopolds Tode. Freylich bloß Kriegsscenen; denn von demjenigen, was in den Kabinetten vorgieng, wird so unbedeutend und beyläufig gehandelt, daß wir des Pensionärs Heinsius Namen in diesem ganzen Theil nicht gefunden haben, und die Herzogin von Marlborough wahrscheinlich nicht eher genannt werden wird, bis von dem Sturz ihres Gemahls die Rede ist. Wenn der Hr. Verf. es auch einmal versucht, in die Staatsklugheit der Mächte einzudringen, so irrt er sich entweder, oder fällt wenigstens ein schielendes Urtheil. So war es nicht deswegen, weil die Seemächte sich für den von Frankreich beleidigten Herzog von Savoien interessirten, daß sie einwilligten, daß der Kayser ein Bündniß mit ihm schließen möchte, wie der Hr. Verf. S. 467 sagt. Geliebt wurde dieser Fürst wohl von niemand! Aber sein Bündniß war den Aliirten zur Aufrechthaltung der Oestreichischen Sache in Italien so durchaus nothwendig, daß sie es mit schweren Unkosten erkauften. Leopolds Charakter ist S. 529 mit Wahrheitsliebe und ohne Schmeicheley gezeichnet. Sechstes und siebentes Buch. Die ersten beyden Regierungsjahre des K. Josephs I. Sie enthalten abermals nichts weiter, als eine weitschweifige Erzählung der Kriegsbegebenheiten des Succeßionskriegs, welche, da sie von keinem Mann von Handwerk beschrieben sind, wenig Unterrichtendes haben, und weil sie in einer höchst affektirten Schreibart vorgetragen werden, wenig Unterhaltung geben. An jedes Jahr sind die Hauptvorfälle im

im Reiche und auf dem Reichstage kurz angehängt. Von der innern Regierung des Kaysers findet man außer der Fortsetzung der ungrischen Unruhen kein Wort. Vielleicht leistet der folgende Theil hierin mehr; wenigstens wollen wir den Hrn. Verf. darauf aufmerksam machen, daß er sich dadurch mehr Verdienst erwecken wird, als wenn er fortfährt, die Geschichte des Successionskrieges zu erzählen, die wir schon in mehrern Büchern finden.

Eben so wird er seinem Buche weit mehr Beyfall verschaffen, wenn er sich bemühet das Verlangen schön zu schreiben, und etwas außerordentliches zu sagen, weniger blicken zu lassen. Er hat von dem Motto das er seinem Buche vorgesetzt hat, nur die erste Zeile ausüben wollen: ho proccurato di non dare in bassezze con un parlare triviale; und das folgende nicht gehörig gemerket: — grave sì, ma *naturale*, non *ampolloso* — senza strepito e senza intoppo. Der Verf. hat dieses so wenig beobachtet, daß er vielmehr zu den gewöhnlichsten Dingen die hochtrabensten und schwülstigsten Worte aussucht, auf die außer ihm nicht leicht jemand gefallen seyn würde. Hier sind einige nicht sehr mühsam ausgesuchte Beyspiele: S. 133. vor dem Lager der Russen, das mit 150 Kanonen gekrönt war. S. 187. er hatte sich entschlossen, den ganzen gegen ihn gemachten Bund zu **zerstieben**. S. 232. **Die Ungnade der Natur** (ein Miswachs) raubte ihm zwo der stärksten Stützen. S. 287. Er hatte den festen Willen, mit **dem Blute seiner Feinde seine Rechte zu schreiben**. S. 484. Die Geisteskräfte von Maximilian, Tallard und Marsin, und von Eugen und Marlborough; wenn man sie auf eine Waage hätte legen können, so würden die Seelen der ersten Himmelan gestiegen seyn, indessen die Genies der leztern zur Erde herabgesunken wären. **Fielen die Strahlen des Verstandes und der Klugheit durch ein Prisma hindurch, so spielten sie bey jenen traurige Farben, bey diesen erschienen nur hohe im schönsten Glanze.**" — Wir glauben, wir könnten es bey dieser letzten Tirade, die einem Lohenstein und Philipp von Zesen, Ehre machen würde, gut seyn lassen, wenn uns nicht gleich auf der nebenstehenden Seite 485. folgende fast noch ärgere Periode in die Augen fiele: „Tallard war noch voll des Geistes den er bey Speyer geathmet hatte (vorher werden Seelen gewogen, hier Geister geathmet.)

Die Dicke seiner siegevollen Gedanken verlegte ihm die Brust, er sah sich schon nach neuen Lorbeern um, er überzeugte sich daß er nur auftreten dürfte, um neue Feinde vor sich herzujagen." Aus Verlangen etwas besonders zu sagen, sagt der Hr. Verf. sehr oft etwas ganz Falsches. So steht S. 165. anstatt kaltsinnig, kaltblütig. S. 213. Die Kehrseite seines Plans, eine Redensart in die sich Hr. H. verliebt hat, könnte allenfalls gebraucht werden, wenn jemand eine falsche Seite eines Plans vorspiegelte, und am Ende die Kehrseite sehen ließe. Er braucht es aber von einem entgegengesetzten Plane. Wurmen ist ein ander Lieblingswort des Hrn. Verf. Er hat wenige Prinzen und Helden aufgeführt, denen nicht einmal etwas in seinem Buche wurmt. Bey allen diesen Schönheiten und mitten in diesem Sonnenfluge vergißt er das: non dare in bassezze con un parlare triviale, seines Mottos, wie er die übrigen Regeln desselben vergaß, und man findet S. 411. mit der langen Nase abziehen, S. 507. Unter den letzten warf sich der Graf von C.fuentes am mehrsten in die Brust, S. 692. Man könnte eine große dicköpfige Geschichte schreiben. Und an mehrern Orten: Unbilden, Irrsale u. dgl. Auch ist alles mit französischen Wörtern durchspickt, die zum Theil sonderbar buchstabirt sind: z. B. etaliren, sondiren, *akquirirten* (S. 170.) ein Vorurtheil das für Leopold *militirte* (167.) *harankirte* (438.) *Ekipage* (717.) Da Hr. H. wenig gegen die Grammatik anstößt, da sein vorgesetztes Motto beweiset, daß er theoretisch weiß, welches die Eigenschaften eines guten historischen Styls sind, so fehlt ihm nur ein geschickter und strenger Freund, dem er seine Arbeiten vorlesen und ihn bitten könnte, sie nach den Regeln zu verbessern, die er selbst für richtig erklärt hat. Daß er alsdenn schön und doch natürlich werde schildern lernen, beweiset eine feine Beschreibung eines Thals die S. 521. steht.

Mj.

Reise eines englischen Geistlichen durch Schweden. In Briefen an Lord Th-rl-w in Lausanne. Berlin. 1784. 130 S. 8.

Mit Vergnügen sind wir dem Verf. auf seiner Reise über Jönköping, Linköping und Norköping nach Stockholm und

von

von hier aus zurück über Eskältuna, Wenersburg, Trolhätta und Alingsos nach Gothenburg gefolgt. Die gute Laune, seine treue Gefährtin, bemächtigt sich unmerkbar selbst des Herzens des Lesers, und versetzt es in eine glückliche, dem Beschreiber gewiß nicht unvortheilhafte, Stimmung. Die Bemerkungen betreffen größtentheils Gegenden, Regierungsform, Sitten und Charakter des Volkes. Am längsten verweilt der Verf. wie sich von selbst versteht, bey Stockholm. Da er gerade zur Zeit der Niederkunft der Königin mit dem Kronprinzen gegenwärtig war, und der Taufhandlung und der öffentlichen Feyerlichkeiten beywohnen konnte, so giebt ihm das Gelegenheit, über das Hofceremoniel mancherley treffende Beobachtungen anzustellen. Die Strenge der Etiquette geht doch in Wahrheit zu weit. Bey einem großen Ball, den der Hof gab, wendeten die Menuettentänzer einander den Rücken zu, um dem Hofe das Gesicht zuzukehren, so daß sie, wie zwey Solotänzer, aussahn. Der Frau eines fremden Gesandten, die bereits bey Hofe erschienen, der Königin aber, des Wochenbettes wegen, noch nicht vorgestellt war, wurde der Zugang versagt, weil sie, der Etiquette ihres Hofes gemäß, geglaubt hatte, der Königinn und den Prinzessinnen die Hand nicht küssen zu dürfen. Der Verf. rühmt übrigens den Gesellschaftston im allgemeinen als munter und aufgeweckt. „Fremde, sagt er, würden unrecht haben, wenn sie über die Art und Weise, wie sie aufgenommen werden, klagen wollten. Wer Lust hat, sich umzusehen, findet unter Männern von Einsicht und Kenntnissen die größte Bereitwilligkeit, im Zurechtweisen." In den ersten Häusern ist von der allgemeinen Landesgewohnheit die Weise beybehalten worden, starkes Getränke und Brod herumzugeben, ehe man sich zu Tische setzt, und vor der Suppe Austern, Schinken, Fische und dergleichen zu serviren. Dem Frauenzimmer wirft man vor, daß es leichtsinnig und flatterhaft sey. Unser Reisender fand das schöne Geschlecht einnehmend und unterhaltend, und ihre natürliche Weise durch die schwarze Nationaltracht und Schminke sehr erhöht. Da das Französische größtentheils sehr schlecht und unangenehm ausgesprochen wird, so ist es zur Konversation beynahe nothwendig, schwedisch zu wissen. Ueber die Politik fremder Mächte gegen Schweden glaubt der Verf. also urtheilen zu dürfen. „Das Interesse der Nachbarn besteht allein darin, keine Politik zu haben, sondern bloß durch gute Nachbarschaft und

andere Ausmerksamkeiten dieß Vernehmen zu unterhalten, welches gegenseitiges Interesse nothwendig zu machen scheint. Wenn Schweden daran arbeitet, wohlhabend und mächtig zu werden, so wird es auch zugleich immer mehr und mehr sein Interesse kennen lernen, Frieden in Norden zu erhalten. Es kann keinen Anlaß zu Kriegen haben, als einen Eroberungsgeist, und daß dieser Reiche arm und öde macht, so glücklich auch der Erfolg der Kriege ist, hat wohl kein Reich deutlicher bewiesen als eben Schweden, und so würde dann sein eigenes Beyspiel hinreichen, den Eroberungsgeist ganz von dem Wunsche nach Wohlstand und Macht zu trennen, wenn auch der itzt allgemein herrschende Handelsgeist die Denkungsart der Fürsten in dieser Absicht nicht schon umgeändert hätte." Doch genug, um das Publikum auf ein Buch, das nicht leicht Jemand unbefriedigt aus der Hand legen wird, aufmerksam zu machen. Wir verbinden hiermit die Anzeige einer andern kleinen

Reise von Berlin über Breslau nach dem schlesischen Gebirge im Sommer 1783. von J. E. T. Berlin. 1784. 198 S. 8.

Des Verf. Absicht war anfänglich bloß, Zusätze zu den biesterischen Bemerkungen in die Berliner Monatsschrift einrücken zu lassen: allein seine Nachrichten mehrten sich unter dem Schreiben, und so entstand gegenwärtige Schrift, die sich eben so vortheilhaft durch Scharfsinn und Beobachtungsgeist, als durch Styl und Manier auszeichnet. Die Bemerkungen sind zum Theil topographisch, zum Theil betreffen sie die Industrie und das Gewerbe der Einwohner. Eingestreut findet man verschiedene interessante Anekdoten von Gelehrten, Beschreibungen merkwürdiger Kunstwerke und Betrachtungen naturhistorischer Gegenstände. In Breslau, wo der Verf. sich drey Wochen aufhielt, sah er den Pomp des römischkatholischen, die Simplicität des reformirten und die dortige Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes neben einander und hatte folglich Gelegenheit, die verschiedenen Eindrücke auf die Glieder der Gemeinden so nah, als möglich, zu beobachten. Jedermann wird ihm in den, hinausgezogenen, Resultaten, so wie in dem Urtheil über das

Unverständliche und Zwecklose mancher Ceremonien des evangelischen Gottesdienstes, beystimmen. Die Moralität und äußere Achtung der Religion fand er übrigens in Breslau und dem durchgereißten Theile Schlesiens besser, als in Berlin und der Mark, auch den Handel in Breslau stärker, als den in Berlin, obgleich immer in Vergleichung mit den vorigen Zeiten unbedeutend: so sehr schreckt die französische Regie den Ausländer ab. Von Breslau reiste Hr. T. über Schweidnitz nach dem Gebirge, und sodann nach Waldenburg, und dem benachbarten Schlosse Fürstenstein, dessen romantische Lage hier sehr reizend beschrieben wird. Fünf Zimmer des einen Flügels enthalten eine kostbare Bibliothek, und unter andern eine Sammlung sauberer Handschriften, die insgesammt die schlesische Geschichte betreffen, und auf einen Gelehrten, der sie zu nutzen weiß, harren. Ueber Charlottenbrunn, das Kloster Grißau und Landshut. Reise nach Schmiedeberg und von hier auf die Schneekoppe des Riesengebirgs. Die Oberfläche der Koppe ist ein meist runder Platz von 80 bis 100 Schritt im Durchmesser. Nach Böhmen geht der Felsen steil hinunter in ein großes Thal, dessen zerstreut liegende Bauden, ungeachtet sie sechzig Fuß lang sind, von der Höhe herab kaum einen Zoll zu betragen scheinen. An der schlesischen Seite sieht man das herrlichste Thal. Die Berge zwischen Landshut und Schmiedeberg gleichen an Größe einem Festungswall, und die Thürme des achzehn Meilen entfernten Prags stellen sich bey vollkommen heiterer Luft dem Auge dar. Die Koppe selbst ist wahrscheinlich nicht vulkanischen Ursprungs, sondern durch und unter Wasser gebildet. Das Gestein ist schiefericht, blättert sich in Lagen, dünner, als eine Linie, und hat sichtbar aufgesetzte Schichten, die in gleichen Graden, ungefähr in einem Winkel von funfzehn, von der Horizontallinie abweichen. Die Leute, die in der Gegend dieses hohen Gebirgs wohnen, bleiben vom November bis zum März und April in ihrer Baude eingeschlossen, und wenn im Winter einer von ihnen stirbt, so stecken sie die Leiche aus dem Hause in den Schnee, bis sie selbige im Frühlinge zu einem Begräbnißplatz bringen können, denn in den Felsen läßt sich kein Grab machen. Uebrigens sind sie, wie die Alpenbewohner, groß, stark, gesund und von unverdorbenen Sitten und reinem Herzen. Ein schönes Beyspiel ihrer Unschuld und Güte wird in der Note angeführt. Der Rückweg nach Breslau führte unsern Reisenden über Hirsch-

berg und Liegnitz, von welchen Städten die erstere hier ausführlich beschrieben wird.

Zh.

Tagebuch einer Reise durch die Schweiz von der Verfasserinn von Rosaliens Briefen. Altenburg, in der Richterschen Buchh. 1787. 435 S.

Dieses Tagebuch ist in Briefen an zwey Töchter der würdigen Verfasserin abgefaßt, und erhält dadurch noch mehr Leben und Interesse, als ihm an sich schon in einem vorzüglichen Grad Inhalt und Vortrag geben. Jener nämlich bezieht sich größtentheils auf allgemein merkwürdige Menschen, Naturscenen, Kunstprodukte und Begebenheiten; dieser ist der treue Abdruck der Gedanken und Empfindungen, die in einer gebildeten und edeln weiblichen Seele durch jene Gegenstände erregt wurden, und sich andern guten und geliebten Menschen gern ungekünstelt mittheilen wollten. Daher ist es eine wahre empfindsame Reise, die man hier liest; aber wohl verstanden keine Nachahmung der Yorikschen, sondern ein Original, und zwar von allgemeinerm Nutzen, als das Yorikschе, wenn gleich dieses mehr original, in einem andern Sinn des Worts, ich meyne mehr das Produkt des Genies, ist. Yorik mußte keine Nachahmer haben, weil er keine als schlechte haben konnte. Aber solcher Reisebeschreibungen, wie die gegenwärtige ist, können wir mehrere haben, und dürfen nicht besorgen, daß wir ihrer, wenn es nämlich solche sind, zu viel bekommen. Sie sind die nützlichste Lectüre für mehr als eine Klasse von Lesern, besonders für die heranwachsende Jugend, der man sie nie genug empfehlen kann.

Ob außer den Druckfehlern sonst noch Unrichtigkeiten und was für welche in diesem Tagebuche sind, habe ich nicht untersucht; das werden schon Andere thun; aber von jenen muß ich doch einen, auf den ich zweymal, nämlich S. 405. und 413 gestoßen bin, anmerken, daß nämlich Herrn Pfefels Gehülfen dem Herrn Hofrath Lerse, ein K zum Anfangsbuchstaben seines Namens gegeben ist.

Einen Auszug zu machen, d. i. einen lebendigen Körper in ein Skelet zu verwandeln, ist hier weder nöthig noch nützlich.

Von

Von derselben Verfasserin ist in demselben Verlage und in demselben Jahr auf 585 Seiten erschienen

Journal einer Reise durch Frankreich,

welches das würdige Gegenstück zu obigem Tagebuch ist, und eben so wie jenes für Verstand und Herz angenehme Unterhaltung und nützliche Nahrung gewährt.

Hz.

Christliche Kirchengeschichte von Johann Matthias Schröckh, ord. Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg. Eilfter Theil. Leipzig, bey Schwickert. 1786. 491 S. gr. 8.

Dieser Theil der Schröckhischen Kirchengeschichte gehört immer noch zum zweyten Zeitraum, und enthält eine Fortsetzung des dritten Buchs, oder der Geschichte der christlichen Religion und Kirche, vom Tode des Kaisers Julianus, bis zum Tode des Kirchenlehrers Augustinus, vom J. 363. bis zum J. 430. Die Hälfte desselben füllt eine Abhandlung über des Hieronymus Leben und Schriften. In der That verdiente auch ein Mann, der, wie er, so großen Einfluß auf die Denkungsart seines Jahrhunderts und aller folgenden gehabt hat, eine so weitläuftige Betrachtung; und niemand, der mit dem Verf. überzeugt ist, daß die Keime von allen den Ausartungen der Religion, des Lehrstandes und der Kirche, die man gewöhnlich erst auf die Rechnung der mittlern Jahrhunderte setzt, schon am Ende des vierten Jahrhunderts und im Anfange des fünften vorhanden waren, wird ihn wegen der Ausführlichkeit in seinen Erzählungen und Untersuchungen tadeln. Er hat es selbst gefühlt, wie leicht es sey, die Verdienste dieses so angesehenen Mannes um die Kirche und um die Wissenschaften bey seinen so häufigen Fehlern zu übersehen, und ihn wegen seiner heftigen Leidenschaften, wegen seiner aufbrausenden Einbildungskraft, seines Mangels an Beurtheilung, und seiner feindseeligen Verfolgungssucht, durchaus verächtlich und lächerlich zu finden; und er hat daher, um desto sicherer zu gehen, einen großen Theil seiner Lebensgeschichte aus seinen eigenen Schriften und Briefen gezo-

gen. Auch etwas eingenommene Verehrer dieses Kirchenlehrers werden ihm bey seinen Untersuchungen das Lob der Billigkeit und Unpartheylichkeit zuerkennen müssen. Uns erlaubt der Raum nichts, als nur hie und da etwas anzumerken.

S. 11. wird erzählt, **Hieronymus** habe sich zu Trier entschlossen, **Christo zu dienen**, und dabey vermuthet, dieser Ausdruck heisse, die Pflichten eines Christen mit wirksamen Eifer zu erfüllen. Man muß sich wundern, daß Hrn. S. hiebey nicht eingefallen ist, daß **Christo dienen**, ein **Krieger Christi seyn**, dem **Herrn nachfolgen** u. s. w. in der Kirchensprache jener Zeiten, und selbst des **Hieronymus**, so viel bedeute als ascetisch leben, und ein Mönch seyn. — S. 36. wird sehr wohl angemerkt, daß **Hieronymus** durch die ungeheuren Lobsprüche, die er der Römischen Kirche und ihren Bischöfen beylegte, durch seine genauern Verbindungen mit denselben, durch die von ihm zuerst schriftlich ausgebreitete und befestigte Sage von dem fünf und zwanzigjährigen Bißthum des Apostels Petrus zu Rom, und durch andere Merkmale der höchsten Verehrung und Ergebenheit gegen diese Bischöfe, ihnen in der abendländischen Kirche die Mittel sehr erleichtert habe, um sich, seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts, mit sichtbarem Glücke ungemein empor zu schwingen.

In Vergleichungen großer Männer ist Hr. S. auch in diesem Theile besonders glücklich. Er vergleicht S. 135. den **Hieronymus** und **Augustinus**, und glaubt, es wäre für beyde sehr zuträglich gewesen, wenn ihre Freundschaft einen frühern Ursprung genommen, und sich in einen vertrauten Umgang ergossen hätte. „Sie waren, sagt er, Männer von vortrefflichen Gaben, vielen nützlichen Kenntnissen, brennendem Eifer für die Religion, und ausnehmender Thätigkeit; aber erst die Vereinigung der Fähigkeiten, in welchen jeder von ihnen eine vorzügliche Stärke besaß, und die Vermeidung der einem jeden eigenthümlichen Fehler würde einen großen, der Kirche und Gelehrsamkeit sehr nützlichen Lehrer hervorgebracht haben. So reich **Hieronymus** an Sprachkunde war, so wenig war er Philosoph, und so voll von Leidenschaften und Uebereilungen. **Augustinus** hingegen, ein weit scharfsinnigerer Kopf, urtheilte und schrieb meistentheils gelassener und bedachtsamer; wurde aber oft, aus Mangel an Sprachwissenschaft, ein seichter Ausleger, und errichtete

dafür

dafür ein Gebäude von unendlichen Spitzfindigkeiten. Beyde befanden sich jetzt in einem Alter, wo man seine beliebten Methoden und Meynungen nicht mehr umzuändern pflegt. Hieronymus hatte schon sein sechzigstes Jahr überschritten, und Augustinus bereits das vierzigste erreicht. Jeder war sich auch einer gewissen Ueberlegenheit über den andern bewußt. Setzt man noch hinzu, daß jener schon lange ein sehr berühmter und angesehener Schriftsteller war; und dieser kaum angefangen hatte, sich in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen: so wird man zum voraus vermuthen, daß Hieronymus insonderheit für die Erinnerungen seines neuen Freundes keine bereitwillige Empfänglichkeit gehabt haben werde."

S. 161. scheint die Stelle des Hieronymus (Epist. LXXXIX. S. 729. ed. Mart.) nicht ganz richtig übersetzt zu seyn; wo er an ein gallisches Frauenzimmer schreibt. Caliga quoque ambulantis nigelli et nitens *stridore* ad se iuvenes vocat — diese Worte werden so gedolmetscht: Auch ziehen deine schwärzlichen und glänzenden Hosen, wenn du gehst, durch ihr Rauschen die Jünglinge an sich. Nigroni de caliga veterum S. 92. hat deutlich gezeigt, daß hier keine Hosen, sondern Schuhe zu verstehen seyen, auf welche auch Stridor besser paßt. — Die treffliche Schilderung des Hieronymus, als Schriftstellers überhaupt, als Lehrers der Religion, als Vertheidigers seiner Religionsmeynungen, nebst der litterarischen Geschichte seiner Schriften und Lebensbeschreibungen, muß man in dem Buche selbst (S. 216 — 244.) nachlesen.

Auf die Geschichte des Hieronymus folgt (S. 245 — 314.) die Geschichte des Fortgangs der Manichäischen Streitigkeiten. Hier finden wir (S. 255.) einige von andern Geschichtschreibern unbemerkte Ursachen von der starken Ausbreitung der Manichäischen Parthey unter den Christen dieser Zeit angegeben. Das philosophisch physikalische Gewand, in welches Manes, künstlicher, als die andern mit ihm verwandten Gnostiker, sein Lehrgebäude einkleidete, sey eine Hauptempfehlung desselben gewesen; die immer wachsende Uneinigkeit der Christen in Religionssachen, habe bey vielen einem Lehrbegriff gute Aufnahme erwerben müssen, nach welchem man über Christenthum und Bibel vernünfteln, abschneiden und hinzusetzen konnte, so viel man wollte, ohne den Christennamen darüber zu verlieren; auch die christliche

Lehre vom Teufel, wie sie in dem Jahrhunderte Constantins vorgetragen, und mit der übrigen Glaubens- und Sittenlehre verbunden wurde, so wie verschiedene geschickte Köpfe, die zu den Manichäern übertraten, und ihnen durch mündlichen Vortrag und Schriften aufholfen, hätten manchen zum Manichäismus fortreißen können. — Bemerkungen, die wirklich jenes historische Problem, warum diese Parthey so stark unter den Christen habe werden können, sehr glücklich auflösen — aber auch zugleich beweisen, wie wenig die für das Beste des Christenthums sorgen, welche für das allgewaltige Reich des Teufels noch in unsern Tagen tanquam pro aris et focis streiten.

Mit der Geschichte der Manichäer ist (S. 315 — 363.) die Geschichte der mit ihnen verwandten Priscillianisten und der ersten an Ketzern vollzogenen Lebensstrafen verbunden. — S. 353. scheint der Sinn des sechszehnten Kanons der Kirchenversammlung zu Toledo vom J. 400. nicht recht gefaßt zu seyn, wenn dieser also ausgedrückt ist: „Eine Gottgeweihte Frauensperson, welche einen Fehltritt gethan hat, soll in der Kirche nicht eher einen Platz haben, als bis sie sich gebessert hat; alsdenn soll sie nach einer Büßung von zehn Jahren wieder zur Kirchengemeinschaft gelangen. Bevor dieses letztere erfolgt ist, soll keine Christinn, bey Strafe des Bannes, sie zu einer Mahlzeit bey sich annehmen. Ihr Verführer soll auf eben dieselbe Art büßen. Heyrathet aber eine solche Person: so soll sie nur alsdann, wenn sie bey Lebzeiten ihres Mannes sich keusch aufführt, oder erst nach seinem Tode, zur Kirchenbuße zugelassen werden." Die letzte Periode lautet im Original also: Quae autem (devota peccans) maritum acceperit, non admittatur ad poenitentiam, nisi adhuc ipso vivente marito, caste vivere coeperit (das heißt in der Sprache jener Zeit, ihm die eheliche Pflicht versagt, und sich ganz von ihm trennt) aut postquam ipse decesserit. Das Heyrathen einer vorher unzüchtigen Person, die Gott geweihet war, schien also damals einer größern Strafe würdig, als ihr unordentliches Leben außer der Ehe. S. 359. wird sehr gut gegen Tillemont und Walch erinnert, daß in C. Theodos. L. XVI. t. 5. de haeret. l. 40. 43. 48. 59. 65. nicht von den Priscillianisten dieser Zeit, sondern von den Montanisten, die von der Priscilla, einer ihrer ersten Anhän-

gängerinnen, auch diesen Namen führten, zu verstehen sey; weil insonderheit in dem letztern Gesetz, wie schon Gothofredus angemerkt hat, Montanistae seu Priscillianistae, Phryges zusammengestellt werden. — S. 361. gesteht Hr. S. daß über der Denkungsart der damaligen katholischen Lehrer wegen der Hinrichtung des Priscillianus und seiner Freunde, welche einige der angesehensten Bischöfe so sehr tadelten, daß sie unter den stärksten Merkmalen des Abscheues die Gemeinschaft mit solchen ihrer Mitlehrer brachen, welche blutgierig genug waren, die Hinrichtung von Ketzern zu betreiben, eine fast undurchdringliche Dunkelheit schwebe, indem man nicht recht wisse, ob jenen nur dieses mißfallen habe, daß Bischöfe auf den Tod der Ketzer drangen, anstatt solches der Obrigkeit zu überlassen? oder ob sie den Verbrecher vom Ketzer genau unterschieden, und nur jenen der Todesstrafe würdig geachtet haben? Doch giebt er der Meynung derjenigen das Uebergewicht, welche das letztere glauben, und macht es aus dem Sulpicius Severus (Hist. sacr. L. II. c. 50.) sehr wahrscheinlich.

Den Beschluß dieses Theils macht die Fortsetzung der donatistischen Händel. (S. 364—480.) — Die, wenn gleich die Parthey, von welcher sie erregt wurden, besonders durch die unermüdete Thätigkeit des Augustinus, von allen Seiten bestürmt ward, und endlich unterlag, dennoch immer in der Kirchengeschichte merkwürdig bleibt, weil selbst die Waffen, die man gegen sie brauchte, im Lehrbegriffe der herrschenden oder katholischen Parthey nachtheilige Wirkungen auf alle folgende Zeitalter zurückließen. In dieser Geschichte erscheint Tychonius in einem andern Lichte, als er von dem seel. Walch (Hist. der Ketzereyen Th. IV. S. 258. f.) vorgestellt ist, als welcher meinte, man habe diesen Mann nur mißverstanden, und daher seyen die Unruhen, welche seine Schriften bey der donatistischen Parthey erregt hatten, entsprungen. Unser Verf. hält ihn aber weder mit andern für einen Heuchler, noch für einen mißverstandnen Lehrer, sondern für einen Mann, der zwischen Katholischen und Donatisten Frieden stiften wollen, und sie dadurch zu nähern gesucht habe, daß er zeigte, es sey kein hinreichender Grund zur Trennung zwischen ihnen vorhanden — da er denn freylich das gemeine Schicksal der Ireniker, daß er es keiner von beyden Partheyen recht machen konnte, zu erdulden hatte. —

S. 451.

S. 451. wird Walch abermal berichtiget, der (l. c. S. 198.) aus dem hundertsten Brief des Augustinus zu ersehen glaubte, derselbe habe dafür gehalten, es sey den Christen verboten, überhaupt an Lebensstrafen Antheil zu nehmen, da doch, wie hier gezeigt ist, eben derselbe in seinem Brief an den Anführer der Rogatisten Vincentius als bekannt annimmt, daß Katholische und Donatisten die Gesetze der Kaiser wider das Opfern der Heiden, auf welches Todesstrafen gesetzt waren, lobten. Nur Geistliche sollten nach Augustins Meynung nicht das Ansehen haben, als wenn sie dieselben betrieben und beförderten, um nicht vor andern Christen verhaßt zu werden, weil sie allein Kläger in solchen Händeln abgaben. — S. 461. f. findet man eine vollständigere Erklärung der Ursache, warum die weltliche Obrigkeit an den donatistischen Händeln so großen Antheil genommen hat, als Walch beygebracht hat. „Die katholischen Bischöfe in Africa waren so wenig geneigt, der weltlichen Macht ein ausnehmendes Recht in kirchlichen Angelegenheiten zuzugestehen, daß sie vielmehr Strafen auf diejenigen setzten, die sich von geistlichen Gerichten an weltliche wenden würden. Doch waren die donatistischen Händel von ihrem Ursprunge her den Kaisern zur Entscheidung vorgelegt worden, weil sie anfänglich nicht die Religion, sondern nur die Rechtmäßigkeit einer Bischofswahl betrafen; weil beyde Partheyen sich nicht wohl anders helfen konnten; und weil man vermuthlich in der ersten Freude über einen christlichen Kaiser nicht daran dachte, ihm wirksame Theilnehmung an kirchlichen Händeln streitig zu machen. — Die Ausschweifungen der Circumcellionen gaben der donatistischen Spaltung noch mehr die Gestalt einer für die Aufmerksamkeit des Fürsten wichtigen, und für die bürgerliche Gesellschaft bedenklichen Parthey. Allmählig fochten zwar die Katholischen und Donatisten auch über die Lehren von der Taufe und Kirche mit einander; aber man mußte dennoch, um dem Grunde dieser Uneinigkeit nachzugehen, auf die ersten Begebenheiten zurückkehren, über welche die Kaiser gesprochen, Gesetze gegeben, und ihre Vollstreckung sogar mit gewaffneter Hand hatten veranstalten lassen. Diese Angelegenheit war also immer in den Händen des Kaiserlichen Hofs gewesen; auch konnten die Katholischen nicht anders hoffen, sie zu ihrem Vortheil ausgemacht zu sehen, als durch eben dieselben. Die Donatisten durch eine Unterredung vollkommen zu überzeugen, und zur Wiedervereinigung

nigung zu nöthigen, das erwarteten sie wohl selbst nicht; aber wenn alles von ihrer Seite geschehen war, was theologische Friedensliebe ankündigte, konnten sie desto zuversichtlicher den Arm der Obrigkeit auffordern. Ihre Synoden wirkten etwas, aber nur langsam; gehäufte, schnell auf einander folgende kaiserliche Gesetze beschleunigten den Lauf der Sache ganz anders; und die kaiserliche Commission (denn das war eigentlich die **Unterredung zu Carthago**) versprach, von einem neuen scharfen Gesetze unterstützt, desto größere Folgen. Die Bischöfe verlohren durch diese von ihnen selbst ausgebetene Veranstaltungen des Landesherrn nichts von ihrem Ansehen; sie wurden dabey auf das ehrerbietigste behandelt; und er gab eigentlich nur, wie sonst so öfters, das Werkzeug ihrer Wünsche ab. Weit weniger hatten zwar die Donatisten Ursache, damit zufrieden zu seyn; aber es war zu spät, sie abzuwenden, nachdem sich ohngeachtet der scheinbaren Unpartheylichkeit des (**Marcellinus**, des) kaiserlichen Richters alles wider sie bereits vereinigt hatte." — Besonders merkwürdig ist der Schluß dieser Geschichte, wo gezeigt wird, daß alle diese Streitigkeiten für das vernünftige und ächte Christenthum gar keinen Gewinn gebracht, vielmehr aber die sogenannten Rechtgläubigen auf den falschen Satz geführt worden seyen, daß die katholische Kirche die einzige wahre sey, in der allein der Weg zur Seeligkeit offen stehe — woraus man weiter schloß, daß im Grunde Ketzer und Schismatiker in Eine Classe der verlornen gehören, und daß es eine der größten Pflichten der christlichen Obrigkeiten, Lehrer und aller Christen sey, jene Unglücklichen, auch wider ihren Willen, durch Gewalt und Strafen zu retten; sollte auch ein Theil von ihnen darüber Freyheit, Vermögen, ja selbst das Leben verlieren, wenn nur die übrigen mit der **einzigen wahren Kirche** vereinigt würden — **Einheit der Kirche**; ihre Größe und Macht in der Welt, woran man sie erkenne; ihr ausschließendes Recht an die Seeligkeit; ihr unwiderrufliches Verdammungsurtheil über Ketzer und Schismatiker, alle außer ihrem Schooße lebende Christen, Juden und Heiden; ihr schuldiger, gottseliger und heilsamer Religions- und Gewissenszwang, den sie durchaus für keine Verfolgung gehalten wissen wollen — seyen also einzelne Stücke eines sehr genau zusammenhängenden Ganzen, und eines Lehrgebäudes, das zur Feststellung der geistlichen und kirchlichen Gewalt unentbehrlich gewesen — und es sey zu bedauern,

bedauern, daß ein Mann, wie Augustinus, zur Errichtung desselben beygetragen, und daß sich unglücklicher Weise die ganze abendländische Kirche nach seiner Denkungsart gebildet, ja daß dieses Vorurtheil von der vollkommenen Einheit der Kirche, einer äußerlichen sowohl als innern, einem ihrer Bischöfe den Weg zur Alleinherrschaft über dieselbe gebahnt habe, denn seitdem heiße jede sanfte, schlaue oder gewaltsame Bemühung dieser allein wahren Kirche, Christen von andern kirchlichen Gesellschaften zu ihren Mitgliedern zu machen, ein gottseeliger, wohlthätiger Eifer um die Wiederkehr der Empörten unter die Befehle ihrer rechtmäßigen geistlichen Oberherren, und um die Wiedervereinigung der in Gefahr einer ewigen Verdammniß herumirrenden mit der einzigen wahren Kirche.

Yf.

10. Gelehrtengeschichte.

Compendium Historiae litterariae Theologiae. Auctore *Gregorio Mayer*, Sacerd. Benedict. in Universit. Vindobon. Linguae Graecae et Hermeneut. N. T. Prof. P. O. Wien, bey Wappler. 1787. 189 S. in 8.

Der Verfasser, der von seiner Arbeit sehr bescheiden denkt, hat dieselbe für seine Zuhörer bestimmt, denen er mündlich über eben diesen Gegenstand Unterricht gegeben hatte, und die nun hier das Wesentliche desselben geschwinder und leichter sollten überschauen können. Uns gefällt es überhaupt, daß er angehende Theologen frühzeitig mit der Geschichte ihrer Wissenschaft bekannt macht. Nur auf diesem ächten und freyern historischen Wege können sie theils dieselbe schätzen, theils alle die sonderbaren Veränderungen und Ausartungen, das unermeßliche Gewebe menschlicher Meynungen, die in jene Wissenschaft unter dem Namen göttlicher Religionslehren eingerückt worden sind, zuverläßig kennen lernen. Da

Hr.

Hr. M. auch richtig urtheilt, daß man in dieser Geschichte nicht bloß auf Theologen seiner Kirche Rücksicht nehmen, sondern die Schriftsteller aller kirchlichen Partheyen nützen, und nach Befinden empfehlen müsse: so hat er sich dadurch die bessere Methode nicht wenig erleichtert.

In der Vorerinnerung bestimmt er genauer, wie weit über die Theologie sich seine Geschichte erstrecken soll: es sind die Hauptbestandtheile derselben, Exegetik, Dogmatik und Moral. Man könnte zwar wünschen, daß er auch die Polemik mitgenommen hätte, weil den Lehrlingen der Theologie gar viel daran gelegen ist, bald zu erfahren, wie man zu allen Zeiten die Religion, oder wenigstens, was man vor Religion hielt, und ausgab, vertheidigt habe. Unterdessen, da die ältesten Schriftsteller, welche zur Geschichte der Dogmatik einigen Stoff hergeben, doch eigentlich mehr Polemiker als Dogmatisten gewesen sind; auch in den folgenden Jahrhunderten bis gegen das jetzige hin, Dogmatik und Polemik größtentheils so unzertrennlich verbunden waren: so ist auch die letztere in dieser Geschichte nicht ganz leer ausgegangen. Sonst hat der Verf. auch hier die vorzüglichsten Bücher R. Kathol. und Protestantischer Gelehrten angeführt, die bey der Geschichte der Theologie gebraucht werden müssen.

Er theilt diese Geschichte in vier Abschnitte. Der **erste** geht bis zum **vierten Jahrhunderte**, da die Theologie unter den Christen durch viele treffliche Köpfe, und Aufmunterungen mancherley Art, viel versprach; der **zweyte** bis zum **zwölften Jahrhunderte**, da eben diese bald wieder gesunkene Wissenschaft durch die Scholastiker und Universitäten sich in einem neuen Glanze anzukündigen schien; der **dritte** bis zum **sechzehnten Jahrhunderte**, mit welchem sich die wahre Wiederherstellung der Theologie anfängt; und der **vierte** über die beyden letztverflossenen Jahrhunderte. Wir finden diese Abtheilungen gut gewählt. Ob es gleich nicht durchaus nothwendig war, in jedem Abschnitte auch jedes Jahrhundert besonders durchzugehen; sondern z. B. die Geschichte der Exegetik gleich ununterbrochen vom 4ten bis zum 12ten Jahrhundert vorgetragen werden konnte; so ist doch die Vorstellung des Verf. nicht auf eine unangenehme Art zerrissen. Beym ersten Jahrhundert erkennt er, daß noch keine eigentliche Theologen und keine Schriftsteller vorhanden waren; wiewohl auch die meisten dort genannten Apostol.

Väter

Väter ins 2te gehören. Von den Kirchenvätern sagt er überhaupt, man müsse sie selbst lesen, wenn man weder auf abergläubische Verehrung, noch auf übertriebenen Tadel derselben fallen wolle. Ihre merkwürdigsten Schriften werden genannt, und beym Alexandr. Clemens insonderheit bemerkt, man könne aus seinen Stromat. sehen, wie sich die Philosophie in die Theologie eingeschlichen habe. Weit früher, wiewohl in geringerm Maaße, sieht man dieses freylich schon im Justinus und Athenagoras. Hr. M. nennt Origenem antesignanum periculosae eius methodi, ut, si scholasticam adpellare velis, quae Theologica cum Philosophicis miscet, Theologiam, huius parens merito habeatur. Es hätte aber doch auch das Vortheilhafte dieser Methode, welche über die Religionslehren nachdenken lehrte, und überhaupt die erste Entwickelung der eigentlichen Theologie, noch etwas genauer erörtert zu werden verdient. Die Einführung des vielfachen Verstandes in die Bibl. Erklärung, ist mit Recht gerügt worden.

Im zweyten Abschnitte gesteht der Verf. manche Fehler der Kirchenväter; vornehmlich des Epiphanius; den Schaden welchen die Aristotel. Philosophie und die untergeschobenen Schriften des Dionysius Areop. gestiftet haben, das Gute der Auslegungen des Pelagius, die aufs Höchste getriebenen elenden Allegorien, den heftigen Ketzerhaß, nimium studium orthodoxiae, u. dgl. m. zu. Auf der andern Seite kann man zwar nicht mit allen Lobsprüchen, die er angesehenen Männern dieser Zeiten ertheilt, übereinstimmen; doch sind die meisten ziemlich gemäßigt. Den verwüstenden Einfällen der Barbaren scheint ein zu entscheidender Einfluß auf den Verfall der theol. und übrigen Gelehrsamkeit beygelegt zu seyn; sie war schon eher und stärker durch Aberglauben, Mönchsfrömmigkeit, u. dgl. m. in ihrem Innersten verdorben worden.

Der Anfang des dritten Abschnitts wird mit Pet. Lombard gemacht, eine Nachricht von ihm aus Bruckern vorangeschickt, und eine Probe seiner spitzfindigen Fragen aus L. I. et II. Sententt. beygefügt. Der Verf. setzt hinzu: Qui haec concoquere possit, nae illi stomachus est nostro valde dissimilis. Ceterum, ut nihil dissimulemus, fatendum omnino, vage minus meliorique non nihil ordine, atque adhuc factum, Pe. Lombardum de Theologicis disseruisse,

seruisse, nec, quae absurde disputavit, eius unius bardo ingenio omnia tribuenda. Von den darauf folgenden Scholastikern ist auch recht treffend geurtheilt: zum Theil herrliche Köpfe; aber spinis theologicis adeo innutriti, litterisque humanioribus tam parum exculti, ut theologicae eruditionis ergo dolendum summopere sit, tantam eos non solum apud pares, sed consequentium etiam seculorum homines gloriam indeptos esse, quae praeterquam quod barbariem Theologiae omni incubantem longius multo atque secus factum fuisset, aluit, ingenuam quoque viroque Theologo dignam sentiendi libertatem ita enecuit, ut nomen inane pro gravissimo in Theologicis argumento deinceps esset. (p. 78. f.) Beym h. Thomas ist der Verf. noch besonders stehen geblieben, und hat sein Leben nach Bruckern, auch Proben seiner Lehrart mitgetheilt, (p. 87.) quoniam eius potissimum auctoritate factum est, schreibt er, ut, quae a I. Christo unice compellanda erat, scientia ab homine compellaretur. Nach vielen andern guten Anmerkungen, (worunter wir doch p. 113. den eigennützigen Schluß der Orforter Synode wider Bibelübersetzungen wegwünschten) wird am Ende dieser Periode (p. 114. f.) das Vornehmste zusammengestellt, woraus sich der damalige schlechte Zustand der Religion, der theologischen Gelehrsamkeit, des Clerus u. s. w. begreifen läßt. Unter andern merkt der Verf. an, daß dasjenige, was die alte Kirche von der Unfehlbarkeit der Röm. Gemeine in einem ganz andern Sinne behauptet hatte, nach und nach auf die Päpste gezogen worden sey.

Im Eingange des vierten Zeitraums giebt der Verf. sogleich zu erkennen, aus welchem Gesichtspunkte er die Veränderungen desselben betrachte. Wir würden, meint er, eine schönere Gestalt der Theologie nunmehr erblicken, wenn nicht die Einigkeit der Gemüther im Anfange des 16ten Jahrhunderts gestört, und dadurch partheyischer Streit verursacht worden wäre. Quantas spes Lutheri fervor nimius distulit! ruft er aus. Erasmus, weiser und gemäßigter als Luther, habe zwar noch eher als dieser, auf die Verbesserung der Theologie gedrungen; aber nicht, wie dieser, eine Kirchentrennung hervorgebracht, quo factum ut respublica turbaretur, Theologia polemica fieret, *cursus liberae inquisitionis inter Catholicos sisteretur*, firmareturque Scho-

lasticorum imperium, etc. Es sey weit von uns entfernt, zu fordern, daß der Verf. mit uns völlig einerley Begriff von der Reformation und ihren Folgen annehmen sollte. Aber über eigentliche Thatsachen kann man sich doch immer mehr und leichter mit einander verständigen; warum sollten hierüber beyde Theile stets in Extremen gegen einander über stehen? Der eine sagt, **Luther** habe freyere Untersuchung über Religion, Wissenschaften, u. s. w. nicht allein zur Absicht gehabt, sondern auch ungemein befördert. Der andere hingegen versichert, gerade dieser Mann habe jene Untersuchung und mit derselben die wahre Aufklärung in der R. Kath. Kirche durch seinen Ungestüm mehr als sonst jemand gehindert, und auf Jahrhunderte zurück gehalten. Schon das ist nicht wohl historisch begreiflich, wie ein Mann, der, nach dem Geständniß seiner billigern Gegner, in der von ihm gestifteten Kirche viele freye und wichtige Verbesserungen hervorgebracht hat, wie dieser Mann allein, nicht etwan bey seinem ersten hitzigen Anfalle, sondern zwey hundert Jahre hindurch, und länger, in derjenigen Kirche, von der er sich gar bald gänzlich trennte, ähnliche Verbesserungen, deren Nothwendigkeit so viele verständige Mitglieder jener Kirche empfanden, habe hintertreiben können? Sie konnte ja dennoch, wenn es ihren geistlichen Oberhäuptern ein Ernst damit war, den Vorschlägen ihres **Erasmus** folgen; durch eine Reformation, die nicht, wie man klagt, auf Zerstörung hinauslief, konnte sie **Luthers** Plan zu beschämen suchen: und dieser selbst bot gleichsam durch seinen sanften Gefährten **Melanchthon** eine Annäherung auf halbem Wege an. Man gestehe es nur einmal aufrichtig, welche furchtbare und schlaue Macht auf der einen Seite, und welches schwachsinnige verzagte Betragen der weltlichen Mächte auf der andern, Freyheit und Licht in der oft genannten Kirche so lange gehemmt haben. Nun giebt zwar der Verf. zu, daß durch die von **Luthern** verursachten Bewegungen einige Vortheile für die Theologie, in Ansehung der biblischen Exegetik und Kritik erwachsen wären: doch hätten dieselben, setzt er hinzu, nicht so ansehnlich werden können, als sie beym ersten Anblicke schienen. Wegen **Luthers** übertriebener Zuversichtlichkeit, (also bloß um dieser Ursache willen) sey die Methode aus der h. **Schrift** zu disputiren, nach und nach verdächtig, und die aus der **Tradition** geschöpften Beweise wären vor gewisser und sicherer gehalten worden, (weil nämlich der Clerus aus

der

der Tradition machen konnte, was er wollte; in Ansehung der h. Schr. aber keinen verständigen Mann überreden konnte, daß darinne der R. Kath. Lehrbegriff stünde) und schon das verminderte L. Verdienste um die Theologie gar sehr, weil diese auf der einen Seite durch ihn zu gemein, (vulgaris) auf der andern zu streitbar und zänkisch geworden sey. (Eigentlich kann die Theologie, da sie eine gelehrte Wissenschaft ist, niemals zu gemein werden; aber daß L. ächte christliche Religionskenntnisse sehr gemein machte, das konnte ihm der R. K. Clerus nicht vergeben. Wiederum war es unvermeidlich, daß die Theologie seit dem gewaltigen Widerspruche, den die Reformation erregte, eine Zeitlang sehr streitsüchtig bleiben mußte.)

Doch wir wollen nicht bey mehrern solchen Stellen und Wendungen stehen bleiben; sondern nur noch anzeigen, daß der Verf. die neuere theologische Geschichte nach seiner Art ziemlich vollständig vorgetragen, und mit vielen nützlichen Anmerkungen über die Gaben und Verdienste der Theologen, das Wachsthum der Wissenschaft, die vorzüglichsten Bücher, u. dgl. m. begleitet hat. So bemerkt er p. 141. daß die RK. Theologen des 17ten Jahrhunderts sich durch die Verminderung der unmäßigen Gewalt der Päpste verdient gemacht haben; p. 143. daß Pallavicini bey aller historischen Gelehrsamkeit den Lesern des Sarpi kein Genüge thue; p. 151. daß P. de Marca das Bißthum der Wahrheit vorgezogen habe; p. 186. 187. welche Fehler R. Kath. und Protestantische Exegeten begangen haben, u. s. w. p. 175. daß Luther sich durch seine Bibelübersetzung ein nicht geringes Verdienst erworben, und in der Auslegung der Genesis viel Gelehrsamkeit gezeigt habe; obgleich auch von ihm die Bibel zum Kampfplatze gemacht worden wäre, u. dgl. m.

Man sieht wohl, daß der Verf. nicht gemeine Einsichten, viel Belesenheit, gute Anlage zu einem richtigen und freymüthigen Urtheil, auch zu einem lehrreichen Vortrage besitze. Wenn er bey einer neuen Bearbeitung seines Handbuchs, eine noch strengere Wahl von Schriftstellern und Schriften, auch andern gesammleten Nachrichten beobachten; aus vielen zerstreueten Anmerkungen ein Ganzes machen, und noch etwas mehr auf den gesammten Umfang der Theologie sein Augenmerk richten; die verschiedenen Methoden, die in derselben aufgekommen sind, und geherrscht haben, ei-

ner noch genauern Betrachtung würdigen; die Wahrheit von welcher er schon manche Seiten getroffen hat, ganz so weit es seine Kirchengemeinschaft erlaubt, darstellen, und ähnliche Vorzüge mehr hinzufügen wollte: so könnte es dadurch ungemein gewinnen.

Ub.

Kohlbrenner wie er war, oder Anmerkungen und Anekdoten zu dem von Hrn. Prof. Westenrieder verfaßten Leben des Johann Franz Seraph, Edlen von Kohlbrenner. 1783.

So hoch Hr. Westenrieder den seeligen Kohlbrenner in seiner Biographie erhoben hatte, so tief würdigt denselben der Verf. der gegenwärtigen Schrift herunter. Ihm war er ein zwar fleißiger und geschickter, aber zugleich eigennütziger, harter und heuchlerischer Mann. Seine Voraltern waren Kohlbrenner in der eigenen Bedeutung des Worts. Seinen Adel hat er erst selbst erkauft. Lächerlich ist daher, was Hr. W. von der alten Familie desselben vorgiebt. Seine Schriften waren meist aus andern Autoren zusammengestohlen, (auch dieß ist Verdienst in einem Lande, wo man die klassischen Schriftsteller Deutschlands erst zu kennen anfieng,) oder ziemlich rauh, roh und verworren. (Die Stelle, welche S. 42 oder in einer Note aus dem Intelligenzblatt vom J. 1770. Nr. 21. angeführt wird, zeigt wirklich von einem schlechten Zusammenhange der Ideen: aber konnte Kohlbrenner seinen Gedanken nicht nach und nach mehr Ordnung gegeben haben, und that ers nicht wirklich?) — Was S. 28 — 30. von dem Eigennutze des Kohlbrenners bey der Errichtung des Holzgartens zu Lachhausen angeführt wird, ist sehr schwankend, und beweiset viel mehr, daß Kohlbrenner dem Kurfürstl. Aerarium durch seinen unermüdeten Fleiß recht sehr genützt habe. Eben dieses gilt von seiner Mühe für Aufhebung des schädlichen Tobacksappaldo. — Das Verdienst der Kirchenlieder des seel. K. verkennt der Verf. ganz. Die Meßgesänger (Meßgesänge) sagt er, seyen aus einem alten jesuitischen Missionsbüchel zusammengestoppelt. Wie falsch und ungerecht! Würde sich wohl der hochwürdige Hr. Scherer, Exjesuit und Pfarrer am Frauenstifte, so sehr der Absingung dieser

dieser Kirchenlieder entgegengesetzt haben, wenn sie jesuitischer Kram gewesen wären? Aber von S. 79—86. wird eine Geschichte erzählt, welche, wenn sie wirklich mit allen Umständen wahr ist, wider das hatte, unmenschliche Herz des Kohlbrenners noch am letzten Gerichtstage zeugen wird, so wie auch jeder edle Mann seine pharisäische Heucheley verabscheuen muß; wenn wahr ist, was S. 86. und 87. von seinen Andächteleyen bey heiligen Bildern gesagt wird. Er schmähte auf Brüderschaften, und war selbst in allen Brüderschaften eingeschrieben. Keine Bethschwester hatte so viele Nebengebetheln, und anderes Gezeug, als Kohlbrenner in seinem täglichen Bethbüchel hatte und küßte. Er ist nicht selten Abends an der St. Michaelskirche auf den steinernen Stuffen angetroffen worden, wie er durch die verschlossenen Kirchenthüren hineinbetete." — Er hinterließ ein Vermögen von 70—80000 Gulden. Freylich unbegreiflich für einen Privatmann von armen Aeltern, welcher im J. 1754. mit 100 Gulden Gehalt bey der Kammerkanzley angestellt worden, und erst vom J. 1765—1783. jährlich 2400 Fl. als Sekretär und Kammerrath genossen, daben und durch Erbschaft, noch durch Spiele (er spielte gar nicht) etwas gewonnen hat. Allein welche Lücke ist schon in der Angabe selbst zwischen 70 bis 80000 Gulden? Wie wenig zuverläßig ist die Sage der Leute, worauf sich der Verf. der Anmerkungen bezieht? Er gesteht selbst, daß noch kein Inventarium über das Vermögen des K. verfaßt worden ist. Indessen ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß der Biograph des K. seine Lobesposaune zu hoch angestimmt habe. Oekonomischer Geist geht bey Leuten, deren Herz nicht mit vieler Sorgfalt gebildet wird, nur gar zu leicht in Geiz und Härte über.

Tzl.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Oden des Horatius Flaccus. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Christian Friedrich Karl Herzlieb. Erster Theil. Stendal, bey Franz und Große. 1787. 15½ Bog. 8.

Wenn Uebersetzungen aus den alten Sprachen auf die Bildung unserer Sprache auch gleich den großen Einfluß nicht haben konnten, den mehrere Kunstrichter sich davon versprachen; so bleibt es doch gewiß immer ein verdienstvolles Unternehmen, solchen Personen, die der gelehrten Sprachen nicht mächtig sind, wenigstens einigermaaßen eine Idee von den Schönheiten der alten Schriftsteller zu verschaffen, oder auf diese Art ihre Erlernung zu erleichtern und angenehmer zu machen. Ein Uebersetzer, der einen noch unübersetzten alten Schriftsteller nur mit einigem Glück in unsere Sprache überträgt, verdient Nachsicht und Ausmunterung, oder, wenn er zwar nicht den ersten Versuch wagt, aber doch seine Vorgänger übertrifft, unsern Dank. Was aber soll man einem Mann sagen, der einen schon oft und gut übersetzten Schriftsteller nicht bloß im Ganzen schlechter übersetzt, sondern seinen Vorgängern es sogar nicht einmal in einzelnen Stellen zuvorthut? Und daß die Zahl solcher Verdeutscher nicht klein sey, wird jedermann gestehen, der in diesem Fache unserer neuesten Litteratur nur etwas bewandert ist. Bey manchen Autoren scheint es, als ob die Uebersetzer einen Bund gemacht hätten, daß immer der neueste am schlechtesten übersetzen sollte. Vorzüglich hat Horaz das Schicksal gehabt, unzähligemal auf die widerwärtigste Art travestirt zu werden. Hr. Herzlieb, der Verf. der angezeigten Uebersetzung, bleibt hinter mehr als Einen seiner Vorgänger zurück; daß er einige schlechtere übertrifft, kann ihm wohl nur zu geringem Verdienst angerechnet werden. Ueberhaupt sehen wir den Endzweck dieser Uebersetzung nicht ein. Sie drückt wohl so ohngefähr die Gedanken des Dichters aus, aber der Geist ist verflogen. Die Sprache ist ängstlich, steif und nicht selten, ohne den Text zu rathe zu ziehen, fast ganz unverständlich. Zwar

hat das, was der Verf. von dem Nutzen guter Uebersetzungen rühmt, seine vollkommene Richtigkeit. „Sie lernen dadurch, sagt er, die Schönheiten des Originals mehr empfinden, sie werden mit dem Geiste beyder Sprachen bekannter, sie gewöhnen nach und nach das Ohr an Wohllaut „und Harmonie.“ Aber können sie das aus seiner Uebersetzung lernen? Sie ist in Zeilen abgesetzt, die wie Verse aussehen, aber keine Verse sind: wenigstens haben wir fast nirgends ein bestimmtes Metrum oder auch nur einen vorzüglichen Nummerus und Harmonie entdecken können. Wir setzen die erste, die beste Ode zur Probe her.

An die Pyrrha.

Welcher süße Jüngling, von Salben umduftet,
Umarmt dich, Pyrrha auf Rosen gelagert
In der lieblichen Grotte?
Wem bindest du, kunstlos geschmückt,
Dein blondes Haar zurück? —
Ach! wie oft wird er deine Untreue beweinen,
Und die veränderten Götter!
Wie wird der Neuling die Wogen,
Von düstern Stürmen empöret, anstaunen!
Er, der, leichtgläubig, dich jetzt, sein goldnes Glück genießt,
Dich immer fremder Liebe leer,
Dich immer liebenswürdig hoft,
Und deine trügrische Launen nicht kennt. —
Die Armen, denen du noch ungeprüfet, glänzest!
Aber ich habe (dieses gelobte Bild
An dieser heiligen Wand verkündigt es,)
Ich habe die triefenden Kleider
Aufgehängt dem meergebietenden Gotte.

Der Verf. sagt, seine Uebersetzung wäre das Werk eines langen und oft wiederholten Studiums des Dichters. Er habe mit Liebe und wahrer Zuneigung für den Liebling der Römer (Horaz, der Liebling der Römer? Schade, daß er seinen Gewährsmann anzuführen vergessen hat,) übersetzt. Allein, wir gestehen aufrichtig, daß wir von diesem Studium, dieser Liebe für den Dichter keine Spur in der Uebersetzung entdeckt haben. Grobe Fehler hat sich der Verf. zwar nicht

zu Schulden kommen lassen, aber das war bey einem Schriftsteller, wo schon so gar viel und so gut vorgearbeitet war, kaum möglich. Souſt fehlt in jeder Rucksicht noch sehr viel, daß diese Uebersetzung ganz richtig, bestimmt und fehlerfrey seyn sollte. Welcher süße Jungling. — Das Wort süß hat in dieser Verbindung einen verächtlichen Nebenbegriff, von dem das lateinische gracilis nichts weiß. Schmidt giebt es viel richtiger durch schlank, obgleich auch dieses den Begriff nicht ganz erschöpft. Und warum Jüngling für Knabe? Horaz, der von einem noch ganz unerfahrnen, jungen Menschen spricht, wählte gewiß mit Vorbedacht das Wort puer. Von Salbe umduftet — ist ganz etwas anders, als perfusus odoribus. Man kann von Wohlgerüchen umduftet seyn, ohne, diese Wohlgerüche an sich zu tragen. Auf Rosen gelagert. — In dieser Verbindung kann es sich nur auf eines von beyden beziehen, auf den Knaben, oder auf die Pyrrha: aber auch diese Beziehung ist sehr schwankend ausgedrückt. Und doch soll es auf beyde gehen. Die veränderten Götter. — Wie sklavisch, und wie undeutsch! Soll es heißen: Pyrrha hat die Götter verändert, das heißt, ihren bey den Göttern gethanenen Schwur gebrochen? oder die Götter haben ihre günstigen Gesinnungen gegen den Liebhaber geändert? Anstaunen drückt die Verwunderung über eine große und wichtige, aber nicht über eine unerwartete Erscheinung aus. Sein goldnes Glück, aurea. Wie pretiös! Hr. H. hat diesen und den folgenden Vers so übersetzt, als ob Horaz, (wie einige Ausleger wollen) aus der Allegorie gefallen wäre. Wir wollen ihn hierüber nicht schicaniren, so viel sich auch gegen diese Behauptung einwenden läßt. So viel ist doch gewiß, daß der Dichter mit den Worten nescius aurae fallacis zur Allegorie zurückkehrt, und daß sie auf keine Fälle durch: deine trügerische Launen hätte übersetzt werden sollen.

> Die Armen, denen du, noch ungeprüfet glänzest:
> Aber ich —

Welch ein matter und gezwungener Uebergang! Mit großem Nachdruck setzt Horaz das Me voraus. Da der Verf. sich so freye Verse erlaubte, so hätte er wenigstens auch die am leichtesten auszudrückenden Nüancen des Originals ausdrücken sollen. Nur noch eine Probe.

An seinen Diener.

Ich haß', o Knabe, persischen Aufwand,
Lindenkränze gefallen mir nicht!
Spähe nicht aus, wo noch ein Röschen verweile,
Künstle nicht am Schmuck der einfachen Myrthe:
Denn dich, den Diener, entehrt nicht die Myrthe,
Und mich nicht, wenn ich trinke
In dichter Rebenlaube.

Man sieht wohl, der Verf. wollte mit seinen Vorgängern nicht zu nahe zusammentreffen, und das nöthigte ihn oft ganz gegen den Sinn die Glieder der Perioden zu ordnen. Der Persische Aufwand hätte billig als die Hauptidee, so wie im Original voranstehen sollen. Wiewohl Aufwand an dieser Stelle das apparatus eben nicht sehr glücklich ausdrückt. Lindencränze? coronae *philyra* nexae. Soll Lindenkranz so viel seyn als ein Kranz von Lindenzweigen geflochten, wie reimt sich denn das aber mit dem apparatus? Eine schöne Uebersetzung, die man sich aus dem Original verständigen muß! Wo noch ein Röschen verweile — drückt gar nicht das rosa sera aus. Es ist nicht von der späten Blüthe einer Frühlingsrose, sondern von einer Herbstrose die Rede. Was ist der Schmuck einer Myrthe? denn dich, den Diener — wie prosaisch! entehrt nicht — als ob vom Entehren die Rede seyn könnte; non dedecet, es schickt sich, es steht an. Wie wenig Sinn zeigt unser Uebersetzer für die lebhafte und dichterische Anordnung der Gedanken und die vortheilhafteste Stellung der einzelnen Theile eines Gemäldes, ohne die das Ganze Leben und Seele verliert! Wie schön vollendet nicht Horaz durch das Wort bibentem das ganze Gemälde: bey unserm Verf. hingegen erhält die dichte Rebenlaube, durch die Schlußstellung einen Nachdruck, der ihr hier gar nicht zukommen kann. Ferner, bringt die ganze Construction der drey letzten Zeilen nicht auf den Gedanken, als ob der Dichter sagen wollte: so lange ich trinke, entehrt mich zwar die Myrthe nicht, aber wohl, wenn ich nicht trinke. Doch genug, und mehr, als genug. Wir haben die übrigen Oden eben so genau mit dem Texte und den vorzüglichsten Uebersetzungen verglichen, und allenthalben ähnliche Flecken, nirgend aber gefunden, daß Hr. H. einen seiner Vorgänger in irgend einer wesentlichen Uebersetzertugend übertroffen habe.

Die Anmerkungen sind ein Cento aus den Schmidtischen, Ramlerischen und Janischen Commentaren, oder sagen wenigstens nicht viel, was nicht schon jene sagten. Eigene Bemerkungen macht der Verf. selten, und wo er es thut, selten mit Glücke. So macht er z. B. bey der ersten Ode des ersten Buchs zu dem Vers Me doctarum ederae — die Anmerkung. „Man kann diese Stelle auch noch anders „erklären. Nämlich so: dadurch, daß ich Dichter bin, nehme ich Theil an der Gesellschaft und dem Umgange der Götter. Sie senken sich zu mir herab, ihr Geist umschwebt „mich, und begeistert mich, in meinen dichterischen Entzückungen sehe ich die Götter! diese Erklärung scheint beynahe dem „Gedanken mehr Größe und Feuer zu geben." Ja freylich scheint, aber es scheint auch nur so. Daß alle Götter des einzigen Dichters halber sich vom Olymp herabsenken, scheint ein großer, und ist doch nur ein ausschweifender Gedanke. Dem selbst in der Aufwallung des stolzen Selbstgefühls noch ungleich bescheidnern Dichter, ist es genug, zu ihnen hinaufzusteigen, und zwar auch nur durch fremden Beystand. Si me Lyricis vatibus inseres, sublimi feriam sidera vertice. — Besser hat uns der Vorschlag gefallen v. 32. dieser Ode nach populo ein Punktum zu setzen, und es dafür nach barbiton wegzustreichen. Wirklich wird so der Gang lebhafter, die Verbindung deutlicher, und die Steigerung auffallender. — Dieser erste Theil enthält nur das erste Buch der Oden; nach diesem Plan hätten wir also noch vier solcher Theile zu erwarten. Also auch nicht einmal den Vortheil eines wohlfeilen Preißes, der sie unbemittelten Anfängern empfehlen könnte, gewährt diese neue Uebersetzung, bey der niemand etwas verlieren wird, wenn sie nicht vollendet werden sollte.

Nt.

Bibliothek der alten Litteratur und Kunst. *Zweytes Stück.* Goettingen. 1787. 13 Bogen in 8.

In der ersten Rubrik der Abhandlungen lesen wir voran den Beschluß des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufsatzes über den Proceß des Socrates. Dieser Weise lebte geraume

raume Zeit unangetastet. Ueber den Unruhen des peloponnesischen Krieges vergaß man, ihn zu verfolgen. Unter den dreyßig Tyrannen wurde ihm das Lehren verboten; weiter nichts. Erst nach Wiederherstellung der Democratie brach die Verfolgung durch einen förmlichen Prozeß los, der sein Schicksal entschied. Seiner Ankläger waren hauptsächlich drey, unter denen Anytus der spitzigste gewesen zu seyn scheint. Ihr Charakter und die Motiven ihrer Erbitterung werden hier bezeichnet. Sehr dunkel in dieser Geschichte ist die Frage, vor welchem Gerichtshofe Sokrates gerichtet sey. Die gewöhnliche Meynung war sonst, er sey vor dem Areopagus belanget. So scheinbar einige Gründe dafür sind, so giebt es doch deren beträchtliche dawider. In allen den Apologieen für den Sokrates kommt nie eine Spur vom Areopagus vor. Diogenes von Laerte erzählt, daß der verurtheilenden Stimmen gegen den Sokrates 281 mehr gewesen sind als der lossprechenden. Dieß ergiebt eine Summe von Richtern, die für den Areopagus viel zu groß ist; anderer Schwürigkeiten hier nicht zu gedenken. Freylich hätte nach der alten Solonischen Verfassung die Sache vor dieses Gericht gehört. Allein theils war sein Ansehen gesunken, und man hatte schon vorher Religionsverbrechen vor Volksgerichte gezogen, theils war vielleicht in dem Jahre, kurz nach der Zerrüttung der Demokratie, gar kein Areopagus vorhanden. Wahrscheinlich war die Sache vor dem Heliastischen Gerichtshofe anhängig gemacht: denn nach der Angabe beym Pollux saßen in diesem Gerichte gewöhnlich 500, und in wichtigen Fällen wohl 1000 bis 1500 Richter.

Die beyden Hauptpuncte der Anklage sind bekannt genug. Beydes waren nach den Grundsätzen der Atheniensischen Republik schwere Staatsverbrechen, wie hier mit Beyspielen und Zeugnissen erwiesen wird. Auch wird nicht vergessen zu zeigen, durch welche scheinbare Beweise die Kläger ihre Beschuldigungen unterstützen konnten. Sokrates benahm sich dabey als ein Mann, der nicht sowohl sein Leben retten wollte, wie er durch eine freywillige Entfernung aus der Stadt hätte thun können, sondern der, im höchsten Vertrauen auf seine Unschuld, seine eigne Rechtschaffenheit und seine Verdienste mit einer Würde bekräftigte, die nahe an Eigenlob gränzte, und den Stolz einiger Richter beleidigen mußte. Mit Vorurtheilen gegen ihn und gegen die durch

ihn eingeführte Art zu philosophiren eingenommen, durch die Beredtsamkeit der Gegner geblendet, durch den Schein von Trotz und Unbiegsamkeit in der Verantwortung des Beklagten erbittert, mußte ein großer Theil dieser Richter jetzt den Sokrates in einem falschen Lichte betrachten. In Absicht der Stimmengebung selbst findet sich hier eine nicht geringe Schwürigkeit wegen des Widerspruchs der Nachrichten des Plato und Diogenes hierüber. Plato läßt den Sokrates in seiner Apologie sagen, daß, wenn nur 3 Stimmen gefehlt hätten, Er dem Gericht entgangen und Melitus um 1000 Drachmen straffällig geworden wäre, weil er nicht den fünften Theil der Stimmen gehabt hätte. Diogenes von Laerte hingegen sagt, Sokr. sey mit einem Uebergewicht von 281 Stimmen verurtheilt worden (κατεδικασθη διακοσιαις ογδοηκοντα μιᾳ πλειοσι ψηφοις των απολυουσων.) Freylich durch die vorgeschlagne Aenderung (κατεδικασθη διακοσιαις ογδοηκοντα μιᾳ ψηφοις, τρισι πλειοσι των απολυουσων) wäre die eine Schwierigkeit gehoben. Aber was Plato von dem Fünftel der Stimmen sagt, bleibt im Wege, und die Auskunft des Verf. daß dieß nicht von einer wirklichen Stimmung, sondern von der Aeußerung des Mißfallens der Richter an der Klage des Melitus zu verstehen sey, befriediget nicht. Sokrates war also durch die Mehrheit einiger Stimmen für schuldig erkannt. Nun war noch die Frage, welche Strafe er verdiene. Diese Strafe wurde in Fällen, wo sie das Gesetz nicht ausdrücklich bestimmte, von dem Ankläger geschätzt, und der Beklagte durfte sich gegenschätzen (αντιτιμασθαι oder ὑποτιμασθαι.) Die Richter entschieden alsdann. Hier trug Melitus auf die Todesstrafe an, und die Richter erlaubten dem Sokrates, sich selbst eine Strafe zu bestimmen oder sich gegenzuschätzen: ein Verfahren, welches beweiset, daß die Richter ihn wenigstens über den Einen Punkt der Götterläugnung nicht so sehr für schuldig erkannten, als über den zweyten Klagepunct, der die Verführung der Jugend betraf. Denn in dem erstern Falle war schon lange die Todesstrafe gerichtlich recipirt. Sokrates schätzte sich zu einer Geldstrafe von Einer Mine, welche, sagte er, sein ganzes Vermögen ausmache. Als die Richter hierüber aufgebracht wurden, fühlte er sein ganzes Verdienst, und erklärte, eigentlich verdiene er die auszeichnendste Ehre für einen Bürger Athens, nämlich im Prytaneum auf Kosten des Staats unterhalten zu werden. Nun hielten sie ihn für

einen

einen unverbesserlich stolzen, ihrer spottenden Mann, und er wurde mit 361 Stimmen gegen 198 zum Giftbecher verdammt. Der Verf. bemühet sich zuletzt, das Betragen der Richter als verzeihlich zu entschuldigen, und erwähnt auch noch das edle Benehmen des Volks nach seinem Tode, wodurch wenigstens sein Andenken geehrt, und seine Verdienste, zu spät für ihn, allgemein anerkannt wurde. Unsere Leser werden es verzeihen, daß R. sich bey dem Auszuge dieses Aufsatzes so lange verweilt hat, und es als einen Beweiß ansehen, wie lehrreich und unterhaltend er ihn fand.

Die zweyte Abhandlung ist von G. E. Groddeck, und betrifft die Argonautika des Apollonius Rhodius. Der erste Theil derselben enthält eine historische Uebersicht der in den Scholien zum Apollonius erwähnten Schriften, die der Argonautensänger bey Verfertigung seines Gedichts vor Augen gehabt oder als Quellen benutzt hat. Der Schluß des Aufsatzes wird auf das folgende Stück verspart, und soll theils die Beurtheilung des Dichters in der ganzen Oekonomie des Gedichts und in der Auswahl des vorräthigen Stoffes, theils die Spuren anzeigen, wo der Dichter seinen eignen Weg ohne Vorgänger sich gebahnt hat. Man muß Hrn. G. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in diesem ersten Theile die epischen sowohl als dramatischen Gedichte, welche denselben Stoff bearbeitet haben, und meistens nur aus Erwähnungen der Scholiasten und wenigen Fragmenten bekannt sind, mit fleißiger Belesenheit aufgezählt hat.

Die dritte Abhandlung von Hrn. Fiorillo zu Göttingen betrifft die bekannte Stelle des Plinius, im 35sten Buche seiner Naturgeschichte, Cap. 10. wo vom Apelles und Protogenes die Anekdote erzählt wird, daß ersterer nach Rhodus kommt, den Protogenes nicht zu Hause findet, und, um sich ihm als einen Maler von Range kenntlich zu machen, mit dem Pinsel auf eine leere aufgestaffelte große Tafel eine sehr feine Farbenlinie zieht. Den meisten Lesern wird das übrige bekannt seyn. Hier zählt uns nun erstlich Hr. Fiorillo die verschiednen Meynungen der Kunstverständigen hierüber auf; findet keine, am wenigsten die gemeine Meynung, daß es fein gespaltete Farbenstriche waren, erträglich und so großer Meister würdig, und wagt endlich eine neue Erklärung. Nach ihm sind es nämlich Striche, welche die Regeln der Proportion angaben. Apelles deutete mit weni-

wenigen Strichen die ersten Regeln der Kunst an, gleichsam wie jemand das Skelet einer Figur entwirft. Protogenes fügte mit anderer Farbe neue Unterabtheilungen hinzu, und endlich bezeichnete Apelles mit einer dritten Farbe die Züge der Schönheit und Vollendung. Plinius und seine Gewährsmänner haben gar nicht einmal verstanden, was diese Striche bedeuten sollen. Nun dann ist es freylich kein Wunder, daß man diese Erklärung weder aus den Worten des Plinius auffinden, noch mit ihnen vereinigen kann. Seelig sind also, die nicht sehen und doch glauben. Der R. der aber zur völligen Satisfaction des Hrn. F. auf Kunstkenntnisse keine Ansprüche macht, glaubt hier lieber einfältiglich.

In der zweyten Rubrik giebt es vier Recensionen; 1) über Brunks Tragoedias Sophoclis. 2) Ueber Beckmanns Ausgabe der Schrift vom Aristoteles de mirabilibus auscultationibus. 3) Ueber die Ausgabe des Celsus, Lugd. Bat. 1785. gr. Quart, und 4) über die Ausgabe der Schrift vom Josephus de vita sua vom Abt Henke. Recensionen zu recensiren, ist man überhoben.

Die dritte Rubrik, Inedita et Observationes criticae, welche von den übrigen theils durch den Gebrauch der lateinischen Sprache, theils durch neue Seitenzahlen abgesondert ist, enthält diesesmal kein eigentlich so zu nennendes ανεκδοτον. Denn das erste, ein griechisches Leichenepigramm, welches vor wenigen Jahren auf einem alten marmornen Monument zu Neapel entdeckt wurde, stand zuerst abgedruckt in Caietani Mariae Capycii Opusculis, Vol. I. p. 165. Ein Beytrag für die Besitzer von Leichii Carminibus sepulcralibus. Das zweyte Stück ist ein Commentar zu den Hymnen des Proclus, die im ersten Bande dieser Bibliothek aus einem Madriter Codex bekannt gemacht wurden. Das dritte ein paar Verbesserungen über einige Pindarische Stellen und über ein Epigramm des Meleager aus der Anthologie.

Qw.

Theogonia **Hesiodea** Textu subinde reficto in usum praelectionum seorsum edita a *Frid. Aug. Wolf*, Phil. Prof. publ. ord. in Acad. **Halensi. Halae, apud Gebauer.** 1783.

Herr

Herr Prof. Wolf hat dieses Gedicht des Hesiodus zunächst zwar, wie der Titel und die Vorrede zu erkennen geben, zum Gebrauch seiner akademischen Vorlesungen bestimmt; wir sind aber versichert, daß diese Ausgabe jedem, die Liebe zur griechischen Litteratur haben, angenehm seyn wird. Der Text ist sauber gedruckt und correct, und die kritisch erklärenden Anmerkungen gereichen dem Buche zur Zierde. Man erkennet darin einen guten Philologen und einen Schüler von Heyne.

Hw.

L. Apulejum Aegyptiis mysteriis ter initiatum, praeside *Ierem. Iac. Oberlino*, Log. et Metaphys. P. P. O. solemni eruditorum examini subjicit auctor *Ioh. Iac. Iaegle*, Argentoratens. Strasburg, bey Lorenz und Schüler. 1786. 30 Seiten in 4.

Daß Apulejus sich dreymal in die Aegyptischen Mysterien habe einweihen lassen, beweißt der Verf. aus dem goldnen Esel sehr gut. Er zeigt dabey gute Belesenheit in alten und neuer Schriften, auch den Werken über die Kunstalterthümer, indem er manche den Beschreibungen beym Apulejus ähnliche Kunstwerke zur Erläuterung anführt. Als Zweck des Romans vom goldnen Esel nimmt der Verf. an, Apulejus habe das sinkende Ansehn der Mysterien erhoben, zugleich auch den darüber spottenden Christen manchen Stich geben wollen; vielleicht wollte er auch, als Platoniker, nähern Umgang mit der Gottheit dadurch glaublicher machen, und den Glauben an Magie unterstützen helfen. Man weiß, diese Philosophen waren damals, ganz unphilosophisch in den gröbsten Aberglauben versunken. Dieß wird um so glaublicher, da Apulejus als Zauberer wirklich angeklagt, und für solchen allgemein gehalten wurde. Als Mittel zu Erlangung von Wunderkräften pflegten die Philosophen seiner Schule die Einweihungen und Mysterien sorgfältig zu empfehlen, und das nicht ohne Grund, weil durch die Vorbereitungen, und Priestergaukeleyen das Gehirn so verwirrt ward, daß jeder noch übrige Funken gesunden Menschenverstandes noth-

wen-

wendig darunter ersticken mußte. Den Lucianischen Roman, denn der Hauptstoff ist daher entlehnt, bis auf die Einweihungen, benutzt Apulejus gerade zur entgegengesetzten Absicht, jener lacht über die Zauberkünste, dieser vertheidigt sie. Vielleicht wählte Apulejus diesen Stoff mit Fleiß, um dadurch den Eindruck von Lucians Esel auszulöschen, und selbst die Spötter zu bekehren.

Uz.

Dionysii Halicarnassensis Archaeologiae romanae, quae ritus romanos explicat, Synopsis. Adornavit, animadversiones interpretum suasque et indicem in usum tironum locupletiorem adjecit *David Christianus Grimm*. A. M. et Lyc. Annaem. R. Accedunt auctaria quaedam. Lipsiae, sumtu Weidmanni heredd. et Reichii. 1786. 1 Alph. 12½ Bog. in gr. 8. nebst 18 Seiten Vorrede. (Der griechische Text S. 1—465. Das Uebrige Index graecitatis und 12 Seiten addenda et corrigenda.)

Aus dem Titel, der aber nicht recht deutlich ist, kann man sehen, was in dieser Dionysischen Chrestomathie enthalten ist. In der etwas schwerfällig geschriebenen Vorrede giebt Hr. R. Grimm Nachricht von seiner Absicht und Rechenschaft von seinem Verfahren. Er hat sich nämlich bemühet, aus dem Dionysius alles dasjenige auszuziehen, was sich auf die eigentlich so genannten römischen Alterthümer, oder auf die politische, Kriegs- und Religionsverfassung des ältern römischen Freystaates beziehet; und zwar nicht nach der Ordnung der Materien — welches auch allerdings wegen des genauen Zusammenhanges mit der Geschichte eine große Unbequemlichkeit gehabt haben würde — sondern nach der Reihe der eilf Bücher, welche wir von des Dionysius Geschichte noch übrig haben. Die Reiskische Ausgabe Leipz. 1774. liegt dabey zum Grunde. Unter dem griech. Texte stehen Anmerkungen, welche theils critisch, theils erklärend sind, und theils

von

von andern, theils von dem Herausgeber selbst herrühren. Diese Anmerkungen sind, überhaupt genommen, recht gut; hätten aber, zumal die critischen, in einem bloßen Auszuge zum Gebrauche für die Jugend, welche vornehmlich nur römische Alterthümer daraus lernen soll, füglich entbehret werden können; indem sie das Buch um ein merkliches vergrößern und theurer machen. Ebendasselbe, und vielleicht mit noch mehrerm Grunde, kann man von dem angehängten Index graecitatis sagen, der in Beziehung auf die in diesem Auszuge enthaltenen Stücke ziemlich vollständig zu seyn scheinet, und worin noch verschiedene in dem Texte vorkommende Sachen näher erkläret werden. Man muß ja voraussetzen, daß der Schüler, dem man diese Archäologie in die Hand giebt, mit einem guten griechischen Wörterbuche versehen sey. Es ist sehr unangenehm, wenn man ein ziemlich großes Buch hat, welches mit einem recht brauchbaren Apparatus versehen ist, und dennoch ein unvollständiges Werk besitzet. Wenn man zu der angeführten Bogenzahl noch einige wenige Bogen hinzufügte, und Noten und Index wegließe, so würde man den ganzen griechischen Text des Dion. fast für eben denselben Preiß haben können. Jetzt ist noch die Unbequemlichkeit bey dieser Synopsis, daß man, wie viel Mühe sich auch Hr. R. Gr. gegeben hat, oft den Zusammenhang nicht recht einsiehet, nicht siehet, welche Begebenheiten und Umstände die besondern Einrichtungen, Verordnungen, Gebräuche u. s. w. vorbereitet oder veranlaßt haben. Wäre es nicht besser, daß man in Rücksicht auf die alten Classiker, welche man entweder zum Theil oder ganz der Jugend in die Hände schaffen wollte, einzelne Bücher oder einige nach der Reihe in kleinen Bänden abdruckte, und selbige bis zum Ende des Werkes fortsetzte, die man aber einzeln müßte kaufen können? Auf diese Art könnte man doch, wenn man wollte, das Buch ganz haben.

Uebrigens ist dieser Auszug recht brauchbar, und Hr. R. Gr. legt darin gute Einsichten in die Sprache und in die Sachen an den Tag. Nur sein lateinischer Styl, besonders in der Vorrede, ist zu verschroben und zu gekünstelt. Auch hat er wohl daran gethan, daß er durch diesen Auszug die jungen Studierenden und selbst viele Schullehrer in den Stand gesetzt hat, die Kenntniß der römischen Alterthümer aus der Quelle selbst zu schöpfen. Dionysius ist ohne Zweifel unter

 den

den Alten derjenige, der — als Grieche und Ausländer — über die ältere römische Staatsverfassung am umständlichsten geschrieben hat, und hat vieles bemerkt, über welches die römischen Geschichtschreiber als gar zu bekannt hinweggegangen sind; obgleich verschiedene, unter andern Beaufort (S. Röm. Republik I. Th. S. 13. und a. a. O. und *Dissert. sur l' incertitude etc.* II. Th. I. Kap.) gegen seine Zuverlässigkeit und Genauigkeit nicht unerhebliche Zweifel erreget haben.

C. *Corn. Taciti* de situ, moribus et populis Germaniae libellus, ex recensione Ernesti et Gruteri, cum versione germanica, annotationibus et indice geographico. Altenb. ex offic. Richter. 1786.

C. C. *Tacitus* Beschreibung des alten Teutschlands mit Anmerkungen. Altenb. 1786. zusammen 158 Seiten in 8.

Man kann schwerlich absehen, zu welchem Ende und aus welchem Grunde der ungenannte Verfasser die bereits ziemlich starke Anzahl der Uebersetzungen dieses Buches, welche theils einzeln, theils bey den sämmtlichen Werken des Tacitus herausgekommen sind, mit dieser neuen noch vermehret habe; zumal da dieselbe nicht um ein Haar besser als die vorhergehenden, sondern vielmehr, sowohl in Ansehung der Uebersetzung als der Anmerkungen, weit schlechter und unrichtiger ist. Was er in der Vorrede von seiner Absicht dabey und von einigen andern Dingen sagt, ist ein verworrenes und unverdauetes Gewäsche. Die Uebersetzung selbst läßt sich noch so ziemlich lesen; wiewohl es auch hier nicht an Unrichtigkeiten fehlet: die Anmerkungen aber, welche theils unter dem lateinischen, theils unter dem deutschen Texte, bisweilen auch unter beyden stehen, und also zweymal vorkommen, wimmeln von falschen und ungereimten Behauptungen, und sind großentheils, insonderheit in dem angehängten geographischen Register, ganz unzweckmäßig. Unter der kurzen Lebensbeschr. des Tac. — welche ein neues Titelblatt

blatt hat, obgleich sie ohne die Anmerkungen nur etwas über eine Seite lang ist, heißt es: die Römer waren in 3 Stände vertheilt, in den ordo senatorius, equestris und *populus*; der letzte kann wieder in Freye und Sclaven eingetheilt werden. Wenn der Uebers. eine verschiedene Lesart anführt, so sagt er immer: Ernesti will gelesen haben; da er doch aus dem Ernestischen Tac. selbst hätte sehen können, daß sie von Lipsius, Gronov u. a. herrühren. In den Erinnerungen zu dem geographischen Register thut der Verf. als ob er es mit großer Mühe aus den Alten selbst verfertigt hätte, und nennet es eine mühsame Arbeit, für welche er Dank verdiene; und es ist doch nur aus den bekanntesten neuern Schriften, mit Hinzufügung vieles Falschen und Unzweckmäßigen zusammengetragen. Unter Afrika, sagt er, verstanden die Römer insbesondere Numidien und Mauritanien. Die Angli wohnten im Lüneburgischen an der Oberelbe. Die Priester rc. der Gallier (S. 145.) waren die Druiden, ein Name, der aus dem griechischen Wort Eichen entstanden ist. — Dann folgt von Gallien wieder etwas ganz Unzweckmäßiges, wobey Rousseau, Millot und Voltaire angeführt werden. Helvetii waren die alten Einwohner der Schweiz — wozu in den neuern Zeiten noch Basel, Schafhausen, Graubünden und Valesan gekommen sind. Was doch das letzte mag seyn sollen? Unter Hercynia silva werden der jetzige Harz und desselben Besitzer beschrieben. Bey Italien — von dem alten ist doch die Rede — werden Addison, Jagemann und Archenholz angeführt. Poeni waren die Einwohner des Königreichs Carthago. Doch dieß mag genug seyn. Zur Probe wollen wir noch ein kurzes Stück aus der Uebersetzung mittheilen, und einige der neuern Uebersetzer daneben stellen.

Unser Uebersetzer. S. 84. Kap. 12. Bey einer solchen Versammlung kann man auch Klagen anbringen, und Verbrecher, die das Leben verwirkt haben, belangen. Die Strafen richten sich nach den Verbrechen. Verräther und Ueberläufer werden an Bäume gehenkt, Feige, Schwächlinge und Leibesschänder (hiezu eine Anmerkung) werden in Morast versenkt, und mit Flechten bedeckt. Diese Verschiedenheit der Todesstrafen beruht auf dem Satz: durch Strafen müssen Bosheiten — an den Tag gebracht, Schandthaten — versteckt werden.

Parzke. Man mag in der Versammlung auch anklagen, und sogar bis auf Leib und Leben gehen. Der Unterschied der Strafen richtet sich nach dem Verbrechen. Verräther und Ueberläufer werden an Bäumen aufgehenkt; Zaghafte und Feige, und Weichlinge (auch eine Anmerkung) in einem Sumpf oder Morast ersäuft, und mit einer Hürde bedeckt. Die Verschiedenheit dieser Todesstrafen zielet dahin, daß Laster durch die Bestrafung gleichsam allen vor Augen gestellt, unnatürliche Schandthaten aber dem Blick entzogen werden sollen.

K. G. Anton. (Leipz. 1781.) Vor der Hermannei anklagen, selbst bis an den Hals gehn, ist erlaubt. Unterschied der Strafe kommt vom Verbrechen. Verräther und Ueberläufer hängen sie an Bäume; Feige und Unkriegerische und Entnervte (dazu ebenfalls hintenan S. 111. eine Anm.) werfen sie in Koth und Sümpfe; über sie eine Hurde. Diese verschiedne Todesart zielt dahin: Laster müsse man durch Bestrafung kund machen, Schandthaten bedecken.

Bahrdt. Auch Anklagen, sogar peinliche, können bey der Rathversammlung angebracht werden. Unterschiede der Strafen bestimmt das Verbrechen. Verräther, Ueberläufer hängen sie an Bäumen auf, Pflichtträge und Kampfscheue und mit Schandezeichen Behaftete (2 kurze Anmerkungen) werden in Schlamm und Sumpf versenkt, und eine Horde auf sie geworfen. Diese Verschiedenheit der Todesart soll andeuten, daß man bey Bestrafungen, Freveltaten zur Schau stellen, Schandthaten dem Aug' entziehen müsse.

(Die corpore infames, in den angeführten Uebersetzungen, Leibesschänder, Weichlinge, Entnervte, mit Schandezeichen Behaftete, haben bekanntlich den Auslegern viel zu thun gemacht. Recensent findet in der ganzen Nachricht des Tacitus eine große Schwierigkeit; und der Geschichtschreiber ist vielleicht übel berichtet worden. Die alten Deutschen waren — wie alle Völker auf dieser Stufe der Cultur — mit Leibesstrafen gar nicht freygebig. Selbst Todschlag wurde nach K. 21. nur durch ein Wehrgeld gebüßet. Und sie sollten alle die transfugas, ignavos, imbelles und corpore infames gleich aufgeknüpft und ersäuft haben! Vermuthlich haben unsere alten Vorväter die genannten Verbrecher nur nach dem entweder natürlich erfolgten Tode, oder

wenn

wenn sie im Kampfe oder auf der Flucht ums Leben gekommen waren, auf die vom Tacitus gemeldete Art behandelt. Sie erhielten ein unehrliches aber verschiedenes Begräbniß. Die von der letztern Art, die mit Wunden oder Narben auf dem Rücken gezeichnet, wurden nach dem Tode in Moräsen versenkt, um sie aus den Augen zu schaffen, und ihr Andenken zu vertilgen; so wie die Leichen der erstern, andern zur Warnung, öffentlich aufgehenkt wurden.)

Ph.

---

12. Erziehungsschriften.

Versuch eines kurzgefaßten Lehrbuchs der nöthigsten Kenntnisse und der Religion für deutsche Schulen. Quedlinburg, bey Reußner. 1787. 206 S.

Gleich die Vorrede verräth einen sehr verständigen mit den Bedürfnissen der Menschheit und der Schulen hinlänglich bekannten Mann, und das Buch selbst täuscht die Erwartung nicht, die man sich nach gelesener Vorrede von seinem Verfasser macht. Man kann es allen deutschen Schulen als eins der besten in seiner Art unbedingt empfehlen. Es ist durchaus voll gesunder und zuträglicher Nahrung für den Geist und das Herz der Jugend. Aber wo sind nun die Lehrer, die von einem solchen zweckmäßigen Buch Gebrauch machen dürfen und können? Das fällt mir oft ein, wann ich ein gutes Buch dieser Art in die Hand bekomme, und dann um mich schaue, und sehe, wie an den meisten Orten allem Guten der Eingang durch Gesetze und Unwissenheit versperrt ist. — Außer der Orthographie und Arithmetik, die der Verf. mit Fleiß weggelassen hat, unter andern auch aus der Ursache, um das Buch nicht zu vergrößern und dadurch zu vertheuern, fehlt hier kein Fach gemeinnütziger Kenntnisse, und in keinem fehlt das Nöthige; auch ist keins überladen. Doch hätte ich in Asia und Afrika statt einiger wenig vorkommenden Namen von Ländern lieber einige merkwürdige Oerter gesehn. Auch fehlen einige sehr nöthige historische Vorkenntnisse, z. B. die Begriffe vom Königs Monarchie u. dgl.

Ferner, da der Verf. in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, „daß er hier keine Dogmatik, nicht einmal eine populäre Dogmatik habe schreiben wollen, sondern nur einen kurzen Unterricht von den Lehren und Pflichten des Christenthums für Anfänger in deutschen Schulen; daß er folglich alles Schwerere und nur Erwachsenen etwa Begreifliche vermeiden mußte:“ so bitte ich ihn zu überlegen, ob nicht §. 291. S. 261. besser weggeblieben wäre. Man muß, deucht mir, das Ansehn der heiligen Schrift und die Göttlichkeit der christlichen Religion unsern Kindern, die mitten in der Christenheit geboren werden, eben so wenig beweisen, als die Abstammung unserer Regenten aus uraltem königlichen oder fürstlichen Blut. Man muß vielmehr beydes voraussetzen, ihnen beydes bloß erzählen als eine Sache, die so ist, dann werden sie sicher nicht daran zweifeln. Aber, man sage was man will, sobald man anfängt etwas zu beweisen, woran nicht gezweifelt wird, so macht man Zweifel rege. Das sollte man aber am wenigsten thun in einer Sache, wo sie, einmal aufgewacht, so schwer zum Schweigen zu bringen sind, und wo selbst solche vernünftige Männer als unser V. ihnen nichts bessers entgegen zu setzen wissen, als die drey Beweise in gedachtem §. Diese Beweise von der Göttlichkeit der Bibel und der Religion haben im Grunde alle Ungläubige hervorgebracht. Sie beweisen nur, für diejenigen, die keinen Beweiß brauchen, in deren Kopf gar keine Zweifel aufsteigen, und die den Satz sammt den Beweisen bloß nachbeten, bloß mit dem Gedächtniß fassen. Den denkenden Köpfen hingegen wird nicht nur das zu Erweisende nicht erwiesen, sondern sie fühlen sich geneigt, das Gegentheil um so eher zu glauben, je schwächer sie die Beweise finden. Ich bitte aber mich nicht unrecht zu verstehn. Meine Meynung ist nicht, daß man den Kindern nicht sagen soll, daß in der Bibel Weissagungen stehn, und daß Jesus und seine Apostel Wunder gethan haben. Das müssen sie allerdings historisch wissen. Man soll nur auf diese historischen Sätze nicht die Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion gründen, die ohne sie viel fester steht. Aber auch hier wolle man mich nicht misdeuten. Ich kann und will nicht hindern, daß Jesus um seiner Wunder willen für einen göttlichen Gesandten gehalten werde, und daß das Ansehn, was er dadurch erhält, Jung und Alt den Werth seiner Lehre empfehle, und sie für diese Lehre einnehme. Aber ein anders

ist:

ist: Auctorität als Hülfsmittel zur Erweckung der Aufmerksamkeit brauchen, oder auch sie als Stütze der Ueberzeugung den Schwachen lassen; und ein anders: Auctorität zur Grundlage der Ueberzeugung machen. Dieß letztere sollte man nicht thun, weil Auctorität nie überzeugen, sondern bloß überreden kann. Dazu kömmt noch, daß es möglich ist, daß Manche den Glauben an jene historischen Sätze, worauf sich das Ansehn des Stifters unserer Religion gründet, mit der Zeit verlieren; denn die Natur historischer Sätze bringt es mit sich, daß sie dem Glauben verlierbar sind. Geschieht nun dieß, so läuft die Ueberzeugung von den darauf gegründeten Religionswahrheiten große Gefahr, mit verloren zu gehn. Diese sind aber doch in der That für das Wohl der Menschen zu wichtig, als daß man sie einer solchen Gefahr aussetzen sollte. Daher sollte man sie nicht auf dem unsichern Triebsand des historischen, sondern auf dem Felsen des unverlierbaren Vernunftglaubens gründen, dabey aber jedermann sich auf seinen historischen Glauben stützen lassen, so gut und so lange er kann.

Hz.

Dramen zur Belehrung junger Frauenzimmer nach ihrer ersten Erziehung, von einer englischen Dame. Erster Theil. 352 Seiten. Zweyter Theil. 342 S. in 8. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787.

Der Uebersetzer erinnert selbst in der Vorrede, daß man seine Erwartungen wenig befriedigt finden würde, wenn man in diesen Dramen Theaterstücke suchen wollte, die sich durch sinnreich ausgedachte Fabeln, künstliche Verwickelungen, unerwartete Theaterstreiche, launigte und hervorstechende Charaktere, glänzenden Witz und hinreißenden Dialog auszeichneten. Es sind bloß Auftritte und Vorfälle aus dem menschlichen Leben in dramatische Form gekleidet, aber deshalb um nichts weniger unterhaltend, und an brauchbaren Lehren für die junge weibliche Welt höchst fruchtbar. Freylich wäre es noch besser gewesen, wenn der Uebersetzer mehr eine freye Bearbeitung, als bloße Uebersetzung geliefert, und die ausländischen Sitten mit einheimischen vertauscht hätte. Indeß,

da die Empfindungen und Gefühle des Herzens, die Lehren der Tugend, Anstand und Schicklichkeit und die Begriffe von moralischem Guten und Schönen in allen aufgeklärten Ländern fast durchaus dieselben sind, und die englischen Sitten zu sehr in diese kleinen Dramen verwickelt waren, so kann man es dem Uebersetzer desto eher verzeihen, daß er sich begnügte, eine bloße Verdeutschung zu liefern. Wie gesagt, in moralischer Rücksicht verdient dieses Buch allen Beyfall, und einen Platz in den Lesebibliotheken junger Frauenzimmer von einem gewissen Stande. Die Verfasserin bemerkt in der Vorrede, daß, ohnerachtet der großen Menge Erziehungs- und Kinderschriften, es doch nur wenige gebe, die für junge Mädchen, die nun im Begriff stehen, die Schule zu verlassen, und in die Welt einzutreten, bestimmt wären. Dieser Zeitpunkt wird von den meisten als die Periode ihrer Freyheit angesehen, wo sie sich einbilden, richtige Begriffe von den Menschen und Dingen zu haben, und sich selbst regieren zu können. Dieses unzeitige Zutrauen, das natürlicher Weise Stolz, Liebe zum Widerspruch und noch mehr dergleichen Fehler erzeugt, zu unterdrücken, stellt die Verfasserin einige häusliche Szenen auf, worin sie die glücklichen Folgen der kindlichen Liebe, einer sanften Gemüthsart und einer entschlossenen Seele zeigt. Das englische Original enthält drey Bändchen, die der Uebersetzer in zwey Theile zusammengezogen hat. Der erste Theil enthält 1) die gute Stiefmutter ein Schauspiel in drey Aufzügen. Die zwoten Heyrathen bringen oft in Familien viel Uneinigkeit hervor. Gewöhnlich haben die Kinder der ersten Ehe gegen die Stiefmütter ein gewisses Mistrauen, und sind geneigt, ihnen Gehorsam und Ehrerbietung zu verweigern. Die Verfasserin sucht in diesem Stücke zu zeigen, daß ein gutes Betragen das schicklichste Mittel sey, Harmonie und Eintracht hervorzubringen, wenn nur beyde Theile Verstand und gutes Herz besitzen. 2) Die gute Stieftochter, ein Schauspiel in drey Aufzügen. Die Absicht dieses Stücks ist, junge Gemüther zu warnen, daß sie sich nicht wider einen Vater empören, wenn er eine unglückliche Verbindung eingehen sollte, sondern sich vielmehr bestreben, durch Liebe und Gefälligkeit ihm sein Schicksal zu erleichtern. 3) Die Sinnesänderung, ein Drama in drey Aufzügen. — Der zweyte Theil enthält folgende Stücke: 1) Die mütterliche Schwester, ein Drama in drey Aufzügen. Dieses und das vorige

rige Stück sollen zeigen, wie fürchterlich ein Leben voll anhaltender Zerstreuung in seinen Folgen ist, da es die Ausbildung des Verstandes hindert, häusliche Eintracht vernichtet, der Gesellschaft nachtheilig ist, und den Verlust der ewigen Glückseeligkeit nach sich ziehen kann. Die engen Schranken dieser kleinen Schauspiele erlaubten freylich der Verf. nicht, ihren wichtigen Gegenstand von allen Seiten in das hellste Licht zu setzen, diejenigen Seiten aber, deren Schilderung sie unternommen hat, sind mit viel Natur und Wahrheit und auf eine eindringende Art vorgestellt. 2) **Der Sieg der Vernunft**, ein Drama in drey Aufzügen. Zeigt die Thorheit und das Hassenswürdige des Stolzes, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Demuth, und die Vortheile einer Erziehung, die solche Grundsätze einflößt, im Stande der Widerwärtigkeit. 3) **Der Kontrast**, ein Drama in drey Aufzügen. Soll das Abstechende in den Gesinnungen einer Tochter darstellen, die unter den Augen einer sorgsamen und zärtlichen Mutter erzogen ist, gegen die eines armen jungen Geschöpfs, die von einer unbesonnenen Mutter in ein fremdes Land verbannt worden, wo sie einige ihrer kostbarsten Jahre in Nahrung des Hanges zur Eitelkeit, in Erlernung falscher Begriffe von Glückseeligkeit, in tumultuarischen Ergötzlichkeiten unter der Vorstellung vom guten Tone und einer verfeinerten Lebensart verschwendet hat. — Wir haben keine Gelegenheit die Uebersetzung mit dem Originale zu vergleichen; zwar scheint sie ziemlich richtig zu seyn, aber auch etwas steif, ängstlich. Einige Gedanken sind ziemlich schielend ausgedrückt, und die Sprache ist nicht ganz rein. Am schlechtesten ist das, was zum Dialogischen gehört, ausgefallen, was desto weniger zu verzeihen ist, da es hierbey oft nur auf Kleinigkeiten ankam, die mit einem Federzug zu ändern waren.

Za.

Gemeinnütziges Schulbuch bestehend in einer kurzen Anweisung zu demjenigen, was ein jeder junger Mensch bürgerlichen Standes, der in der Welt wohl fortkommen will, zu lernen hat; auch manchen Alten nöthig und nützlich zu lesen. Von M. Joh. Mich. Schmidt, Rector der lateinischen

Schule und Aufsehern der Alumnen zu Marktbreit. (wer wird aus einem Theil seiner Amtsführung einen eignen Titel machen?) Leipzig. 1787. 18 Bogen in 8.

Der Titel, der ein allgemeines Schulbuch aller jugendlichen Kenntnisse erwarten läßt, verspricht weit mehr, als das Buch selbsten leistet, welches bloß einen Unterricht in der christlichen Glaubenslehre nach der Ordnung und Anleitung des Katechismus enthält. Der Verf. muß also den lutherischen Katechismus allein für dasjenige halten, was jeder junge Mensch, der in der Welt fortkommen will, zu lernen hat: denn daß mehrere Theile anderer Stücke des Unterrichts nachfolgen sollten, sagt weder der Titel noch die Vorrede. Der Verf. bekennt selbst, daß er die Herausgabe seines neuen Schulbuchs mit gar nichts zu rechtfertigen wisse, daß es aber aus Aufsätzen bestehe, wornach er als Hofmeister und als Schulmann informirt habe, und die für seine itzigen und gewesenen Schüler einigen Nutzen haben würden. Nun was der Verf. selbst nicht weiß, weiß der Rec. noch weniger, und kann den Nutzen gar nicht absehen, den das Buch haben soll. Es enthält nichts als alte, rohe und ungeläuterte Dogmatik, aus der doch auch kein Schimmer reinerer, berichtigter Begriffe, keine Spuhr des mindesten Zweifels an der Untrüglichkeit des alten Systems, oder des Gebrauchs neuerer Belehrungen, hervorleuchtet. Es besteht aber dieses Schulbuch aus zweyen Theilen, und der erste (er hat keine Ueberschrift und Bestimmung seines Inhalts) aus drey Abtheilungen: 1) von den hieher gehörigen Dingen überhaupt (so ist die 1ste Abtheilung überschrieben.) Aus dem Zweck der Schulen und dem Bedürfniß unsrer Zeiten folge, daß jeder junge Mensch, der in der Welt fortkommen wolle, Christenthum, lesen, schreiben und rechnen lerne, sich selbst und die Dinge, die ihm am nächsten sind, kennen lerne, seine Gesundheit zu erhalten wisse, die Rechte, Gesetze und Gewohnheiten seines Vaterlandes kenne, sich zur Ordnung gewöhne, eine schickliche Lebensart wähle, und gehörig erlerne, und mit diesem allem einige Sprachen, besonders die Lateinische, Historie, Geographie, etwas Musik und Mathesis (nicht Mathesis) verbinde. 2) Von dem erforderlichen Verhalten eines lehrbegierigen Schülers. Er muß fromm seyn, seine Lehrer

aus

aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten, gehorsam seyn, Lust in die Schule bringen, aufmerksam, fleißig, ernsthaft, geduldig und getrost seyn. (Logik scheint des Verf. Sache nicht zu seyn.) 3) Anweisung zum wahren Christenthum. Vorbereitung. 1ster Abschnitt: von der natürlichen und geoffenbarten Religion. 2ter Abschn. von der heil. Schrift. 3) Vom Christenthum und den verschiednen Partheyen desselben. Nun soll vermuthlich der andere Theil angehen, der die Erklärung des Katechismus enthält. Der Verf. scheint aber vergessen zu haben, daß er mit einem ersten Theil angehoben hat, und fährt also sogleich mit dem ersten Hauptstück von dem Gesetz und den zehn Geboten fort, das 2te handelt vom Evangelio, wo die Lehre von Gott eingeschoben ist; dann folgen die drey Hauptartikel des Katechismus; bey dem ersten wird auch von Teufeln und Gespenstern gehandelt: die übrigen enthalten die Lehre von Christo, dem heil. Geist und von der Heilsordnung, von der Kirche, von dem Todt und den letzten Dingen. 3tes Hauptst. vom Gebet. 4tes, von den Sacramenten überhaupt, und der heil. Taufe insonderheit. 5tes, von der Buße und dem heil. Abendmal. 6tes, von dem sogenannten Amt der Schlüssel — vom Beichtwesen und Predigtamt. Den Schluß macht die Erklärung des Anhangs zum Katechismus, die Haustafel enthaltend. Alles ist durchgehends, nach alter Art, sehr reichlich mit Sprüchen belegt, Lehrern allenfalls, die den Katechismus zu erklären, oder darüber zu predigen haben, kann das Buch nützlich seyn und guten Stoff an die Hand geben. S. 41. sagt der Verf. „das Wort Prophet bedeute in der hebräischen Sprache wie das Wort Apostel in der Griechischen, einen Mann, der von Gott herbeygeführt oder gesandt worden sey u. s. w. Wir hätten doch von dem Verf. lernen mögen, was für eine Etymologie des Worts Prophet er im Hebräischen annehme, ob er wirklich glaube, daß es hebräischen, und nicht wisse, daß es griechischen Ursprungs sey.

Pf.

Le nouveau Robinson, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans, traduit de l'allemand de M. *Campe*. Enrichi de Remarques Allemandes à l'usage de ceux qui appren-

prennent le françois. *Tome I.* 19 Bogen. *Tome II.* 21½ Bogen in 8. Frankfurt, bey Keßler. 1787.

Recueil de Voyages interessans pour l'instruction et l'amusement de la jeunesse par M. *Campe.* Traduit de l'Allemand. *Tome I.* à Francf. chez Streng. 1786. 16 Bogen in 12.

Il nuovo Robinson per servir di divertimento, ed istruzione della gioventu. Tradotto in italiano dall' originale tedesco del Sr. *Campe. Parte I.* in Halle. Stampato à spese di Heller. 1787. 15 Bog. in 8.

Ueber die Campischen Schriften, deren französische und italienische Uebersetzung wir itzt anzeigen sollen, ist unser Urtheil schon längst in der A. d. B. gesagt worden, und das Publikum hat dasselbe durch einen allgemeinen Beyfall bestätigt. Man hat aber geglaubt, daß sie wegen ihres anziehenden und die Aufmerksamkeit des jungen Lesers unterhaltenden Inhalts, auch in einer Uebersetzung den Nutzen haben würden, zu einem französischen, und für die Lehrlinge der italienischen Sprache, zu einem italienischen Lesebuch für die Jugend zur Uebung in beyden Sprachen gebraucht zu werden. Wir müssen sagen, daß beyde Uebersetzungen sehr gut sind, und ohne Bedenken auch von Seiten der Sprachrichtigkeit der Jugend in die Hände gegeben werden können. Vielleicht tragen sie etwas dazu bey, den Telemach immer mehr daraus zu verdrängen, der lange genug, im Original sowohl, als in seinen Uebersetzungen, sehr mit Unrecht, das alleinige Handbuch französischer und italienischer Sprachschüler gewesen ist. Doch hat es uns gewundert, in der Reisebeschreibung, bey Wismar noch die Stelle zu finden, die Hr. Campe selbst nachher widerrufen hat, da doch die Uebersetzung vermuthlich nicht ohne sein Vorwissen gemacht worden ist. Die deutschen Noten zum Robinson sind wie die zum Telemach,

Telemach, Uebersetzungen einzelner Wörter und Gallicismen.

Ag.

Der neue Kinderfreund. Eine Monatschrift. Herausgegeben von P. A. Winkopp. IVtes Heft. Wien, bey Stahel. 1786. 8 Bog. in gr. 8.

Die erheblichsten Aufsätze in diesem Hefte sind, der Theestrauch, die Pabstwahl, der Doge zu Venedig, Veldner, eine moralische Erzählung — zur Lehre, daß der Mensch bey den günstigsten Umständen nicht glücklich sey, so lange er herrschenden Leidenschaften dient; kurze Nachricht von einigen ausländischen Erzeugnissen, als Schokolate, Fieberrinde und Taback — ja wohl kurz, unvollständig und mit unter falsch, z. E. von der Schokolate (so schreibt der Verf.) heißt es: die Kakaobohnen würden klein gestoßen, gebrennt u. s. w. also eher gestoßen, und hernach gebrennt? und ist denn das Kleinstoßen hinlänglich? ferner: die Vanille sey eine Art von Rinden, fast so wie Zimmt, die man in jedem Gewürzladen sehen könne — desto schlimmer, wenn der Verf. demohngeachtet so was in die Welt schreiben kann, wo ihn jeder Apothekerjunge eines bessern belehren kann. Gespräch zwischen einem Kaufmann und einem Soldaten — über die Pflicht der Wohlthätigkeit gegen Arme, wofür die gewöhnliche Kaufmannsseele keinen Sinn hat. Gespräch eines Vaters mit seinem Sohn über die Gespenster. Die belohnte Gastfreyheit; ein Beyspiel aus der russischen Geschichte, von Peter dem Großen, die schon durch manche Kinderbücher gegangen ist. Eroberung Peru's durch Franz Pizarro. Der kleine Maler, ein Schauspiel in drey Aufzügen. Ein Stück voller Naivetät und Wahrheit in Gesinnungen und Charakteren. Die Kürze verbietet uns, den Inhalt auszuziehen. Die Gedichte aber sind abermals weit unter dem Mittelmäßigen.

F. W. Klädens Vorschläge zu einer vernünftigen und glücklichen Wahl. An seine jungen Freunde. Stendal,

Stendal, bey Franzen und Große. 1787. 100 Seiten in 8.

Wir wissen nicht, ob man in irgend einer Provinz das Wort Wahl, so ganz außer Zusammenhang, für die Wahl eines Gatten braucht: so braucht es aber der Verf. auf dem Titel seines Buchs; Titel der Bücher aber sollten billig bestimmt ausgedrückt werden, und die Leser nicht auf Vermuthungen eines andern Inhalts führen, wie es uns ergangen ist, die wir in dem Buche Vorschläge zur Wahl einer künftigen Lebensart erwarteten. Die Art nun, wie der Verf. sein Thema abhandelt, ist diese. Er theilt seine Abhandlung in zwey Theile: im ersten handelt er von dem Einfluß der aus Romanen geschöpften Ideen, (der Verf. schreibt etwas undeutsch: Romanen-Ideen) auf unsre Wahl, und von den besten Mitteln sie auszurotten. Der Verf. meynt nämlich, daß der junge Mensch aus öftern Lesen empfindsamer Romane ganz irrige Begriffe von Sympathie und Liebe und von vollkommnen weiblichen Charakteren annehme, die ihn beym Schritt zur Ehe schrecklich irre führen können: daher entwirft er in dreyen Kapiteln, 1) eine Charakteristik der Moderomanen und ihrer Helden (doch nur zu einseitig, hauptsächlich aus dem Siegwart und der Emilie Sommer abgezogen) 2) den schädlichen Einfluß solcher romanhafter Ideen auf unsre Wahl, und 3) die Mittel zur Ausrottung derselben — Menschenstudium, und Kenntniß der wahren und wesentlichen Aeußerungen der Liebe. Inzwischen sollten wir doch nicht meynen, daß die Verführungen romanhafter Grillen zu unglücklichen Ehen so gar häufig seyn sollten, daß es nöthig gewesen wäre, ihnen allein den ganzen remotiven Theil des Buchs zu widmen. Ueble Erziehung und Mangel an Grundsätzen führen den wählenden Jüngling weit öfterer irre. IIter Theil. Regeln bey der Wahl, beste Art, Frauenzimmer zu prüfen. 1stes Capitel. Siehe nicht auf zufällige Vollkommenheiten — auf Schönheit und Reiz; allein auf Gelehrsamkeit, Witz und Geschmack — laß dich nicht den äußern Schein der Empfindsamkeit bezaubern — hüte dich vor dem blendenden Glanze des Reichthums. Die Thorheit derer, die mit Versäumung aller andern Befriedigungen, ganz allein nach Reichthum heyrathen, ist aber doch nicht einleuchtend genug geschildert worden. 2tes Capitel. Siehe allein auf wesentliche Vollkom-

kommenheiten und auf wahre Liebe. Jene sind Güte des Herzens — nothwendige und zu einer glücklichen Ehe unentbehrliche Kenntnisse — wahre und ungetheilte Liebe. Die Güte des Herzens beschreibt der Verf. durch eine angebohrne, aber durch Räsonnement und Uebung verstärkte Neigung, warmen, thätigen Theil an den Schicksalen andrer zu nehmen. 3tes Cap. Prüfe genau und ohne Partheylichkeit: erstes Prüfungsmittel: suche vorher mit derjenigen, die du zu besitzen wünschest, ohne ihr etwas von deiner Absicht zu entdecken, in einen nähern Umgang zu kommen. 2) Lerne ihre Eltern kennen. 3) Frage das allgemeine Gerüchte, und 4) lerne die Gesellschaft des Mädchens kennen. Noch ein Prüfungsmittel, das so sicher führt, als jedes vorhergehende, hätte der Verf. hinzusetzen können: man erforsche, ob sie in ihrer Eltern Hause zum Selbstarbeiten und zum Gehorsam und Unterwerfung ihrer Wünsche unter den Willen der Eltern, gewöhnt sey: eine Tochter, die über Vater und Mutter zu herrschen und alle ihre Einfälle zu befriedigen gewohnt ist, wird nie eine gute Gattin werden.

Zf.

Von Verbesserung der Landschulen durch gute Lehrer, insbesondere in Landen (Ländern) wo kein Fond (Fonds) für Schulen ist, von M. C. A. Völker, Prediger zu Kalbsrieth in Thüringen. Magdeburg, bey Creutz. 1787. 2½ Bog.

Herrn V. Vorschlag besteht darin, die Kandidaten des Predigtamts einstweilen zu Schullehrern auf dem Lande zu bestellen, bis sie eine Pfarre erhielten. Ich zweifle, daß dadurch die Landschulen gute Lehrer bekommen würden, besonders da wo es an Fonds fehlt. Hr. V. meynt zwar S. 37. man könne wenigstens nicht behaupten, daß solche Schullehrer weniger zu ihren Stellen geschickt wären, als Seminaristen, d. i. als solche, die in Schulmeisterseminarien eigentlich für die Landschulen vorbereitet sind. Aber mir deucht, man könne dieß mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, oder man müßte sich die Schulmeisterseminarien gar zu elend denken. Ich weiß wohl, daß sie noch lange das nicht sind, was sie seyn sollten; aber sie müßten noch unendlich viel schlechter

seyn,

seyn, als sie sind, wenn sie nicht ihre Zöglinge besser zu Landschulmeistern vorbereiteten, als die Universitäten die ihrigen. Die Hauptfehler der mir bekannten Seminarien bestehen darin, daß sie zu viel gelehrte, besonders theologische Terminologie, überhaupt zu viel dogmatische Theologie lehren, daß sie bey ihren Methoden nicht natürlich genug verfahren, daß sie ihre Zöglinge in Städten erziehen, und sie dadurch zu sehr an das Stadtleben und an städtische Bedürfnisse gewöhnen. Diese Fehler werden aber auf unsern Universitäten doppelt und dreyfach begangen, und sind hier nicht so leicht zu heben, als in den Seminarien, wenns auch nur darum wäre, daß die Seminarien eher zu Anerkennung dieser Fehler werden zu bringen seyn, als die Universitäten. Diese werden sich immer, und nicht ganz ohne Schein, damit schützen wollen, daß ihre Absicht nicht ist und nicht seyn kann, Schulmeister auf dem Lande, sondern Prediger und in diesen einen Theil des gelehrten Standes zu erziehen. Ich kann also Herrn V. Meynung nicht seyn, daß man von Kandidaten des Predigtamts mehr landschulmeisterliche Vollkommenheiten zu erwarten habe, als von Seminaristen. Und dieser Art Vollkommenheiten müßten es doch seyn, die ihnen den Vorzug vor den Seminaristen gäben; denn andere Vollkommenheiten z. B. viele Kenntniß der alten abendländischen und morgenländischen Sprachen u. dgl. würden nicht nur den Bauerkindern gar nicht zu gute kommen, sondern ihren Lehrern am guten Unterrichtgeben auf mehr als eine Art hinderlich seyn, würden ihnen sowohl die Lust als das Vermögen dazu benehmen, würden machen, daß sie sich auf dem Dorfe sehr unbehaglich fühlten, und sich nach den Fleischtöpfen Egyptens, nach gelehrtem Umgang, nach Bibliotheken u. s. w. zurücksehnten. Und könnte man ihnen das verdenken? Könnte mans ihnen verdenken, wenn sie gar nicht aufs Dorf hinwollten, wenn sie, im Fall Landesverordnungen sie dazu zwängen, lieber aus dem Lande giengen, oder wenn ein Loch in diese Verordnungen zu machen wäre, welches oft möglich ist, besonders wenn sie alt werden, durch dies Loch einer nach dem andern hindurchschlüpften, bis endlich für die Landschulen keine mehr übrig blieben, als die geistlich und leiblich Armen, die Hungrigen und die Durstigen? Und was wäre den Landschulen vollends mit den Meisten von diesen gedient? Wahrlich die elendesten, unbrauchbarsten Geschöpfe auf Gottes

tes Erdboden sind diejenigen, die invita Minerva und zugleich Fortuna invita studiert und also nothwendig nicht nur einen leeren, sondern noch dazu ganz verschrobenen Kopf und gewöhnlich obeuein noch verdorbene Sitten von der Universität zurück gebracht haben. Wehe den Dörfern und Städten, wo solche elende Menschen als Kirchen- und Schullehrer angesetzt werden müssen, weil niemand als ein Hungerleider sich zum Füllstein in solchen Stellen hergeben will. Sie bleiben da Zeitlebens sitzen, weil sie nach zwanzig Jahren noch eben so unwürdig wo nicht gar noch unwürdiger einer bessern Versorgung sind.

Diese Einwürfe, vereint mit denen, die Hr. V. sich selbst macht, und nach meiner Einsicht nicht befriedigend genug hebt, z. B. daß mit den Schuldiensten mancherley beschwerliche und zum Theil niedrige Arbeiten als Läuten u. dgl. verbunden sind, die sich ein geschickter und bisher dazu gar nicht erzogner Kandidat nicht würde gefallen lassen, machen, wie ich glaube, die Ausführung dieses Vorschlags auf immer unthunlich, besonders da wo kein Geld ist, wo man also nicht die ebengedachten Arbeiten, ferner das Orgelspielen und Singen u. s. w. durch andere Leute verrichten lassen, und auch die Kosten, die mit dem öftern Wechseln der Lehrer verknüpft seyn müßten, (sie sollen nur drey bis vier Jahr auf dem Lande als Schulmeister bleiben) nicht bestreiten kann. Wo man aber Geld hat, da kann man nur die Schuldienste auf dem Lande verbessern, und die Schulmeisterseminarien auch: so bekömmt man gewiß bessere Lehrer, als auf die Art, die Hr. V. vorschlägt. Denn wenn auch die Kandidaten noch so gut studiert haben, so haben sie doch immer studirt, und dieß ist in meinen Augen immer ein Hauptgrund, warum sie nicht aufs Land gehören.

Hz.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Handlungsbibliothek herausgegeben von J. G. Büsch und C. D. Ebeling. Zweyter Band, 2tes Stück.

Unter die vielen Verdienste, die diese beyden vortrefflichen Männer um die Aufklärung Deutschlandes, insonderheit in dem mercantilischen und politischen Fache haben, gehört auch diese Handlungsbibliothek — doch wir wollen nur bloß den Inhalt erzählen.

I. Kurze Uebersicht und Beurtheilung des französischen Münzwesens bey der letzten Veränderung der Proportion des Goldes zum Silber in Rücksicht auf Deutschland, von P. Hr. C. Brodthagen Lehrer und Aufseher der Handlungsacademie. — In dem neuen L'dor wird die ganz feine Mark zu 849 Livres, 17 Sols, 9 Den. ausgebracht, statt man sie vorhin nur zu 797 Livres, 1 Sols, 2 Den. ausbrachte. Die alte Proportion des Goldes zu Silber war 1 zu $14\frac{46}{100}$ die jetzige wie 1 zu $15\frac{1}{2}$. Nach der alten Proportion ist der jetzige Ld'or der zu 24 Livres ausgegeben wird nur $22\frac{1}{2}$ Livres werth. Der Schlageschatz ist im Golde $2\frac{8}{25}$ p. C. Der Gewinn des Königs ist bey der jetzigen Ummünzung, wenn alles in Ld'or nicht in Barren in die Münze gebracht wird, folglich kein Schlageschatz statt findet, wenn ferner alle Ld'or zu den auf eine gewisse Präjudicialfrist angebotenen 25 (nicht zu den gewöhnlichen 24) Livres eingewechselt werden, 50 Millionen Livres. Allein dieser Gewinn ist nicht allein nur ein für allemal, sondern $20\frac{1}{2}$ Millionen verschwinden auch gleich im ersten Jahre, weil die Einnahme des Königs in der nämlichen schlechteren Geldmünze wieder einlaufen wird. Rathschläge für Deutschland, damit ihm durch diese Verringerung des Goldes sein Silber nicht aus dem Lande geschleppt werde. Man setze den neuen französischen Ld'or zu $22\frac{1}{2}$ Livres herunter! Die Laubthaler können immer gelten; denn die französische Silbermünze hat nach allen angestellten Proben keine Verringerung erlitten. Das Gold scheint auch seitdem schon in Cours gestiegen zu seyn; nach dem Goldcours vom

16ten

16ten Jun. 1787. war der Ducaten à 6 Mk. 2 p. C. besser als Hamburger Banco, welches schon ein Verhältniß des Goldes zum Silber ist wie 1 zu $15\frac{46}{100}$ also der jetzigen französischen Proportion nahe kommt. (Der Rec. ist in die Geheimnisse der Münzoperationen nicht genug eingeweiht, um beurtheilen zu können, ob der erstaunlich niedrige Cours der N⅔ in Niedersachsen, der nun eine so geraume Zeit und fast von der Zeit der französischen Münzveränderung geherrscht hat, nicht etwa darin seinen Grund haben möge; doch wagt er es wenigstens, solches als eine Frage aufzuwerfen.) — Die ganze Operation ist für den Schuldner vortheilhaft, dem Gläubiger aber schädlich. Da nun Deutschland die Handelsbilanz gegen sich hat, so wird der deutsche Kaufmann, wenn er 100,000 Livres nach Frankreich hin schuldig ist, am besten thun, wenn er im Golde mit französischen neuen Ld'or bezahlt, da er alsdann zu Conventionsgeld gerechnet, nicht mehr zahlen wird, als $17,631\frac{81}{100}$ Rthlr. statt er für die nämliche Summe, wenn er sie mit deutschem Silber nach dem Conventionsfuße berichtigte, zahlen würde — $19,642\frac{82}{100}$ Rthlr.

II. Ueber Kaufmännische Reisen von Hrn. Prof. Büsch. Der Verf. hat diesen Aufsatz bisher seinen Eleven in die Feder dictirt, und ist dazu veranlaßt, weil man über diese Materie noch gar keine Abhandlung hat. Er betrachtet diese Reisen in Rücksicht auf ihren Zweck, nämlich:

a) entweder zum Unterricht, oder b) zu Geschäfften einer bestimmten Art. Bey dem ersten Zweck bestimmt er 1) die erforderliche Vorkenntnisse, 2) die moralische Eigenschaften des Reisenden, wobey er die Frage aufwirft: ob ein junger reisender Kaufmann wohl thue, sich in den Freymaurerorden zu begeben? und sie mit Nein beantwortet. Bey dem 2ten Zwecke betrachtet er 3 verschiedene Absichten; 1) die Reisen, welche die Aufsuchung des Verkäufers zur Absicht haben; 2) die auf die Aufsuchung des Käufers abzwecken; 3) um den Zwischenhandel des Reisenden zu befördern; das ist, sich selbst Commissionen zu verschaffen, oder sichere Kaufleute kennen zu lernen, denen er die seinigen geben kann. Im letztern Falle macht es einen großen Unterschied, wenn

a) die Handlung schon etablirt ist, oder

b) die Reise geschieht um eine neue Handlung zu etabliren, und endlich

c) ob er als Bedienter oder Bevollmächtigter oder als neuer Compagnon einer Handlung reiset. Für alle diese Fälle giebt Hr. B. Vorschriften und Warnungen, die den Selbstdenker und den Mann von practischer Welt- und Sachkenntniß bewähren. Noch folgt ein Anhang über einige Vortheile durch welche man sich die Reisen bequemer und minder kostbar machen kann.

Die Schreibart ist sehr unterhaltend, nur einige Anekdoten! Ein Kaufmann in S. wollte von der Conjunctur auf den Antillen im J. 1781. profitiren, und hatte sich in Versailles früher als andre die Erlaubniß ausgewürkt, d'armer un vaisseau pour la S. Domingue. Das Schiff war zu groß, um bey der Zollstäte auszugehn, und er mußte deswegen um die Erlaubniß bey Hofe nachsuchen, es durch eine andre Mündung des Flusses aussegeln zu lassen. Mit dieser Bittschrift kam jener französische ihm gegebene Erlaubnißschein dahin. Man las die Worte: armer un vaisseau, verstand sie nicht, wie sie der Kaufmann in Frankreich versteht, und er bekam die Antwort: Que S. M. ne vouloit absolument que ses sujets fissent le metier des Corsaires. So verlohr er die schönste Conjunctur bloß deswegen, weil in diesem deutschen Lande vieles französisch verhandelt ward, und doch von Leuten, welche die französische Sprache nicht ganz verstanden. — Politesse der Franzosen gegen Fremde! Zwey bekannte Bankier in P. is nahmen alle Fremde in einem gewissen Zimmer an, boten ihnen zwar einen Stuhl, welchem aber gegen über an der Wand eine Tafel mit den Worten hieng: Il n'ya rien de plus facheux pour des gens, qui ont des affaires, que les visites de ceux, qui n'en ont point. — — Zwey andern war ein Freund des Hrn. B. empfohlen. Da dessen Vater unerwartet starb, schrieb Hr. B. an sie und bat, dem würklich zärtlichen Sohne diesen traurigen Fall auf die beste Art anzubringen. Sie ließen ihn rufen, und gaben ihm den Brief des Hrn. B. ohne alle Einleitung. Er fiel in Ohnmacht, und fand sich ohne zu wissen wie? auf seinem Zimmer wieder in der Gesellschaft eines Bedienten, den diese Menschenfreunde ihm doch in einer Miethkutsche mitgegeben hatten, und sich nachher nicht weiter nach ihm umsahen.

III. Beschluß der im vorigen Stücke enthaltenen Abhandlung über die Vortheile der Pittischen Theeacten. Der Verf.

Verf. giebt diese am Schlusse also an: 1) Im ersten Jahre wurde schon 10 Millionen Pfund mehr verkauft; 2) der Zoll gewann 60,434 Pf. Sterl. mehr als der Anschlag war; 3) das Publicum gewann 2,055,462 Pf. St. an den verminderten Theepreisen; 4) die Ostindische Compagnie wird jetzt 45 große Schiffe und 3450 Matrosen mehr in Dienste haben; 5) die Ausfuhr an Wollwaaren und Bley muß von 111,000 Pf. St. auf 300,000 Pf. St. steigen; 6) Großbritannien bezahlt künftig nicht mehr durch den Schleichhandel den Ausländern — 1,032,400 Pf. St. Angehängt sind dieser Schrift: Einige Zusätze von Hrn. Ebeling insonderheit aus den Anmerkungen die Thee- und Fensteracten und den Theehandel überhaupt betreffend von dem bekannten Londoner Theehändler, Richard Tereining. Er ist kein Feind der Acte, glaubt aber, daß sie ihren Zweck nicht ganz erreichen werde. Wir bemerken nur aus diesem Tractat die zweyerley Manipulationen mit dem Thee, die es in Engelland giebt. Man mischt und verfälscht ihn. Die erste Art besteht darin, wenn man aus verschiedenen Kisten einer und derselben Sorte Thee eine Mischung macht, woraus ein angenehmerer Geruch und Geschmack entsteht, als der Thee jeder einzelnen Kiste für sich hätte. Die zweyte Manipulation geschieht vorzüglich mit Eschenblättern, die man mit Vitriol und Schaafmist zubereitet, und so unter den Thee mischt. Die letzte ist durch ältere und neuere Parlamentsacten strenge untersagt.

IV. Betrag des Thees, welcher aus den Waarenlagern der englischen Ostindischen Compagnie seit Einführung der Theeacten bis zum 16ten Jan. 1785. abgeliefert worden.

V. Liste der im Jahre 1786. von der Englischen Ostindischen Compagnie ausgesandten Schiffe.

VI. Handlungsacademien. Von einer Lehranstalt zu Manchester. Von dem in Wilhelmsdal, einem Dorfe zwischen Halmstad und Laholm in Halland, seit Anfange des Jahres 1785. errichteten Handelsseminarium. Der bekannte Hr. Commerzrath Fr. Cph. Wurmb, dem die Hamburgische Handelsacademie ihre erste Anlage zu danken hat, ist der Stifter davon. Die Zahl ist ansehnlich, und der König hat der Anstalt eine gnädige Beförderung versprochen. Von einem Kost- und Lehrcomtoir in Frankenthal. Breslauer Cameral- und Handelsinstitut. Frankfurter Erziehungsanstalt. Magdeburgische Handelsschule. Hamburgische Handelsacademie. Es wird unsern Leser gewiß interessiren, die

Zahl der Zöglinge zu wissen, welche in diesem berühmten bloß durch die Privatbemühungen zweener Männer ohne alle öffentliche Unterstützung so weit gediehenen Institut unterrichtet worden.

Aus Asien 5, nämlich 2 Holländer aus Smirna, 1 Engelländer aus Calcutta, ein Russe aus Warchotürin und ein Armenier aus Astrachan.

Americaner	—	1	
Dänen	—	9	worunter 5 von Adel.
Deutsche	—	53	(ohne die Hamburger, 10 waren von Adel.)
Engelländer	—	45	
Franzosen	—	10	
Hamburger	—	58	
Holländer	—	2	
Irrländer	—	7	
Italiäner	—	2	(aus deutschen Häusern in Livorno und Venedig.)
Kurländer	—	1	
Norweger	—	1	
Polen	—	6	
Portugiesen	—	9	
Preußen	—	3	
Russen	—	19	(mit Inbegriff von 5 Finnländern und 2 Liefländern.)
Schlesier	—	8	
Schottländer	—	21	
Schweden	—	12	
Schweizer	—	4	
Spanier	—	3	
Ungarn	—	1	
Westindier	—	2	

Ueberhaupt in nunmehr 20 Jahren aus — 282 Eleven. Künftig wird man nie mehr als 20 annehmen.

Pe.

Plan zur bessern Einrichtung der Armencasse, und der Vertheilung der Allmosen in Berlin entworfen von Hrn. Thomas Philipp von der Hagen, Präsident

sident des Oberconsistoriums, u. s. w. – Halle, bey Curts Wittwe. 1787. 40 S. 4.

Die Armenanstalten in Berlin waren von ihrer ersten Entstehung an, bereits von einer vorzüglichen Einrichtung. Sie wurden in vielen andern Städten und Ländern zum Muster genommen, aber man ahmte sie gewöhnlich nach, ohne zu ahnden, daß sie einer Verbesserung fähig wären. In Berlin selbst bricht man jetzt zuerst die Bahn, sie zweckmäßiger zu machen, und ihrer Bestimmung näher zu bringen. — Um gerecht zu seyn, muß man indessen gestehen, daß der Hauptfehler dieser Anstalten in der Veränderung der Zeiten liegt. Die Zahl der Armen hat gegen den Menschenzuwachs ganz unverhältnißmäßig zugenommen. Man zählte ihrer im J. 1780. nur 1330, im Jahr 1785. aber 3541. Venerische Kranken, welche auf öffentliche Kosten verpflegt wurden, waren im J. 1702. 7, im J. 1703. 4, in den letztern Jahren auf 200. Die Beyträge der neuern Jahre hingegen, sind eben so verhältnißwidrig gegen die der frühern Zeiten. Jetzt da Berlin 6223 Vorderhäuser und 140,000 Einwohner zählt, kommen von den monatlichen Collecten nur 1320 Rthlr. 2 Gr. 4 Pf. jährlich, im Durchschnitt von 6 Jahren, und 2532 Rthlr. 2 Gr. 8 Pf. aus den kleinen Büchern (d. i. aus den bestimmten Beyträgen, zu welchen sich ein Theil der Einwohner verpflichtet, und die in eignen Büchern bemerkt werden) ein. In den Jahren 1715. 1721. aber, wo Berlin nur 4545 Häuser und 60,000 Einwohner hatte, betrugen diese Beyträge jährlich 4332 Rthlr. 2 Gr. 7 P. — Dieses Misverhältniß der Armenzahl gegen die Beyträge und den übrigen Fonds der Armencasse macht die Versorgung aller Armen theils ganz, theils zum Theil unmöglich. Eben so unmöglich wird es, bey der Menge der Armen, und bey der bisherigen auf eine weit geringere Armenanzahl gerichteten, Einrichtung, die gehörigen Untersuchungen des Grads der Dürftigkeit anstellen, und die Vertheilung der Allmosen darnach bestimmen zu können, u. s. w. Der Verf. verlangt in dieser Rücksicht vorzüglich Anstellung mehrerer Personen, und nach diesem genauere Untersuchung der Bedürfnisse jedes Armen, zweckmäßigere Anstalten zu Sammlung der Haus- sowohl, als Kirchencollecten, und Unterstützung vom König. Andere Forderungen, die er thut, sind zwar minder groß,

 aber

aber eben so zweckmäßig, und in Ansehung ihres Einflusses auf das Ganze sehr wichtig.

Rec. zweifelte bey dem Stillschweigen, das über diesen Plan so lange herrschte, noch sehr an seiner Würksamkeit, so sehr er ihn auch überdacht, aus der Natur der Sache geschöpft und seinem Zwecke angemessen fand. Allein zu Beschämung seiner Zweifelsucht, und zugleich zu seiner wahren Freude und Beruhigung, las er die Billigung desselben, vom Könige, und die dem Fonds geschehene (obgleich, wie Rec. fürchtet, doch noch nicht zulängliche) Anweisung von 7000 Rthlr. Dieser Plan erschien im 21sten Theil des Büschingischen Magazins, aus welchem er nun besonders abgedruckt worden ist.

Us.

Handbuch für Kaufleute. Erste Fortsetzung, welche die Jahre 1785. und 1786. begreift. Erster Theil. 335 Seiten und 79 Seiten Tabellen. Zweyter Theil. 1104 S. Leipzig, bey Crusius. 1786. in 8.

Der erste Jahrgang dieses Handbuchs ist im 60sten Bande unserer Bibliothek S. 575. ff. nach Verdienst beurtheilt worden. Es thut dem gegenwärtigen Recensenten leid, daß er, was den ersten Theil dieser Fortsetzung betrifft, kein günstigeres Urtheil darüber fällen kann. Es werden in demselben neunzehn Fabrik- und Handelsstädte, und der Rammelsberg beschrieben; aber auch diese Beschreibungen sind noch gar nicht so abgefaßt, wie es ein Kaufmann verlangen muß, wenn die Beschreibungen für ihn recht eigentlich gemacht seyn sollen. Man sieht es dieser Arbeit nur zu sehr an, daß der Herausgeber sich gar zu sehr auf seine Correspondenten verläßt, nicht genug prüft, und viel zu eilfertig schreibt. Man nehme z. B. Augsburg. Hier steht gleich Anfangs die alte, unwahre und elende Angabe, daß diese Stadt im Umfange 9,000 und in ihrer größten Länge 4,000 Schritte habe. Und wer das, was hier von der Industrie und dem Handel dieser Stadt gesagt ist, mit dem, was davon im 7ten und 8ten Bande von Nicolai's Reise vorkommt, vergleichen will, wird sich leicht überzeugen, wie mangelhaft jenes sey, und daß es dem Herausgeber dieses Handbuchs an practischen Kenntnissen von

der

der Handlung gänzlich fehle. Auch fehlt es in diesem neuen Theile nicht an Beyspielen von großer Unvollständigkeit, und man merkt es auch hier sehr deutlich, daß die Correspondenten des Herausgebers nur selten Sachverständige Männer sind. Gutes und Schlechtes, Wahres und Falsches, sind unter einander vermischt, und ohne Ordnung und Plan zusammengetragen. In dem Artikel von Lüneburg werden wohl alle Leser eine gute und etwas umständliche Nachricht von dem dortigen Salzwerke und Kalkbruchen suchen. Aber was sich davon S. 162. f. findet, ist so viel, als Nichts. Eben so mager sind mehrere Artikel, wie z. B. Naumburg, Crefeld; und von den übrigen ist keiner so, wie er seyn müßte, wenn er dem Kaufmanne und dem Statistiker wirklich nützlich seyn sollte. Die Nachrichten vom Rammelsberge sind recht gut; aber es hätte sich davon gewiß noch Mehreres und Wichtigeres sagen lassen. Der Zusätze zu dem Handbuche für 1784. sind eine ziemliche Anzahl; aber sie sind nicht von Erheblichkeit, und viele Fehler sind unverbessert geblieben. Hierauf folgen Tabellen über den Londner und Wiener Wechselcours. Wozu diese hier nutzen sollen, ist gar nicht abzusehen. Kaufleute werden ja eine Arbitrage berechnen können! Angehängt sind folgende Charten: 1) Reisecharte von Leipzig nach Prag; 2) von Prag nach Iglau in Mähren; 3) von Iglau in Mähren nach Wien; auf die Weise, wie die Charten zu dem vorigen Jahre, eingerichtet.

Der zweyte Theil enthält Abhandlungen aus dem Handlungsgebiete, nebst Verordnungen und Nachrichten zum Fabrik- und Handelswesen aller europäischen Staaten. Zuerst stehen allgemeine Grundsätze des Wechselrechts. Die Fortsetzung derselben soll künftig folgen. Sie sind ganz gut, und mit vielem Fleiße bearbeitet; aber wozu sollen sie hier dienen? Kaufleute können sie nicht brauchen, und für Juristen ist dieß kein Handbuch. Ueber die natürliche Beschäffenheit der Oesterreichischen Staaten, und den gegenwärtigen Zustand des Fabrik- und Handlungswesens in denselben, nebst einer kurzen Darstellung des neuen Mauthsystems, und den Fortschritten der Oesterreichischen Industrie im Jahr 1784. Soll auch fortgesetzt werden. Der Herausgeber hat hin und wieder Anmerkungen beygefügt, und deren bedurfte der Aufsatz eher mehr, als weniger: denn es sind sehr viel Unrichtigkeiten

 darin.

darin. **Versuch einer Handelsgeschichte der Länder, welche an der Schelde liegen, besonders aber von Flandern und Brabant.** Der wichtigste Aufsatz in diesem Theile, welcher nicht so sehr den Kaufmann, als für den Geschichtschreiber sehr interessant ist. Der Verf. schreibt genau, und berichtigt sehr oft stillschweigend Fischer's Buch vom deutschen Handel, dem es an dieser Genauigkeit sehr fehlt. Wir könnten, wenn es der Raum erlaubte, viel Erhebliches daraus anführen; aber wir überlassen es jedem Geschichtsfreunde, das Ganze zu lesen. **Ueber den Schleswigholsteinischen Canal zur Verbindung der West- und Ostsee.** Auch eine recht gute Abhandlung. Die beygefügte Charte von dem Laufe dieses Canals ist nicht völlig richtig; doch kommt dem Verf. deshalb nichts zur Last. Es wäre aber zu wünschen, daß man endlich einmal eine vollständige und mit allen nöthigen Charten und Kupfern erläuterte authentische Beschreibung von einem Manne erhielte, welcher dieß große Werk hat ausführen helfen. **Verordnungen und Nachrichten das Fabrik- und Handelswesen betreffend, von den Jahren 1784. 1785. bis 1786. von allen Europäischen Staaten gesammelt, und nach der Zeitfolge geordnet.** Man findet hier viel gute Handelsnachrichten, die zum Theil zwar schon gedruckt, aber hin und wieder in Zeitungen und Journalen zerstreut stehen, beysammen.

Die Fortsetzung dieses Handbuchs wird, wenn der Herausgeber nicht mit mehrerer Sorgfalt und Fleiße wählen und arbeiten kann und will, füglich unterbleiben können.

Tf.

---

14. Haushaltungswissenschaft.

Des Geheimen-Raths Schubart von Kleefeld ökonomischer Briefwechsel, als eine Fortsetzung seiner ökonomisch-cameralistischen Schriften. Viertes Heft. Leipzig, in der Müllerischen Buchhandlung. 1787. 502 S. in 8.

Nach

Nach dem Tode des Verfassers — lange darnach — erscheint dies vierte Heft, nebst einer Kupfertafel, wovon aber nicht angemerkt ist, wohin solche gehört. Außer einigen interessanten Briefen, die in etwas entschädigen müssen, ist wenig Brauchbares darin. Unverzeihlich ist es, daß sogar die Erben, oder deren verschiedene Rathgeber, einen Streit fortsetzen wollen, der mit dem Verstorbenen — wenigstens von seiner Seite, wofern er es nicht testamentarisch befohlen hat — begraben werden sollte. Da Hr. R. den der Streit eigentlich treffen soll, schon in seiner Preißschrift, N. Aufl. S. 121. erklärt, daß er seiner Seits, dergleichen mit Stillschweigen bestrafen wollte, so übergehen wir das unbillige Libell gänzlich; und billigen es sehr, daß Hr. R. für seine Person nichts darauf antwortet, und das um so mehr, da man ihn längst, so wie auf das neue, von weit besseren Seiten kennt, als ihm hier angeschuldet werden will. Der Vorredner verlangt, gleich dem Briefsteller, mit den offenbarsten Unwahrheiten Glauben! Wie wollen sie nur die einzige Unwahrheit S. 472. beweisen, deren zwey auf einer Seite sind, und welcher zu folge der Protector des R. seine vorjährigen und heurigen Lämmer alle in Horden gefüttert haben soll, u. s. w. Recensent reißte expreß dahin, um sich von der Wahrheit zu versichern, und kann daher versichern: daß nicht mehr, als ein bloßer Versuch mit 100, sage Ein hundert Stück Lämmern gemacht worden, also nicht mit allen! Und da erfuhr er denn auch zugleich, was ihm schon Hr. R. versichert hatte, als wahr: nämlich, daß von diesen 100 in Horden gefütterten Lämmern, nicht zehen das nächste Frühjahr erlebet, statt daß von 100 auf einem und demselben Vorwerke geweideten Lämmern keine drey krepirt, und dabey immer weit schöner wie jene geblieben sind.

Fl.

D. Johann Gottlieb Gleditsch, Königl. Preußischen Professoris und ordentlichen Mitgliedes der Academie der Wissenschaften u. s. w. Abhandlungen über eine seltene Art des Knochenbruches bey dem Rindvieh und über das Norwegische Beinbruchsgras herausgegeben und mit einer Vorrede versehen

hen von D. Karl Abraham Gerhard, Königl. Preußischen Geheimen Ober-Finanz-Kriegs-und Domainenrath. Berlin, bey Hesse. 1787.

Der hier beschriebene Fall eines Knochenbruchs ist würklich sehr merkwürdig, und es war also wohl der Mühe werth, daß der berühmte Hr. D. Gerhard, der deswegen allen Dank verdient, die Herausgabe dieser Abhandlung nach dem Tode seines sich um die Botanik so sehr verdient gemachten Schwagers, besorgt hat. Der Fall ist dieser. Verschiedene noch lebende Besitzer sehr ansehnlicher Landgüter und Viehstände haben genau bemerkt, daß das Rindvieh vor etlichen zwanzig Jahren in ihren Dörfern und Nachbarschaften sowohl einzeln auf der Weide, als im Stalle plötzlich die Beine gebrochen hat, und sodann niedergefallen ist, ohne vorher Zeichen von äußerlichen und bedenklichen heftigen Zufällen zu geben, wenigstens haben sie darauf als auf eine in ihrer Gegend seit langer Zeit sehr unbekannte Sache, beym ersten Ausbruche der Seuche nicht geachtet. Sie haben zwar eine Art von Seuche verspürt, die aber nur von sehr kurzer Dauer gewesen, wodurch auch nur wenig Vieh verloren gegangen, und aus dieser Ursache ist der Verfall noch weniger geachtet, und nicht weiter untersucht worden.

Vor drey Jahren wurde von dem adelichen Gute Denzel im Herzogthum Magdeburg gemeldet, daß vorher unter dem zum adelichen Hofe daselbst gehörigen jungen Rindvieh eine Art von Seuche, nur allein ausgebrochen sey, welche damals die Heerde der Unterthanen ganz verschont habe. Von äußerlichen verdächtigen Zeichen hätte man dabey noch keine bemerkt. Es wären auch davon nur einzelne Stücke Vieh sowohl auf der Weide, als im Stalle, und selbst beym Eintreiben der Heerde, auf dem Hofe plötzlich niedergefallen, ohne wieder aufstehen zu können, so, daß man sie abwechselnd auf die Weide tragen, aufheben und des Grases halber umwenden lassen müssen. Dagegen wären andere Anfangs oder einige Zeit vorher hinkend auf drey Beinen gegangen. Bey allen dergleichen krankenden Stücken aber wären nach und nach von selbst ein oder mehrere Knochen plötzlich mit Krachen zerbrochen, daß man den Knall davon ganz deutlich hören können. Der Bruch habe ferner unter den Knochen, bald den linken Arm oder Schulterknochen, bald die Schulterblätter

blätter allein, bald beyde zugleich betroffen. Dreyzehn Stück Vieh sind in Zeit von drey Wochen an dem Knochenbruche zuerst gefallen. Einige Jahr darauf hat man ihn in eben der Provinz wieder beobachtet.

Im Jahr 1781. hat sich in den Königl. Colonien Siegerothsbruch und Hinsenhorst eine besondere Krankheit mit einem Knochenbruche, sowohl unter den jungen, selbst erzogenen, als dem fremd daselbst eingebrachten Vieh geäußert. Sie war nach den Hauptumständen die nämliche wie die im Herzogthum Magdeburg.

Was nun nach Aussage der Colonisten die vornehmsten Zufälle und Krankheitsanzeigen betrifft, so bemerkte man an dem damals wahrscheinlich schon krankenden Vieh, in Zeit von etlichen Tagen oder Wochen noch vor dem plötzlichen Zerbrechen der Knochen bald eine allmählig zunehmende Steifigkeit im Rücken und Gliedern, bald eine besondere Spannung des ganzen Leibes, mit einer würklichen Krümmung des Rückgrades. Mit diesen beyden wechselte eine sehr merkliche Unruhe und ein Brummen des Viehes ab. Zu diesen kamen noch die Zeichen der Empfindlichkeit und großer Schmerzen bey dem kranken Vieh, nämlich ein Zucken, Zappeln und Stampfen, mit den kranken Füßen auch, daß sie auf den Spitzen der Klauen und Schale abwechselnd stünden, und diese eben so geschwinde nach sich zogen, als sie selbige niedersetzten. Das heftige und geschwinde Schlagen dabey mit dem Schwanze, als ob sich das Vieh ein beschwerliches Stechen der Fliegen abwehren müßte, war bey allen Kranken wahrzunehmen. Doch hatten die kranken Stücke dabey natürlich gefressen, sich ordentlich getränket, verdauet, wiedergekäuet und gemistet. Mitten in diesem Zustande erfolgte das plötzliche Springen oder Brechen der starken und übrigen Knochen ohne äußerliche Gewalt im Stehen, im Stalle, an der Krippe, auf dem Hofe eben so, als bey einem langsamen Gehen auf, nach, oder von der Weide, und hat man den Knall der zerspringenden Knochen sehr stark und deutlich vernommen.

Bey der Oeffnung eines solchen verreckten Viehes zeigte sich der oft besagte Knochenbruch bey Entblößung der Theile von der Haut entweder an dem einen Schulterblatte, oder an beyden zugleich. Weit öfter war einer oder beyde von den vordern Arm- oder Schulterknochen, auch zuweilen über

das Kreuz ein vorderer Armknochen und ein Hüftknochen durch den Bruch beschädigt. Oft traf der Bruch etliche Rippen zugleich, sehr selten das Kreuz oder heilige Bein, am allerseltensten einen Theil, oder gar die meisten Wirbelbeine des Rückgrades, nach der Länge hin, daß man einen Ritz oder Spalt daran wahrnahm u. s. w. Alle diese Knochenbrüche waren entweder vollkommen mit oder ohne Splitter, oder man fand daran nur große und tiefe Spalten und Risse, die äußerlich durch die angelaufene Knochenhaut mit blau schwarzen Streifen, bemerkt wurden. Mit dieser Seuche ist zwar Anfangs das junge 2, 3 und 4jährige Zuchtvieh auf etlichen Colonieſtellen befallen worden, hernach aber nicht nur das ältere, sondern auch das von andern Orten gesund im Herbste und Frühling fremd eingebrachte Rindvieh, ohne Unterschied des Alters.

Der Verfasser hatte den Auftrag erhalten, die Seuche auf den erwähnten Colonien im Jahr 1782. zu untersuchen. Damals waren auf das neue wieder 3 Stück von dem jungen zuwachsenden Rindvieh krank, sie hatten den Knochenbruch bereits ausgestanden, noch verschiedene fiengen an krank zu werden, damit man daraus den Knochenbruch mit dem nächsten vermuthen konnte; und bey den übrigen, selbst den gesündesten fand der Verf. viele Ursache solche gleichfalls nicht sicher oder frey von dieser Seuche zu halten, wie es sich auch in der Folge gezeigt hat.

Der Verfasser hat verschiedene Thiere öffnen lassen, und hat zwar die Eingeweide noch ziemlich gesund, in den angelaufenen und zerbrochenen Knochen aber jederzeit eine Verderbniß wahrgenommen, und er erklärt sich so, daß das Entstehn, so wie der Hauptsitz dieser besondern Knochenkrankheit wegen großer Menge der nach diesen Knochen des jungen Thiers eigentlich hinführende und daselbst zusammenkommenden, zur Absonderung Nahrung, Wachsthum und der völligen Ausbildung dieses Knochens insbesondere dienenden Säfte und Gefäße, in dem oben verdorbenen schwammichten Ende desselben, und dessen Verderbniß zu suchen sey.

Die Ursache von der Verderbniß der Knochensäfte leitet er aus den schlechten Nahrungsmitteln, die das junge Vieh auf den nicht gehörig urbar gemachten Weiden mancher Colonisten hat genießen müssen; daher, da nach Vergleichung, diejenigen, deren Weiden die gehörigen Eigenschaften hatten, keinen Verlust an Vieh erlitten haben. Er geht daher die daselbst

daselbst befindlichen Pflanzen durch, vergleicht sie mit den nützlichen und gehörigen Nahrung bewürkenden, und schließt die Abhandlung mit einer Betrachtung über das Norwegische Beinbruchsgras, die wir aber hier übergehen müssen, und fügen nur noch an, daß einige Arten von den vorhererwähnten Knochenbruchen im Kupfer abgebildet worden.

E. Z.

Schriften der Leipziger Oekonomischen Societät. Mit Kupfern. Siebenter Theil. Dresden, in der Waltherischen Buchhandlung. 1787. 214 Seiten in 8.

Daß uns diese Societät nicht mit allzuvielen Schriften überhäuft, desto mehr aber, — und so ist es leichter möglich — gegründete Abhandlungen mittheilet, ist ein beliebtes Merkmal, das wir jeder ökonomischen Gesellschaft empfehlen möchten. Bey dieser Voraussetzung, und da es allgemein bekannt ist, was für Kenner in der Hauptdeputation dieser Societät angestellet sind, die auch den bekannten Riem zu ihrem beständigen Secretär berufen, und nun einige Jahre her in Dresden wohnhaft haben; so bedarf es bey diesem 7ten Bande nichts weiter, als unsern Lesern bloß den Inhalt anzuzeigen: und der besteht in folgendem.

I. Medicinische Bemerkungen über die in der Grafschaft Barby und den umliegenden Gegenden im Jahr 1778. grassirenden Viehseuche, von Hrn. D. Schwertner, damaligem Stadt- und Landphysicus in der Grafschaft Barby. S. 3—35.

II. Versuch einer nähern Bestimmung zweyer, an die Kurfl. Sächsische ökonomische Societät in Leipzig, vom Hrn. Arthur Young in England gethanen ökonomischen Fragen: 1) „Ob zur Wässerung der Ländereyen das unmittelbar aus der Erde entspringende Quellwasser mehrere Dienste thue, als wenn selbiges von einer Weite her in verschiedenen Kanälen herzugeflossen; und wenn dieses irgendwo so befunden worden, ob in dergleichen Fällen die Quellen von einem kalkigten oder vitriolischen Boden ausgeflossen?

2) Ob

2) Ob man bemerkt habe, daß der Mehlthau von späten Frösten im Frühjahre herrühre, und ob sich begreifen lasse, daß aus einer so allgemeinen Ursache nur hin und wieder solche Mehlthaue entstehen können? von M. G. G. Herrmann, Pastor in Cammerswalda. S. 36—49.

III. Die Mittel der Geschützkunst zu Sprengung des Eises; vom Hrn. Hauptmann und Oberzeugwärter Dietrich. S. 50—99.

Hiezu: Anhang, No. 1. Eben Desselben Gebrauch der Petarden zu Sprengung des Eises. S. 99—103.

— — No. 2. und 3. Auszüge dazu gehörig. S. 103. f.

IV. Relation einiger Versuche, welche in der Gegend von Nieße, zu Trennung des Eises, mit eisernen Grenaden, im Caliber von 710 Pfund Stein, und verschiedenen Ladungen, nach dem vom Hrn. Artillerie Hauptmann Dietrich abgefaßten Entwurfe gemacht worden sind. Von G. G. Lesch, Hauptmann und Oberzeugwärter. S. 150—110.

V. Ebendesselben — Vorschläge, welche auf die Trennung des feststehenden Eises gemachten Versuche gegründet sind. S. 111—114.

VI. Des Königl. Preuß. Hrn. Oberconsistorialraths J. E. Silberschlag Gutachten über die Schrift: Die Mittel der Geschützkunst zu Sprengung des Eises. S. 114.—119.

VII. Des Hrn. G. S. Versuche zu Sprengung des Eises, und wie damit zu verfahren. D. d. Stendal den 19ten Febr. 1785. S. 19 und 20.

VIII. Des Hrn. Hauptmann Dietrich's Beantwortung. S. 121—150.

IX. Des Hrn. Silberschlag's Bedenken darüber. S. 150—158.

X. Des Hrn. J. A. Klage Auszug über diesen Gegenstand, nebst 3 Kupfern. S. 158. f.

XI. Des Hrn. J. G. Riedels Abhandlung von Verbesserung der unterschlächtigen Mühlen, die zu geschwind oder zu langsam gehen. S. 161—180.

XII. Des Hrn. OCR. Silberschlag Anmerkungen zu dieser Abhandlung. S. 181. f.

XIII. Des

XIII. Des Hrn. M. Dietrichs Gedanken zu ebenderselben. S. 186 f.

XIV. XV. Des Hrn. Riedels abgefaßte Anmerkungen, zu beyden, S. 192 und S. 197.

XVI. Des Hn. OCR. Silberschlag Beantwortung der gemachten Einwendung gegen den Satz vom möglichst größten Momente. S. 203 f.

XVII. Des Hrn. Insp. Köhlers Bestimmung der Geschwindigkeit eines unterschlächtigen Wasserrades gegen die Geschwindigkeit des Stromes, bey welcher seine Wirkung oder das Moment des Rades am größten ist. S. 209 bis zu Ende, nebst einem dazu gehörigen Kupfer Tab. IV.

Da überall Recensionen beygefügt sind, zufolge welchen man den Berichtigungen der Kenner auch von Seiten der Gesellschaft entgegensieht, und Rec. vielleicht selbst einmal bey Muße über ein und anderes schreiben wird, so würde es hier überflüssig seyn, ein weitläuftiges Urtheil über Alles und Jedes aufzustellen; zumal es viele Bogen erfordertte, wozu unsere Bibliothek nicht Raum hat.

Mf.

M. Georg Stumpf's, hochfürstl. Fürstenbergischen Oekonomie Direktors und ordentl. Mitglieds der churmaynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften, Nachrichten und Bemerkungen über die Landwirthschaft Böhmens. Prag, bey Diesbach, 1787. 338 S. in 8.

Diese Schrift ist unter noch einem beygedruckten Titel erschienen, der nicht kassirt, in dem aber auch nichts geändert ist, als daß statt Oekonomiedirektor nun der Oekonomierath da steht: vermuthlich weil der Verf. diesen Titel erst nachher erhalten hat. Es ist sonderbar mit den Titeln. eigentlich sollte derjenige, der bloß Rath giebt, weniger seyn, als der dirigirt; da doch das Gegentheil wohl überall statt findet. Dem würdigen Fürsten von Schwarzenberg hat er das Werk dedicirt, und hat viel Gutes in der Dedikation gesagt; in der Vorrede hingegen kann er seinen edirten H. von Schu-

 barr

bart und Holzhausen*) nicht vergessen, den wir nie aus des Verf. Feder gewünscht hätten, da der Verf., wenn das Schimpfen wegbliebe, gute Anlage und Wissenschaft zum Schriftsteller besitzt.

S. 1—34. Das gerechtfertigte Böhmen und Oestreich wider den Herrn Regierungsrath Schlettwein. Wenn dieser Aufsatz nicht in einem unanständigen Tone geschrieben wäre, so müßte man dieser Beschreibung viel Dank wissen, ob sie gleich auch unvollkommen ist, und es bleiben müssen, weil der Verf. ohne den Gubernialvicepräsidenten nicht zur Vollständigkeit gelangen können. Schon dieses Unvollkommene beweist, wie mangelhaft Hr. Schlettwein geschrieben, wenn er nach den Viehtabellen in den kaiserlichen Landen die Viehzucht angeben wollen. Herr Stumpf beweist hier klar, wie arg Hr. S. sich darwider verstoßen, indem schon ein einziger Kreis (der Czaslauer) 20,000 Schafe, und ein Theil der gräflich Martinizischen Herrschaft 11,459 Stück hat, da Hr. Schlettwein doch von ganz Böhmen nur 8,452 Stück angab. Welcher vernünftige Mann hätte so wenig voraussetzen sollen, da in Böhmen so viel Wolle verarbeitet wird! Ueberhaupt wird Hrn. Schlettweins Unwissenheit nach und nach immer mehr sichtbar, und seine dreisten Entscheidungen verlieren allen Glauben. Man kann mehr andere Sachen in dieser Art gerechtfertiget finden. Den Beschluß dieser Rechtfertigung macht die Nachricht, daß der Herr von Benekendorf diese Viehtabelle, die dann hier angehängt ist, genutzt habe. S. 37—51. Das Oelgewerbe im Rakonitzer Kreise. S. 52—99. Die Böhmische Schafzucht. S. 100—110. Die Schafställe eines Guthes. S. 111—116. Von dem Gypse in Böhmen. S. 117—122. Ob die Schweinzucht der Böhmischen Herrschaften vortheilhaft ist? S. 123—128. Von der Böhmischen Bienenzucht. S. 129—157. Von dem Hopfenbaue im Saatzer Kreise. S. 158—210. Die Nordamerikanische Baumzucht in der Landwirthschaft Böhmens. S. 211—220. Eine böhmische Wirthschaft von 86 Strichen. S. 221—240. Ein böhmisches Pachtguth. S. 241—326. Ein böhmisch herrschaftliches Guth nach alter Sitte bewirthschaftet. S. 329—338. Des

*) Ist im 67. B. S. 597 recensirt.

Des Amtes Geld Hauptrechnung, von Georgi 1686—1687. S. f. Register: bis zu Ende.

Da der Verf. keine Inhaltsanzeige mit den Seitenzahlen, sondern nur ein Register hinten angefüget hat, so haben wir uns die Mühe genommen, solches hier zu thun. Dem Rec. hat dieß Buch manche angenehme Aufschlüsse gegeben.

Qk.

---

15. Vermischte Nachrichten.

Sammlung aller bey Gelegenheit der vierten akademischen Jubelfeyer zu Heidelberg gehaltenen Predigten, Reden rc. samt der genauen Beschreibung aller begangenen Feyerlichkeiten und dem Verzeichniß der itztlebenden Vorständen (Vorstände oder Vorsteher) und Lehrer der Universität Heidelberg, gedruckt bey Wiesen, 1787. 12½ B. in gr. 8.

Unter diesem allgemeinen Titel werden folgende, bey Gelegenheit des im J. 1786 gefeyerten vierten Jubiläums der Heidelbergischen Universität meistens einzeln gedruckte Schriften verkauft.

1) Ruprecht I. der Stifter der Heidelberger Universität, im Andenken der Pfälzer Nachwelt des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Jubelgeschenk für meine lieben Mitbürger in Heidelberg. 1786. Ein einziger Bogen, worauf ganz kurze Nachrichten ertheilt werden von jenem Kurfürsten Ruprecht, von der Stiftung der Universität, von Unterlassung der beyden ersten Jubelfeyern — Denn man findet keine Spuren, daß in den Jahren 1486 und 1586 Jubelfeyern wären gehalten worden — und von der Jubelfeyer im J. 1686.

2) Ausführliche Beschreibung aller Feyerlichkeiten, die bey der vierten hundertjährigen Jubelfeyer der hohen Schule zu Heidelberg, vom 6ten November bis den 9ten einschließlich gehalten wurden. Ein Denkmal für Heidelbergs Bürger und ihre Urenkel. — Nach einer Vorrede, worinn von den kurz vor der Jubelfeyer gestorbenen Professoren (Wund,

Schönmezel, Holl, Büttinghausen und Kleiner) Nachricht ertheilt wird, folget die Beschreibung der Jubelfeyerlichkeiten selbst, die Beschreibung der neuen Neckarbrücke, und die Erklärung der Jubelmünzen, wovon billig Abbildungen hätten mitgetheilt werden sollen.

3) Rede bey dem vierten Jubeljahr der hohen Schule zu Heidelberg, gehalten von Franz Waldbart, päpstl. Protonotar, Sr. Kurfürstl. Durchl. zu Pfalz geistl. geh. Rath, der Stiftskirche Dechant, auch Stadtpfarrer zu Heidelberg. Einige grammatische Fehler abgerechnet, läßt sie sich gut lesen.

4) Jubelrede über den Geist der Staatswirthschaft — von Johann Heinrich Jung, der Weltweish. und Arzneyk. D. Kurf. Hofrath, öffentl. ord. Prof., der Forst- und Landwirthschaft, Vieh-Arzneykunde. rc. Des berühmten Verf. der bald darauf nach Marburg versetzt ward, würdig; nur hier und da für rednerische Prosa zu schwülstig. Zuerst vom Aufkommen und dem Fortgange der Staatswissenschaft die Grundlinien, hernach die Geschichte der hohen Kameralschule, die erst in Lautern ihren Sitz hatte; im Jahr 1784 aber mit der Universität zu Heidelberg verbunden wurde. Hr. J. sagt, er und seine Kollegen hätten den glücklichen Mittelweg zwischen dem gewöhnlichen Kameralschlendrian und der Physiokratie gefunden. „Jener, fährt er fort, schmiedet „so oft die Menschenfreyheit, dieß Heiligthum der Völker, „in Fesseln; er wendet gewöhnlich auf den armen Land„mann an, was Virgil nicht mit vollem Recht von den Bie„nen sagt:

„Quo magis exhaustae fuerint, hoc acrius omnes
„Incumbunt generis lapsi sarcire ruinas.

„Fürchterlich, und des strengsten asiatischen Despotismus ist „dieser Satz würdig!!! — Hingegen ist die Physiokratie „zwar ein engelschönes Mädchen; aber zu allem Unglück eine „Vestalin — die unvermögend ist, einen ehrlichen Mann „glücklich zu machen!!" Es wird hierauf jener Mittelweg mit kräftigen Strichen gezeichnet.

5) Rede, welche aus (bey) Gelegenheit des bey dem vierten Jubelfeste der Heidelberger hohen Schule überreichten neuen akademischen Gesetzbuches gehalten wurde von Heinrich Benedikt Fleischbein, der Pastoraltheol. und geistl. Beredtsamk. Lehrer. Ein etwas fades Geschwätz von der Zuchtliebe.

6) Rede,

6) Rede — gehalten von Johann Friedrich Mieg, D. Theol. Kurpfälz. Kirchenrath und Prediger zur Heiligengeistkirche. Um ein gut Theil genießbarer, als die vorige, von dem unläugbaren Werth der geistigen und moralischen Freuden, und von dem entschiedenen Vorzug der letztern vor der erstern.

7) Gedichte, bestehend in einer Ode, mit historischen Anmerkungen, in Empfindungen, und in einem Gesang: Ruprechts Geist. Wir wollen die beyden ersten nicht verachten; aber das letzte hat uns doch am besten gefallen.

8) Das Verzeichniß der Vorsteher und Lehrer, die bey der Jubelfeyer gegenwärtig waren.

Aus einem Paar Stellen schließen wir, daß auch eine lateinische Beschreibung dieser Jubelfeyer herauskommen werde. Noch zur Zeit ist sie uns nicht zu Gesichte gekommen.

Of.

Berlinische Monatsschrift. Herausgegeben von F. Gedike und J. E. Biester. Neunter Band, 600 Seiten. Zehnter Band, 580 S. Berlin, bey Haude und Spener. 1787. in 8.

Wir haben die vorigen Bände dieser merkwürdigen Zeitschrift im 56sten und 70sten Bande dieser Bibliothek angezeigt. Der vor uns liegende neueste Jahrgang von 1787 zeichnet sich, wie die vorhergegangenen, durch Freymüthigkeit, Wahrheitsliebe und gründliche Untersuchungen und Arbeiten aus, wodurch die Wissenschaften und die allgemeine Aufklärung gewinnen, die Werke der Finsterniß ans Licht gezogen, und so das Wohl des menschlichen Geschlechts befördert wird. Die Herausgeber haben diesem Jahrgange eine Vorrede vorgesetzt, worin sie die Schicksale ihrer Zeitschrift, den Beyfall und die Angriffe, welche dadurch ihr Antheil geworden sind, bemerken. Der erstere überwiegt indessen die letztern gewiß bey Weitem, und entschädigt die edelmüthigen Herausgeber wegen des Verdrusses und Ekels, die sie manchmal bey den letztern erfahren müssen, besonders da selbst ihr erhabener König ihnen seinen Beyfall bezeuget, und wünscht, „daß ihre „gemeinnützigen Bemühungen," wie es in dem hier ab-

gedruckten gnädigen Kabinetsschreiben heißt, „recht viel Gu„tes stiften mögen."

Wir wollen die vornehmsten Aufsätze dieses neuen Jahrganges kürzlich anzeigen. Zur Bestreitung des Aberglaubens, der Schwärmereyen und Enthüllung geheimer Gesellschaften und Kunstgriffe zum Nachtheil des gründlichen Forschens, und zum unsäglichen Schaden des allgemeinen Wohls, gehören die meisten Aufsätze. Wir müssen sie aber, der Ordnung halber, in verschiedene Klassen eintheilen. Zu dem Streite, worin die Herausgeber bekanntlich mit dem D. Stark verwickelt worden sind, gehören folgende Stücke: **Nöthige Gegenerklärung gegen des Hn. St. öffentliche Erklärung.** IX. Band S. 87 ff. Es war seltsam, daß St., nachdem er einmal gerichtlich gegen die Herausgeber geklagt hatte, doch noch eine so schimpfliche Erklärung gegen dieselben in mehrere Zeitungen setzen ließ, und sich so schon selbst widerrechtlich Recht nahm, und dem künftigen Urtheile vorgriff. Deshalb erhält er hier, wie billig, seine Abfertigung, wobey zugleich viele richtige und feine Bemerkungen über die Rechte der Schriftsteller in Beurtheilung Anderer, und von den sogenannten Injurien der Schriftsteller vorkommen. Es ist darüber auch nachher bey Gelegenheit dieser Streitsache Vieles geschrieben worden; aber die Materie ist doch noch nicht völlig erschöpft. Rec. tritt daher dem Wunsche der Herausgeber bey, daß ein **philosophischer** Rechtsgelehrter solche einmal recht eigentlich bearbeiten möge. — **Ueber Herrn Starks neueste Erklärung in drey Zeitungen.** IX. B. S. 395 ff. Diese war jener Antwort entgegengestellt; denn selbst während des Laufes des Processes konnte der Mann nicht unterlassen, auch noch immerfort beym Publiko zu klagen. Darüber und über sein übriges Verfahren kommt hier wieder eine bündige Gegenerklärung vor. — **Nikolai's Schreiben an Gedike.** X. B. S. 356 ff. gehört auch hieher, und betrifft die wütenden Anfälle, welche St. im ersten Theile seiner abentheuerlichen Vertheidigungsschrift gegen den Verf. dieses Briefes eingemischt hat. Er bezeugt ihm deswegen sein Mitleiden und seine Verachtung, und läßt sich mit Recht in keinen Streit mit diesem heftigen Manne ein. „Denn wenn Gründe ge„nug der Welt vor Augen liegen, so ist auch Schweigen Ver„theidigung." — **Ueber den Starkischen Proceß gegen die Herausgeber.** X. B. S. 365 ff. Ein Auszug aus der Vorrede, welche den vollständigen Proceßakten vorgesetzt ist.

Ueber

Ueber das Hirschensche Luftsalzwasser findet sich hier Folgendes: Letzte Erklärung des Thomas Akatholikus über Hrn. D. Semlers Empfehlung dieses Wassers. IX. B. S. 23 ff. Man kann sie nicht lesen, ohne zu erstaunen, wie ein Mann von Semlers großer Gelehrsamkeit zu einer solchen Schwärmerey und zu solchen ihm selbst in einem andern Gesichtspunkte nachtheiligen Behauptungen bey einer Sache verleitet werden kann, welche von seinen eigentlichen Studien so sehr entfernt liegt. Möchte er doch den Fleiß, welchen er auf solche geringfügige und die Schwärmerey gewisser Art so sehr begünstigende Dinge wendet, zu seiner Ehre und zum Nutzen der Welt auf andere Wissenschaften anwenden, in denen er sich einen so sehr gegründeten unsterblichen Ruhm erworben hat! Diesen Wunsch kann die nachher S. 302 ff. folgende Erklärung desselben an die Herausgeber nicht unterdrücken. Denn die Nachricht über das von Herrn Semler hieher gesandte Luftgold von Hrn. Assessor Klapproth S. 574 ff. zeigt, daß dieser berühmte Chemiker das nicht fand, was er, nach S. Versprechungen, finden sollte, und daß der wahre Ursprung des Goldes in den Gläsern des Hrn. S. unmöglich anders und eher ausgemittelt werden kann, als bis es diesem gelehrten Manne gefallen wird, einen genauen und verständlichen Unterricht von der Bereitungs- oder Gewinnungsart des Liquors sowohl, als auch vorzüglich des Salzes, mitzutheilen. Will aber S. dieß als ein Geheimniß bewahren, wovon weder das Publikum, noch ein einzelner Mann, außer ihm, unterrichtet seyn soll, so bleibt die Sache unentschieden, und dann wird alles weitere Disputiren darüber unnütz.

Der Streit über Dreykorns Uebersetzung und Vertheidigung der katholischen Messe hat folgende Aufsätze veranlaßt: Ueber und für die Vertheidigung der katholischen Messe von einem protestantischen Theologen und Mitgliede der Gesellschaft der reinen Lehre. Replik und Duplik. IX. B. S. 57 ff. Es kann, nach Lesung dieses Aufsatzes, keinem unparteyischen Zuschauer ein Zweifel dagegen übrig bleiben, daß das Buch des Hrn. Dr. nicht nur ungereimt, sondern auch der protestantischen Kirche gefährlich ist, und daß ein protestantischer Prediger, welcher uns die katholische Messe empfehlen will, auf einem Wege ist, für dem man zu warnen Ursache hat. Hat indessen Dr., wie wir mit

den Herausgebern aus Menschenliebe gern glauben wollen, geirrt, so ist es doch auch unwidersprechlich, daß er recht gehandelt hätte, wenn er seinen Fehler nicht zu bemänteln suchte, sondern ihn eingestände und zurucknähme. Sein dreistes Ableugnen hilft, wie hier recht gut gezeigt ist, nichts, und könnte vielmehr eher den Verdacht gegen ihn unterhalten und vermehren. Da Hr. Dr. indessen mit dem Abdrucke seiner Vertheidigung, oder vielmehr wohl mit der gleich dabey befindlichen Beantwortung derselben, nicht zufrieden war, so erregte er ein Geschrey darüber, daß die Herausgeber die erstere verstümmelt hätten. In wiefern dieß gegründet, oder vielmehr, wie ungegründet dieser Vorwurf sey, davon kann sich Jeder aus dem vollständigen Abdrucke derselben in den Apologieen überzeugen. Auch haben ihm die Herausgeber der Monatsschrift B. X. S. 281 ff. wegen dieses Vorwurfs geantwortet. Die Absicht desselben konnte freylich nur die seyn, die Hauptsache den Leuten aus dem Gesichte zu rücken, und die Aufmerksamkeit auf geringfügige Nebensachen zu ziehen. Denselben Kunstgriff haben vor und nach Dr. schon viele Leute gebraucht; aber bey Lesern, welche zu vergleichen und zu prüfen gewohnt sind, kann er freylich nicht helfen.

Zur Geschichte des Magnetismus gehören folgende Aufsätze: Magnetische Desorganisation und Somnambulism. B. IX. S. 126 ff. Zuerst eine Nachricht davon aus Ploucquet's Schweizerreise, dann ein Auszug aus den Briefen des D. Bicker in Bremen an Baldinger über die in Bremen vorgenommenen Versuche, und endlich ein Brief über eben dieselben aus Bremen. Dieß alles ist mit vortrefflichen Anmerkungen des Thomas Akatholikus begleitet, welche diese neue Thorheit in ihr rechtes Licht stellen. Man findet hier unter andern eine Stelle aus dem bekannten Rüdiger de sensu veri et falsi angeführt, woraus man mit Erstaunen die Uebereinstimmung seiner Ideen mit der itzigen Divinationstheorie wahrnimmt. Er setzt die Divination der Vernunft entgegen. „Und so ist es auch recht," sagt Thom. Akath. „denn die halbe Vernunft taugt vollends nichts. „Nach seiner Theorie weiß man doch, wie man mit den divinirenden Personen daran ist; ihr Seelenzustand liegt ganz „außer dem Gebiete der Vernunft." S. 478 folgen mehrere Nachrichten über die magnetische Desorganisation in Bremen. Zuerst ein Brief des berühmten Baldinger, aus

dem

dem wir nur eine Stelle anführen wollen. „Wer, wie Meckel und Walter, Nerven kennt, die Lehre vom Consensus weiß, die Entzückungen der Trembleurs kennt, vom blauen Cabinetchen und der Rutschen Stunde je etwas gehört hat; der begreift die ganze Desorganisation beym Manipuliren, und alle die Entzückungen, Erscheinungen, und das ganze Divinationsvermögen, wo die Desorganisirten „oft den Himmel offen stehen sehen.“ Dann folgen Auszüge aus Briefen von Bremen; und ein Auszug aus dem Protocolle über die Reden der Dem. A. in ihrem desorganisirten Zustande. — S. 589. wird unter der Rubrik: **Desorganisation und Manipuliren**, von dem neuesten Zustande dieses Unwesens in Frankreich und Deutschland eine Nachricht gegeben, die sehr lesenswürdig ist. Wir wollen nur einen Umstand daraus bemerken. Am Ende des Jahres 1786. ward die Gemalin eines angesehenen, verständigen und wohldenkenden Edelmanns in einer der ansehnlichsten Provinzen des Preußischen Staats dieser Cur unterworfen. Sie bekam dadurch heftige epileptische Zufälle, und fiel endlich in eine wahre Raserey. Drey Menschen hatten genug zu thun, um die von so vielen Krankheiten entkräftete Dame zu halten. „Dergleichen, sagt Thom. Akath. wirkten doch die wohlthätigen Apostel nicht durch Gebet und Handauflegen, wohl „aber der schändliche Gaßner. Kann man sicher seyn, daß „eine auf diese angreifende Art geheilte Person keine Recidive bekomme? — Kann man endlich mit Vernunft glauben, daß Universalmedicin, wissenschaftliche Kenntniß, Lesen mit den Fingern, und Prophezeyen dadurch bewirkt werden kann, wenn ein junges Frauenzimmer von einem jungen Arzte bestrichen und gedrückt wird?“ — B. X. S. 177. findet sich: **Etwas über die Worte: Desorganisation und Somnambulismus.** Beweiß, daß diese Worte für die neue Erfindung, und den neuen Zustand, den sie bezeichnen sollen, sehr unglücklich gewählt sind, und Vorschlag zur Uebersetzung oder Umschreibung dieser und anderer bey der neuen Entdeckung gebrauchten Französischen Benennungen. S. 181. folgt: **Beleuchtung der Anzeige des Bremischen Arztes, D. Wienholt, über seine magnetischen Curen.** Bis itzt hat diese verständige Zurechtweisung noch nichts gefruchtet, und Hr. D. **Wienholt** scheint noch nicht Lust zu haben, sich auf eine Rechtfertigung des von ihm getriebenen Unfugs einzulassen. Man muß darüber um so mehr

zürnen, wenn man den weiter unten S. 271. folgenden Brief aus Bremen lieset. Lavater ist der Anstifter dieses Unheils in dieser Reichsstadt. Man kann die S. 272. f. gegebene Beschreibung von dem Unsinne, den seine Anhänger daselbst bey seiner Anwesenheit bewiesen, nicht ohne Lachen lesen. — Einen Beytrag zur Geschichte des magnetischen Somnambulismus aus dem Alterthume findet man S. 209. Hr. Prof. Wolf beweiset hier das graue Alter dieser Thorheit, indem er einige gesammelte historische Nachrichten von der Incubation, oder den Curen der alten Welt durch divinatorischen Schlaf, vorlegt. — Vom Magnetisiren in Straßburg steht noch ein erheblicher Aufsatz S. 458. — Endlich findet sich noch S. 548. ff. ein Auszug aus einer Dissertation des Prof. Elsner zu Königsberg, worin derselbe den merkwürdigen Vorfall erzählt, daß ein Frauenzimmer, welches lange an einer Nervenkrankheit gelitten hatte, ohne alle Kunst und Manipulation, in den magnetischen Schlaf verfiel, und divinirte.

Ueber Cagliostro finden sich auch ein paar Aufsätze im Xten Bande. Der erste S. 346. vom Hrn. Secretär Cuhn stellt einen ihm ähnlichen Menschen aus dem vorigem Jahrhunderte auf. Dieser hieß Johann Franz Borri, und schlug auch seine Bude in Strasburg auf, von da er nachher weiter gieng, und viele große Herren betrog. S. 449. aber wird von dem eigentlichen Cagliostro Nachricht gegeben. Er lebt itzt nahe bey Biel, nachdem seine Betrügereyen und Lügen in so vielen Ländern entdeckt sind. Demungeachtet aber glauben noch viele Leute an ihn, und er findet noch an Männern, wie Lavater und Schlosser, Verehrer und Vertheidiger. B. der ihn vor Kurzem sah, fand an ihm einen gemeinen plumpen Scharlatan, der, ohne einmal seine Leute zu kennen, gleich seine Großpralereyen und Absurditäten auskramt. Jetzt läßt er sich auch für seine Arzneyen bezahlen.

Ueber den geheimen Catholicismus und die Machinationen verschiedener Menschen zum Nachtheile der Protestanten finden sich, außer dem, was davon in den schon angeführten Aufsätzen vorkommt, noch folgende Abhandlungen: B. IX. S. 118. Ueber des Prof. Piderit bekanntes Unternehmen im Jahr 1776. Eine zuverläßige und juristisch genaue Nachricht von dieser sehr merkwürdigen Be-

geben-

gebenheit. Daß P. bey seinem Unternehmen insgeheim geleitet und unterstützt worden sey, ist aus dieser Erzählung nur gar zu wahrscheinlich. — B. X. S. 127. Die Bekehrung der Königin Christina von Schweden; ein Beytrag zur Geschichte der Ränke der Jesuiten, vom Hrn. Secret. Cuhn. Ein sehr schöner Aufsatz, aus dem wir aber nichts ausziehen können. Er verdient ganz gelesen zu werden. — S. 249. Ueber die Anerkennung protestantischer Könige in Rom, vom Hrn. Prof. Bruns, beweiset, daß nicht Unwissenheit und Nachläßigkeit des Calendermachers und seiner Correctoren daran Schuld sey, wenn in dem Römischen Kalender verschiedenen protestantischen Regenten ihre rechtmäßigen Titel versagt werden. — S. 556. Catholiken als Armenier in der Krimm. Man sieht daraus, wie gleich sich der Geist dieser Religionspartheу allenthalben bleibt, und welche Mittel sie benützt, um sich allenthalben auszubreiten.

Zu den Streitschriften, welche in diesem Jahrgange vorkommen, gehören, außer den bereits angeführten, noch: B. IX. S. 191. Gegenseitige Erklärung des Hrn. Kapellmeister Reichard und des Hrn. Prof. Hottinger. Die erstere ist sehr derbe, und auffahrend, und die letztere ist sehr männlich, und hat die Wahrheit vor sich. — S. 353. Ueber das itzige Streiten mancher Schriftsteller, besonders Lavaters, gegen die Berliner, von den Herausgebern. Hier erhalten die Herren Jacobi, Schlosser, Wizenmann, und besonders Lavater, ihre verdiente Abfertigung. Der letztere wird sehr bestimmt aufgefordert, die abscheulichen Dinge, welche er wider die Herausgeber geschrieben hat, zu beweisen; aber diese Aufforderung hat, wie man voraus sehen konnte, nichts gefruchtet. Denn wie wäre L. wohl im Stande, das zu beweisen? Aber schämen sollten er und die übrigen Herren sich, daß sie den ehrlichen Namen anderer Leute zu brandmarken versuchen, und sich selbst dadurch dem gerechten Spotte und der verdienten Verachtung blos stellen. Ueber die alberne Sitte, welche diese Herren eingeführt haben, immer unter einem allgemeinen Namen von Berlinern zu reden, wird hier auch das Nöthige gesagt. Der Rec. welcher Berlin nie gesehen hat, wird bey diesen Herren nun wohl auch die Ehre erhalten, zu den Berlinern gezählt zu werden. Wenn man die Herren, welche

welche jetzt so eifrig gegen die Berliner zu Felde ziehen, zusammenstellt: so kommt eine feine Gesellschaft zusammen, bey deren Anblick man sich kaum des Lachens enthalten kann. Da sind die Herren Lavater, Jacobi, Starck, Schlosser, Grossing, Demarees, Haschka, Hirschen, Wienholt, u. s. f. welche alle, der Eine Dieses, der Andere Jenes zu vertheidigen haben, und Alle schreyen gegen die bösen Berliner, das heißt gegen Leute, welche Thorheiten und Aberglauben aus der Welt vertilgen helfen wollen. — S. 567. Vorläufige Erklärung über Schlossers Brief an Leuchsenring, nebst einem Märchen, vom Hrn Geh. Rath Leuchsenring. Man sieht daraus, daß der erstere, aufs Gelindeste geurtheilt, sehr unbedachtsam geurtheilt hat.

Unter den übrigen Aufsätzen, welche dieser Jahrgang liefert, finden sich noch sehr viele erhebliche und angenehme. Wir müssen es aber bey einer kurzen Anzeige einiger derselben bewenden lassen. B. IX. S. 3. findet man eine schöne Abhandlung über das Betteln auf dem platten Lande und in kleinen Städten. S. 52. ff. steht eine sehr weise und genau bestimmte Verordnung des Markgrafen von Brandenburg K. H. über die zugestandene catholische Religionsübung in Schwedt, welche in ähnlichen Fällen zum Muster dienen kann. Hr. Prof. Meiners hat S. 105. einen angenehmen Beytrag zur Geschichte der Behandlung des weiblichen Geschlechts bey verschiedenen Völkern gegeben. Von den hinterlassenen Handschriften des großen Königs steht S. 161. eine Nachricht vom Hrn. von Wöllner. Die Nachricht von der Röllig'schen Harmonika, welche Hr. Biester S. 175 ff giebt, ist sehr interessant. Friederichs Sternendenkmal, vom Hrn. Prof. Bode findet man S. 187. Die historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre des großen Königs, aus der Feder seines vortrefflichen Ministers, des verehrungswürdigen Grafen von Herzberg, S. 240. ff. wird Niemand ungelesen lassen. Der Aufsatz über die frühe Beerdigung der Juden S. 317. ff. ist sehr merkwürdig, da er die Meynungen jüdischer Gelehrten, und landesherrliche Verordnungen über die Sache liefert. Ueber den freyen Getreidehandel in den Preußischen Staaten S. 414. Reise nach der Insel Ischia, vom Hrn. Leibmed. Marcard. Gedanken über die Bau- und Gartenkunst und

deren

deren Verwandschaft, vom Hrn. Gr. v. F. Ueber die Astronomie des Thales und der Pythagoräer, vom Hrn. Prof. Eberhard. Ueber den freyen Gold- und Silberhandel. Vorschläge zur Verbesserung des Schulwesens in den Königl. Landen, von dem aufgeklärten Minister, Herrn Freyh. von Zedlitz, X. Band S. 97. ff. Vermuthung über den Ursprung der heutigen Magie, vom Hrn. Prof. Eberhard. Ueber den Ausdruck: Freudenmädchen. Nachricht von dem Russischen Seekriege wider die Türken, in den Jahren 1769 bis 1773. Lauter sehr interessante und lesenswürdige Abhandlungen. Auch zieren diesen Jahrgang Gedichte von Ramler, Pfeffel, Alxinger und Bischoff. Die Abhandlung: Ist es den deutschen Staaten vortheilhaft, daß der Adel die ersten Staatsbedienungen besitze? B. X. S. 395. beantwortet diese Frage bejahend. Man muß gestehen, daß Hr. Geh. Kanzleysecretär Brandes eine schlimme Sache vortrefflich vertheidigt hat. Rec. welcher der ganz entgegengesetzten Meynung ist, wünscht daher gar wohl eine Widerlegung derselben von einem der Sache gewachsenen Manne.

Tf.

Schwäbisches Museum. Herausgegeben von Joh. Michael Armbruster. 1stes Stück. Kemten. 1786.

Diese periodische Schrift enthält manchen guten Aufsatz, und kann in der Gegend für die sie geschrieben scheint, manchen gesunden Begriff in Umlauf bringen. Auch für das Vergnügen der Leser ist zugleich gesorgt, wiewohl unter den Aufsätzen zum Vergnügen nur die Erzählung „der christliche Seeräuber“ sich einigermaßen auszeichnet. Der Aufsatz „über die Folter“ ist unbedeutend. Der wichtigste ist der welcher Nachrichten von den Würtembergischen Erziehungsanstalten mit eingestreuten Reflexionen enthält. Der Zustand dieser Schulen ist besonders in Rücksicht auf den religiösen Unterricht ungemein schlecht. Die Kinderzucht ist darin auch sehr fehlerhaft. Manche richtige, und erhebliche Anmerkung wie diesem und jenem Mißbrauch abzuhelfen wäre,

te, kömmt hier vor. Und von manchem Grundsatz des Resewitz sucht der Verf. die Anwendung in Verbesserung des Würtembergischen Schulwesens zu zeigen. Weniger interessant ist die Recension der Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens, die Kampe herausgegeben hat. Manche Einwendung gegen die darin angezeigten Erziehungsmaximen ist nicht einleuchtend genug. Und manche Bestätigung derselben scheint überflüßig, und nicht mehr Licht zu geben, als man schon hat.

Gzf.

Briefe eines Hottentotten über die gesittete Welt. Aus dem Französischen. Erstes Pack. (Ohne Druckort.) 1787. 264 S. 8.

Es bevorreden uns erst der Deutsche, dann der französische Uebersetzer, der letzte in einer witzelnden Manier. Wie nahe beyde Herren mit einander verwandt sind, kann Rec. nicht sagen. Genug, der Hr. Franzose ist auch ein Uebersetzer, wenigstens nach der von ihm selbst entdeckten Geschichte des Buches zu urtheilen. Ihm träumte drey Nächte hindurch, er solle einen Schatz heben. Er steht endlich auf, und findet auf der Straße ein — Packet mit einem, wie er es nennt, morgenländischen Manuscripte: eine etwas abgenutzte Manier, Auctor zu werden. Dieß Manuscript nun enthält die hier enträthselten Hottentottischen Briefe: denn, Dank sey es der polyglottischen Gelehrsamkeit des Finders, er verstand doch die Sprache des Hottentotten so halb und halb, und zwanzig Louisd'or, die ihm ein Buchhändler für die Uebersetzung bot, warfen ihm das Seil über die Hörner, daß er nun auch die andre Hälfte ganz artig versteht und dollmetschen kann. Unser Hottentotte — er heißt (denn es hat doch wohl mancher Leser sein Lebetage noch keinen Hottentottischen Namen gehört) Uitschneiz Kapeitsky — war auf Reisen gegangen in der Absicht, in welcher freylich selten Hottentotten auf Reisen gehen, um zu lernen, was das heiße, gesittet seyn. Denn er weiß, daß seine eignen Landsleute ein ungesittetes Volk sind; wohnen, wo es ihnen gefällt; sich kleiden, wie es die Witterung ihres Landes erfodert; essen, wenn sie hungert, und schlafen, wenn sie müde sind, u. s. w.

„Des-

„Deswegen, sagt er, haben wir auch so unendlich viele Sa„chen nicht, die man in der gesitteten Welt bewundert. Wir „haben keine Soldaten, keine Accise, keine Contrebande, „keine Philanthropine, keine Erziehungsschriften, keine Am„men, keine Vapeurs, keine Schnürleiber, keine Pariser „Hüte, keine steife Stiefeln, keine Schminke, kein Haarbeu„tel, kein Gliederreißen, kein Podagra, keine Inquisition, „keine Bastilie, keine Bordelle, keine Pensionsanstalten, „keine galante Krankheiten, keine Banquerotte, keine apo„strophirten Storchbeine, keine Complimente, keine Meu„chelmörder: mit einem Worte, wir haben das alles nicht, „was die Gesitteten haben, weil sie gesittet sind." Auf dieser Sittenjagd hascht er nun, wie man leicht denken kann, alle Thorheiten, Gebrechen und Lächerlichkeiten der Sitten und Moden unsers Jahrhundertes oder Jahrzehendes auf, und erzählt sie einem seiner Landsleute hin und wieder auf eine launige Art. Einrichtung der Häuser; Putz- und Modenregister von Chapeaux und Damen; Heyrathen; Kinderzucht; Romanen und ihr Einfluß; Lehranstalten; Studentensitten; gesellschaftliche Vergnügungen, das heißt, Schmaus, Medisance und Spiel; Brunnen- und Badekuren; Bälle und Maßkeraden; Complimente; Bankerotte; dies alles wird von dem ungeschlachten Heiden durchgehudelt. Dem Hottentotten ließ sich so etwas sagen; wir Europäer wußten das alles.

Zuletzt weiß Uitschnelz Kapeitsky auch sogar von Schwärmern und Charletans zu raisonniren. Wollen doch hören, wie er das macht: „Einige, sagt er, erscheinen mit einem „gelehrten Ansehen, als Leute, die der Natur die Geheim„nisse in Absicht der Einrichtung des menschlichen Körpers ab„gelaurt haben, die den allgemeinen Sitz aller Krankheiten „und Gebrechen beobachtet, und alle zu heilen verstehen wol„len. Sie machen also Universaltinkturen, Luftsalzwasser, „Wunderbalsame, Goldessenzen und dergleichen. Andere „machen das Heilmittel des Beutels zu ihrem Geschäffte, „versprechen mit dem Schmelztiegel in der Hand, unedlere „Metalle in edle umschaffen zu können, und schmelzen so „lange, bis derjenige, der ihnen glaubt, nichts eigentlich „oder uneigentlich Schmelzbares mehr aufweisen kann. Noch „andere hüllen sich in Nacht und Dunkel, versprechen nichts, „aber lassen nichts geringeres als alles vermuthen, was Ge-

sitteten

„sitteten schmeicheln kann: posaunen Licht in der Finsterniß,
„sammlen eine Menge elfriger und wißbegieriger Schuler
„um sich her, die für ihr baares Geld etwas temperirten Un-
„sinn erkaufen, und denn mit verbundenen Augen Licht und
„Wunder schreyen. Andere treten als Propheten und Wun-
„derthäter auf, die durch Wände und Mauern sehen, in
„der Raserey klüger sind als vorher, im Schlafe wachen und
„wachend schlafen. Sie hüllen sich in dunkle Worte und of-
„fenbare Widersprüche, und werden von denen vergöttert
„und angebetet, die gern im Finstern tappen."

Es sollte, lieben Brüder, nicht also seyn.

Dt.

Der oberdeutsche Freund der Wahrheit und Sittlichkeit, von Fr. Xav. Huber. Erstes Quartal. Salzburg. 1787. 191 S. 8.

Der Verf. meynt, da der katholische Theil von Deutschland zu der Menge von Journalen nicht ein Drittel, nicht ein Viertel liefere, und mit den Grundsätzen, welche in protestantischen Journalen vorkommen, nicht allemal übereinstimmen könne, so werde das seinige nicht überflüßig und nicht unwillkommen seyn. Seine Absicht besteht, wie er sich ziemlich allgemein ausdrückt, darin, nach allen Kräften zu arbeiten, die Rechte des menschlichen Verstandes und die Empfindungen des Herzens gegen das ansteckende Gift der Thorheit und Empfindeley zu verwahren. Eine gute Absicht, wenn der Verf. nur größere Fähigkeit besäße, sie zu erreichen, als wir in dem ersten Quartal gewahr werden können. Es gelingt ihm niemals, er mag philosophiren, wie in der Abhandlung von der Erschaffung, und der Unzulänglichkeit der Religion, oder deklamiren, wie in der Schilderung des wohlthätigen Charakters Hrn. Hafners Edlen von Imbachhausen, oder Geschichte vortragen, wie in dem Aufsatze über Mahomed und Gottfried von Bouillon, oder dichten. Alle in dieser Lieferung enthaltene Stücke, die aus Andreä und Goldsmith entlehnten ausgenommen, sehen Uebungsstücken junger Schüler sehr ähnlich. Die Sprache ist voll von Provinzialismen, Härten und vermeintlichen Zierrathen. Wenn er sagen will: in Hoffnung, das Publikum werde mein Unternehmen befördern, und die Vorsehung

die

die Absicht, Wahrheit und Sittlichkeit auszubreiten, mir gelingen lassen; so lautet dieß in seiner gezierten Sprache also: in Hoffnung, das Publikum werde meiner Unternehmung Flügel, und die Vorsicht Verbreitung der Wahrheit und Sittlichkeit geben. — Ein andermal sagt er: in unsern Tagen, da sich jeder Lockenschöpfer und Barbier seine eigene Religion schöpft und rasirt. — In die Recension einzelner Stücke uns einzulassen, halten wir nicht der Mühe oder des Papiers werth. Wenn inzwischen diese Schrift den Bedürfnissen der Gegenden, in welchen der Verf. lebt, einigermaßen abhilft, so haben wir nichts dagegen, weil sie doch einige guten Gedanken und Grundsätze, und wenigstens keine lächerlichen, abergläubischen und verderblichen Meynungen enthält.

Gl.

Aufsätze verschiednen Inhalts, von Friedrich Arnold Klockenbring. Hannover, im Verlage der Schmidtschen Buchhandlung. 1787. in 8. Erster Band, 16 Bogen. Zweyter Band, 17 Bogen, und 1 B. Tabellen.

Der Verf. hat durch die Sammlung seiner in verschiedenen periodischen Schriften zerstreueten Abhandlungen und Aufsätze dem Publikum gewiß einen angenehmen Dienst geleistet, um so mehr, da er unter ihnen eine strenge Auswahl getroffen; die ausgewählten aber merklich verbessert, und noch mit einigen ganz neuen vermehrt hat. Eine reine, gefällige, der Materie sich anschmiegende Sprache, ein scharfer, philosophischer, durch Erfahrung geleiteter Blick, eine seltene Kenntniß der Menschen von jedem Stande, eine glückliche Leichtigkeit in Entwickelung der Ideen, und eine überall hervorspringende warme Menschenliebe, unterscheiden diese Aufsätze gar sehr zu ihrem Vortheil von vielen ähnlichen Sammlungen.

Der erste Band enthält 1) einige Resultate und Bemerkungen aus den Geburts- und Sterbelisten der Kur-Braunschweig-Lüneburgischen Lande überhaupt, und der Stadt Hannover insbesondere. Sehr wichtig für den politischen Arithmetiker. Erst seit dem Jahre 1778 sind die Kirchenlisten so vollständig und genau eingerichtet,

richtet, daß man den mit der größten Sorgfalt angestellten Rechnungen und Resultaten daraus ohne Bedenken trauen kann. „Denn," sagt der Verf., (und bestätigt es in einer Anmerkung, die beherzigt zu werden verdient,) „es ist bes„ser, dergleichen Listen gar nicht zu haben, als sie nicht in „der menschmöglichsten Genauigkeit zu haben." (Ganz ist dieß doch wohl nicht richtig, denn wie will man zu genauen Listen allenthalben kommen? Wenn man nur nicht zu schnell trauet.) Er hat daher nur aus den Listen von acht Jahren, 1778—1785, inclus. worunter kein kalamiteuses und epidemischungesundes war, die Verhältnisse gezogen, welche er hier in zehn Tabellen mittheilt. Nach der Mittelzahl von diesen acht Jahren sind also in den gesamten kurbraunschweigischen Landen, (von denen wir allein die Verhältnisse angeben wollen,) gegen 1000 Mädchen gebohren 1067 Knaben, also 6½ pro Cent Ueberschuß; gegen 1000 Eheliche, 57 Uneheliche, also 5½ pro Cent, oder wie 1 zu 18. Unter 1000 Gebohrnen sind gewesen 34 Todtgebohrne, also 3½ pro Cent. (Es sterben aber vor der Geburt 140 Knaben gegen 100 Mädchen.) Gegen 1000 Lebendiggebohrne sind Konfirmirte (also nach 14 Jahren noch übrig) gewesen 627; gegen 1000 konfirmirte Mädchen sind konfirmirte Knaben 1017, also nur noch 1½ pro Cent Ueberschuß. Gegen 1000 entstandenen Ehen sind eheliche Geburten gewesen 3770, also gegen 3⅘, (im Zeitraume von 1766—85.) Gegen 1000 Gestorbene sind, nach Abzug der Todtgebohrnen, gebohren 1235, also beynahe 24 pro Cent Ueberschuß. (1780 stand das Verhältniß sogar wie 100 zu 154. Auf jedes 1000 ist eine weibliche Person mehr gestorben. Die kurbraunschweigischen Listen vor dem siebenjährigen Kriege waren weder fehlerfrey, noch völlig genau nachgerechnet; auch die Zählung 1755 hatte erhebliche Mängel, daher die Süßmilchschen Fehler in Ansehung dieser Lande.) Die der Stadt Hannover gewidmete Tabelle beweiset das gesunde Klima und die jährliche Vermehrung der Einwohner dieser Stadt seit dem siebenjährigen Kriege. Denn in den 20 Jahren vor demselben starben jährlich 3½ pro Cent mehr, als gebohren wurden, wovon der Verf. Gründe angiebt, welche die größte Aufmerksamkeit des Staatsmannes und Arztes verdienen. Ueberhaupt sind die in den Anmerkungen über die Tabellen enthaltenen Resultate und Beobachtungen für den Politiker eben so lehrreich, als die Tabellen selbst. Ueberall werden die Verhältnisse mit den von

Süß-

Süßmilch u. a. angegebenen verglichen, ihre Uebereinstimmung oder Verschiedenheit, und die wahrscheinlichen Ursachen der letztern gezeigt. Nirgends aber hat der V. die Anzahlen der Gebohrnen, Gestorbenen und Getraueten selbst angegeben, weil eine solche Angabe und deren Vergleichung mit dem aktuellen Zustande der Bevölkerung ein besonderes großes Werk erfordern würde. Mit großem Verlangen erwarten wir dieses Werk von Hrn. Kl. selbst, der mit Talenten, Kenntnissen und Hülfsmitteln vor allen dazu ausgerüstet ist, und wir glauben (S. 15 und 44) Winke zu finden, die uns zu dieser frohen Erwartung berechtigen. 2) **Wahrscheinlich sind die Regeln der Ordnung der Mortalität schon den alten Römern nicht unbekannt gewesen.** Schon die Aufmerksamkeit der Römer auf die Beförderung der Heyrathen und Erzeugung der Kinder macht es wahrscheinlich. In den tabulis matrimonialibus wurden alle Gebohrnen, in den libris censualibus die Volksmenge überhaupt, im Tempel der Juno Lucina oder auch des Saturns die Getraueten und Gebohrnen, in dem Tempel der Libitina alle Verstorbenen genau verzeichnet und in Tabellen gebracht, und in den actis diurnis alle Geburten, geschlossene Ehen und Todesfälle angezeigt. Sollte denn unter den vielen philosophischen Köpfen, welche dieses Volk besonders auch unter den Rechtsgelehrten hatte, keiner gewesen seyn, der die Verhältnisse der Population mit philosophischem Auge angesehen hätte? das läßt sich nicht denken. Man findet aber auch wirklich Spuren davon in den römischen Gesetzen. Wir haben noch die Produkte von den Berechnungen der Mortalitätsverhältnisse, welche die Faktoren nothwendig voraussetzen. Im 68sten Gesetze der Pandekten unter dem Titel ad leg. Falcid. wird, nur unter anderm Namen, von **Ulpian**, also gewiß auf kein Gerathewohl, die Frage beantwortet: wie groß die wahrscheinliche Dauer des menschlichen Lebens bey einem gewissen gegebenen Alter sey? 3) **Etwas über die Musik in den neuerlich entdeckten Südländern.** 4) **Schreiben eines Dilettanten über die Frage: Sollen junge Mädchen vom Stande Musik lernen, und wie?** Antw. Ja; aber zu einem andern Zweck und nach einer andern Methode, als gewöhnlich. Beyde werden hier in Beyspielen vortrefflich gezeigt. 5) **Schreiben eines Frauenzimmers an den Verfasser des vorstehenden Aufsatzes.** 6) **Von dem verschiedenen Tone der Aussprache des Wortes Ich.** Nämlich

von der Verschiedenheit des Tons, den verschiedene Charaktere auf das Wort Ich legen: satyrisch. 7) **Von der Wichtigkeit der Wetterdiscurse.** Eine satyrische Apologie der Wetterdiscurse gegen die Satyriker, welche sie beynahe ganz verdränget haben. **Sammlung einiger Briefe, die Maskeraden in Hannover betreffend.** Neun Briefe von neun verschiedenen Personen, alle in der heitersten Laune, und mit lebhaftem, oft beißendem Witze geschrieben, und ein zehnter ernsthafter, über den wahren Werth der Maskeraden, wo eine gesittete Gesellschaft sich auf eine Zeitlang alles Ranges, aller übrigen Konnexionen begeben, und sich gleichsam in den natürlichen Zustand der Menschen zurücksetzen sollte, wo man sich mit jedem, mit dem Anstande und der Freymuthigkeit dieses gesitteten natürlichen Zustandes unterreden, und auf die Art Vortheil und Vergnügen zugleich von der Gesellschaft haben könnte. Dann aber würde es eine Beleidigung der Regel werden, wenn man eine Person zu entdecken suchte, oder sie andern bekannt machte; dagegen würden die ernsthaftesten Männer einer Stadt ihre Erholungsstunden gerne daselbst zubringen. 9) **Ankündigung einer neuen periodischen Schrift für das Frauenzimmer.** Eine sanfte; aber treffende Satyre. 10) **Schreiben eines Viehhändlers über die Physiognomik an das Hannöversche Intelligenzkomtoir.** Naiv und drollicht. 11) **Auszug eines Schreibens aus Pyrmont.** Eine kleine reizende Erzählung, etwas romantisch. 12) **Sollte es nicht gut seyn, öffentliche Schwimmschulen zu errichten?** In den kurbraunschweigischen Staaten befindet sich unter 580 Gestorbenen männlichen Geschlechts jährlich im Durchschnitt nach einem ungefähren Ueberschlage, mit Ausschluß der Seefahrer, ein Ertrunkener. Schon dieser einzige Umstand, der dadurch beförderten Abhärtung, Geschmeidigung und Reinigung des Körpers nicht zu gedenken, macht die Frage sehr erheblich. Die Schwimmschule selbst ist kein unverdautes Projekt: des Verf. Entwurf geht sehr ins Detail. Er verschreibt zwey Halloren zu ersten Lehrern bey dieser Anstalt, die sich anfangs bloß auf die Hauptstadt einschränken soll, und zeigt, woher die Kosten dazu genommen werden könnten. Rec. wenigstens, der an seinem eigenen Körper den Mangel solcher Anstalten schon längst mit Verdruß empfunden hat, wünscht die Ausführung dieses Vorschlages von ganzem Herzen. (Etwas Aehnliches geschicht jetzt in Schlesien.)

Im zweyten Bande sind folgende Aufsätze: 1) Ueber die Fleischpreise in der Stadt Hannover, nebst einer Geschichte derselben, bis zu Ende des Jahrs 1780. Eine sehr unterrichtende Abhandlung über einen so verworrenen und doch so wichtigen Gegenstand der Policey, welche man wegen des muntern Tones, der darin herrscht, mit einem Vergnügen lieset, das bey einer so trocken scheinenden Materie überrascht. Der Verf. liefert (auf dem beyliegenden Bogen) eine Tabelle über die Preise des Rind-, Kalb-, Hammel- und Schweinefleisches in Hannover von 1731—1780 incl. mithin in einem Zeitraume von 50 Jahren. Die Geschichte hebt vor dem dreyßigjährigen Krieg an, als noch deutsche Sitte und Redlichkeit statt der Gesetze galt. Während dieses Kriegs entstand das, was wir jetzt Policey nennen, und zugleich der Zwist zwischen den Fleischern und dem Publikum, bis 1685 unter Autorität der damaligen fürstl. Geheimtenrathsstube, die erste Fleischtaxe publicirt wurde; welche aber durch die dreymal gegebene und eben so oft wieder aufgehobene Erlaubniß, ein extraordinary gutes Stück Fleisch sich auch extraordinary bezahlen zu lassen, so gut, als annullirt wurde. Ueberall entwickelt der Verf. die Ursache vom Steigen und Fallen der Preise. Lustig ist die Anekdote, daß das Publikum in allem Ernst Fleisch ohne Knochen verlangte, wobey der Verf. bemerkt, daß aus einem Ochsen von 600 Pfund kaum 120 Pf. Fleisch ohne Knochen gehauen werden können. Der Mittelpreis des Rindfleisches im Durchschnitt von 50 Jahren ist 2 mgr. $6\frac{8}{25}$ pf. Beygefügt sind noch Tabellen von dem Mittelpreise des Rind- und Kalbfleisches in jenen 50 Jahren nach den Monathen, und die Mittelpreise in Decennien nach den Monathen. Aus den letztern erhellet, daß das Fleisch in dem Decennium von 1771—1780, wie noch gegenwärtig, wohlfeiler sey, als im vorigen, von 1761—1770. Zuletzt beweiset der Verf., daß das Pfund Rindfleisch, welches 1685 12 pf. kostete, jetzt, nach Abzug 3 pf. Licent, der 1685 noch nicht war, $4\frac{1}{2}$ pf. oder 28 pro Cent wegen der Viehseuche, und nur 1 pf. wegen des Münzfußes, der Zahlung in Louisd'ors, da die Taxe doch in Kassenmünze gesetzt wird, auch wegen des Kaufs auf Borg und längern Kredits, welches 1685 nicht war, nicht mehr, als $5\frac{1}{2}$ pf. theurer ist, als vor hundert Jahren, folglich ist es bey weitem nicht in gleichem Verhältniß mit allen andern Bedürfnissen gestiegen. 2) Aehnlichkeit der Arzneykunst und

Policeykunde. Ein Schreiben aus Schwaben. Die Vergleichung ist treffend, obgleich nicht neu, und die Aehnlichkeit wirklich auffallend. Eine Stelle zur Probe: (S. 45.) „Die Polizeygebrechen einer Stadt lassen sich für den, der „die Metaphern versieht, ganz füglich in Form einer Kran„kengeschichte vortragen. Z. B. eine Stadt von gesetzten „Jahren, phlegmatischmelancholischen Temperaments, von „mittlerer Größe und Stärke, ist seit 40 bis 50 Jahren „krank an einer Art der Unverdaulichkeit. Sie verschlingt „mit großer Gefräßigkeit alles, was sich ihr nähert, und „giebt es entweder durch unnatürlichen Weg wieder von sich, „oder es verursacht ihr, wenn sie es bey sich behält, anstatt „starke Nerven und frisches Blut zu geben, eine gewisse Mat„tigkeit, und vorzüglich eine Art von aufgedunsenem Wesen „in den meisten Gliedern. Zween Aerzte sind konsulirt. Der „erste will die unnatürlichen Ausführungen durch adstringiren„de Mittel heben; der andere räth eine starke Abführung „durch die ordentlichen Wege. Ich, meines Theils, würde „den Gebrauch alles dessen, was moralisch und physikalisch „den Geist aufräumt, die Cirkulation der Säfte befördert, „und fleißige Bewegung aller Glieder verordnet haben, in „der Hoffnung, daß sich die Windsucht oder das aufgedunse„ne Wesen bald geben werde, wenn die ordentliche Verdauung „wiederhergestellt ist. Sollten aber die adstringirenden oder „auch die abführenden Mittel gebraucht werden, so habe ich „viele Ursachen, im ersten Falle das Miserere, im andern die „Hektik als Folgekrankheiten zu befürchten." 3) **Ein Mährchen aus der Lüneburger Heide.** Ein Mährchen, das tausend Geschichten, welche täglich vorfallen, so ähnlich sieht, als ein Ey dem andern; das aber Aeltern, die keinen Begriff von einer dem Stande und der wahrscheinlichen künftigen Bestimmung ihrer Kinder gemäßen Erziehung haben, nicht oft genug vorerzählt werden kann. 4) **Moralischer Artikel aus dem Pensylvanischen Haushaltskalender.** Ein herrliches Stück zur Philosophie des Lebens, der Urstoff von Franklin; aber hier für Deutsche verarbeitet, übrigens bekannt genug, da es öfter abgedruckt, und sogar, wie der V. selbst erzählt, von zween unserer vaterländischen nicht unberühmten Autoren, nur mit Veränderung weniger Worte, unter ihre eigenen Aufsätze gestellt worden ist. Der witzige Schluß charakterisirt den gewöhnlichen Menschen auf eine frappante Art. 5) **Rede des Mandarins Kiang-Tse an**

die

die Landleute seiner Provinz. Auch ein praktisches Stück, nur Schade, daß es schwerlich in die Hände derjenigen kommen wird, für die es eigentlich geschrieben ist. 6) **Einige Bemerkungen über Holland. In einem Schreiben an einen Freund.** Auch derjenige wird sie noch mit Vergnügen lesen, und vielleicht manches Neue darin finden, der dieses Vaterland der Industrie, und das originalste in Europa, wie es der Verf. nennt, sehr gut zu kennen glaubt. Die Bemerkungen betreffen die holländischen Wirthshäuser, das Aussehen des Landes, die Einwohner, (wenigstens die Hälfte der Einwohner von Amsterdam und Haag soll aus Deutschen und Franzosen bestehen. Durch viele Beyspiele ist Rec. vom Gegentheil dessen, was der Verf. über die Trinkgelder in Holland sagt, überzeugt,) den Wollhandel, die Garnspinnerey, die Mannigfaltigkeit der Nahrungsarten in Amsterdam, und bey dieser Gelegenheit sehr warnend für den Zielverkoopers, u. s. w. 7) **Auszug eines Schreibens aus Genf. Vom Jahr 1771.** Eine Reise von Lausanne nach Genf wird reizend, beynahe poetisch, geschildert, und unterwegs auch Ferney besehen. Schmuckloser; aber sehr lesenswerth, ist die Beschreibung von Genf, doch scheint sie, wenn man sie mit andern glaubwürdigen Nachrichten vergleicht, hie und da etwas zu sehr ins Schöne gemalt zu seyn. Auch hat sich seit den großen Unruhen gar vieles geändert! 8) **Wilhelm und Röschen. Eine Nationalerzählung.** Ein sehr artiges, rührendes, ländliches Geschichtchen. 9) **Ist es thunlich und nützlich, eine Assekuranz wegen der Hornviehseuche zu errichten?** Der V. hält eine solche Assekuranzgesellschaft; die der seel. v. Pfeifer so sehr anprieß, wo nicht für ganz unmöglich, doch für äußerst schwer, und mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft, die Einrichtung sey nun nach Art der Feuersocietäten oder der Seeassekuranzen. Denn nach der ersten Einrichtung müßten 1. alle Mitglieder den Verlust in gleichem Grade zu befürchten haben, welches bey der Viehseuche doch der Fall nicht ist; 2. müßte die zu verassekurirende Sache einen gewissen nicht leicht veränderlichen Werth haben; 3. müßte es höchst unwahrscheinlich, ja hypothetisch unmöglich seyn, daß die Hälfte des Viehes der in die Assekuranzgesellschaft getretenen Besitzer in Einer grassirenden Seuche verlohren werden könne; sonst müßte man zittern, verschont zu bleiben: große Länder aber sind wegen der verschiedenen Provinzen schwer zu vereinigen. Bey der zwoten Ein-

richtung müßten die Assekuradeurs wegen der an verschiedenen Orten sehr ungleichen Gefahr über die Prämie mit den Assekuranden dingen: welch ein unübersehlicher Handel! Eine Menge nicht zu verhütender Unterschleife würde die Assekuradeurs bald zu Grunde richten; die Prämie würde so hoch steigen, daß sich bald keine Assekuranden mehr fänden: und so würden beyde Theile einbüßen! Noch dazu würde die Sache für das Ganze von keinem reellen Nutzen seyn; denn 1. hat die Kunst der Viehzucht durch die Seuche gewonnen; 2. man würde sich wenig Mühe geben, der Seuche entgegen zu arbeiten, wenn man versichert wäre, das gefallene Vieh bezahlt zu erhalten; 3. der wahre Reichthum des Landes, welcher bekanntlich in Produkten und nicht im Gelde besteht, würde dadurch mehr verlieren, als gewinnen, denn der Viehstand würde nicht durch vermehrten Fleiß und sorgfältige Zuzucht wieder hergestellt werden, wodurch das Ganze einiges Aequivalent für den erlittenen Schaden gewinnt; 4. der Preis des Hornviehes würde plötzlich weit mehr steigen, als er bisher nach der Seuche gethan. 10) **Ueber die Vorschläge, die bürgerliche Verbesserung der Juden betreffend.** Der Verfasser hatte in einer Recension von des Herrn Geheimenrath von Dohm bekannter Schrift (siehe Allgem. D. Biblioth. L. Band) einige Zweifel gegen die bürgerliche Verbesserung der Juden geäußert, welche Herr von Dohm in der zwoten Auflage des zweyten Theiles seines Werks zu heben suchte. Jene Recension ist nun hier abgedruckt, und die darin geäußerten Zweifel gegen des Herrn von Dohm Replik werden vertheidigt und verstärkt. Rec. will dem Herrn Geheimenrath von Dohm in der Beantwortung dieser Duplik nicht vorgreifen.

Re.

Nachrich-

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus — — — vom 27sten Febr. 1788.

Ueber eine Stelle in Hrn. D. Burneys Lebensumständen von Händeln, S. XLVIII. der Eschenburgischen Uebersetzung, muß ich Ihnen doch meine Gedanken sagen.

„Auch bin ich des Glaubens, daß er (Händel) in seinen vollen, meisterhaften und herrlichen Orgelfugen, wozu das Thema jedesmal höchst natürlich und gefällig ist, den Frescobaldi, und selbst Johann Sebastian Bach und andere Deutsche übertroffen hat, die in dieser schweren und mühsamen Setzart am berühmtesten sind.“

Vergleichungen großer Männer können ungemein lehrreich werden, wenn sie ein Mann unternimmt, der selbst Größe genug hat, ihre Vorzüge zu erforschen, darzustellen und zu beurtheilen. Bey einzeln Meisterstücken berühmter Künstler ist es schon ein schweres Unternehmen, ihren Werth gegen einander genau abzuwägen und richtig zu bestimmen; allein, wie sehr vermehrt sich diese Schwierigkeit, wenn man das ganze Talent zweyer vortrefflichen Künstler neben einander auf die Waage legt? Welche tiefe Kenntniß und welch feines Kunstgefühl in der Sache, worin die Männer groß waren, wird dazu erfordert? De artifice non nisi artifex judicare potest. Also große Genies erkennen keine, als ihres Gleichen für gültige Richter ihrer Verdienste, und zwar namentlich dann, wenn diese beyderseitigen Verdienste einander entgegen gestellt werden. Aber nicht Kunstkenntniß in ihrem ganzen Umfange allein, nicht feiner ächter Geschmack und zartes Gefühl jeder auch versteckten Schönheit sind hier hinreichend. Ohne die strengste Unpartheylichkeit, ohne ehrliche Entsagung aller Vorliebe, ohne festen Vorsatz, gerecht gegen jedes Verdienst zu seyn, wird der Urtheiler Gefahr laufen gänzlich zu irren. Dieser Gefahr bleibt er selbst dann noch ausgesetzt, wenn er nicht alle Akten des Prozesses, den er entscheiden soll, vor sich hat, und genau untersucht; das ist, wenn er ohne alle die vornehmsten Werke der Meister,

über die er richten will, zu kennen, sein einseitiges Urtheil spricht. Dabey muß er aber nicht nur Werke von einerley Gattung, sondern auch die Werke aus gleichen Zeiten der Künstler gegen einander stellen, nicht das Jugendwerk, gegen das andre des reifen Alters, nicht das etwa einmal eilfertig und flüchtig gearbeitetere Kunststück des einen, gegen das geprüfte, verbesserte des andern. Beyder erkannte Meisterstücke, worin sie die letzte Hand anlegten, müssen mit einander verglichen werden.

Kunstkenntniß und besonders Geschmack wollen wir Hrn. D. Burney einräumen; aber ist er auch unpartheyisch? Kannte er auch alle Werke beyder berühmten Männer, die er vergleichen wollte? Aus S. XLVII. und XLVIII. sieht man nichts als Partheylichkeit, und von einer nähern Bekanntschaft mit J. S. Bachs Hauptwerken für die Orgel finden wir in Hrn. D. Burneys Schriften keine Spuhren. Auch scheint er nach seinen Reisebeschreibungen zu urtheilen, wenig Erkundigungen über J. S. B. große wunderswürdige Art die Orgel zu spielen, eingezogen zu haben, da doch, als er reiste, noch manche ihres Lehrers nicht unwürdige Schüler, und unter diesen dessen ältester Sohn Wilhelm Friedemann noch lebten. Hätte Hr. Burney irgend eine Idee von der Größe J. S. B. als Meister auf der Orgel, gehabt, er würde solche Männer, die ihm von diesem Ersten aller Orgelspieler nähere Nachricht zu geben vermochten, allenthalben aufgesucht, und sich mit ihnen über einen Gegenstand, der in der Musik Epoche macht, lange unterhalten haben. Allein, ihm war nun einmal Händel der größte Orgelspieler, und wozu sollte er sich denn um die kleinern bekümmern! Daher seine ungerechten schiefen Vergleichungen. Diese zu widerlegen muß ich freylich auch vergleichen; aber, wie ich mir schmeichele, soll dieß mit mehr Unpartheylichkeit nach längerer genauern Prüfung, und (was ich gleich Anfangs voraussetze) mit der Erklärung, daß ich Händeln, wo nicht durchgehends als Komponisten für die Instrumentalmusik, doch als Opernkomponisten, und noch mehr als Kirchenkomponisten für einen großen Mann halte, der theoretische Kenntniß, Wissenschaft der Harmonie mit Reichthum der Gedanken, Erfindung, Ausdruck und Gefühl verband, geschehen.

Bach und Händel sind in einem Jahre, nämlich 1685. gebohren, folglich komponirten sie ohngefähr zu gleicher Zeit. Als Opernkomponisten stund damals Händeln noch ein anderer

großer

großer Mann, Kaiser, zur Seite, der, beyläufig zu erinnern, wenn es auf Schönheit, Neuheit, Ausdruck und Gefälligkeit des Gesanges ankommt, die Parallele mit Händeln gewiß nicht zu fürchten hätte.

Claviersachen von Bachen und Händeln erschienen zu gleicher Zeit in den zwanziger Jahren dieses Sekulums im Druck. Aber welche Verschiedenheit! In Händels Suiten ist viel Copie nach der damaligen Art der Franzosen, und nicht viel Verschiedenheit; in Bachs Theilen der Clavierübung ist alles Original und verschieden. Der Gesang der Arien mit Veränderungen in Händels Suiten ist platt und für unsere Zeiten viel zu einfältig; Bachs Arien mit Veränderungen sind noch jetzt gut, sind Original, und werden deswegen nicht leicht veralten. Welcher Reichthum, besonders in Bachs gedruckten Arie mit Veränderungen fürs Clavizimbel mit zwey Manualen! Welche Mannichfaltigkeit! Welche Fertigkeit der Hände und des Vortrages erfordernde Kunst!

Der erste Theil von Händels Claviersuiten ist bis auf die Arien sehr gut. Der zweyte Theil soll galanter seyn, aber er ist mehrentheils gemein und elend.

Händels Fugen sind gut, nur verläßt er oft eine Stimme. Bachs Clavierfugen kann man für so viele Instrumente aussetzen, als sie vielstimmig sind; keine Stimme geht leer aus, jede ist gehörig durchgeführt. Händels Fugen erstrecken sich nicht weiter, als höchstens auf vier Stimmen. Bach hat in seinen Sammlungen des so betitelten **wohl temperirten Claviers** fünfstimmige Fugen, und zwar durch alle vier und zwanzig Thonarten gemacht. Sogar hat man eine Fuge von ihm über das Königlich Preußische Thema mit sechs Stimmen und zwar manualiter. Wenn von harmonischer Kunst die Rede ist, von dem Genie des Meisters, das viele Theile eines großen Werkes erfand, vollkommen ausarbeitete, und zu einem großen schönen Ganzen bildete, und in einander paßte, das Mannichfaltigkeit und simple Größe vereinigte, und zwar so, daß selbst der Liebhaber, der nur einigermaassen die Sprache der Fuge verstand, (andere haben über Fugen kein Urtheil) dadurch entzückt wurde: so zweifele ich, ob je Händels Fugen mit den Bachischen die Vergleichungen aushalten.

Was haben aber Bachs übrige Claviersachen nicht für Vorzüge! Wie viel Leben, Neuheit und gefällige Melodie noch itzt, da alles im Gesange so verfeinert ist! Wie viel Erfindung,

findung, welche Mannichfaltigkeit in allerley Geschmack, der kunstreichen und galanten, der gebundenen und freyen Schreibart, wo Harmonie oder Melodie herrscht; dort äußerste Schwierigkeit für Meisterhände, und hier Leichtigkeit, selbst für etwas geübte Liebhaber! Wie viel brave Clavierspieler haben seine Stücke nicht hervorgebracht! War er nicht der Schöpfer einer ganz andern Behandlungsart der Clavierinstrumente? Gab er ihnen nicht vorzüglich Melodie, Ausdruck und Gesang im Vortrage? Er, der tiefste Kenner aller kontrapunktischen Künste, (und Künsteleyen sogar) wußte der Schönheit die Kunst unterthan zu machen. Und welch eine große Menge von Claviersachen hat er gesetzt!

Aber nun zu den Orgelsachen beyder Meister; denn ihr Orgelspiel können wir doch nun einmal nicht mehr gegen einander aufstellen. Von Bachs großen Schülern sind nur noch wenige übrig, und daß Händel große Orgelspieler gebildet und gezogen habe, davon hat man doch nicht gehört. Also nach ihren Werken müssen sie gerichtet werden.

Wenn wir nun beyder Orgelsachen abwägen, so findet sich zum Vortheil J. S. B. ein himmelweiter Unterschied. Den Beweis dieser Behauptung kann man auch Unkennern ohne Mühe einleuchtend machen.

Man wird doch ohne Widerspruch annehmen dürfen, daß das Pedal der wesentlichste Theil einer Orgel sey, ohne welches sie wenig von dem Majestätischen, Großen, Kraftvollen, das ihr allein vor allen Instrumenten zukömmt, übrig behalten würde. Jeder, der irgend weiß, was Orgel ist, wird das einräumen.

Wie aber, wenn Händel nun gerade das, was die Orgel zur Orgel macht, was sie so hoch empor über alle Instrumente hebt, fast ganz aus der Acht gelassen, selten benutzt hätte? Nicht etwa, weil es ihm schlechterdings am Genie dazu fehlte, sondern weil er nicht geübt darin war, oder wenn er auch als Deutscher Uebung des Pedals hatte, als Engländer sie aufgeben mußte? Daß dieß gerade der Fall bey ihm war, ist keinem Zweifel unterworfen, wenn man weiß, daß in England wenig Orgeln mit dem Pedale sind, und daß man dort sogar es nicht einmal vermißt. Ganz anders in Deutschland; da findet man nicht leicht, auch bey der kleinsten Orgel auf einem Dorfe den Mangel eines Pedals. Orgel ohne Pedal nennt man ein Positiv, und schreibt ihm keinen Werth zu. Daher sind denn auch die guten Organisten

nisten in Deutschland von jeher zu Hause gewesen, und wer weiß nicht, was J. S. B. Werke dazu beytrugen, recht viele und große Orgelspieler zu bilden? Man wird nicht ungerecht seyn, wenn man aus dem gesagten folgert, daß ein Engländer keinen deutlichen Begriff von dem Wahren und Wesentlichen eines Orgelspielers haben könne, und sich also nicht zum Richter über große Orgelspieler aufwerfen müsse. Wie wenig Hr. Burney nun eine Ausnahme mache, wird aus der zuverläßigen Erzählung erhellen, die mir jemand von ihm machte. Als er nämlich in Hamburg war, bat er den Hrn. Capellmeister Emanuel Bach (bekanntlich den Sohn J. Sebastians) in der Michälskirche, die ein neues vortreffliches Werk von Hildebrandt hat, auf der Orgel zu spielen. Da ihm dieser sagte, daß er das Pedal nicht spielen könnte, soll er gelacht und gesagt haben: das Pedal wäre nicht nöthig.

Sonach können die Engländer schwerlich einen rechten Begriff von einem guten Organisten haben; und es wird ihnen übertrieben scheinen, wenn deutsche Musikkenner ihnen sagen, daß ein guter Organist ein großer Mann sey; daß er das schwerste und vollkommenste Instrument spiele, welchem ein völliges Genüge zu thun, ungemeine Talente, Wissenschaft und Uebung erfordert würden. Sonach wird schwerlich ein Engländer J. S. Bachs Orgelsachen auf seiner Insel jemals gehörig haben vortragen hören; denn, diese spielen zu können, was gehört nicht dazu?

In Bachs Orgelsachen kommen mehrentheils, und bey Stücken mit zwey Manualen und Pedal allezeit drey Systeme übereinander vor. Das Pedal ist allezeit vom Manuale frey und eine Stimme für sich. Zuweilen kommen auch zwey obligate Stimmen im Pedal vor. Die linke Hand ist nichts weniger, als Baßspielerin, sie muß alle Fertigkeit und Geläufigkeit der Rechten haben, um die ihr vorgeschriebenen Stimmen, die so oft voll lebhafter Melodie sind, gehörig ausführen zu können.

Nach Beschaffenheit der Registrirung giebt Bach dem Pedal zuweilen die prachtvolle, und dennoch manchmal nicht langsame noch leichte Hauptmelodie, wobey die beyden Hände das Glänzende haben; zuweilen hat es die oberste Mittelstimme, zuweilen die unterste. Alle diese Aufgaben und Veränderungen müssen sich die Hände auch gefallen lassen.

Das

Das Pedal hat zuweilen viel Glänzendes und Geschwindes, welches freylich nur geübte Meister auszuführen im Stande sind, und dergleichen in England wohl nie mag erhört worden seyn. Wenn man nun hinzusetzt, daß Bach nicht allein mit der Feder allen diesen Forderungen ein Genüge gethan habe, sondern auch aus dem Stegereife im Stande war es zu thun, und zwar so regelmäßig als möglich: welche Größe gehört nicht hierzu!

Außer den vielen von J. S. gesetzten, ausgeführten und variirten Chorälen und Vorspielen dazu (auch die finden bey den Engländern wenig Statt, da ihre Art des Kirchengesangs wenig Gelegenheit dazu giebt) außer andern Trios für die Orgel sind besonders 6 dergleichen für zwey Manuale und das Pedal bekannt, welche so galant gesetzt sind, daß sie jetzt noch sehr gut klingen, und nie veralten, sondern alle Moderevoluzionen in der Musik überleben werden. Ueberhaupt genommen, hat noch niemand so viel schönes für die Orgel gesetzt, als J. S. Bach.

Quanz sagt an einem Orte seiner gedruckten Anweisung die Flöte traversier zu spielen, nämlich im XVIII. Hauptstück §. 83. daß unser bewunderungswürdige J. S. Bach in den neuern Zeiten die Kunst die Orgel zu spielen, zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht habe. Und Quanz war doch unstreitig Kenner der Kunst und Mann von Geschmack, den er auf langen Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, Holland und England, wo er alle große Tonkünstler oft hörte, ausgebildet hatte. Namentlich kannte er Händeln sehr genau und verehrte ihn. Quanz war nebst Hassen und der Faustina, welche alle Händeln lange gekannt und oft auf dem Clavier und der Orgel gehört hatten, in Dresden gegenwärtig, als sich J. S. Bach in den Dreyßigern dieses Jahrhunderts vor dem Hofe und vielen Kennern auf der Orgel hören ließ; diese bekräftigten das angeführte Urtheil über ihn, als den ersten und fertigsten aller Orgelspieler und Komponisten für dies Instrument. Dies Urtheil lebt auch noch in dem allgemeinen Rufe in Deutschland und auswärtigen Ländern.

Bey Gelegenheit der Orgelsachen von Händeln, als denen Bachischen entgegen gestellt, läßt sich gar nichts sagen. Sie sind zu sehr verschiedner Art, und können nicht verglichen werden.

Man wird vielleicht sagen, daß Händel dem Geschmacke der Engländer nachgegeben, und die Vorzüge der Orgel, vielleicht sogar aus ökonomischen Gründen, verläugnet habe. Das mag seyn, wenn er zum Beweise in seinem Saul Orgelsolos einmischt, die so dünne gewebt, so zweystimmig klar, und so locker und leicht sind, daß sie von jedem mittelmäßigen Clavierspieler vom Blatte weggespielt werden können, und auf dem kurztönenden Flügel so gute Wirkung thun, als auf der aushaltenden Orgel. Aber sollte Händel auch nicht ein einziges Stück seiner Orgelarbeiten so eingerichtet haben, woraus auch Meister jenseit des Meeres sehen könnten, daß er auch ihrer höhern Kunst gewachsen sey? Sollte er in Deutschland nicht ein einziges der deutschen Orgel würdiges Werk verfertigt und hinterlassen haben? Und unter allen den Händelschen Orgelsachen, die ich kenne, (und ich setze wohlbedächtlich hinzu, was Hr. D. Burney bey Bachen ausläßt: so viel ich ihrer von Händeln auch kenne,) finde ich keines, das die oben an den Bachischen gerühmten Vorzüge hätte. Allenthalben giebt das Pedal Trumpf zu, das ist, es thut nichts weiter, als den Baß verstärken, und kann auch bloß manualiter, ohne daß die Wirkung geschwächt würde, gespielt werden.

Man sehe alle seine gedruckten Orgelconzerte und Orgelfugen. Sollten ungedruckte existiren, die ganz anders gearbeitet wären, so zeige man sie vor; noch hat niemand von unsern ältesten Tonkünstlern sie gesehen, und es wäre sonderbar, wenn Händel gerade seine schlechten Orgelsachen allein hätte drucken lassen. Da alles, was er schrieb, in England in so unzählicher Menge gestochen ist, und so reißend abgieng, sollte er nicht ein Paar Orgelfugen und Conzerte, so, wie sie seyn müssen, in Gesellschaft der leichtern Sachen mit ins Publikum haben bringen können, woraus man den Meister auf der Orgel mit allem seinen Reichthum der Erfindung und Glanz der Kunst hätte erkennen können? Oder war diese große erhabnere Arbeit, diese Bachische Kunst, (welche die alten finstern Grübeleyen mit dem hellern Geschmack und schönern Ausdruck der Neuern so glücklich und unerreichbar vereinte,) war diese selbst des großen Händels Sache nicht? Ein sonderbarer Umstand in seiner Lebensgeschichte macht es wahrscheinlich, daß er sich nicht getrauete, in diesem Stücke gegen J. S. B. aufzukommen. Im ersten Bande von Marpurgs Beyträgen zur Geschichte der Musik, S. 450, ist ei-

ne Stelle, welche das bestätigt, nur bedarf sie eines kleinen Kommentars. Die Stelle lautet so: hat nicht ein großer Händel alle Gelegenheiten vermieden, sich mit dem seligen Bach, diesem Phönix im Satze und der Ausführung aus dem Stegereise, zusammenzufinden, und sich mit ihm einzulassen? u. s. w., und der Kommentar ist folgender: Händel ist dreymal aus England in Halle gewesen, das erstemal ungefähr um 1719, das zweytemal in den Dreyßigern, und das letztemal 1752 oder 1753. Beym erstenmale war J. S. B. damals Kapellmeister in Köthen, vier kleine Meilen von Halle. Er erfuhr Händels Anwesenheit in letztgedachtem Orte, sogleich setzte er sich auf die Post, und fuhr nach Halle. Denselben Tag, wie er da ankam, reisete Händel weiter. Beym zweytenmale hatte J. S. B. zum Unglück das Fieber. Weil er nun selbst nach Halle zu reisen außer Stande war, so schickte er sogleich seinen ältesten Sohn, Wilhelm Friedemann, dahin, um Händeln aufs höflichste einzuladen. Friedemann besuchte Händeln, und erhielt zur Antwort, daß er nicht nach Leipzig kommen könnte, und es sehr bedauerte. J. S. B. war nämlich schon damals in Leipzig, auch nur vier Meilen von Halle. — Beym drittenmale war J. S. schon todt. Händel war also nicht so neugierig, wie J. S. B., welcher einmal in seiner Jugend wenigstens 50 Meilen zu Fuße lief, um den berühmten Lübeckschen Organisten Buxtehude zu hören. Um so viel mehr schmerzte es J. S. B., daß er Händeln, diesen wirklich großen Mann, den er besonders hochachtete, nicht persönlich hatte kennen lernen.

Vielleicht fällt aber jemanden hiebey die bekannte Geschichte mit dem nicht ohne Verdienst berühmten französischen Orgelspieler Marchand ein, der nach Dresden kam, um mit Bachen um die Wette zu spielen, und ohne Sieg bescheiden sich in sein Vaterland zurückezog, nachdem der König mit einer großen und glänzenden Gesellschaft beym Marschall Grafen von Flemming deswegen ihn erwartete. Er ließ eine Besoldung von einigen 1000 Thalern im Stiche, und war mit Extrapost fort. Vielleicht hält man daher Bachen für einen herausfordernden musikalischen Renommisten, dem der friedfertige Händel wohl hätte aus dem Wege gehen müssen? Nein, Bach war nichts weniger, als stolz auf seine Vorzüge, und ließ seine Uebermacht niemand empfinden. Im Gegentheil war er ungemein bescheiden, tolerant und sehr höflich

gegen

gegen andere Tonkünstler. Die Geschichte mit Marchand wurde hauptsächlich durch andere bekannt, er selbst hat sie nur selten erzählt, wenn man in ihn drang. Nur ein Beyspiel zum Beweise seiner Bescheidenheit, wovon ich Zeuge gewesen bin. Bach kriegte einsmals einen Besuch von Hurlebusch, einem Clavier- und Orgelspieler, welcher damals sehr berühmt war. Dieser letztere setzte sich auf Ersuchen an den Flügel; und was spielte er Bachen vor? Eine gedruckte Menuet mit Veränderungen. Hierauf spielte Bach ganz ernsthaft nach seiner Art. Der Fremde von Bachs Höflichkeit und freundlicher Aufnahme durchdrungen, machte Bachs Kindern mit seinen gedruckten Sonaten ein Geschenk, damit sie daraus, wie er sagte, studiren sollten, ohngeachtet Bachs Söhne schon damals ganz andere Sachen zu spielen wußten. Bach lächelte für sich, blieb bescheiden und freundlich.

Dies habe ich dem allzuschneidenden Richterspruche eines nicht allerdings gültigen musikalischen Kritikers entgegen stellen wollen, theils um zu zeigen, daß wir Deutschen ihm das jus de non appellando nicht zugestehen; theils in der Absicht, um ihn und andere Kunstrichter fürs künftige zu warnen, in der Vergleichung berühmter Männer vorsichtiger zu Werke zu gehen; sie nicht von einer Seite gegen einander zu stellen, wo sie nicht zu einander passen; nicht ihnen Vorzüge anzudichten, die sie nicht haben, und bey ihren übrigen Talenten auch allenfalls entbehren können; nicht auf Kosten anderer, eben so entschiedener Verdienste ihren Liebling zu erheben, oder, wenn ja verglichen werden soll, ähnliche Eigenschaften und Verdienste neben einander zu stellen, mit gehöriger Einsicht und richtigem Urtheil, sie unpartheiisch zu untersuchen, und dann bescheiden seine Meynung dem Publikum, dem Kenner und Kenner ähnlichem Liebhaber der Kunst vorzulegen. Dann nur können Parallelen berühmter Künstler und Kunstwerke lehrreich seyn.

Beförderungen.

1788.

Der bisherige Prosector im anatomischen Theater zu Gießen, Herr D. Georg Thom, ist im Maymonat zum ordentl.

ordentlichen Professor der Medicin daselbst, auch sind zu ebenderselben Zeit der Herr D. Schwabe von Ilmenau und der Herr D. Ransing, bisheriger ausübender Arzt zu Darmstadt, zu außerordentlichen Professoren der Medicin bey jener Universität von des regierenden Herrn Landgrafen von Hessen Darmstadt Durchl. ernannt worden.

Wien. Der durch seine Gedichte berühmte Herr von Retzer ist bey der vereinigten Hofstelle wirklicher Hofsekretär geworden, mit Beybehaltung der Censornstelle bey der Hofstudienkommission.

* * *

Ein sehr wichtiges Werk haben wir gegen Ostern 1789 zu erwarten, nämlich: **Virgils Landbau, übersetzt und erklärt von J. H. Voß.**

Hr. Voß hat deshalb eine besondere Nachricht bekannt gemacht. Wir ziehen daraus folgendes aus, indem daraus erhellet, welcher Gewinn für die deutsche Litteratur dieses Werk seyn werde.

„Wenn dieses lehrreiche und angenehme, aber tiefgedach„te Werk, das schon für den Römer eines Erklärers bedurf„te, auch Deutschen von gewöhnlicher oder gar keiner Schul„gelehrsamkeit verständlich seyn sollte: so mußte ich die Mühe „nicht scheuen, einen Kommentar zu schreiben, in welchem „die Geschäfte des römischen Landbaus, die öffentlichen und „häuslichen Gebräuche, die Vorstellungen von göttlichen und „menschlichen Dingen, Fabel, Welt- und Sternkunde, Na„turlehre, Geschichte, Länderkenntniß u. s. f. samt den Ein„flüssen griechisches Geistes auf die Denkart und den Kunst„fleiß unsers Dichters erklärt würden. Man denke nicht, daß „ich nur die Mühe des Auswählens gehabt habe. Mit dem „Entschlusse, nichts, so weit ich untersuchen konnte, als aus„gemacht anzunehmen, ward ich oft nur überzeugt, wo ich „auf Ansehn zu glauben verschmäht hatte, oft gelangte ich zu „ganz andern Aufschlüssen; über manches hatten sich meine „Vorgänger durch gehäufte, zum Theil blinde oder schielen„de, Citate, die selbst, wenn sie treffen, nur dem nachfor„schenden Gelehrten dienen, hinweggesetzt; und manches, „vorzüglich die ganze wichtige Materie der alten Weltkunde, „lag noch völlig im Chaos. Hiernächst schien mir Virgils

„äußerst

„äußerst vollendete Darstellung durch Worte, Klang und Be„wegung, jene Lebendigkeit des Ausdrucks, wozu der spröde Stof unserer Sprache sich unter meinen Händen nicht „allemal schmiegen wollte, einen verweilenden Blick zu erfo„dern: wiewohl heutiges Tags einiger Muth dazu gehört, „mit Betrachtung solcher Kunstregeln, die jeder gute Dichter „und Redner des Alterthums ausübte, und jeder gute Ur„theiler, Aristoteles, Cicero, Dionysius, Quintilian und „Longin, ernsthaft abhandelte, sich dem Vorwurf der Klein„fügigkeit und Grillenfängerey auszusetzen. Schon dieses „nöthigte mich, das lateinische Original der deutschen Nachbil„dung, nicht sehr zu ihrem Vortheile, gegenüber zu stellen; „noch mehr, weil ich den Kennern der lateinischen Sprache „über manche beträchtliche Abweichungen von der Lesart be„rühmter Ausgaben sowohl, als von der gewöhnlichen Aus„legung, Rechenschaft schuldig war. Ich habe mich hierbey, „um den meisten Lesern nicht anstößig zu werden, auf das „Nothwendigste eingeschränkt, meine Gründe in wenige Zei„len gedrängt, niemals widerlegt, um nur zu beschämen, „und wo ichs wußte, durch den Gedanken an die bessere Welt „und Nachwelt mich über niedrigen Partheigeist erhoben. „Ueberhaupt habe ich den Schein der Gelehrsamkeit, so weit „es geschehen durfte, entfernt, und nur das reine Vergnü„gen, Virgils Gedicht zu verstehn und zu empfinden, durch „Erläuterungen, denen es nicht an Unterhaltung fehlen kann, „zu befördern getrachtet."

Das ganze Werk wird groß Octav, ungefähr Ein Alphabet ausmachen. Es wird auf Pränumeration von 1 rthlr. 4 ggr. in Louisdor à 5 rthlr. gedruckt, welche bis October 1788 offen ist. Wem es bequemer ist, addressirt seine Briefe an die Bohnsche Buchhandlung in Hamburg, oder an die Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

* * *

In der Leipziger Jubilate-Messe 1788. sind bey Friedrich Nicolai folgende neue Bücher herausgekommen.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen, und von einigen Personen, die um Ihn waren, nebst einigen Zweifeln und Berich-

Berichtigungen über schon gedruckte Anekdoten, herausgegeben von Friedrich Nicolai. Erstes Heft, 8. 8 Gr.

Das zweyte Heft wird noch vor der Michaelmesse herauskommen.

Aufsätze betreffend die russische Geschichte, von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, Sechster und Siebenter Band, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Bibliothek allgemeine deutsche des LXXVI. Bandes 2tes Stück, LXXVII. Bandes 1stes und 2tes Stück, LXXVIII. Bandes 1stes und 2tes Stück, und LXXIX Bandes 1stes und 2tes Stück, gr. 8. Mit gnädigster Freyheit. 5 Rthlr. 6 Gr.

— der Großfürsten Alexander und Konstantin, von J. K. M. d. K. a. R. 8r und 9r Theil, 8. s. Erzählungen.

Dapp Raymund, Predigtbuch für christliche Landleute zur häuslichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen. Auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs, nach den Evangelien, 4. 1 Rthlr. 16 Gr.

Delaval E. H. Untersuchung der Farben der undurchsichtigen Körper, mit Versuchen bestätigt. Aus dem Englischen übersetzt und mit Beyspielen vermehrt von D. Lorenz Crell. gr. 8. 12 Gr.

Eberhard J. Aug. Apologie des Sokrates, oder Untersuchung der Lehre von der Seeligkeit der Heiden. Erster Theil Dritte verbesserte Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Erzählungen und Gespräche, von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, 8r und 9r Theil, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Eschenburg J. J. Anhang zu dessen Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, enthaltend eine Beyspielsammlung aus den besten Schriftstellern in alten und neuern Sprachen, Ister und IIter Band, gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Fulda Friedrich Carl, Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung, Sammlern und Liebhabern zur Ersparung vergeblicher Mühe bey bereits schon aufgefundenen Wörtern, und zu leichterer eigenen Fortsetzung, gr. 8. 1 Rthlr.

• Hayne J. C. G. Abhandlung über die Kriegskunst der Türken von ihren Märschen, Lagern, Schlachten und Belagerungen ꝛc. mit 10 Kupfertafeln, 1783. gr. 8.

(Dieses Werk enthält eine vollständige Sammlung der besten Nachrichten, und verdient bey dem jetzigen Türkenkriege abermal bekannt gemacht zu werden.)

Herrmann Bened. Franz, Beyträge zur Physik, Oekonomie, Mineralogie, Chemie, Technologie, und zur Statistik, besonders der Russischen und angränzenden Länder. Zweyter Band, gr. 8. 1 Rthlr.

Der dritte Band kömmt in der Michaelmesse heraus.

Hermes Joh. Aug. Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres zur Beförderung der häuslichen Andacht. Zwey Bände, zweyte verbesserte Auflage. gr. 8. Mit gnädigster Freyheit. 2 Rthlr. 12 Gr.

Kirwan Richard, physisch chemische Schriften III. Bandes 1stes und 2tes Stück, aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von D. Lorenz Crell, 8. 1 Rthlr.

Desselben, Angabe der Temperatur von den verschiedenen Breiten verschiedener Länder und Städte; aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von D. Lorenz Crell, 8. 8 Gr.

Klein, Ernst Ferdinand, Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preußischen Staaten. Erster Band, gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Dieses Werk ist für alle königliche Preußische Gerichtshöfe und Unterthanen, besonders auch deshalb sehr nützlich, weil es alle Entscheidungen der Königlichen Gesetzkommission enthält.

Der zweyte Band kömmt in der Michaelmesse heraus.

Klügel Georg Simon, Geometrische Entwickelung der Eigenschaften der stereographischen Projektion. Mit drey Kupfern. gr. 8. 8 Gr.

Lottens Briefe an eine Freundinn, während ihrer Bekanntschaft mit Werthern, zwey Theile, aus dem Englischen übersetzt; mit einem Titelkupfer, 8. 12 Gr.

De Luc J. A. neue Ideen über die Meteorologie; aus dem Französischen übersetzt, zweyter Theil, gr. 8. 1 Rthlr.

Lustspiele drey, wider Schwärmerey und Aberglauben, 1) der Betrüger, 2) der Verblendete, 3) der sibirische Schaman von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, 8. 1 Rthlr.

Moses Mendelssohns kurze Abhandlung von der Unsterblichkeit der Seele, aus dem Hebräischen übersetzt von H. J. 8. 3 Gr.

Nicolai Friedrich, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweitz im Jahre 1781, nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Reilgion und Sitten. I. und II. Band, dritte vermehrte und verbesserte Auflage, mit Kupfern, gr. 8. 2 Rthlr.

Von der Recke, Ch. E. K. geb. Gräfinn von Medem, Etwas über des Herrn Oberhofprediger J. A. Stark Vertheidigungsschrift, nebst einigen andern Erläuterungen, gr. 8. 8 Gr.

* Resewitz, F. G. Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung. I. Band, 1stes Stück, Neue verbesserte Auflage, 6 Gr.

Richardson, Johann, Vorschläge zu neuen Vortheilen beym Bierbrauen, nebst Beschreibungen eines neu erfundenen Instruments, den Inhalt des Bieres zu erforschen; aus dem Englischen mit Anmerkungen, übersetzt von D. Lorenz Crell, mit Kupfern, gr. 8. 18 Gr.

Schaman, der sibirische, ein Lustspiel von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, 8. 5 Gr.

Schilderung offenherzige, der Müßiggänger und Taugenichts in London, zur Warnung für deutsche Müßiggänger und Taugenichts, zweyter Theil, 8. London, bey W. Adlard. 8 Gr.

Schink, Joh. Fr. vernünftig christliche Gedichte, 8. 9 Gr.

Treumann, Georg Friedrich, Katechisationen, dritter Theil, 8. 8 Gr.

Ueber Katholicismus, Vernunft-Religion und vernünftiges Christenthum, in einigen nützlichen und nöthigen Anmerkungen zu des Herrn S. de Marees Briefe über die neuen Wächter der protestantischen Kirche; aufgesetzt von einem Freunde der Wahrheit, 8. 12 Gr.

Ueber J. M. Sailers vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen, gr. 8. 4 Gr.

Versuch über Gott, die Welt, und die menschliche Seele, durch die gegenwärtigen philosophischen Streitigkeiten veranlaßt, 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Neue Kupferstiche.

Plan der Stadt Wien, und der sämmtlichen Vorstädte, nach den neuesten Verbesserungen, 1783. auf französisches Papier gedruckt. 8 Gr.

Bildniß Herrn Christian Gottlieb Gmelin, Herzogl. Würtemb. Rath und Professors der Rechte zu Tübingen, nach Oder von E. Henne in Berlin gestochen. 6 Gr.

— Herrn Consistorialrath Joh. August Hermes, zu Quedlinburg von D. Chodowiecki in Berlin gezeichnet und gestochen, gr. 8. 8 Gr.

— Herrn D. Wilhelm Herschel. (des berühmten Astronomen zu London) von Riepenhausen in Göttingen gezeichnet und gestochen, gr. 8. 6 Gr.

— des sel. Herrn Geheimenrath D. Joh. Kämpf, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— des sel. Herrn Hofrath W. J. G. Karsten zu Halle, von D. Beyer in Halle gezeichnet und gestochen, gr. 8. 4 Gr.

— Herrn Prof. Meiners zu Göttingen, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— Herrn Hofrath David Michaelis zu Göttingen, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— Herrn Hofrath K. G. Pfeffel zu Kolmar, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

Druckfehler.

Im LXXX. Bandes I. und II. Stück.

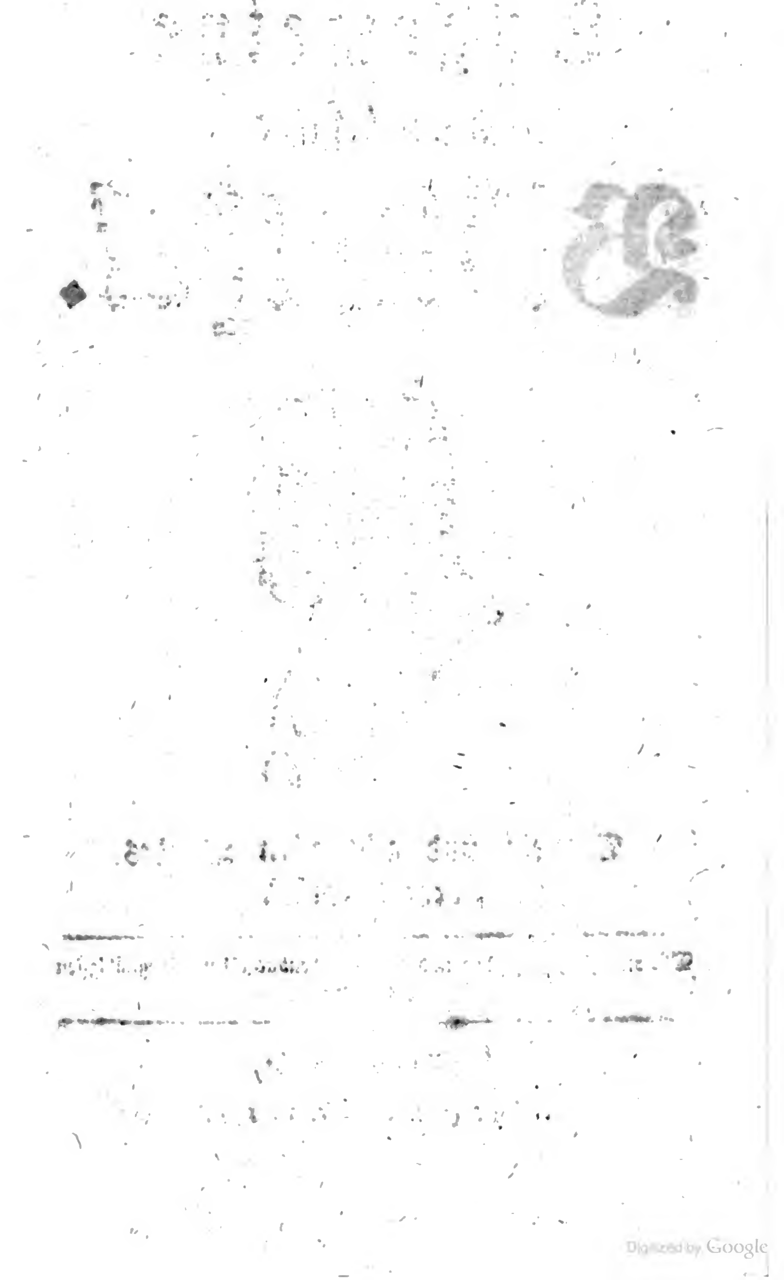
S. 4. Z. 6. Saumsal l. Saumseligkeit. S. 503. Z. 16. la Matri l. la Mettrie.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des ein und achtzigsten Bandes zweytes Stück.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1788.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des ein und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Protest. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

Ver-

5. Schöne Künste.

6. Romane.

7. Weltweisheit.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

 J. C. P.

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Ge-

10. Gelehrtengeschichte.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

12. Erziehungsschriften.

Ueber

13. Haushaltungswissenschaft.

14. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten. 715

IV. Ab-

IV.

Abhandlungen der Römisch. Kaiserl. Königl. Josephinischen medicinisch-chirurgischen Academie zu Wien. Erster Band. Wien, bey Gräffer und Compag. 1787. 430 S. in 4. ohne die Vorrede und Einleitung.

Ehe wir von den, in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen Rechenschaft geben können, müssen wir unsern Lesern kurz unsre Meynung erst von der ihnen vorgedruckten, 72 Seiten langen Einleitung sagen. Ihre Absicht ist, das graue Alterthum, die Würde, Wichtigkeit und Vorzüge der Chirurgie vor der innerlichen Heilkunst zu beweisen, und endlich die Kaiserliche Wohlthat Josephs des IIten zu rühmen, welche er durch die Errichtung der medicinisch chirurgischen Schule dieser Wissenschaft und seinen Unterthanen erwiesen hat. Die Ausführung aber ist so elend ausgefallen, daß wir sie, dem ersten Bande von Academikern herausgegebener Abhandlungen vorgedruckt zu sehn uns betrüben, und aus christlicher Bruderliebe verhoffen wollen, daß sie von einem Schüler und nicht von einem Mitgliede der Academie aufgesetzt sey; so voll ist sie von Thorheiten, Inconsequenzen, halb wahren und ganz falschen Sätzen. Zur Bestätigung dieser unserer

sehr billigen Aussage, dürfen wir nur den Gang der hauptsächlichsten Beweise bemerklich machen.

Schon zu Adams Zeiten, sagt der Verf. war die Chirurgie nothwendig, denn dem ersten Menschenkinde mußte schon die Nabelschnur abgeschnitten werden, und Gewaltthätigkeiten, Fälle und schwere Arbeiten mußten auch den ersten Menschen manchmal Quetschungen, Wunden und Brüche zuziehn, welche chirurgische Hülfe nothwendig machten. (Wenn der Verf. doch nur bedacht hätte, daß die Thiere dieselben chirurgischen Hülfsleistungen gleichfalls nothwendig haben, und ohne Wundarzt und Wundarzneykunst von der Natur sie so glücklich erlangen.) — An der Würde der Chirurgie, heißt es ferner, kann niemand zweifeln, der es bedenkt, wie manche Könige und Helden Verwundete verbunden haben; ja, daß selbst Christus das abgehauene Ohr des Malchus angeheilt, Oel und Wein in Wunden gegossen, auch der Engel Raphael dem alten Tobias mit der Galle eines Fisches sein Gesicht wieder hergestellet habe!!! — Um die Wichtigkeit endlich und die Vorzüge der Chirurgie zu beweisen, behauptet der Verf. daß 1) die innerliche Heilkunst größtentheils auf Muthmassungen beruhe, in der Chirurgie gehe man aber überall viel sicherer zu Werke; darum sey aber das chirurgische Studium nicht leichter als jene Wissenschaft; der Chirurgus müsse alles das wissen, was von einem Arzte gefordert wird, und noch viele Dinge mehr verstehen, welche jenem unnütz seyn würden. „Der „Chirurg (so wird im ganzen Buche der Wundarzt „benannt) muß bey einer Operation, heißt es S. 34. „die in dem menschlichen Körper verborgen liegenden „Theile wie durch ein Glas betrachten können, ohngefähr so, wie man die in einem Krystall oder Bern-

„stein eingeschlossenen Thierchen ganz klar unterschei-„den kann.“ — 2) Innerliche Krankheiten würden oft von der Natur allein geheilt, äußerliche Schäden aber erforderten beständig die Hand des Wundarztes. (?) 3) Aeußerliche Gebrechen würden ohne Hülfe des Arztes, bloß durch die Hand des Chirurgus geheilt, (?) da die mehrsten innerlichen Krankheiten nicht ohne Beyhülfe des Wundarztes geheilt werden könnten. (Der Verf. nennt hier jene wichtigen Operationen, als Blutigel- und Schröpfköpfesetzen, Aderlassen und Blasenpflaster legen.) — 4) Hippocrates habe aus keiner andern Ursache den Namen des ersten Arztes verdient, werde ihn auch bloß deswegen behalten, weil er ein großer Chirurgus war; und wer wird, setzt der Verf. S. 30. hinzu, „heut zu Tage bey innerlichen und äußerlichen Krankheiten mehr zu Rath gezogen als die Feldchirurgen?“(??) — Die zuletzt folgenden Lobpreisungen der Kaiserlichen Milde bey Errichtung der chirurgischen Academie stehn hier, deucht uns, sehr am unrechten Ort, da eine große Handlung durch sich selbst, durch ihren innern Werth sich am besten lobt, und da der Verf. um seine rauhe Stimme noch heller tönen zu lassen, Sachen behauptet, deren Beweis ihm zu führen schwer, ja ohnmöglich werden möchte. S. 64. heißt es z. B. daß Oesterreich gar keine, oder nur höchst elend eingerichtete Spitäler vor der Erbauung des großen Krankenhauses gehabt habe. Rec. ist überzeugt, daß vornehmlich das Dreyfaltigkeitsspital unter der Aufsicht des unsterblichen Stolle, und auch das Hospital der barmherzigen Brüder unter des Hrn. Quarin's Leitung, noch immer schwer zu erreichende Muster der guten Aufsicht, Ordnung und Reinlichkeit wären; und diese Spitäler waren in Wien, noch vor

der Regierung des jetzigen Monarchen. — Zu gewagt scheint uns auch der Ausspruch S. 63. „daß „die Chirurgie in Deutschland ihr Aufkommen, ihren Flor und ihr Bestehen bloß Joseph II. zu verdanken habe,“ und S. 60. daß man nach dieser Einrichtung in der Zukunft über Mangel an geschickten Wundärzten in Deutschland nicht mehr werde klagen dürfen. —

In den Abhandlungen selber haben wir leider! auch nicht viel Erhebliches und Neues angetroffen. Damit unsere Leser aber erfahren, was sie in diesem Bande suchen können, wollen wir die Ueberschriften und den Hauptinhalt einer jeden, hier hersetzen. — Die Iste Abhandlung vom Gliedschwamme am Knie vom Hrn. Dr. A. v. Brambilla, enthält die gewöhnliche Beschreibung, Eintheilung und Heilung dieses langwierigen und oft schwer zu hebenden Uebels. Der Verf. bemerkt sehr richtig, daß man sich durch die anscheinende Fluctuation ja nicht verleiten lassen müsse diese Art Geschwülste zu öffnen, weil Einschnitte, so wie das von einigen angerathne Haarseil immer schlimme, oft tödtliche Folgen hätten. — Unter den angegebenen äußerlichen Mitteln vermißt Recensent jenes Holländische Mittel, welches er in einigen Fällen mit Nutzen angewandt hat; wir meynen, auf Hanfwerg gestreutes, mit rectificirtem Weingeist angefeuchtetes Colophonium über die Geschwulst geschlagen, und einige Tage liegen gelassen. — In der IIten Abhandlung, über den Gebrauch der Fieberrinde, des Quecksilbers und des Opiums beym Tetanus, von einer Verwundung, von Dr. J. J. Plenk; beweist der Verf. durch einige angehängte Krankengeschichten den Nutzen, welche diese

drey Mittel und die Amputation in dem so gefährlichen und fürchterlichen Zufall zuweilen gewähren. Er hat in seiner 30jährigen Praxis 12mal diesen Zufall zu behandeln gehabt, und nur dreyen dieser Kranken das Leben erhalten können. — Die IIIte von der blutadrigten Schlagadergeschwulst (varix aneurismaticus) von A. v. Brambilla, einen Bruder des Herrn Protochirurgi, enthält 3 Beobachtungen, wo die Compression dieses, nach einem unglücklichen Aderlaß entstandne Uebel glücklich heilte. — IV. Von einer eignen Gattung Paresis von Dr. Görferth. Nach einer eckelhaft weitschweifigen Beschreibung dieser Krankheit und ihrer Ursachen werden 4 Fälle erzählt, wo geschwundene Glieder durch anhaltenden Gebrauch erweichender Mittel glücklich wieder hergestellt wurden. Zwey dieser Fälle sind dem Verf. von dem Hrn. Ritter von Brambilla mitgetheilt, welchem zu Ehren er denn auch reichlich Weihrauch dampfen läßt. — V. Von der Bleykolik von Dr. v. Brambilla; eine sehr mittelmäßige Abhandlung über diese in Wien so häufig vorkommende Krankheit, welche der große Stolle schon so meisterhaft beschrieben und so glücklich zu heilen gelehrt hat, dessen Namen aber von diesem Verf. mit keiner Silbe gedacht wird. — VI. Beobachtungen über die Saamengänge, ihre Klappen und einen neuen Weg durch welchen der Saame bey Männern ins Geblüt geleitet wird, von D. G. Proschaska. Von den neuern Entdeckungen eines Hunters wird nichts erwähnt. Zu dieser Abhandlung gehört die erste Kupfertafel, auf welcher 3 mit Quecksilber ausgesprützte menschliche Hoden abgebildet sind. — VII. Beobachtung über einen Hundskrampf (spasmus cynicus) der auf die zufällige Verletzung eines Nerven erfolgte,

von A. Brambilla. Zum Glück des Lesers füllt diese Beobachtung nur einen Bogen an, denn sie ist äußerst unwichtig, und der Fall, welchen sie enthält, eben so schlecht beschrieben als behandelt. — VIII. Ueber menschliche Monstren überhaupt, und insbesondere die Geschichte einer vierzehnjährigen Schwangerschaft. Diese Misgeburt befindet sich unter den Präparaten der Academie, ist hier auf 3 Kupfertafeln abgebildet und höchst mager beschrieben. — IX. Ueber den Nutzen des Absuds von grünen Wallnußschaalen bey Geschwüren, von Dr. J. Hunczovsky. Die angeführten Fälle, in welchen der Absud der Nußschaalen neben dem Gebrauch anderer Mittel Nutzen schaffte, betreffen alle Fußgeschwüre; auch rühmt der Verf. dieses Mittel in andern Geschwüren, in welchen keine beträchtliche Entzündung, Verhärtung oder innerliche Schärfe zugegen ist. — X. Von einigen widernatürlichen Bildungen des Herzens, und seiner nächsten Gefäße; nämlich: 1) Geschichte einer doppelt aufsteigenden untern Hohlader (ven. cav. ascend.) und eines ungewöhnlich erweiterten Herzohrs; 2) Beschreibung einer widernatürlichen Beschaffenheit und Lage der Brusteingeweide, und einer ganz eignen Structur der Herzensgefäße; 3) Geschichte zweyer an erwachsenen Körpern offen gefundner foraminum ovalium; und endlich 4) Beschreibung eines in der Spitze des Herzens gefundnen muschelförmigen Beins. Alle diese Geschichten werden durch die Kupfertafeln näher erläutert. — XI. Ueber die Hartnäckigkeit gewisser venerischen (r) mit der Krätzschärfe vergesellschaften (r) Geschwüre, von Dr. W. Böking. Eine der wenigen guten praktischen Abhandlungen dieses Bandes, in welcher der Verf. durch guterzählte Beobachtungen es beweist, daß eine im Körper

ver-

verborgne Schärfe, (bey den Soldaten die Krätzschärfe am häufigsten) die venerischen Krankheiten hartnäckig mache, welche aber der gewöhnlichen, vorher ohne Erfolg angewandten Behandlung leicht weichen, nachdem man diese versteckte Schärfe durch gehörige Mittel aus dem Körper geschafft hat. Durch Pulver aus Schwefelblumen mit ein paar Gran Campher vermischt und mit vielem Hollunderthee gegeben, trieb der Verf. in den hier beschriebenen Beobachtungen die übel geheilte und versteckte Krätze nach der Haut zurück, (in einigen Fällen nahm er warme Bäder zu Hülfe) und heilte hierauf die venerischen Zufälle durch Quecksilbermittel, welchen sie vorher hartnäckig widerstanden. Ein Beweiß, daß auch das Quecksilber zur Vertreibung aller Schärfen, ja nicht einmal der Krätzschärfe specifisch hinlänglich sey. — Die XIIte Abhandlung, über die krampfstillende Eigenschaft der Ipecacuanha bey den Konvulsionen (Convul) der Schwangeren und Gebährenden, von Dr. J. J. Plenk, ist an praktischer Güte der vorigen völlig ähnlich. Der Verf. giebt zuerst die Ursachen der Convulsionen bey Schwangeren und Gebährenden an, und versichert, daß die Ipecacuanha in kleinen Gaben (gewöhnlich reichte der Verf. $\frac{1}{4}$ Gran alle $\frac{1}{4}$ Stunden) in diesen eben so fürchterlichen als gefährlichen Zufällen, ihm die sicherste Hülfe geleistet habe, wenn nur die andern, in den verschiedenen Fällen verschiedentlich angezeigten Mittel, als Aderlassen, Klystire, warmes Baden, Caneleßenz, kalte Umschläge u. s. w. neben dem Gebrauch der Ipecacuanha nicht versäumt wurden. Fünf hier erzählte Fälle beweisen die Wahrheit des Gesagten. — XIII. Ueber den Gebrauch eines wirksamen Liniments bey scrophulähnlichen Geschwülsten

von Dr. H. Streit. Der Verf. versteht hier bloß Drüsenverhärtungen, welche aus verschiednen Ursachen ihren Ursprung nehmen, und nicht jene Geschwüre und Krankheiten, welche aus der scrophulösen Schärfe entspringen, jetzt leider so häufig vorkommen, so hartnäckig meistens sind, und Recens. dem ausgearteten oder übel behandelten venerischen Gifte ihr erstes Daseyn hauptsächlich verdanken zu haben scheinen. Das Mittel welches er gegen jene Geschwülste als so wirksam anräth, ist aus *Francisci Boncali* historiae morborum Brix. 1742. entlehnt, und besteht aus Rp. Ochsengalle 13 Loth, Nußöl 1 Loth 3 Quentgen, Kochsalz 2½ Loth, dieses wird 36 Stunden lang in der Ofenwärme digerirt, in einer gläsernen Reibschaale 2 Stunden lang vermischt, und mittelst Hanfwerg 2mal des Tags auf die Geschwulst (welche man vorhero gelinde mit Flanel reiben kann) aufgelegt. Wenn Röthe und Ausschlag auf der leidenden Stelle entsteht, muß man dieß Mittel so lange aussetzen, und durch eine lindernde Salbe diese zu vertreiben suchen. Die angeführten Fälle betreffen, zwey Kniegeschwulsten, welche glücklich dadurch geheilt wurden, ausgenommen, alle verhärtete Halsdrüsen, welche aber nicht alle, auch durch den lange fortgesetzten Gebrauch dieses Liniments völlig aufgelöst wurden. — XIV. Beobachtung einer eignen Gattung von Elephantenaussatze von Dr. v. Brambille. Die Beobachtung betrifft ein dreyjähriges, dem Anschein nach von einem durch Venusgift angesteckten Vater erzeugtes Mädchen, welches durch innerlich und äußerlich angewandte Mercurialmittel und warme Bäder von einem häßlichen schwarzen Elephantenaussatz der ihren ganzen Körper einnahm, geheilt wurde. Auf 2 Kupfertafeln ist das Aussehn des Kindes im

gesun-

gesunden und im kranken Zustande abgebildet. — XV. Ueber den zum achten Paar der Gehirnnerven hinlaufenden Beynerven der Rückgräte von Dr. A. Scarpa, enthält eine genaue anatomische Beschreibung dieses von manchem Anatomiker nicht genug beachteten nervi accessorii, seiner Verbindungen und seines Nutzens. Zwey vom Verf. selbst gezeichnete Kupfertafeln stellen das Beschriebene deutlich vor Augen.

Anzeigen müssen wir endlich noch, daß dieses Werk mit lateinischen Lettern gedruckt, und durch ein Titelkupfer und viele allegorische Vignetten geziert sey. Es wird auch eine lateinische Ausgabe dieser academischen Abhandlungen, um sie noch weiter auszubreiten, in der Vorrede versprochen, in welcher, wenn sie erscheinen sollte, wir doch wenigstens die vielen Provinzialausdrücke und Schreibfehler nicht finden werden, welche auf jedem Bogen dieser deutschen Academischen Arbeiten so häufig anzutreffen sind. —

Dr.

V.

Ueber das Schuldenwesen des chursächsischen Adels und das beste Mittel, ihn wider den fernern Verfall zu sichern. Ein frommer Wunsch bey Gelegenheit des im Jahr 1787. ausgeschriebnen allgemeinen Landtags, geäußert von — — r. Leipzig, bey Hilscher. 1787. 288 S.

Diese vortreffliche, wohlgemeinte, mit Wahrheitsliebe entworfne Darstellung über das Schuldenwesen des chursächsischen Adels und dabey nach dem Muster der 1777. in Schlesien ausgeführten Assecuranz und eingerichteten ritterlichen Casse zu Tilgung der Schulden des dasigen Adels, entworfne ausführbare Project, ihn wider den fernern Verfall nicht allein zu sichern, sondern endlich wider zu seinem verlohrnen Ansehen und schuldenfreyen Unabhängigkeit zu bringen, ist allerdings der Beherzigung dieses ansehnlichen Corps würdig, und verdient, da die Vorschläge bey dem meisten unmittelbaren und mittelbaren Adel Deutschlandes eben so nöthig anwendbar wären, eine nähere Auseinandersetzung und erwägende Empfehlung. Bey gleichen Ursachen des Verfalls, sind auch gleiche Mittel der Wiederherstellung mit wenigen localen Abänderungen anzuwenden. Und da der Adel einmal nach unsrer deutschen gewiß guten Staatsverfassung die nothwendige Stütze derselben worden ist, so wird jeder warme Patriot, der sich nicht von den neuern wider den Adel declamirenden Staatslehrern, die der Despotie so gern aufhelfen wollen, irre führen läßt, dessen Aufhelfung mit dem Verf. wünschen, seine wahren nicht eingebildeten Vorzüge, die ihm eigentlich so theuer zu stehen kommen, nicht beneiden, vielmehr zur Erhaltung des Ganzen gern hergestellet sehen. Der Verf. hat sein Werk in 14 Abschnitte getheilet, wir folgen ihm Schritt vor Schritt, und wollen das Gute, Anwendbare in aller Kürze daraus angeben, und hie und da unsre Gedanken beyfügen.

Der Inhalt des ersten Abschnitts enthält allgemeine Bemerkungen über den Verfall des chursächsischen

sischen Landadels und dessen Schuldenwesens. Der Verfasser setzt die erste Gelegenheit zum Verfall in der, nach eingeführter Erblichkeit der Lehne „auf „krummen Wegen der Erbschleicherey manches Lehn„dorf und Zinnßbauern an sich reißenden Geistlichkeit, „und in die den Staaten so gefährlichen Begünstigun„gen der so betittelten milden Stiftungen, worauf „das noch gefährlichere Privilegium Kaiser Carl IV. „vom Jahr 1350. folgte, in welchem den Städten „in Thüringen und Meißen das Recht ertheilet wur„de, daß die Freygebohrnen bürgerlichen Standes „lehnfähig seyn, und ihnen der Erwerb adlicher Lehngü„ter nachgelassen seyn sollte.“ Es war nicht Karl IV. sondern der Kayser Ludwig aus Bayern, der Friedrichen den Ernsthaften, Landgrafen in Thüringen und Markgrafen in Meißen, seinem Schwiegersohne 1329. zuerst mittelst eines offnen Briefes dieses nachließ. K. Karl IV. bestätigte nachher dieses Privilegium: die Urkunden sowohl Ludwig des Bayern, als Karls IV. findet man in Schöttgens Obersächsischer Nachlese p. 69. seqq. — Die Lehngüter stiegen zwar hierdurch im Werthe, aber die Standschaft verminderte sich, weil nur der 8 Ahnen habende Adel mit dem Besitze eines altschriftsäßigen Lehnguts, als Landesstand auf die Landtäge erscheinen durfte. Das Recht der Landstandschaft haftet im Grunde nur auf die Lehn- und Rittergüter und nicht auf die Personen. Die Vorzeigung des attestirten Stammbaums, ohne dessen Richtigkeit keiner in der allgemeinen Landesversammlung erscheinen darf, ist indessen einmal zum Gesetz geworden, wodurch der Eitelkeit des alten Adels dergestalt geschmeichelt wird, daß er auch außer diesen Vorzügen gemeiniglich nicht oder doch selten, die nöthige Einsichten und Kenntnisse

der

der innern Landesverfassung auf die Landtäge mitbringt. Dem Lande würde es gewiß weit zuträglicher seyn, wenn auch bürgerliche Rittergutsbesitzer, die sich besonders durch Staatseinsichten und andre Verdienste auszeichneten, das Landstandsrecht ausüben und auf Landtägen erscheinen dürften. Mit ihnen könnte ja die Einrichtung, wie bey der Amtssässigen Ritterschaft getroffen werden, daß sie durch Repraesentanten erscheinen. Vielleicht noch zuträglicher fürs Ganze würde es seyn, wenn die Landtäge, weil auf den Kreistägen das nämliche verhandelt werden kann, gar abgeschaft würden, oder doch nur Deputati dahin giengen. Denn die Landtäge sind ohnehin größtentheils doch nur Ueberbleibsel des von den Höfen vor diesem so übertriebnen asiatischen Luxus, der jetzt so sehr gefallen ist. Von Kreistägen sind die bürgerlichen Rittergutsbesitzer so nicht ausgeschlossen. Wenn nun das Steuer-Excurrens, wovon auf den Landtägen die Diäten bestritten werden, wenigstens zum Theile auf die Diäten der Kreistäge verwendet würde, erhielte jeder Kreis, doch wenigstens etwas von dem Excurrens, wozu er so reichlich beyzutragen hat, und sähe doch dessen Verwendung, anstatt, daß auf den Landtägen die Diäten in der Residenz so verthan werden, sollte dieß dem Ganzen nicht weit vortheilhafter seyn? — Es beförderten zwar die so reiche Ausbeute gebende Schneeberger Bergwerke von 1470. an von neuem den Reichthum des durch viele Kriege erschöpften Adels; damals waren zwar keine Güter feil, allein die nachher erfolgte Reformation verbreitete mit der Aufklärung, den ganz natürlich allemal folgenden Luxus. Die baaren voraälterlichen Reichthümer wurden verschwendet, die Güter mit Schulden belastet, und der Adel fiel wu-

chern-

chernden Kapitalisten in die Hände. Zu Kaiser Carls V. Zeiten war der Luxus so groß, daß Churfürst Johann Friedrich schon auf dem Ausschußtage zu Torgau 1540. Beyhülfe am Gelde von der Landschaft, zu Bestreitung Dero Kosten, zu den häufigen und langwierigen Reichsversammlungen sodern mußte, weil darzu mehrere Pracht, als sonst erforderlich sey. Der im Dienste des Lehnherrn stehende niedere Adel ahmte dem hohen Adel in der Verschwendung nach, um dem Glanze seines Fürsten keine Unehre zu machen, und sank dadurch immer mehr in Dürftigkeit. Der 30jährige Krieg vermehrte das Schuldenwesen, doch erholte sich der größte Theil wieder. Aber unter den glänzenden Höfen der Könige Auguste in Pohlen, gieng der mächtigste Theil des Adels durch seine Hofämter seinem Verderben geradezu entgegen. Die Lustbarkeiten der Höfe lockten auch den außer Dienst seyenden Landadel dahin, alles suchte Bedienungen und Titel, verschwendete sein baares Vermögen, und machte Schulden über Schulden auf die Güter. Unternahm er noch dazu sogenannte gelehrte Reisen nach Frankreich und Italien, um eigentlich nur die Verschwendung noch ganz zu studieren, so fielen unhintertreiblich die Rittersitze in die Hände gewinnsichtiger und lüderlicher Pächter und Verwalter; die Einkünfte erst noch kommender Jahre wurden beschnittenen und unbeschnittenen Juden gegen ansehnliche Provisionen vorher schon überlassen, die dadurch in den jährlichen Revenüen entstehende Lücken durch Erborgung neuer Kapitale ausgefüllet, die Landwirthschaft, wie die Gerechtsame der Güter durch Miethlinge vernachläßiget; der Kredit des Adels erlosch endlich, und anstatt der bis dahin durchgängig üblichen Obligationen und Wechsel, mußten den Darleihern zur Sicherheit

wieder

wieder Geldkostende landes- und lehnsherrlich versicherte Schuld- und Pfandverschreibungen gegeben werden; der Luxus stieg immer fort, so wie der Glanz des Hofes, und die Einfuhr ausländischer Waaren; der Erfindungsgeist, Verschwendung und Weichlichkeit zu verbreiten, Titel- Rangsucht, Hoflebensart mit Cabalen, vermehrte sich gleichfalls, nur die Einkünfte des Landes und die Reichthümer des Adels fielen von Tage zu Tage. Jene wurden durch Erfindung neuer Abgaben, diese durch mehrere Aufborgung von Kapitalien unterstützt. Das eine stürzte das ganze Land, das andre den Adel in Armuth; die adlichen Lehngüter wurden Schulden wegen feil, der bürgerliche Kapitaliste kaufte sie in einem ziemlich hohen Werthe. Der Adel meublirte von dem Ueberschuß des Kaufgeldes Paläste großer Städte, um dort den Rest der Tage und des Lebens vergnügt hinzubringen. Die Kinder und Enkel aber hatten ganz und gar keinen Vortheil von dem erhöheten Kaufpreis der altadlichen Stamm- und Rittersitze, da ihre Voraltern sie schon dem Hofleben geopfert hatten. Wie viele arme Adliche müssen nicht jetzt die Folgen von der Verschwendung ihrer Vorfahren fühlen? Wurde der Bürgerliche nicht lehnsfähig, so stiegen die Güter in keinem so hohen Werthe, die Verschwendung fand engere Grenzen, und die Rittersitze mußten bey den Familien bleiben. Die in diesem Jahrhunderte geführte Kriege, in welche sich Chursachsen verwickelte, besonders der 7jährige landverderbliche Krieg, erschöpfte durch Contributionen und Magazinlieferungen den Adel gänzlich, so, daß Pächter sich bloß von gethanen Vorschüssen die Rittergüter, auf denen sie wirthschafteten, zu eigen machen konnten, und die Besitzer, durch wenige Herausgabe sie mit dem Rücken ansehen mußten.

mußten. Die wahre Bestimmung des Adels waren die Waffen und der Pflug, der Bürger hingegen der Handel, Gewerbe, Künste und Gelehrsamkeit. Durch den Tausch dieser Bestimmungen kam der Adel immer mehr zur Dürftigkeit herab, und der reiche Bürger und Handelsmann entzog dem Gewerbe ansehnliche Summen; dieß erschwerete den Landescredit und hemmte die Circulation des Geldes, verschönerte zwar äußerlich die Rittergüter, aber vermehrte den Ertrag des Erdbodens nicht: denn der arme Adliche muß bey einem mäßigen Rittersitze, um die Schulden zu bezahlen, und seine Familie zu erhalten, fleißiger auf die Vermehrung der Erdproducte sehen. Der niedere Preiß der Landgüter würde ihm Gewinn worden seyn, weil er sein erspartes Geld nirgends so hoch, als in seinen Besitzungen nutzen konnte. Wäre es möglich, den Credit des Adels wieder ganz herzustellen, so würde die Lehnsunfähigkeit des bürgerlichen Standes im Grunde gar kein so großes Uebel eines Staats seyn, wofür es einige Staasmänner träumend ansehen, weil jene oben angeführte Beschäfftigungsarten ihm immer noch Ansehen und Nahrung genug verschafften. Aber die gehäßigen gerichtlichen Sequestrationen der Ritter- und Lehngüter müßten dann vermieden werden können, weil Sachwalter, Richter und Sequesters sich dadurch zu sehr mästen, und öfters erst den Urenkeln ein ganz ausgesaugtes Gut zurückgeben. — Der Verf. glaubt sich nicht weit von der Wahrheit zu entfernen, wenn er annimmt, daß beynahe $\frac{1}{6}$tel der sächsischen Rittersitze, seit 30 Jahren in dergleichen gerichtliche Verwaltung gefallen, und entweder noch derselben unterworfen, oder durch einbüßende Vergleiche daraus gerettet worden sind; daß jetzt $\frac{1}{8}$tel dem Concurse äusserst

serst nahe und nur $\frac{1}{8}$tel allenfalls unverschuldet sey: $\frac{1}{3}$tel der Ritter- und Lehngüter bürgerliche Besitzer inne hätten, und $\frac{1}{3}$tel derselben bis auf den halben Werth mit hypothekarischen Schulden belastet wären. Ist dieß nicht eine traurige Lage! und noch trauriger sind die Aussichten für die Zukunft, wenn Mißjahre, Viehseuchen, und andere landwirthschaftliche Uebel nöthigen sollten, mehrere Kapitalien aufzuborgen? Die Summen der Zinnsen würden denn von neuem steigen, aber nicht die jährlichen Nutzungen: die Geldnegozianten, die gerichtlichen Schuld- und Pfandverschreibungen und Cassationen älterer Hypotheken drücken so schon den Erborger, daß er immer ein größer Darlehn bedarf, und so werden die Umstände des schon stark verschuldeten Adels jährlich trauriger. Den Adel der große Besitzungen und wenig Schulden hat, trifft dieses zwar nicht, aber wie wenig sind derer? Hier kann nun die Aufhebung der Lehnsfähigkeit des bürgerlichen Standes keine wirksame Dienste leisten, es würde vielmehr durch sie in der jetzigen Lage das größte Unheil für Erborger und Darleiher entstehen. Der Preiß der Güter würde zu einem Werthe herabsinken, der kaum zu Tilgung der darauf versicherten Schulden hinreichend seyn dürfte; der Zinnsfuß würde steigen: das Schuldenwesen sich häufen, und der adliche Rittergutsbesitzer, welcher jetzt noch einen ansehnlichen Theil des Preises seiner Besitzungen als sein Eigenthum ansehen kann, würde solchen auf einmal verliehren, und seine Güter bloß noch für die Gläubiger administriren. — Nun muß also, um den immer tiefer herabsinkenden Adel bey Credit und seinen noch habenden Gütern zu erhalten, ein anderes und kräftigeres Mittel gewählet werden: „Ihn muß man in den Stand setzen, bey einer guten

und

„und haushälterischen Wirthschaft sich allen Bedrü-
„ckungen der Wucherer zu entziehen. Jene Kosten
„und Unbequemlichkeiten, die mit der Erborgung ge-
„richtlich und lehnsherrlich zu versichernden Kapitalien
„verknüpft sind, aufheben: die Erborgung derselben,
„in so weit den davon laufenden Zinnsen, die Reve-
„nüen der Güter gewachsen sind, so leicht als mög-
„lich machen; aber auch allen fernern Credit schwä-
„chen, welcher die Kräfte seines Vermögens über-
„steigen sollte; die Darleiher auf alle Fälle sichern
„und dadurch den Zinnsfuß erniedrigen: auch den
„Adel mehr zu Abtragung alter, als Aufborgung
„neuerer Kapitalien anreizen.“ Dieß sind die Grund-
linien des Plans, den der Verf. in der Folge aus-
zeichnet, und dessen Ausführung so schwer würklich
nicht ist, als er anfänglich vielen scheinen möchte.
Die besondere Verfassung des Churfürstenthums
Sachsen legt zwar hie und da noch Schwierigkeiten
in den Weg, aber auch sie sind in der Folge gut geho-
ben worden, und würden bey ernstlicher Bearbeitung,
durch Denkung und Zusammenkettung des Adels
ganz hinweggeräumt werden können.

Der Verf. handelt daher im 2ten Abschnitte:
Von der Eigenschaft und den verschiednen Klassen
der, auf den chursächsischen Lehn- und Rittergütern
haftenden Schulden, welche theils hypothekarisch
theils chyrographarisch sind; jene haften auf dem Lehn
selbst, diese werden von den Früchten des Lehns be-
friediget: jene bezahlen die Lehns- — diese die Allo-
dialerben. Der Verf. wünscht, daß die vielen still-
schweigenden Hypotheken gesetzlich aufgehoben und
nur diese drey Arten von Forderungen, als vorzüg-
liche, hypothekarische und chirographarische festge-

 setzt

setzt werden möchten. Wir übergehen das Detail, überlassen es dem Leser des Buchs, erwähnen hier auch nicht die verschiednen Klassen der Rittergüter, sondern kommen dem Hauptplane des Verf. näher, der, weil es im eigentlichen Verstande nicht viel über zwölf hundert wirkliche Rittergüter, dagegen aber an zwey tausend drey hundert und zwey und siebenzig mit besondern Gerechtsamen versehene Lehn- und Erbgüter mit Inschluß der Ober- und Niederlausitz und aller übrigen Lande giebt, darin besteht, „wie „Kapital und Zinnsen auf die leichteste Art vom „Schuldner erhalten und bezahlet und dabey doch „die größte Sicherheit dem Gläubiger angedeien „könne. Er setzt die Summe der zu einer ritter„schaftlichen Association qualificirten Güter daher nur „auf zwölf hundert, und bestimmt den Preiß eines „jeden von 24000 Rthlr. die Summe des Ganzen, „von 28,800,000 Thlrn. am Werthe. Setzt ferner „fest, daß sie durchgängig bis auf den dritten Theil „ihres Werths verpfändet wären, welches 9,600,000 „Thlr. betragen möchte, nimmt diese Summe zum „Maaßstabe an, weil sie nicht überspannt, sondern „vielmehr das wirkliche Resultat mühsamer Berech„nungen sey, und kömmt nun im 3ten Abschnitte „auf die richtige Bestimmung eines verhältnißmäßi„gen Zinnsfußes," den der Verf. nach vorher untersuchten mit mehr und weniger Risico verbundenen Darleihen und der doch zuverläßig zu gebenden Sicherheit an den Creditor nach allen hinweggeräumten Schwierigkeiten auf 3 von hundert zu setzen glaubt. Im 4ten Abschnitte folgen allgemeine Grundsätze über Errichtung eines landschaftlichen Systems durch wechselseitige Assecuration der Rittergutsbesitzer wegen der auf ihren Besitzungen haftenden Passiv-

schul-

schulden nach den Regeln der Staatsklugheit und mit Rücksicht auf die besondre Verfassung des Churfürstenthums Sachsen. Der Plan ist von dem landschaftlichen Assecurationssystem in Schlesien entlehnet, wovon die ritterschaftlichen Vereinigungen in Pommern und in der Mark, so wie ersteres schon an sich nutzbar, letztre auch von der Anwendbarkeit und Nutzbarkeit überführende Copien sind. Folgende allgemeine Grundsätze werden festgestellet. „Der begüterte „Adel sowohl, als die bürgerlichen Besitzer adlicher „Lehne haben gleiche Rechte. Zum Beytritte wird „Niemand gezwungen, bleibt aber auch nach Verfluß eines festzusetzenden Zeitraums auf immer von „der Theilnehmung ausgeschlossen. Nur die zur „Zeit der errichteten Association in Sequestration begriffnen Güter, werden nach Beendigung derselben, „nach Verlauf eines halben Jahres des freyen Besitzes noch aufgenommen, alsdenn sind sie ebenfalls „auf immer ausgeschlossen. Nach erhaltener ausdrücklichen oder stillschweigenden Genehmigung des „Landesfürsten, werden die Rittergutsbesitzer zu ihrer „Erklärung wegen des Beytritts binnen einer Frist „von 2 bis 3 Monaten aufgefodert.“ Zur festen Gründung dieses heilsamen Systems wäre nun der erste und wichtigste Schritt die genaue Erörterung des Werths der Besitzungen und denn die richtige Bestimmung aller darauf haftenden hypothekarischen Schulden; der zweyte die Errichtung einer gemeinschaftlichen Kasse; der dritte die alten Schuld- und Pfandverschreibungen, wenn die Darleiher lieber das Kapital zurück, als den Zinnsfuß herabgesetzt haben wollten, mit baarem Gelde auszulösen, die übrigen aber gegen ritterschaftliche Pfandbriefe zu vertauschen. Hiezu sey nun nöthig, daß die as-

securirten Rittergutsbesitzer sich wegen ihrer Kapitalien und der davon laufenden Zinnsen anheischig machten, den Darleihern alle für einen und einer für alle zur Bezahlung der Kapitalien und Zinnsen verpflichtet und mit ihren Rittergütern dergestalt verhaftet zu seyn, daß dem Darleiher durch den ritterschaftlichen Pfandbrief überhaupt alle sich vereinigte Rittergüter insgemein, und dann ein gewisses Rittergut insbesondre, in der Maaße verpfändete, und dennoch den Darleihern in nicht erfolgender pünktlichen Zurückzahlung die Wahl frey bleiben, in welches Rittergut sie so fort die Hülfe vollstrecken lassen wollten. Die Zinnszahlung selbst geschähe denn allein durch die ritterschaftliche Kasse, und jeder Gutsbesitzer schickte die schuldigen Zinnsen an selbige ein, die Kasse hingegen bewirkte halbjährig die Auszahlung ohne alle Ausnahme an die Gläubiger, die Zinsen möchten auch eingegangen seyn oder nicht. Die Schwierigkeiten die hier um immer Interesse- und Capitalzahlungen leisten zu können, entgegen zu dringen scheinen, sind nicht groß und erfordern keine unendliche Summen zum gemeinschaftlichen Fond, weil nach Einrichtung der jährlichen Zinnsabgabe immer eine beträchtliche Summe Geldes in der Kasse vorräthig ist; und die strengen Verbindlichkeiten der einzelnen Mitglieder gegen die ganze Vereinigung macht die richtige Bezahlung sicher und ausführbar. Der vorzüglichste Nutzen für die Theilhaber wäre dabey, daß sie ihre Pfandbriefe ohne Beschwerden, Procuraturgebühren und Kosten, wenn sie wollten, in baares Geld verwandeln könnten, daß sie einen gemäßigten Zinnsfuß erhielten, weder durch Aufkündigungen noch Cessionen und dergleichen Veränderungen gebrandschatzt

schätzt und doch zur gelegentlichen Abzahlung ihrer Schulden aufgemuntert würden. Das letzte würde nun dadurch erlangt werden, wenn man mit Abzahlung der Schulden die Verminderung der Zinnsen verbände, und deswegen die Rittergüter in zwey Klassen A. und B. abtheilete. A. wären die, welche bis auf ein Drittheil des Werths assecurirte Pfandbriefe erhalten, und deren Besitzer $3\frac{1}{2}$ pro Cent Zinnsen geben müsten, wovon der Darleiher nur 3 p. C. erhielte, das übrige $\frac{1}{2}$ p. C. aber in der Kasse verbliebe. Wenn 4 Millionen Pfandbriefe in diese Klasse gehörten, hätte die Casse jährlich 20,000 Rthlr. an Zinnsen Ueberschuß.

Die Klasse B. bestände aus den über ein Drittheil bis zur Hälfte des Werths mit hypothecarischen Schulden behafteten Rittergütern. Diese müßten, weil sie für die Association beschwerlicher und gefahrvoller wären, 4 p. C. Zinnsen entrichten, doch bekäme der Gläubiger davon ebenfalls nicht mehr wie 3 p. C. wenn man die Summe der Schulden dieser Güter auf 5 Millionen rechnete, bliebe der Casse jährlich ein Ueberschuß von der Zinnsbezahlung von 50,000 Rthlr. welche beyde Ueberschüsse denn als ein Fond zur Bezahlung der nicht zu rechter Zeit einlaufenden Zinnsen, der Besoldungen und etwa aufgekündigten Kapitalien verwendet würden. Sobald aber der Schuldner B. seine Schulden bis auf ein Drittheil abgezahlet hätte, käme er in die Klasse A. und erhielte sich denn selbst $\frac{1}{2}$ p. C. von seinen zuzählenden Zinnsen. Hingegen würde es nie erlaubt werden können, aus der Klasse A. in die Klasse B. zu treten. Was endlich die Lehnsstämme und alle diejenigen unabzahlbaren Kapitalien, welche nach alten

Familienverträgen oder auch nach den Gesetzen mit 5 p. C. verzinnset werden müßten, und deren Betrag der Verf. auf 600,000 Rthlr. annimmt, beträfe, so würden aus ihnen eine eigne Schuldenclasse C. errichtet und davon kein Ueberschuß zur gemeinschaftlichen Kasse genommen. Das wichtigste Augenmerk bleibt also darauf stehen, daß die Kasse sich beständig im Stande befinde, die aufgekündigten Kapitalien und die laufenden Interessen zu bezahlen. Dieß wäre in Sachsen sehr leicht zu erfüllen, weil darin immer noch mehr baares Geld, als sichere Unterpfänder anzutreffen wären, und der Credit eines so ansehnlichen associirten Körpers verschaffte gewiß jederzeit binnen der halbjährigen Aufkündigung die benöthigten Kapitale, wenn man sich nur seines Credits mit weiser Vorsicht bedienete. Um die Zinnszahlungen richtig abführen zu können, würden die Schuldner angehalten, dieselben an die Kasse 8 Tage vor der leipziger Oster- und Michaelismesse einzusenden, und diese zahlet sie auf die bestimmten Tage den Gläubigern. Geschähe die Bezahlung der Zinnsen nicht, so hätte sich sogleich der Schuldner der Sequestration unterworfen, und daferne auch auf diesen Wegen binnen halber Jahresfrist zur Befriedigung nicht zu gelangen wäre, müßte er sich den Verkauf des Guts an den Meistbietenden gefallen lassen. Nur dürfte die Sequestration nicht durch die Obrigkeit geschehen, weil sonst Kosten mit Kosten gehäufet, und der Schuldner zu Grunde gerichtet werden würde. Der verbundne Adel müßte sich selbst sequestriren können, weil diese Selbsthülfe ein unumgänglich erforderliches Triebrad der ganzen Maschine sey, und dabey gar kein Mißbrauch zu befürchten stünde, wenn der Regent das Verfahren durch eigene dazu abgefaßte Ge-

setze

setze bestimmte, Concursprocesse über dergleichen hypothecarischen Foderungen, wenn die stillschweigenden Hypotheken ganz wegfielen, nicht gestattete, und die ritterschaftlichen Pfandbriefe, nebst den darüber zu haltenden Hauptbüchern, vollen Glauben beylegte, und daher alle jene unselige Zwiste, welche jetzt über Gültigkeit und Priorität solcher Schulden geführt werden, gänzlich aufgehoben würden. Gewiß groß und unbedingt würde der Credit einer solchen Kasse werden! Jeder Kapitalist würde sie als die sicherste Depositenbank betrachten und gegen die billigsten Zinnsen sein Vermögen derselben überlassen! Um aber auch bey der Aufkündigung die Kasse sicher zu stellen, so müßte der Darleiher und Schuldner ihre Kapitalien binnen einer halbjährigen Frist aufkündigen; die Kasse hingegen bedürfte wegen Zurückzahlung nur einer Vierteljährigen Aufkündigung an den Darleiher. Daher würde man Messe vor Messe mit völliger Gewißheit übersehen können, welche Summe jedesmal fehle, überflüßig oder hinlänglich sey, und zum Vortheil der Kasse, der Gläubiger und Schuldner die Maaßregeln zu nehmen wissen. Diese Einrichtung wird gewiß verhüten, daß die Summen unbenutzter Gelder, zur Last der Ritterschaft nicht zu hoch anwachsen könnten. Was aber die Glieder der Association anbeträfe, die von ihren Pfandbriefen keinen Gebrauch machen und sie bey der Kasse lassen wollten, so wären sie von aller Zinnszahlung frey, und könnten sie, wenns ihnen gefiele nach vorhergängiger halbjähriger Anzeige, bey ihr, in baar Geld verwandeln. Hätten sie die Pfandbriefe aber in Händen, so wären sie nur zu Erlegung des Zinnsüberschusses gehalten, müßten sie aber jedes halbe Jahr in der Haupturkunde,

bey der Kasse aufweisen, und könnten zu jeder Zeit mit Bewust der Kasse davon Gebrauch machen. Von sich selbst würden sich endlich diese Pfandbriefe der klingenden Münze gleichsetzen, weil der Inhaber ohne gerichtliche oder außergerichtliche Cession, allezeit als der wahre Eigenthümer bey der Kasse so lange gelten würde, bis ein anderer ein besseres Recht erwiesen habe.

Im fünften Abschnitte redet der Verf. über die Direction des ganzen Systems, und über die genaue Erörterung des hypothekarischen Passivzustandes der sich associirenden Ritterschaft. Der Regent erlaubte der Ritterschaft ein eignes Gerichte zu Erörterung aller bey der gemeinschaftlichen Kasse vorfallenden Streitigkeiten und andern vorkommenden gerichtlichen Handlungen sich anzuordnen, wozu die Kreiß- und Amtshauptleute mit einigen Deputirten von der Ritterschaft gezogen, und in Haupt- Kreiß- und Stiftsdeputationen abgetheilet würden, welche Hauptdeputation unter dem geheimen Rathe des Regenten stehen, in streitigen Rechtssachen aber an die übrigen Instanzen gewiesen seyn sollten. Bey allgemeinen Landtägen würden dann die Fortschritte der Association untersucht und die vorfallenden Mängel abgestellet, neue Deputirte gewählet und was dergleichen mehr vorfallen könnte. Es würden ansehnliche Besoldungen fixiret, um geschickte und redliche Personen zu allen nöthigen Verrichtungen zu finden, und alle Vorsicht angewendet, um die Würderung der Güter auf das richtigste nach dem wahren Werthe zu bestimmen, damit auf alle sich ereignenden Zufälle die Association keinen Verlust leiden möge.

Im

Im 6ten Abſchnitt handelt er ferner von der Einrichtung der ritterſchaftlichen Kaſſe ſelbſt, und wie endlich die Ritterſchaft einen eignen ſichern Fond durch ſich ſelbſt und durch Beyhülfe des Regenten erhalten könne, Kapitale und Intereſſen auch immer vorhanden wären, ziemlich ausführlich; alle dawider zu machende Einwendungen werden nach höchſter Wahrſcheinlichkeit gehoben, und die Maſchine ſo einfach als möglich gemacht.

Wegen der Anleihen in Holland und England zu ganzen Tonnen Goldes zu 2½ und 3 pro Cent könnten ſich wohl Schwierigkeiten ereignen. In Holland ſind, wie bekannt, 2½ und 3 p. C. als landübliche Zinnſe durch die Geſetze beſtimmt, und ohne in das Verbrechen der unerlaubten Wucherer zu fallen, darf Niemand mehr nehmen. Wenn die Holländer alſo, ihre müßigliegende Capitalien außer Landes anzubringen ſuchen, thun ſie es aus keiner andern Abſicht, als 4 bis 5 vom hundert davon zu ziehen. Der ritterſchaftlichen Aſſociation dürfte alſo wohl von dieſer Seite das Negoz fehlſchlagen, und der ritterſchaftliche Fond wenig Unterſtützung finden. Die 1763 zwar nothwendige Veränderung der Steuercreditcaſſe wird demohngeachtet bey dem Holländer noch lange nicht in Vergeſſenheit gerathen, da die Sachſen bey dieſer Nation überhaupt wegen der Aufſchneiderey und wegen eines unbeſtändigen Charakters in einem ſo üblen Rufe ſtehen, daß man es faſt vor unmöglich hält, daß noch Treu und Glaube unter ihnen gefunden werden könne. Inzwiſchen verändern die Zeiten auch die Geſinnungen, und Umſtände geben dazu auch die beſte Gelegenheit, wenn gute Negociateurs dabey gebraucht werden. England kann nichts

verborgen; denn die Londner Bank selbst nimmt Capitalien zu 4 von hundert an. Was hauptsächlich in Sachsen des Credits wegen zu befürchten ist, und was vors erste hinweggeräumt werden muß, ist die zur andern Natur gewordne gerichtliche Chicane, deren Unterdrückung aber für einen Rückfall in die Barbarey angesehen werden würde; diese Chicane, die stolz die gesunde Vernunft und die Billigkeit gefesselt hält, verachtet die Prediger derselben als Phantasten, und wird also auch die besten Plane, die nicht leguleaistisch sind, zu hindern suchen.)

Ueber die zweckmäßige Abfassung der ritterschaftlichen Schuld- und Pfandbriefe, die nach 12 Klassen von 50,000 Rthlr. bis auf 10 Rthlr. herunter gestellet werden können, und die sonst hiebey in Obacht zu nehmenden Grundsätze, und Bemerkungen über die zweckmäßige Ordnung der vorgebildeten ritterschaftlichen Kasse, machen den Inhalt des 7ten und 8ten Abschnitts aus. Um nicht zu weitläuftig zu werden, müssen wir den Inhalt übergehen, weil darin die haushältrische Manipulation angegeben wird, wodurch der eigne Fond der Kasse vermehret werden könne.

Der 9te Abschnitt zeigt die Vortheile des vorgebildeten Systems, die 1) in beförderter Circulation des Geldes, weil die Pfandbriefe als baares Geld anzusehen wären, und also 10 Millionen Thaler im Umtrieb gesetzt würden. 2) In Hemmung übertriebener Schulden des begüterten Adels, 3) und in leichten Mitteln, die Güter landwirthschaftlich zu verbessern, und zur verbesserten Cultur aller Landbesitzungen Beyspiele geben zu können, bestehen sollten. Im 10ten Abschnitte sind Bemerkungen über die wahren und falschen Begriffe von dem Wohlstande

stande des Adels, die theils in seinen persönlichen bürgerlichen Vorrechten, weil er sich von schreibt, theils in seinen adelichen Besitzungen und der damit verknüpften dinglichen Gerechtsame bestehen, und die, weil sie zu genau mit der eingeführten Staatsverfassung verknüpft sind, um diese zu erhalten, er auch so viel möglich im Flor erhalten werden müßte, beygebracht. Im 11ten Abschnitt wird über die adlichen Lehn- und Rittergüter und die Aufrechthaltung ihrer besondern Gerechtsame gesprochen. Das unpaßende des Lehnsystems für jetzige Zeiten wird hier gerügt, und der Wunsch hinzugefügt, „daß eine allgemeine Allodification der Lehngüter statt finden, „aber auch zugleich ein angemessener Repartitionsfuß „der Ritterpferdsteuer eingeführt werden möchte; daß „auf den Dörfern Handel, Gewerbe, Professionen „einzuführen dem Ganzen nützlich sey, wenn dabey „die Consumtions- und andere Abgaben gleicher und „besser vertheilet, wenn die patrimonielle Gerichts„barkeit nicht habsüchtig verwaltet, die Ertheilung „der gerichtlichen Schuld- und Pfandverschreibungen „mehr eingeschränkt, die großen Bauergüter zerthei„let, die Prozeßsucht zwischen Lehn- und Gerichts„herrn und den Unterthanen gesteuert, und glaubwür„digere Erbregister, zur gesetzlichen Nothwendigkeit „gemacht würden," so würde dadurch auch das angenommene System der ritterschaftlichen Association eine desto festere Grundlage erhalten. Nur hat Rec. zu S. 22. noch etwas zu erinnern. Er glaubt, daß die ritterschaftlichen Besitzungen, die im ganzen Lande nicht mehr als $\frac{5}{18}$ betragen sollten, in Ansehung des Chursächs. Thüringens gewiß zu gering angegeben sind. Wenn da eine genaue Untersuchung angestellt werden sollte, würde man finden, daß die großen

Rit-

Rittergüter gemeiniglich mehr oder wenigstens eben so viel als ihre Bauern besitzen, die mittelmäßigen $\frac{3}{4}$ oder $\frac{1}{4}$ und die kleinern $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ oder auch $\frac{1}{4}$ von den Fluren, worin sie gelegen, inne haben, ohne noch die Waldungen und Gärten zu rechnen. Dieser Landestheil hat ohngefähr 15700 steuerbare Hufen, die Caducitäten, verhufte Waldungen, Wiesen und Gärten mit inbegriffen; Ritter und Freygüter haben also gewiß an Ländereyen, wo nicht mehr, doch wenigstens eben so viel, weil fast kein Dorf angetroffen wird, in welchem nicht Ritter- oder Freygüter gelegen wären. —

Zur Ansäßigkeit des Adels mit Bauerhöfen und andern unbeweglichen Gütern, glaubt der V. dem ärmern Adel im 12ten Abschnitte rathen zu müssen, weil dadurch ihre Erhaltung am leichtesten bewürkt, die gänzliche Verarmung gehindert, auch ihre Kinder durch Kriegsdienste und andre ihnen angemessene Beschäfftigungen zu ihrem vorigen Ansehen und Reichthum wieder gelangen könnten.

Bey dieser Gelegenheit S. 253. 254. und oben S. 238. ist der Hr. Verf. sehr für die Theilbarkeit der Bauergüter eingenommen. Rec. seines Orts, wenige Gegenden und einzelne Dörfer ausgenommen, fand immer kein anderes Resultat davon, als daß ein Land dadurch einen Ueberfluß an Bettlern bekömmt, wie besonders in Oberthüringen davon Beyspiele anzutreffen sind. Der Hr. Verf. giebt zwar S. 254—55. eben in Ansehung Thüringens das Gegentheil an, und will behaupten, daß hier sich die Bauern bey den sogenannten walzenden Grundstücken in den gesegnetesten Umständen befänden: daß es aber ganz wider die Erfahrung läuft, wird jeder Thüringer, der Aufmerken gelernt hat, von selbst finden. Selten

ten trifft man ein Bauergut an, das mehr als 4 bis 5 Hufen Land hätte: dieſe theile man nun unter 2 Erben, bey der zweyten Generation unter 4, bey der dritten unter 8, werden endlich unſre Landbeſitzer nicht lauter Bettler werden, die von ihrem Bauerngutsantheile nicht mehr das Jahrbrod erhalten? Man gehe unter andern nach dem Langenſalzer Amtsdorfe Groſſen Gottern, wo man den fruchtbarſten Boden antrifft — alle Bauernhöfe ſind vertheilet — das Dorf wimmelt von Bettlern, eine Menge Häuſer ſind verlaſſen, ein jeder Annehmer kann eins für 6 — 8 Gr. Zuſchreibegebühr bekommen — die Gemeinde im Ganzen betrachtet, iſt beynahe nicht mehr contribuable. Die Urſache liegt allein in den walzenden Grundſtücken, die bis ins Unendliche vertheilt ſind, und nun entweder durch Miethlinge bearbeitet werden müſſen, oder einem Pachter übergeben werden müſſen. Erſterer pflügt vor baare Bezahlung Mißjahre ins Land; der andere ſchindet es in wenig Jahren aus. Der Beſitzer muß taglöhnern, und kann für Menge der Taglöhner keine Arbeit erhalten; dieß und der Hunger bringen ihn zur Verzweiflung; er flieht aus dem Lande, ſein Haus und ſeine Paar Aeckerchen verfallen in die Caducität; und ſo giebt es viele Orte in Thüringen, die ihres herrlichen Bodens ohngeachtet, von Bettlern bewohnet werden. Unter 2 Hufen ſollte keine Theilung der Bauernländerey zugelaſſen werden. Der Hüfner kann ſich nicht ernähren, er muß taglöhnern, dreſchen, oder ſonſt ein ander Gewerbe dabey treiben, wie viel weniger der, der noch weniger hat, und wenn nun das ganze Dorf aus ſolchen beſtehet? —

Der 13te Abſchnitt giebt noch Bemerkungen über verſchiedne Mittel, wodurch man dem Hinab-

ſinken-

sinkenden Adel zu Hülfe zu kommen bemühet gewesen ist. Der Verf. klagt den Adel einer Tragheit und einer Vernachläßigung gegen sich selbst an, und jene von ihm erregten Klagen über die Lehnsfähigkeit des bürgerlichen Standes, über Besetzung der Offiziersstellen durch Bürgerliche, und verschiedene dergleichen Nebendinge, wären in ihrer Gewährung doch nur Palliative gewesen. Der Landesherr hätte ja noch mehr gethan, er hätte den Adel sogar mit den einträglichsten bürgerlichen Bedienungen versorgt, und ihm würden gar keine Gerechtsame, auch bey den äußersten Bedürfnissen des Landes, genommen; er bliebe in vollem Genusse seiner Steuerfreyheit, und seine Bitten und Beschwerden fänden immer geneigtes Gehör. Aber freylich vereitelte der Luxus alle gute Absichten der Fürsten; doch müssen wir hier die Regierungszeiten der Könige Auguste ausnehmen, in welchen der Hof selbst die Lehrschule der Verschwendung war, und den Adel aus seinen Landsitzen nach der Residenz zog. (Unter des jetzigen Churfürsten eigner klugen und sorgsamen Sparsamkeit erhält der Adel ein vortreffliches nachzuahmendes Beyspiel, weil er dadurch für sein Land und jeden einzelnen Stand der größte Wohlthäter wurde. Und viele vom Adel ahmen nach; man kann deswegen mit gänzlicher Gewißheit behaupten, daß dadurch schon der wichtigste Schritt gethan sey, wenn nun nur noch das Schuldenwesen verbessert, und dem Adel die Last in Aufborgung der nöthigen Kapitale und der davon jährlich zu entrichtenden hohen Zinnsen erleichtert würde. Der Fürst, welcher den Credit seines verschuldeten Landes durch so vortreffliche Einrichtungen zu sichern wußte, wird gewiß auch die Mittel billigen und befördern, welche der begüterte Lehn- und Rittergutsbesitzer zu

Regu-

Regulirung seiner minder beträchtlichen Schulden ergreifen kann, und ihm mit Gesetzen und zweckmäßigen Einrichtungen zu Hülfe eilen, eine dergleichen heilsame Absicht zu befördern.) Die Verbindung eines öffentlichen Leihhauses mit dem aus der Association entspringenden Fond und den für das ganze Publikum daraus entstehenden Nutzen wollen wir nur beyläufig erwähnen, und aus dem 14ten Abschnitte, als dem Beschluß die trefflichen Vorschläge und Ermahnungen des Verf. zur ernsten Beherzigung ebenfalls empfehlen, und mit dem Verf. dem Adel zurufen: Edler Körper — denke selbst an dich — an dein eignes Wohl zurück, welches der hungrige Wucher so schändlich untergräbet! — Nach allem Angeführten sollten wir nun glauben, daß der unbefangene Nachdenker wohl wenig Zweifel übrig behalten haben werde, die der Ausführbarkeit dieser Vorschläge hinderlich seyn könnten! und doch scheint es, als wenn sie in Chursachsen den glaublichen Eindruck nicht gemacht hätten, weil man darüber eine gänzliche Stille wahrnimmt. Sollte wohl ein so gütiger Landesherr, der so vortreffliche entworfene Anordnungen zur Erhaltung und Herstellung des Landescredits ununterbrochen fortsetzet, den herzustellenden Credit des mächtigsten Theils des Staatskörpers, der $\frac{2}{15}$ aller unbeweglichen Güter besitzt, nicht eben so gern wünschen, und ihn mit nöthigen Gesetzen und Beyhülfen unterstützen, da dadurch zugleich die ganze Landwirthschaft, wie der Wohlstand fast jedes Individui gebessert, und besonders die vielen Caducitäten in den Dörfern wieder aufgerichtet und die jährlichen Revenüen des Landes ansehnlich vermehret werden könnten? Wir zweifeln daran nicht. Wenn also dieser Plan unaus-

unausgeführt bleiben sollte, würde der Adel allein sich selbst seinen endlichen gänzlichen Verfall zuzuschreiben haben. Er müßte die Untersuchung seines Vermögenszustandes genau aufgedeckt zu sehen, fürchten, weil es sich leicht fügen könnte, daß manchem Rittergutsbesitzer mehr ausdrückliche und stillschweigende hypothekarische Schulden vorgezeiget werden würden, als er mit Grundstücken zu bezahlen im Stande wäre. Oder sollte der noch reiche und sich wohlbefindende Adel Hindernisse in Weg legen, da ihm der Beytritt ja ganz frey stehet, er Pfandscheine nehmen und nicht nehmen, folglich sich von allen Beyträgen frey erhalten kann, so lange er will? doch aber für seine Nachkommenschaft so väterlich sorgen, daß Familiengüter länger erhalten werden können, als durch Fideicommissa und pacta successoria, die zur Herabwürderung mehrentheils Gelegenheit geben. Will der Adel sich selbst wohl, so werden Dicasterien, Procuratoren, Advocaten, Notarien, Sequestratoren, Commissarien, Unterhändler und Wucherer, besonders zu unsrer aufgeklärten, Gerechtigkeit liebenden, zwar immer noch zu sportulsüchtigen Zeit, in welcher überall auf Verbesserung der Justizpflege und der Landwirthschaft gedacht wird, keine Hinderniß in Weg legen können. Auch den nicht zu verhindernden Ereignissen, Krieg, Contributionen, Lieferungen, Plünderung, Raub, Brand, Mißwachs, Ueberschwemmungen und Veruntrauungen würde ein so fest verbundner Körper, wie der Adel Chursachsens dann seyn könnte, auf alle Fälle die Stirne bieten, wenn er sich selbst liebte, und sein fortdauerndes Wohl befördern wollte. Nur allein Mangel an Liebe gegen sich selbst, daß ihm Einsicht fehle, glauben

ben wir nicht, würde Ursache der Nichtausführung der Verhütungsmittel seines Verfalles seyn und bleiben.

Eg.

VI.

Critik der reinen Vernunft von Immanuel Kant, Prof. in Königsberg, der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin Mitglied. Zweyte hin und wieder verbesserte Auflage. Riga, bey Hartknoch. 1787. 884 Seiten.

Rec. gesteht, daß er mit großer Begierde an die Durchsicht der neuen Auflage dieses berühmten Werks gieng. Die Einwürfe, welche seit einiger Zeit sowohl von mehrern berühmten Gelehrten, einem Feder, Reimarus und andern, als auch in unsrer Bibliothek gegen dieselbe gemacht worden sind, schienen ihm zu bedeutend zu seyn, und die Grundpfeiler des ganzen Kantischen Systems zu sehr anzugreifen, als daß er es nicht gewiß vermuthet hätte, hier eine Beantwortung derselben zu finden. Allein er sahe sich in dieser seiner Erwartung gänzlich getäuscht. Denn er fand nicht allein keine Widerlegung der gemachten Einwürfe, keine Auflösung der vorgelegten Zweifel, sondern auch einen gewissen, der Rec. möchte nicht gern sagen, arroganten Ton wieder, den man mit Bedauern bey Hrn. Kant und einigen seiner Schüler bemerkt, da sie sich auf die Evidenz ihrer Be-

hauptungen und die apodiktische Gewißheit der vorgetragenen Beweise allein verlassen, und allen Angriffen ihrer Gegner Hohn sprechen. Nur dieses starke Zutrauen auf den innern Bestand und die unerschütterliche Festigkeit seines aufgestellten Systems war es, in welchem Hr. Kant die wirklich etwas übereilten Worte entfahren konnten: „Widerlegt zu werden „ist hier keine Gefahr, wohl aber nicht verstanden „zu werden.“ In wie weit nun dieses Zutrauen gegründet ist, u. ob es bey dem gründlichen Untersuchungsgeiste eines so großen Denkers wie Hr. Kant wirklich ist, dem doch jede Prüfung, auch wenn er sich schon im Besitze der Wahrheit glaubte, angenehm seyn sollte, Statt finden sollte, wagen wir nun zwar nicht zu entscheiden. Indessen ist es doch unleugbar, daß die Kantische Critik selbst sehr vieles dabey würde gewonnen haben, wenn auch diese scheinbaren Einwendungen (denn scheinbar sollen sie nach des Verf. Urtheil doch nur seyn) bey dieser Gelegenheit wären gehoben, und die Männer, die sie aus Misverstand machten, einer freundschaftlichen Belehrung und Zurechtweisung gewürdiget worden. Ehe dieses geschehen ist, wird doch schwerlich die Kritik zu dem allgemeinen hohen Ansehen gelangen, zu welchem Hr. Kant sie so gerne erheben möchte, indem er, ob er gleich mit Recht die Unbilligkeit eines bekannten Verbots fühlt und rügt, doch gewiß zu hart sagt: Wenn Regierungen sich ja mit Angelegenheiten der Gelehrten zu befassen für gut finden, so würde es ihrer weisen Vorsorge für Wissenschaften und Menschen weit gemäßer seyn, die Freyheit einer solchen Kritik zu begünstigen, wodurch die Vernunftbearbeitungen allein auf einen festen Fuß gebracht werden können, als den lächerlichen Despotism der Schulen zu unterstützen,

stützen, welche über öffentliche Gefahr ein lautes Geschrey erheben, wenn man ihre Spinnenweben zerreißt, von denen doch das Publikum niemals Notiz genommen hat, und deren Verlust es also auch nie fühlen kann. Wenigstens wird es jenen Philosophen nicht zu verdenken seyn, wenn sie bis dahin noch die Untrüglichkeit und Unleugbarkeit der Kantischen Grundsätze bezweifeln, und dem hierauf gebauten System selbst, welches wir noch von Hrn. Kant zu erwarten haben, nicht den Namen einer demonstrirten und festgegründeten Wissenschaft zugestehen. Aus dieser Ursache wollen wir auch jetzt hier noch einige Anmerkungen theils über die Aeußerungen des Verf. in der Vorrede, theils über die ganz neue zu dieser Ausgabe hinzugesetzte Widerlegung des Idealismus machen, ob wir gleich mit unsern Erinnerungen jetzt eben so wenig als ehemals bey Hrn. Kant Gehör zu finden hoffen dürfen, besonders da er geradezu erklärt, daß er sich auf Streitigkeiten von nun an nicht einlassen könne.

In der Vorrede wird unter andern die Ursache untersucht, warum der Metaphysik, einer ganz isolirten speculativen Wissenschaft, das Schicksal bisher noch nicht so günstig gewesen ist, daß sie den sichern Gang einer Wissenschaft einzuschlagen vermocht hätte, da sie doch älter als alle übrige Wissenschaften ist und bleiben würde, wenn auch die übrigen alle insgesammt in dem Schlunde einer alles vertilgenden Barbarey gänzlich verschlungen werden sollten. Diese Ursache findet der Verf. besonders darin, daß man bisher annahm, alle unsre Erkenntniß müsse sich nach den Gegenständen richten. Unter dieser Voraussetzung nämlich, giengen alle Versuche über sie a priori etwas

durch Begriffe auszumachen, zu Grunde. Man versuche es daher, heißt es, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik besser damit fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntniß richten. Es ist hiemit eben so als mit den ersten Gedanken des Copernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fortwollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließ. In der Metaphysik kann man, was die Anschauung der Gegenstände anbetrifft, es auf ähnliche Art versuchen, und dieser Versuch gelingt vortrefflich, und verspricht der Metaphysik den sichern Gang einer Wissenschaft. Denn man kann nach dieser Veränderung der Denkart, die Möglichkeit einer Erkenntniß a priori ganz wohl erklären, und was noch mehr ist, die Gesetze, welche a priori der Natur als dem Inbegriff der Gegenstände der Erfahrung zum Grunde liegen, mit ihren genugthuenden Beweisen versehen, welches beydes nach der bisherigen Verfahrungsart unmöglich war." Unstreitig hat diese Hrn. Kant ganz eigenthümliche und den Naturforschern nachgeahmte Behandlungsart der Metaphysik ihre großen und wichtigen Vorzüge. Denn sie thut nicht allein dem stolzen Dogmatismus und der schädlichen Definirsucht Einhalt, welche bisher in dieser Wissenschaft zu ihrem großen Nachtheil geherrscht hat, sondern sie zeiget uns auch, was der eigentliche und vornehmste Gegenstand aller spekulativen Untersuchung seyn soll, nämlich Kenntniß des menschlichen Geistes, seiner Kräfte und der Gesetze, nach denen er wirkte, und es lassen sich auch sehr viele Erschei-

nun-

nungen nicht anders als durch die Voraussetzung erklären, daß die Gegenstände unsrer Anschauung sich nach unsrer Art sie uns vorzustellen, richten müssen. Allein dennoch muß man auf der andern Seite wieder gestehen, daß diese Behauptung, so wie sie hier aufgestellt und in der Kritik der reinen Vernunft selbst angewendet wird, sehr übertrieben ist, und unmöglich in ihrer ganzen Ausdehnung bestehen kann, sobald man überhaupt das reelle, von unsrer Vorstellung unabhängige, durch sich selbst subsistirende Daseyn einer wirklichen Außenwelt annimmt. Wird nämlich dieses reelle Daseyn wirklicher Objekte außer uns zugestanden, und will man die Aussenwelt noch für etwas anders als eine bloße Ideenwelt halten, so folgt auch daraus nothwendig, daß diese äußern Dinge auf eine bestimmte Art, das heißt nach gewissen Regeln und nach einer Ordnung existiren müssen, die wesentlich in den Dingen selbst und in ihren Verhältnissen unter einander gegründet ist, und die also unser Verstand ihnen nicht erst vorgeschrieben haben kann. Diese Ordnung würde unter ihnen statt finden, auch wenn sie von keinem Geiste vorgestellt würden, weil sich ohne dieselbe gar keine Existenz denken läßt, und wir können also nicht geradezu sagen, daß sich die Gegenstände nach unsrer Erkenntniß richten, oder daß der Verstand der Natur ihre Gesetze erst vorschreibt. Zwar leiden sie mancherley Abänderungen von der menschlichen Vorstellungskraft, werden von unsrer besondern Organisation und nach den bestimmten Regeln unsers Empfindens und Denkens oft in ganz andere Gestalten umgebildet, als sie wirklich außer unsrer Vorstellung hatten. Aber sie sind deswegen doch nicht so ganz träge und gleichgültig, daß sie alles aus sich machen ließen, und allen Einfällen

der vorstellenden Wesen unterworfen wären. Vielmehr müssen sich diese sehr oft nach ihnen bequemen, wenn sie mit ihnen auskommen wollen; und sind nicht so unumschränkte Herren über sie, daß sie nie einen Ungehorsam von ihnen zu befürchten hätten. Zwar muß die bewegte Luft z. B. mannichfaltige Modificationen bey ihrem Durchgange durch die Organe unsers Gehörs erleiden, ehe das daraus wird, was wir einen Ton nennen; indessen hängt es doch nicht von uns in jedem besondern Fall ab, ob wir einen tiefern oder einen höhern Ton, einen stärkern oder schwächern Schall hören wollen; sondern hiebey kömmt es allein auf die Langsamkeit oder Geschwindigkeit der Vibrationen in den Lufttheilchen an, welche unsere Gehörnerven erschüttern. Die Lichtmaterie wird zwar in unsern Sehwerkzeugen zu sehr verschiedenen Farben umgebildet; allein es steht doch nicht in unsrer Gewalt, ob wir einen Gegenstand blau oder roth oder grün sehen wollen, sondern die Farben der Gegenstände werden durch ihre Eigenschaften und durch die Art bestimmt, wie das Licht von ihnen zurückgeworfen wird. Eben so würden wir die Dinge nicht im Raum und in der Zeit anschauen können, wenn in ihnen nicht Eigenschaften und Verhältnisse lägen, wodurch diese unsre bestimmte Art der Anschauung möglich gemacht würde, wir würden ihnen nicht die allgemeinen Naturgesetze vorschreiben können, wenn sie nicht selbst nach jenen Gesetzen oder wenigstens nach Gesetzen geordnet wären, die den Regeln unsers Verstandes entsprächen. Denn sonst müßten sie entweder eine ganz rohe ungebildete Masse ausmachen, die sich in jede Form schmiegte, welche man ihr geben wollte, oder wir würden auch sehr oft wider sie verstoßen und nicht mit ihnen auskommen, wenn wir sie

nach

nach den Regeln unsers vernünftigen Denkens behandelten. Das erstere ist gar nicht denkbar, und dem zweyten widerspricht die beständige Erfahrung, und man sieht also, wie wenig die Behauptung, die Gegenstände richten sich nach unsrer Erkenntniß, in dem Sinne, wie sie Hr. Kant nimmt, bestehen kann.

Aus diesen Ursachen scheint nun auch die S. 275. hinzugesetzte Widerlegung des Idealismus, welche als eigentliche Vermehrung dieser neuen Ausgabe anzusehen ist, ganz und gar nicht in das Kantische System zu passen. Denn der Verf. sucht in derselben zu beweisen, daß das bloße, aber empirisch bestimmte Bewußtseyn unsers eigenen Daseyns, das Daseyn der Gegenstände im Raum außer uns voraussetze; und doch weiß jeder, der das Kantische System genau kennt, daß nach demselben das wirkliche Daseyn äusserer Dinge bloß problematisch ist, indem wir der vornehmsten Regel der Kritik gemäß, die Begriffe des Verstandes nicht auf die Dinge an sich selbst anwenden dürfen, und also auch nicht sagen können, ob sie möglich, wirklich oder nothwendig sind. Der Beweis selbst wird auf folgende Art geführt: „Ich bin „mir meines Daseyns als in der Zeit bestimmt be„wußt. Alle Zeitbestimmung setzt etwas Beharrli„ches in der Wahrnehmung voraus. Dieses Be„harrliche aber kann nicht eine Anschauung in mir „seyn. Denn alle Bestimmungsgründe meines Da„seyns, die in mir angetroffen werden können, sind „Vorstellungen, und bedürfen als solche, selbst ein „von ihnen unterschiedenes Beharrliches, worauf in „Beziehung der Wechsel derselben, mithin mein Da„seyn in der Zeit, darin sie wechseln, bestimmt wer„den könne. Also ist die Wahrnehmung dieses Be-

„harrlichen nur durch ein Ding außer mir, und nicht
„durch die bloße Vorstellung eines Dinges außer mir
„möglich. Folglich ist die Bestimmung meines Da-
„seyns in der Zeit, nur durch die Existenz wirklicher
„Dinge, die ich außer mir wahrnehme, möglich.
„Nun ist das Bewußtseyn in der Zeit mit dem Be-
„wußtseyn der Möglichkeit dieser Zeitbestimmung
„nothwendig verbunden; also ist es auch mit der
„Existenz der Dinge außer mir als Bedingung der
„Zeitbestimmung, nothwendig verbunden; das ist
„das Bewußtseyn meines eigenen Daseyns, ist zu-
„gleich ein unmittelbares Bewußtseyn des Daseyns
„anderer Dinge außer mir." Ich lege Hrn. Kant
hierbey nur die einzige Frage vor, die ich von ihm
beantwortet zu sehen wünschte: Soll in diesem ganzen
Beweise unter dem Daseyn äußerer Gegenstände ein
wirkliches für sich bestehendes Daseyn der Dinge ver-
standen werden, oder nur ein logisches scheinbares
Daseyn, daß wir nämlich zum Behuf eines ordentli-
chen Denkens und um innere Erscheinungen haben zu
können, auch äußere Erscheinungen haben müßten?
Denn vor dergleichen Zweydeutigkeiten kann man sich
bey den Kantischen Schriften nicht genug in Acht
nehmen. Ist das erstere, nun so fällt nicht allein
die ganze Theorie von Raum und Zeit, die Hr. Kant
aufgestellt hat, über den Haufen; sondern auch jenes
kritische Hauptgesetz wird von ihm selbst übertreten.
Denn nach dieser Widerlegung des Idealismus hat
ja der Begriff der Zeit ein objectives Fundament in
den wirklichen Aussendingen, das Bewußtseyn unsers
eigenen Daseyns in der Zeit, wird nur durch An-
schauung äußerer Dinge möglich, und die Idee des
Beharrlichen kann in uns nur durch äußere wirklich
daseyende Objekte hervorgebracht werden. Wie
stimmt

stimmt aber dieses mit der Kantischen transcendentalen Aesthetik überein, wo weitläuftig und mit vielen Gründen dargethan wird, daß der Begriff der Zeit eine bloß subjective Form der Sinnlichkeit ist, daß er nicht in den Eigenschaften der Dinge an sich selbst gegründet, oder von denselben abstrahiret seyn kann? Hier wird behauptet, daß es wirkliche Aussendinge geben müsse, weil wir sonst kein Bewußtseyn des Beharrlichen in uns haben könnten, und dort wird angenommen, daß alle unsere Begriffe vom Wechsel in der Zeit, von Veränderung und also auch vom Beharrlichen nur subjektiv sind, und aus der wesentlichen Einrichtung der menschlichen Vorstellungskraft entspringen, die es nothwendig macht, daß wir alles unter Zeitbestimmungen anschauen müssen, ohne daß wir deshalb im geringsten berechtigt wären, die Zeit als etwas den Dingen an sich selbst anhängendes oder ihnen entsprechendes anzusehen. Hatte überdem Hr. Kant, als er dieses schrieb, es ganz vergessen, daß er der Vernunft das Bewußtseyn vom Beharrlichen in uns selbst, von unserm eigenen invidduellen Daseyn für leere Täuschung ausgiebt? Wenn dieses Täuschung ist, wenn unsre eigene Persönlichkeit nicht Gewißheit hat, so wird ja die Idee des Beharrlichen in den äußern Objekten noch vielmehr täuschend seyn, da wir von denselben doch nur eine mittelbare Erfahrung haben können. Dieser Widerspruch ist meinem Bedünken nach sehr auffallend, und kann wohl nicht aus einem bloßen Mißverstande entstehen. Doch vielleicht ist hier nur von einem logischen Daseyn der Dinge, von einem Daseyn in der Erscheinung die Rede. Aber alsdann ist die ganze Widerlegung des Idealismus ein bloßes Wortspiel, und bestätigt denselben

selben vielmehr als sie ihn aufhebt. Wenn Hr. Kant noch in der Anmerkung zu diesem Beweise sagt: „Man wird hieraus gewahr, daß das Spiel, welches der Idealismus trieb, ihm mit mehrerm Rechte umgekehrt vergolten wird. Dieser nahm an, daß „die einzige unmittelbare Erfahrung die innere sey, „und daraus auf äußere Dinge nur geschlossen werde, „aber, wie allemal, wenn man aus gegebenen Wirkungen auf bestimmte Ursachen schließt, nur unzuverläßig, weil auch in uns selbst die Ursache der „Vorstellungen liegen kann, die wir äußern Dingen „vielleicht fälschlich zuschreiben. Allein hier wird bewiesen, daß äußere Erfahrung eigentlich unmittelbar sey, daß nur vermittelst ihrer zwar nicht das „Bewußtseyn unsrer eigenen Existenz, aber doch die „Bestimmung derselben in der Zeit, das ist innere „Erfahrung möglich sey," so sehe ich auch nicht ein, wie er dieses behaupten kann, da er doch nach seinem sonstigen System die Möglichkeit aller Erfahrung bloß aus den subjektiven Formen unsrer Denkkraft und den Gesetzen herleitet, nach welchen sie wirkt. Der menschliche Verstand schafft sich ja nach Hrn. Kants eigenem Ausdruck erst die Natur, macht sich selbst erst eine Erfahrung, indem er seine Begriffe und Regeln auf die Gegenstände anwendet, und wie kann ich denn aus der Beschaffenheit dieser äußeren Erfahrung irgend etwas für das wirkliche Daseyn der Gegenstände beweisen, da die ganze Art, wie wir uns dieselbe vorstellen, und wie wir sie erfahren, nicht in den Dingen selbst, sondern in der ursprünglichen Einrichtung unsers Geistes gegründet ist? Wie wenig stimmt doch mit diesen Aeußerungen, die ich mit vielen Stellen aus der Kritik belegen könnte, der hier

an-

angenommene Satz überein, daß äußere Erfahrung eigentlich unmittelbar sey, und die innere Erfahrung erst möglich mache? Sie ist ja nur unser eigenes selbstgeschaffnes Werk, und wie kann also daraus etwas für die objektive Realität der äußern Dinge geschlossen werden? Weiß nun Hr. Kant nicht weit mehr von den äußern Dingen als er davon wissen könnte, wenn er consequent und seinem System getreu bleiben wollte? Er sagt sogar noch weiter: „hiemit trifft „nun auch aller Erfahrungsgebrauch unsers Erkennt„nißvermögens in Bestimmung der Zeit vollkommen „überein. Nicht allein daß wir alle Zeitbestimmung „nur durch den Wechsel in äußern Verhältnissen (in „Bewegung) in Beziehung auf das Beharrliche im „Raum, z. B. Sonnenbewegung in Ansehung der „Gegenstände der Erde vornehmen können, so haben „wir sogar nichts Beharrliches, was wir dem Be„griffe einer Substanz, als Anschauung unterlegen „könnten als bloß die Materie." Dieß ist doch gewiß Inconsequenz. Alle Zeitbestimmung ist ja nach der Kantischen Theorie von Raum und Zeit nur subjektiv, und aller Wechsel in äußern Verhältnissen rührt ja nur aus der bestimmten Form unsrer Sinnlichkeit her, welche die Vorstellung der Veränderlichkeit in den angeschauten Dingen nothwendig macht. Darum dürfen sich ja aber noch gar nicht die Dinge selbst wirklich verändern, und es darf darum nichts reelles Beharrliches in ihnen seyn. Fast sollte man aber noch glauben, daß Hr. Kant selbst den Unbestand jener Theorie einzusehen anfängt, die offenbar so viele schwache Seiten verräth. Dennoch aber ist sie auch in dieser Auflage, so wie alles Uebrige, außer einigen erläuternden Anmerkungen ganz und gar unver-

unverändert stehen geblieben, und der Verf. hat weder in den Sätzen selbst, noch in der Beweisart etwas zu ändern für gut befunden. In manchen Stellen ist durch Abkürzungen, oder Zusätze die Deutlichkeit zwar vermehrt, und durch häufigere Ueberschriften die Uebersicht des Ganzen erleichtert. Aber im Wesentlichen ist diese Ausgabe der ersten vollkommen gleich geblieben.

Rf.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Protestantische Gottesgelahrheit.

Briefe über die neuen Wächter der protestantischen Kirche, von S. L. Fr. de Marees. Zweytes Heft. Leipzig, bey Sommer. 1787. 150 S. 8.

Wenn wir in dem sehr unangenehmen Geschäffte fortfahren müssen, unbestimmte, ins Wilde hineingeworfene Beschuldigungen unerwiesene und unerweisliche Verlästerungen, wie sie dies zweyte Heft nicht weniger enthält, als das erste, so viel möglich ins Licht zu stellen, und eben dadurch in ihrer Blöße zu zeigen, so werden wir uns näher auf das, was die Allg. d. Bibl. angehet, einschränken, und schon bey dieser Einschränkung werden wir besorgen müssen, die Geduld unserer Leser zu ermüden. Aber es soll hoffentlich dies das letztemal seyn, daß wir uns mit diesem Systemsfiscal öffentlich einlassen werden, er müßte dann neue Urkunden auffinden, und bessere Belege seiner Beschuldigungen, als er bisher auftreiben können, und überhaupt etwas Erheblicheres, als bisher geschehen, vorbringen.

Dies zweyte Heft fängt sich mit dem sechsten Briefe an, den Hr. de M. mit der Behauptung anhebt, daß das Verfahren mit der heil. Schrift deutlich entdecke, wo Pabstthum sey, es mag nun, (wie er schreibt) vom Vatikan oder von Nicolais Clubb ausherrschen wollen. Am Lichte des Worts Gottes wird alles offenbar. Gegen das Eindringen dieses Lichts suchte sich das alte Pabstthum durch zwey Mittel zu schützen. Einmal durch das Verbot an alle Layen die Bibel

zu

zu lesen, und durch Einführung einer fremden Sprache bey dem Gottesdienste; hernach durch die Vorschrift an alle Lehrer, die „Schrift nicht anders als nach den Gesetzen der Kir„che zu erklären. Die gänzliche Abschaffung derselben war „unmöglich, weil alles Ansehen und Gültigkeit bloß auf eini„ge gemisbrauchte und verdrehte Schriftaussprüche als auf „göttliche Autorität gegründet war. Diese beyden Mittel „hatten ihre allgemeine wunderbare Wirkung der Finsterniß „zu danken, die damals alle Völker bedeckte." Ich setze die Worte unsers Anklägers her, weil sie mir ein sehr deutliches Zeugniß gegen ihn selbst und seine Grundsätze, worauf er seine Anklage gründet, zu enthalten scheinen. Sein Grundsatz nämlich ist dieser, daß die heil. Schrift für sich selbst deutlich sey, und mit völliger Ausschließung der Vernunft nicht nur als Werkzeug, sondern auch als Norm der Auslegung betrachtet, gegen alle Ketzereyen, und namentlich auch gegen das Pabstthum entscheide, nämlich nicht darauf gesehen, ob sie den Grundsätzen alles vernünftigen Denkens gemäß oder entgegen ausgelegt werde. Nun sollen die Katholiken alles Ansehen ihrer Kirche bloß auf einige gemisbrauchte und verdrehte Schriftstellen gegründet haben. Wie und wodurch will aber nun unser Briefsteller den Katholiken beweisen, daß sie jene Schriftaussprüche, die sie für sich anführen, misbrauchen und verdrehen? Will er sich etwa auf andre Schriftaussprüche berufen, die das Gegentheil von dem, was die Katholiken ihre Beweißstellen sagen lassen, zu behaupten scheinen? Dieß wird ihm nichts helfen, denn bey dem wahren oder anscheinendem Widerspruch, der durch diese entgegengesetzte Anführungen sich ergiebt, kann die Schrift selbst nicht entscheiden, welche Stelle nach der andern erklärt oder bequemt werden müsse. Vergebens sagt man endlich, die deutlichere Stelle müsse zum Grunde gelegt und buchstäblich oder eigentlich verstanden werden, denn eben darüber sind beyde Partheyen streitig, welches die deutlichere oder die undeutlichere Stelle sey; ohnedem ist deutlich und undeutlich etwas relatives, und bezieht sich auf die verschiedne Denkungsart, die verschiednen Grundsätze und Fähigkeiten eines Jeden. Also müssen wir nun entweder einen authentischen Ausleger haben, oder es muß die Vernunft, und zwar durch ihre Grundsätze und Regeln entscheiden, oder es muß ewig unausgemacht bleiben, ob die Katholiken, oder die Protestanten die Schriftstellen quaestionis misbrauchen und verdrehen. —

So

So verächtlich nun auch unsre Begriffe, und die Clubbs, zu welchen er gehöret, von der menschlichen Vernunft denken, die ihnen beynahe ein Unding zu seyn scheinet, wenigstens ein Chamäleon, das alle Augenblicke seine Farbe verändert, so haben wir arme Menschen doch leider kein höheres Tribunal, vor welchem wir in der letztern Instanz ausmachen können, was wahr oder gut sey. — Die heil. Schrift kann es nicht an und für sich allein, und getrennt von vernünftiger Behandlung und Auslegung seyn, denn ehe es uns diese sagen kann, muß nicht nur erst von der Vernunft und nach vernünftigen Grundsätzen ausgemacht und erwiesen werden, daß sie eine göttliche Offenbarung sey, sondern es muß auch durch eben diese Vernunft der Sinn ihrer Aussprüche ausgemacht und bestimmt werden. Soll aber Vernunft den Ausspruch hierüber thun, so muß sie irgend etwas schon vorher ausgemachtes, nämlich ihre Grundbegriffe und Gesetze zum Grunde legen, wornach sie entscheidet. Diese sind also der höchste Codex, wornach der vernünftigdenkende Mensch, das was wahr und gut ist, prüfen und ausmachen muß. Wehe ihm, wenn man ihm diesen Codex, diese charta magna raubt, oder verdächtig, zweydeutig und unbrauchbar macht. Alsdann hat er weiter nichts Zuverläßiges woran er sich halten kann und darf, sondern muß nach dem Zufall, oder nach eigner Laune, oder nach dem Gutdünken eines jeden, der sich ihm zum Führer darbietet, seine Religion wählen. Vergebens beruft man sich auf den Glauben, als ein höheres Prinzip, das dem Menschen die Stelle der Vernunft vertreten könne und solle; denn dieser Glaube, wofern er nicht blindes und unthätiges Ueberlassen an den ersten Betrüger, oder Selbstbetrogenen seyn soll, muß selbst durch Vernunft geleitet und in Vernunft gegründet seyn. Also wir mögen uns drehen oder wenden, wie und wohin wir wollen, wir weichen dem Grundsatz nie aus, daß für den vernünftigen Menschen kein höherer und gültigerer Richterstuhl ist, als die Vernunft. — Ohne Zweifel hatte der Rec. des Tellerischen Wörterbuchs, an dessen ungemessenen, vielleicht wirklich ein wenig zu enthusiastisch ausgedrückten Lobsprüchen sich Hr. de M. so ausnehmend geärgert, diesen großen Grundsatz aller Auslegung, insofern derselbe Unabhängigkeit von hergebrachten und autorisirten Auslegungen, eigne freye Untersuchung, und zugleich Benutzung aller Hülfsmittel, welche Sprach- und Alterthumskenntniß, insonderheit auch Zuratheziehung

des

des Zusammenhangs und des Zwecks der Rede darbieten, vom Hrn. T. in seinem Wörterbuche vorzüglich beobachtet und angewandt gefunden, und diese Bemerkung riß ihn vielleicht ein wenig über die Grenzen einer strengen und genauen Critik hin. Aber es folgt denn auch aus diesen dem Hrn. de M. so anstößigen Lobsprüchen keinesweges, daß dieser Rec. oder gar alle theol. Mitarbeiter an der Bibliothek jede besondere Tellerische Auslegung für richtig und unverbesserlich halten müssen. Man kann ohne Zweifel die Grundsätze und Regeln, wornach ein Schriftsteller denkt und urtheilet, für richtig erklären, ohne dadurch zu behaupten, daß er sie nun auch wirklich in jedem besondern Falle angewandt, und so wie er hätte sollen, befolgt habe. Was hatte denn nun Hr. de M. wider die Bibliothek Großes gewonnen, wenn er, wie er sich im Verfolg dieses sechsten Briefes so sehr angelegen seyn läßt, zeigen können, daß die Erklärung, die Hr. T. vom Ebenbild Gottes giebt („Ebenbild Gottes „2 Cor. IV, 4. des Unsichtbaren Col. I, 16. des göttlichen „Wesens Ebr. I, 3. ward Jesus genannt, insofern er mit al„lem göttlichen Ansehen auf der Welt erschien Phil. II, 6.“) unrichtig wäre; würde daraus folgen, daß seine ganze Erklärungsart darin verwerflich sey? Der Rec. kann sich hierüber nicht weitläuftig einlassen. Es kommt darauf an, ob Jesus, so wie überhaupt, also insonderheit in den angeführten Stellen in moralischer oder in physischer oder vielmehr metaphysischer Betrachtung ein Ebenbild Gottes genannt werde. Mich dünkt, er könne in beyden Betrachtungen so genannt werden, und werde auch wirklich so genannt. In der ersten Stelle scheint die moralische Aehnlichkeit besser zu passen, wegen des Folgenden; denn wenn in den Herzen der Christen die Erleuchtung von der Klarheit Gottes in dem Angesichte Christi entstehen sollte, oder wenn die Gläubigen in Jesu gleichsam als in einem Spiegel die Klarheit oder Herrlichkeit Gottes wahrnehmen sollten, so war es wohl seine sittliche Vortrefflichkeit, die ihnen gleichsam ein Abdruck der göttlichen seyn sollte, denn von der physischen Natur oder Klarheit Gottes konnte ihnen J. C. wohl kein Bild seyn, da sie überhaupt für diese keinen Sinn hatten, und also auch ein Bild derselben nicht wahrnehmen konnten. Eben so läßt sich, meiner Einsicht nach, auch Col. I, 16. ganz ungezwungen von einer moralischen Aehnlichkeit erklären. Ob aber Ebr. I, 3. auch von weiter nichts, als einem moralischen Ebenbilde

bilde Gottes die Rede sey, oder ob hier auf das unbegreiffliche geheimnißvolle Verhältniß des Sohns zum Vater gezielt werde, worauf einige Aussprüche der Apostel, insonderheit Johannis Anzeige thun, dieß ist eine andere Frage. Auch kann man immer zugeben, daß Hrn. T. Erläuterung der Redensarten: **Glanz seiner Herrlichkeit, Ebenbild seines Wesens**, von der Feuersäule hergenommen, nicht völlig passend sey. Durch dies alles, und wenn man auch mit Hrn. **Morus** die angezognen Worte übersetzen müßte: **der ein Bild der göttlichen Majestät und ein Abdruck der göttlichen Natur ist** — durch dies alles wird die Tellerische Erklärung nicht das, wozu sie Hr. Dr. M. gerne machen möchte, eine vorsetzliche Verdrehung und Verstümmelung des wahren Sinnes. Denn auch nach Hrn. Morus Uebersetzung auf die er sich beruft, kann Jesus entweder bedinglich oder hauptsächlich in moralischer Rücksicht, ein Bild der göttlichen Majestät, und ein Abdruck der göttlichen Natur genannt werden. Wozu nun alle die weitschweifigen Declamationen, und die bittern Invectiven? Einen andern Beleg zu den Fehlern des Tellerischen Wörterbuchs, der die Erklärung des Worts Fülle hergeben soll, lassen wir weg, weil wir uns auf solche specielle Untersuchungen nicht einlassen können.

Der siebente Brief. Immer noch ärgert sich der Briefst. an den unerhörten Lobpreisungen und dem ungewöhnlichen Beyfall des Tellerischen Wörterbuchs und den drey oder gar vier Auflagen, die in nicht gar langer Zeit davon gemacht worden. Aber er sucht sich mit dem Gedanken zu trösten, daß die gelehrte Welt nicht viel besser handle, als die Putzwelt, und schreibt alles auf die Gewalt der Mode. In beyden heiße erfinden, nicht eben neue wichtige Entdeckungen machen, sondern meistens nur das alte längst vergessene wieder hervorsuchen. Eine geringe Veränderung des Zuschnittes, ein kleiner Zusatz errege ein Geschrey der Neuheit, und verschaffe armseeligen Aufwärmungen ein wichtiges Ansehen. In beyden sind sich auch, wie er hinzusetzt, die sogenannten Erfinder darin ähnlich, daß sie und sie allein aus Absichten handeln. Auch entdecke uns der Rec. des Tellerischen Wörterbuchs deutlich die Absicht der neumodischen Exegetik, die christliche Religion nämlich von allen Menschensatzungen zu reinigen. — Diese Reinigung von Menschensatzungen ist nun, wie Hr. M. erinnert, das wahre und

eigentliche Geschäfft unsrer seeligen Reformatoren gewesen, indem sie durch die Uebersetzung der heil. Schrift die Völker schnell und gewiß überzeugt haben, daß alles, wovon sie die Kirche Christi säubern wollen, wirkliche Menschensatzungen seyn. Nun möchten die Theologen neuern Styls gar zu gern für Luthers und Calvins ächte Nachfolger gehalten werden, gar zu gerne möchten sie uns überreden, daß sie von eben dem Triebe, wie jene auserwählte und einzige Reformatoren, beseelt würden, das Evangelium in seiner Lauterkeit ohne alle Menschensatzungen zu lehren. Allein dieß ist nur ein für allemal eine zu dreiste, ganz widerrechtliche, und ungegründete Anmaßung, indem die ältern Reformatoren sogleich auf einmal alle Menschensatzungen entdeckten, alles was zu säubern war, säuberten, und ihren Nachfolgern nichts mehr zu reinigen überließen. Das was sie in dieser Absicht thaten, kann jetzt kein Sterblicher mehr leisten, so untrüglich wie sie, kann kein Gelehrter jetzt mehr Gottes Wort von menschlichen Zusätzen und Erklärungen unterscheiden, (ob es uns gleich bey dieser ihrer vorausgesetzten Untrüglichkeit, und vorgegebnen vervollkommneten Reinigung des Evangeliums billig Wunder nehmen müsse, wie die auserwählten Rüstzeuge Luther und Calvin sich doch in so wichtigen, oder wenigstens von ihnen für richtig gehaltenen Puncten so sehr uneinig seyn, der eine etwas für Menschensatzung halten konnte, was der andre für ächtes Gotteswerk erkannte, wie sich ihre Schüler die Freyheit nehmen konnten, in wichtigen Stücken von ihrem Bekenntnisse abzugehen, und ihr Reformationswerk weiter zu reformiren u. s. w.) Genug die Theologen neuern Styls sind nun nach Hrn. de M. Ausspruch ein für allemal präcludirt, und jeder Versuch noch weiter zu reinigen, ist ein strafbares Unternehmen. „Denn man höre, setzt er „hinzu, und erstaune, daß die ersten Menschen gut und nach „dem Bilde Gottes geschaffen, und durch Uebertretung des „Prüfungsgebots Sünder, fleischlich gesinnt und sterblich „geworden; daß sie Fleischlichgesinntheit und Sterblichkeit „auf alle ihre Nachkommen fortgepflanzet haben; daß daher „alles, was vom Fleisch gebohren wird, Fleisch sey; daß der, „der wieder geistlich gesinnet werden soll, auch durch den „Geist wieder gebohren werden müsse; daß Vater, Sohn „und heiliger Geist zugleich der Gegenstand der religiösen „Verehrung aller derer seyn sollen, die durch die Taufe zum „Christenthum geweiht worden; daß Christus, der von den

„Vätern

„Vätern herkommt, nach dem Fleisch, zugleich Gott sey,
„über alles gelobt; daß wir durch sein Blut gerecht werden,
„daß der Vater im Himmel den heiligen Geist denen geben
„wolle, die ihn darum bitten, daß Glaube, Liebe, Hoff-
„nung, diese drey ein Christenthum bleiben sollen; daß un-
„sere Leiber wieder auferstehen, und auf die Stimme des
„Sohnes Gottes aus ihren Gräbern wieder sollen hervorge-
„hen. — Dieses alles und noch mehreres sind, nach dieser
„Herren Vorgeben, die Menschensatzungen, die Scholastik,
„das kirchliche System, die Schulsprache, wovon sie das
„Christenthum reinigen wollen. Da aber alles dieses lauter
„deutliche eigene biblische Lehren sind, und buchstäblich in der
„Bibel gestanden haben, ehe Scholastik und System und
„Compendien und Schulsprache ins Christenthum gekommen
„sind, so muß freylich eine andere Auslegungsart, als wir
„bisher gehabt haben (vorher behauptete Hr. de M. ja, daß
„die neue Tellerische Exegetik nur etwas altes aufgewärmtes
„sey) eingeführt werden.“ Ob sie besser und natürlicher sey,
dies meynt er, hätten die angeführten Proben bewiesen.
Von den natürlichen schwane diesen Herren selbst nicht viel
Gutes. Einer derselben gestehe, daß den gebrauchten Wör-
tern durch Verlassung ihrer ersten ursprünglichen Bedeutung
der äußerste Zwang angethan zu seyn scheine, sie wußten sich
schon wieder zu helfen, sie sollen nämlich alles dieses mit ei-
nem Sprachgebrauch zu Boden schlagen, der damals den
Lehrern und Schülern soll bekannt gewesen seyn u. s. w. —
Wie doch Hr. de M. alles untereinander mischt, um seiner
Klage gegen Bibliothek und ihre Freunde ein recht fürchter-
liches Ansehen zu geben. Um jene Lehren auszumerzen, dazu
soll die neue Tellerische Exegetik erfunden seyn. Es ist aber
die Frage, ob sie die wahre und richtige sey, nicht in welcher
Absicht sie erfunden worden, denn darüber kann Hr. de M.
nicht Richter seyn; auch nicht davon, ob sie vom Hrn. T.
immer selbst genau befolgt, nur glücklich angewandt worden.
Mit diesem letztern mag es seyn, wie es will, so wird diese
Exegetik, dadurch, daß sie auf den Sprachgebrauch der Zei-
ten, worin die Schriften abgefaßt worden, vorzüglich achten
heißt, gewiß nicht verwerflich, und einer solchen Exegetik,
worin man bald ängstlich am Buchstaben hängt, bald ihn
verläßt, je nachdem es frühern Auslegern gefällt, die jener
Hülfsmittel zur Auslegung, die uns eine vernünftige Logik
bey jedem altem Buche vorschreibt, entweder ganz unkundig

waren, oder sie verachteten und vernachläßigten, einer Exegetik, wobey man mit Einem Auge auf den Text siehet und mit zehn Augen auf die vorherbestimmten Lehrmeynungen blickt, die man darin finden soll, mit einem Worte der symbolischen Exegetik, deren sich Hr. de M. und Consorten bedienen, ohne Zweifel weit vorzuziehen seyn. Sollte es sich nun finden, daß bey der Anwendung jener freyen vernunftmäßigen Exegetik, ein Theil der oben angeführten Lehrmeynungen selbst, oder vielmehr nur ihre symbolische Bestimmung, Ausbildung und Anwendung als unschriftmäßig oder gar schriftwidrig befunden würde, so sollte dies, wie mir deucht, derselben bey allen aufrichtigen Verehrern einer verständlichen und praktischen Religion zur Empfehlung und nicht zum Vorwurf gereichen, denn so würden wir vielleicht von so mancher den menschlichen Verstand vergebens marternden Unbegreiflichkeit, von so manchen, der Wirksamkeit des Christenthums hinderlichen Meynungen, die in finstern barbarischen Jahrhunderten die Scholastik und der Geist der Hierarchie in das christliche System hineingeschoben haben, glücklich befreyet worden. Und dies würde ein wahres Verdienst um die vernünftige und praktische Religion Jesu seyn, so wenig auch Hr. de M. dasselbe zu erkennen und zu schätzen geneigt und fähig ist. Dies sey genug in Absicht auf alles was unser Briefst. gegen besondre Tellerische Erklärungen einwendet. Wir finden es nicht für nöthig und nützlich, uns deshalb mit ihm herum zu streiten, und überlassen dies unangenehme Geschäfft, allenfalls, wenn er es der Mühe werth findet, Hrn. T. selbst. Doch über den Vorwurf der Partheylichkeit, den Hr. de M. dem Recensenten des Tellerischen Wörterbuchs noch zuletzt macht, müssen wir noch etwas erinnern. Dieser Rec. hatte an Hrn. T. Bescheidenheit und Freymüthigkeit gerühmt, obgleich Hr. T. von gewissen Gelehrten geredet hatte, die mehr um ihre Finanzen als um die Wahrheit bekümmert wären, ohne doch jemanden besonders zu nennen. Dies Urtheil von Hrn. Teller soll hauptsächlich darin so partheyisch seyn, weil ein andrer Recensent dem Verfasser der Provinzialblätter darüber einen ernstlichen Verweiß gegeben, daß dieser hämische Tadler des Buchs über die Nutzbarkeit des Predigtamts den wohlbekannten Verfasser dieses Buchs beschuldiget, „daß er aus Gefälligkeit gegen Juliane, Frey„geister oder abtrünnige Christen die wichtigsten Lehren des „Christenthums zu predigen untersage.“ Dieß letztere nämlich

lich sey lange nicht ein so bittrer Vorwurf, als derjenige, den Hr. T. gewissen Gelehrten gemacht habe, daß sie mehr um ihre Finanzen als um die Wahrheit bekümmert seyn. — Und doch werde Hr. T. wegen seiner Bescheidenheit gelobt, und der Provinzialblättler werde mit diesem Zetergeschrey angefahren: „Was ist derjenige, der so mit lustigem Herzen „eine Beschuldigung auf das Papier werfen kann, an die „man auch, ohne die unwiderleglichsten Gründe kaum denken „sollte!“ Nun in diesen Worten kann ich doch wirklich das zetermäßige Geschrey, das Hr. de M. darin höret, nicht merken, nicht finden, daß der Rec. wie er hier weiter beschuldigt wird, Feuer und Flammen hauche, seine Verachtung und seinen Unwillen nicht stark genug auszudrücken wissen, daß er alle Gelehrten und Leser in Harnisch bringen wolle, — wie gesagt, ich finde von diesem allen nichts darin, wohl aber eine ernstliche Gewissensrüge, wie sie mir der bittre und ganz unerwiesene Vorwurf zu verdienen scheint — ein Vorwurf, der nicht wie jener so äußerst unbescheiden seyn sollende Tellerische Vorwurf im Allgemeinen, ohne Jemanden besonders zu treffen, sondern gegen einen bekannten verdienstvollen und rechtschaffnen Gottesgelehrten vorgebracht ward. Sollte dieser Vorwurf so viel sagen, wie ihn Hr. de M. selbst ausdrückt, daß dieser Gottesgelehrte, um sich Julianen gefällig zu machen, die wichtigsten Lehren des Christenthums, die er selbst dafür hielte, und ob er sie gleich dafür hielte, zu lehren untersage, so kann einem Gottesgelehrten schwerlich ein bittrer Vorwurf gemacht werden, als daß er auf eine so unwürdige Weise ein Verräther an der erkannten Wahrheit wird. Sollte er aber selbst diese Lehren, die er zu predigen untersagte, etwa gar nicht für Lehren des Christenthums, oder wenigstens nicht für so wichtige Lehren, daß sie gepredigt werden müßten, erkennen; nun dann war es freylich ein ungereimter, sich selbst aufhebender Vorwurf, der doch aber immer eine hämische Absicht zu kränken, bey demjenigen voraussetzte, der ihn auf eine so unbestimmte und unerwiesene Art gegen einen würdigen Schriftsteller hinwerfen konnte. Und wie bitter auch immer die Beschuldigung des Eigennutzes, die sich Hr. Teller gegen gewisse Gelehrten erlaubt hat, seyn mag, so hat er doch wenigstens keinen namentlich angegriffen.

Bey dieser Gelegenheit läßt der Briefsteller seinen Freund bemerken, daß doch überhaupt nichts offenbarer am Tage liege, als die beständige Rücksicht seiner Gegner auf Naturalisten und Freygeister, indem sie fast bey jeder wichtigen eigenthümlichen Lehre des Christenthums rathen sollen, selbige den Theisten aufzuopfern, dies heißen sie, wie er bemerkt, die Aussenwerke aufgeben, um die Vestung unüberwindlich zu machen. — Die Vestung selbst, die diese Verräther der Aussenwerke unüberwindlich machen wollen, sind, seiner Angabe nach, ein paar Lehren einer sogenannten natürlichen Religion, die aber nach ihrem System nichts weniger als fest sind. „Denn, setzt er hinzu, Glaube an eine alles lenkende Vorsehung ist bey den Lehren von einem untheilnehmenden Gott, von einer ewigen Welt, vom Determinismus — sicher nur Blendwerk." Wenn er unter den Lehren, wobey, seiner Meynung nach, der Glaube an eine alles lenkende Vorsehung nicht bestehen kann, auch die von einem untheilnehmenden Gott anführet, und in seinem ersten Hefte dieser Lehre einen gewissen Recensenten hauptsächlich mit darum beschuldigt hatte, weil er den bekannten Ausspruch des englischen Dichters: Gott siehet mit gleichem Auge einen Sperling fallen, und einen Helden sterben, nun eine Wasserblase und nun eine Welt bersten, angeführt hatte, so bedenkt er nicht, daß ein sehr orthodoxer Gottesgelehrter, Hr. D. Leß, eben diese von einem untheilnehmenden Gotte zeugen sollende Stelle sogar in einer Predigt von der Vorsehung angebracht hat. (Sonnt. Evang. übersetzt, erläutert und angewandt S. 205.) — Und den Determinismus erklärt Hr. de M. für unverträglich mit dem Glauben an eine alles lenkende Vorsehung! Er, ein reformirter Gottesgelehrter, den ältesten und respectabelsten Bekenntnißschriften seiner Kirche, den strengen Schlüssen der Dortrechtschen Synode zum Trotz! die mehr als Determinismus, die einen unbedingten Rathschluß, und also wahren Fatalismus lehren, und unter der Strafe aus der rechtgläubigen reformirten Kirche ausgestoßen zu werden, zu glauben befehlen? Er konnte seinen orthodoxern Glaubensbrüdern die Möglichkeit absprechen, an eine alles lenkende Vorsehung zu glauben!!! Sicherlich hat er hier, wie in mehreren Stellen seiner Briefe über die neuen Zionswächter, nicht bedacht, was er hinschrieb, oder hat er das Wort Determinismus mit Bedacht hingeschrieben, und soll der Determinismus nur bey den

Ver-

Vernunfttheologen, nicht aber bey den Calvinisten den Glauben an eine alles lenkende Versehung aufheben, so stellet er uns von jener häßlichen und übertriebenen Partheylichkeit, deren er die Bibliothekare so oft beschuldigt, an sich selbst ein überaus merkwürdiges Beyspiel auf. Doch, da mich Hr. de M. einmal auf den Determinismus gebracht hat, so kann ich nicht unterlassen, an diesem Falle zu zeigen, wie er und diejenigen seiner Glaubensbrüder, die in dem Punct der Gnadenwahl, von der orthodoxen Lehre ihrer Kirche abgefallen sind, und den ersten Glauben verleugnet haben, gerade alles das wider sich haben, und sich alles dessen schuldig gemacht haben, was er mit so vieler Heftigkeit den Vernunfttheologen, in Ansehung andrer Kirchenlehren, beymißt, daß sie sich nämlich kein Bedenken daraus machen, vom klaren Buchstaben der Schrift, der diese Lehren so deutlich vortragen soll, abzugehen, zu allerhand exegetischen Künsten u. s. w. ihre Zuflucht nehmen. In der That, was könnte er einem Supralapsarier oder allenfalls Infralapsarier antworten, die ihn auf folgende Stelle des Briefs an die Römer verwiesen: ehe die Kinder gebohren wurden, und weder Gutes noch Böses gethan hatten (auf daß der Vorsatz Gottes bestünde nach der Wahl) ward zu ihnen gesagt — nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnade des Berufers — der Größere soll dienstbar werden dem Kleinern, wie denn geschrieben stehet: Jacob habe ich geliebt, und Esau habe ich gehasset. — Es liegt nicht an Jemands Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. — So erbarmet er sich nun wessen er will, und verstocket, welchen er will. — So sagest du zu mir! was schuldiget er denn uns? wer kann seinem Willen widerstehen? Ja, lieber Mensch, wer bist du dann, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister! warum machst du mich also? hat nicht ein Töpfer Macht, aus Einem Klumpen zu machen, ein Faß zu Ehren, und das andre zu Unehren? u. s. w. (Röm. IX.) Hr. de M. versuche es, den unbedingten Rathschluß mit der Lehre von der Prädestination, de servo arbitrio u. s. w. so diese und andre Worte des Apostels so klar, so unleugbar auszudrücken scheinen, wegzuerklären — wir wollen es ihm augenscheinlich zeigen, daß er alle die exegetischen Hülfsmittel, deren Gebrauch er an den Vernunfttheologen so strenge tadelt, und

und noch weit gezwungnere anwenden muß, um in den apostolischen Worten, das was sie eigentlich erweisen sollen, nicht zu sehen. Ja, wollte er einigermaßen billig und unpartheyisch seyn, so müßte er gestehen, daß bey weitem nicht so viele exegetische Kunst und Anstrengung erfordert werde, um irgend eine Kirchenlehre aus jeder gegebnen Beweisstelle wegzuerklären (oder wenigstens so zu erklären, daß sie eine vernunft- und zweckmäßigere Wendung annehme) als erfordert wird, um den Verf. des Briefs an die Römer in einen Indeterministen umzuschaffen. Vielleicht möchte er sogar auf die Vermuthung zu bringen seyn, daß selbst bey ihm die leidige Vernunft, so gram er ihr auch sonst ist, ingeheim ihr Spiel habe, und ganz unvermerkt, auch sogar, sage ich, bey ihm, hier ihren Einfluß äußere. Und käme es dahin, daß er dergleichen nur erst argwöhnte, so würde er mit den Vernunfttheologen, da er wenigstens in Einem Falle sich mit ihnen auf gleichem Wege ertappen lassen, einigermaßen sympathisiren lernen, sich nicht mehr so ungebärdig gegen sie stellen, und ihnen die große Sünde vergeben, daß sie — consequenter sind als er. Dann würde er sich auch entsehen, eine jede vernunftmäßigere Erklärung einer Schriftstelle, oder einer Kirchenlehre sogleich für eine sträfliche Gefälligkeit und für eine verrätherische Annäherung gegen die Naturalisten und Freygeister zu schelten; nicht meinen, daß dieß eben so sey, als wenn ein Gesandter an einem auswärtigen Hofe über den Sinn der von seinem Herrn erhaltenen Depeschen erst die Gesandten derjenigen Mächte zu Rathe ziehen wollte, die mit seinem Hofe in keinem guten Vernehmen stehen. Dieß Gleichniß ist indessen artig genug, nur Schade, daß es nicht passend ist. Es sey mir erlaubt, es etwas passender und zugleich vollständiger zu geben. — Mit diesem Gesandten, von dem das Gerücht gieng, daß er seit einiger Zeit über den Inhalt seiner Depeschen mit den Gesandten fremder Höfe, die mit dem seinigen in keinem guten Vernehmen waren, zu Rathe gehe, verhielt es sich eigentlich folgendermaßen. Er und seine Vorfahren hatten sich schon seit geraumer Zeit eine ganz sonderbare Art, die ihnen zugefertigten Depeschen auszulegen, angewöhnet. Sie war mehrentheils sehr ängstlich, genau und buchstäblich. Zwar bisweilen wich sie auch weit genug von dem buchstäblichen Sinne der Depeschen ab; überhaupt war etwas unbeständiges und Bisarres in diesen Auslegungen. Und dies schien daher zu kommen, daß nur selten

das

das wahre Staatsinteresse des Hofes, der die Depeschen sandte, zum Prinzip der Auslegung diente, sondern man glaubte vielmehr Ursache zu haben, zu vermuthen, daß schon lange die Gesandten sich ein besonderes Gesandschaftsinteresse, zur Beförderung ihres eignen Ansehens und Vortheils ausgedacht. Oft aber mochte auch bloße Unwissenheit der Gesandten an der seltsamen Erklärung der Depeschen Schuld seyn, auch sollte, wie man sagte, wirklich ein Theil der Depeschen in Chifren aufgesetzt, aber der Schlüssel derselben bey der Gesandschaft gar nicht mehr beachtet und längst bey Seite geworfen seyn. Indessen was auch davon die Ursache seyn mochte, so trieb es der Gesandte mit seinen wunderlichen Auslegungen so arg, daß der Hof an dem er accreditirt war, und die Minister der freundschaftlichen Höfe sehr oft Gelegenheit hatten, Geduld und Mitleiden gegen ihn zu beweisen, da hingegen die mit seinem Hofe in keinem guten Vernehmen stehende Gesandten öffentlich und in Geheim über den sonderbaren Inhalt der Depeschen, die dieser Gesandte von seinem Hofe wollte erhalten haben, spotteten, und viele gar nicht glauben wollten, daß ihm solche Aufträge von seinem Hofe je konnten gemacht seyn. So standen die Sachen, als man an seinem Hofe selbst den schlechten Fortgang seiner Negociationen bemerkte, und um dem Uebel einigermaßen Einhalt zu thun, sich entschloß, dem alten Gesandten, (den man von seinem Posten abzurufen, sehr Bedenken trug) einen verständigen und rechtschaffnen Gesandschaftssekretär zuzuschicken, der ihm seine Depeschen vernünftiger und zweckmäßiger auslegen helfen sollte, der mit allen dazu nöthigen Kenntnissen versehen war, der aber dies alles mit vielem Glimpf und auf eine solche Art thut, daß die Ehre und das Ansehen des alten Gesandten dabey geschonet würde. Diesem Sekretär glückte es nun wirklich, dem alten Gesandten über manche Punkte seiner Exegetik nach und nach durch vernünftige Vorstellungen die Augen zu öffnen; und es war merkwürdig, so oft sich der alte Herr bey der Erklärung seiner Depeschen von seinem Sekretär leiten ließ, so zeigte es sich, daß der Inhalt derselben sehr vernünftig und zweckmäßig war. Zugleich fiengen nun auch, wie man wohl denken kann, die Negociationen der Gesandschaft an, sehr viel bessern Fortgang zu gewinnen; des Mißtrauens ward weniger, das gute Vernehmen nahm zu; und insonderheit fielen nun die Spöttereyen der übelgesinnten Mitgesandten immer mehr und mehr weg; ja, sogar wurden die Anträge und Erklärungen des Gesandten allmählig

lig selbst manchen dieser Spötter respektabel. Dieser letzte Umstand, der billig jedem Wohlgesinnten hätte angenehm werden sollen, fiel einigen Kanzleybedienten der Gesandschaft sehr auf, die sich bey der alten Erklärungsart weit besser gestanden, und daher dem Einführer der neuen sehr abhold waren, und ihm gerne was anhaben wollten. Sie waren es also eigentlich, die das Gerücht austrachten, daß er mit den Feinden ihres Hofes ein geheimes Verständniß unterhalte, und ihnen zu gefallen, die Depeschen nicht mehr so erklären wolle, daß sie darüber spotten könnten. Andre aber, welche die Sache unpartheylicher beurtheilten, brachten diese Verläumder bald zum Stillschweigen, indem sie ihnen vorstellten, wie äußerst unwahrscheinlich es sey, daß er es mit denen halte, denen er durch die vernünftige und zweckmäßige Auslegung der den Gesandten zugefertigten Depeschen nicht nur alle Gelegenheit zum Spotten benahm, sondern auch wirklich entgegen handelte, dagegen den glücklichen Fortgang der Negotiationen, den jene so gerne hintertreiben möchten, so merklich beförderte.

Ein jedes Gleichniß hinkt. Besonders ein Gleichniß, das ein so confuser Kopf wie Hr. Demarees erdacht hat, ist noch weniger passend, und kann schwerlich ganz passend gemacht werden, also kann auch in dieser Veränderung immer noch der Zahn der Verunglimpfung haften. Dieß veränderte Gleichniß zeigt wenigstens, daß man sich den Fall auch auf eine andere und viel glimpflichere Art vorstellen könne. Es mag also nun so viel erläutern, als es kann, so sieht man doch wenigstens daraus, daß jene anscheinende Gefälligkeit und Nachgiebigkeit der Vernunfttheologen gegen die Naturalisten und Freygeister, nicht bey den nachgebenden eine Absicht die Wahrheit aufzuopfern, sondern vielmehr sie kenntlicher und ehrwürdiger zu machen, voraussetze. Und wie wenig diese anscheinende Nachgiebigkeit vermögend sey, ihnen die Gunst und den Beyfall der Freygeister zu verschaffen, lehret die Erfahrung genugsam. Gewöhnlich sind den spottenden sowohl als den raisonnirenden Freygeistern die starken Orthodoxen, mit denen sie in jeder Absicht das leichteste Spiel haben, die liebsten und willkommensten; und sie pflegen sich ihrer bey Gelegenheit gegen die Vernunfttheologen eifrig genug anzunehmen. Mit welchem befremdlichen Ernste vertheidigte nicht vormals Bayle die orthodoxe Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen gegen die Freunde der Wiederbringung? und auf unsre Zeiten zu kommen, der Sittenlehrer für alle Menschen ohne Unterschied

schied der Religion, mit welcher cynischen Wuth fiel er nicht den Verfasser der vertrauten Briefe, die Religion betreffend, an?

Der Briefst. hatte im vorhergehenden, wie sich die Leser erinnern werden, des Buchs über die Nutzbarkeit des Predigtamts erwähnt, und wie man von seinem Geschmack schon erwarten kann, läßt er auch dasselbe und seinen Verfasser nicht unangefochten. Er klagt es also an, daß es, ohngeachtet des reellen Guten, so darin zu finden ist, und ohngeachtet der Hochachtung, die dem Verf. so billig gebühret, doch im Ganzen genommen, wirklich der guten Sache des evangelischen Christenthums nachtheilig sey. „Die Verwandlung „der Diener Christi und Prediger seines Evangeliums in „Diener des Staats, die Weisheit und Tugend lehren sollen, „raubt, wie er sagt, ihrem Amte allen den Nachdruck, alle „die Wirkung, die es eigentlich haben soll. Christenthum „als Staatsanstalt betrachtet, was ist es? was wird es wer„den? Wäre ich nicht auf das innigste überzeugt: es sey eine „eigne Anordnung Christi, die bis ans Ende der Welt dau„ren soll, daß Menschen seine Lehre allen Völkern predigen, „seine Einsetzungen in seinem Namen austheilen sollen; mit „welchen mich selbst beschämenden Vorwürfen müßte ich je„desmal eine Taufe verrichten, oder das heil. Abendmahl „austheilen, wobey es auf Versicherungen von solchen Din„gen ankömmt, die der Staat weder geben noch nehmen „kann? In Summe, die untrügliche Gewißheit unserer „Christen über ihre Bestimmung, die nachdrücklichste und „keine Ausflucht verstattende Anweisung zu ihrem Betragen; „die völlige Sicherheit über ihre Erwartungen; mithin „Glaube, Liebe, Hoffnung, alles hängt davon ab, daß die „christlichen Prediger Bothschafter an Christus statt, daß sie „seine Diener sind, die in seinem Namen lehren, ermahnen, „trösten, daß ihre Zuhörer glauben können, Gott rede auch „zu ihnen durch die, die sein Wort predigen?“ — Wie unbillig ist doch diese Klage, wie übel angebracht alle diese Declamation! Hat denn je der Verf. des Buchs von der Nutzbarkeit des Predigtamts behauptet, daß die Prediger nichts weiter als Diener des Staats sind, und daß ihre Befugniß zu lehren, so wie die Wahrheit und Zuverläßigkeit ihrer Lehren, Vorschriften und Verheißungen in nichts als ihrem Beruf von der weltlichen Obrigkeit gegründet seynd?

So etwas müßte er behauptet haben, wenn die hier über ihn erhobne Klage gerecht und gegründet seyn sollte. Aber nie hat er es geleugnet, daß die christlichen Prediger (in einem denkbaren, dem ganzen Inhalt des Evangeliums gemäßen, und durch die Erfahrung nicht widerlegtem Sinn) Diener Jesu Christi oder Diener des göttlichen Worts und Bothschafter an Christus statt sind. Er sagt ausdrücklich, daß sie verordnete Ausleger und Erklärer des göttlichen Gesetzes, Lehrer der Weisheit und Tugend sind. Zwar will er nicht, daß sie weder mit den Jüdischen noch Heidnischen Priestern etwas gemein haben, in sofern man sich diese auf einige Art unter der Gestalt von Vermittlern oder göttlichen Bevollmächtigten vorstellt. Vielmehr heißt es: „wenn man doch „eine Gleichheit für sich mit jenen alten Zeiten suchen wollte, „sind sie gewissermaaßen das, was unter dem Israelitischen „Volke die Propheten im niedern Verstande, und in dem „Heidenthum die Philosophen wären, verordnete Ausleger „und Erklärer des göttlichen Gesetzes, Lehrer der Weisheit „und Tugend." Was will Hr. de M. aus den christlichen Predigern mehr gemacht haben, wenn sie keine eigentliche Priester, keine Opferbringer für das Volk, keine abgesonderte Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen, keine geweihete Besorger heiliger Gebräuche, die nach ihrer Willkühr vermittelst einer magischen Kraft, Heil oder Elend über andre bringen konnten; keine thätige Austheiler der Vergebung; keine privilegirte Inhaber der Schlüssel zum Himmel und zur Hölle sind! — Haben sie nicht den Auftrag und das Recht, die Lehre Jesu zu verkündigen, und gehet sie nicht, wie jeden dazu fähigen Christen, der Befehl Jesu an? lehret sie halten, alles, was ich euch befohlen habe, taufet im Namen des Vaters u. s. w. Wenn wir aber sagen, dieser Befehl gehe sie insbesondere an, so ist dies Besondre doch nur in ihrer äußern Berufung zum Predigtamte gegründet. Denn sonst gehet obgedachter Befehl Christi an die Jünger, nicht einen besondern Orden von Christen an, der durch seine Auswahl und Weihung ein Vermögen erhielte, auf eine kräftigere Weise zu lehren, und die Sakramente auszuspenden — sondern er gehet, wie gesagt, alle dazu fähige Christen überhaupt an. Nur um der Ordnung und des größern Nutzens willen, haben die Apostel zuerst Lehrer verordnet, ohne ihnen ein ausschließendes Recht zum Lehren und zur Verwaltung der Sakramente, zu ertheilen.

Wie kann denn dem Prediger das abgeleugnet werden, was sogar gewissermaßen, ein Recht und die Pflicht eines jeden verständigen und rechtschaffenen christlichen Layen ist, das er ausüben konnte und mußte, wenn es aus irgend einer Ursache, an irgends dazu bestellten Lehrern fehlete? Denn sollte nicht jeder christliche Hausvater seine Hausgenossen so gut als ein Prediger unterrichten, vermahnen, trösten, nicht, wenn er keines Predigers habhaft werden könnte, seine Kinder selbst taufen, und auch ohne Prediger mit den Seinen das Abendmahl halten können — und sollte dies nicht an und für sich eben so rechtmäßig, eben so kräftig und gottgefällig seyn, als wenn es von einem verordneten Prediger verrichtet worden? Wie kann denn Hr. de M. allein einen besonders von jenem allgemeinen Befehl Christi an seine ersten und alle nachfolgende Jünger noch verschiednen unmittelbaren Beruf nöthig finden, um sich seines christlichen Lehramts und der Ausübung desselben nicht zu schämen? Warum sollte ihm jener allgemeine Auftrag Christi an alle Christen, nach ihrem Vermögen zur Erhaltung und Vermehrung der Gemeine Christi beyzutragen, nicht allenfalls hinlänglich seyn, das Lehramt zu verwalten, wenn er auch keinen besondern Auftrag dazu von der christlichen Gemeine oder an deren statt, von der Obrigkeit hätte, oder vielmehr den Umständen nach, nicht haben könnte? Nun aber, da er noch außerdem auch diesen letztern Auftrag hat, so darf er sich ja um so weniger bedenken, oder schämen, dies ihm durch den ursprünglichen Befehl Christi und die Bevollmächtigung der Gemeine oder der Obrigkeit übertragne Lehramt auszuüben. Unmöglich kann er auch behaupten wollen, daß jener ursprüngliche Ruf Christi an alle Christen, sich unter einander zu lehren und zu erbauen, durch den äußerlichen Ruf der Gemeine oder der Obrigkeit, wenn man diesen letztern auch bloß für menschlich hielte, auch glaubte, daß die Anordnung eigener Prediger, bloß um der Ordnung, des Anstands, der mehrern Nutzbarkeit willen geschehe, unmöglich kann er behaupten wollen, daß jener erste Ruf durch den letzten aufgehoben oder unkräftig gemacht werde. Ueberhaupt ist dies alles von ihm so widersinnig und verwirrt vorgebracht, daß ich es mir auf keine Weise erklären kann, wie er, ohne ein evangelisches Priesterthum einführen, und insonderheit die Prediger zu geweiheten Besorgern heiliger Gebräuche machen zu wollen, dem Verf. des Buchs von der Nutzbarkeit des Predigtamts den Vorwurf machen könne, daß nach sei-

ner Vorstellung dieses Amts, die Verwalter desselben sich ihrer Ausübung der damit verbundenen Verrichtungen vor sich selbst schämen müßten. Hat er denn etwa behauptet, daß der evangelische Lehrer von dem Staat, die Lehre die er vortragen soll, die Sanction derselben, die heiligen Gebräuche, die er verrichtet, vorgeschrieben erhalte, und kein anderes Recht zu der Ausübung dieses Amts in allen seinen Theilen aufzuweisen habe, als das ihm der Staat ertheilt habe? hat er je geleugnet, daß dieses Recht ursprünglich in dem Befehl Jesu: lehret sie halten, alles was ich euch geboten habe u. s. w. gegründet sey, — je geleugnet, daß aller Einfluß, den der Staat oder die Obrigkeit auf die Rechtmäßigkeit des evangelischen Predigtamts hat, bloß sich darauf einschränke, daß sie dasselbe zur Sicherung der nöthigen Ordnung und Ruhe und zur Beförderung größerer Nutzbarkeit einigen dazu besonders geschickten Personen, und zwar in Namen der Gemeine selbst auftrage, und also nur eben das thue, was die Apostel vormals, und Paulus insonderheit that, wenn er den Timotheus und andre zu Lehrern bestellte? Wie konnte es ihm einfallen zu leugnen, daß dieß ordentliche Lehramt, insofern es zur Verhütung sonst unvermeidlicher Misbräuche, (wenn nämlich ein jeder Christ sich zum Lehrer aufwerfen wollte) zur bessern Wartung der Lehre, zu zweckmäßigerer und anständigerer Besorgung des öffentlichen Gottesdienstes nöthig und beförderlich ist, eine Ordnung und Stiftung Gottes und Jesu Christi sey, und daß die ordentlich berufnen Prediger, bloß Diener des Staats, und nicht Diener Gottes und Jesu Christi genannt werden könnten, und sollten? Es ist ganz zwecklos, daß sich Hr. de M. bemühet, zu beweisen, daß das evangelische Predigtamt darum nicht aufhöre, eine göttliche Ordnung und Stiftung zu seyn, weil die jetzigen Prediger nicht mehr unmittelbar von Gott, wie die Apostel, sondern von Menschen berufen würden. Niemand hat dies geleugnet, daß in einem denkbaren und dem Inhalte des Evangeliums so viel als der wirklichen Erfahrung gemäßen Sinne, das christliche Lehramt von Gott sey, und daß die Lehrer Gottes Diener sind. Nur eine besondre diesem Amte anklebende Heiligkeit, vermöge der eben dasselbe, was ein Prediger in seinem Amte spricht oder thut, einen besondern Segen, eine vorzügliche gewissermaßen magische Kraft haben sollte, die eben diese Lehre, eben diese heiligen Gebräuche, wenn sie von andern verständigen und dazu geschickten Chri-

sten

sten vorgetragen und verrichtet würden, nicht haben sollten, weil sie nämlich keine berufne und ordinirte Lehrer sind, — dies und weiter nichts hat der Verf. der Nutzbarkeit des Predigeramts, und zwar mit Recht geleugnet, und so lange ihm dies Hr. de M. nicht bestreitet, ficht er mit seinem eignen Schatten.

Doch wir kommen nun zu einer andern Klage, nämlich zu einer gegebenen Probe von der Partheylichkeit der theologischen Recensenten in der Allg. d. Bibl. Hr. de M. verweiset auf die Beurtheilung einer Schrift, die den Titel führt: D. Joh. Sal. Semlers ausführliche Erklärung über einige neue theol. Aufgaben, Censuren und Klagen, Halle, 1777. In dieser Schrift soll Hr. Dr. S. seine Gegner mit einer Heftigkeit behandelt haben, die in unserm Jahrhundert kaum ihres Gleichen hat. Nicht nur Sätze und Einwendungen, sondern die Personen selbst sollen auf eine Art geschimpft seyn, wobey die oben angeführte Anmerkung des Recensenten der Provinzialblätter ungleich nöthiger gewesen wäre. Wenn aber, wie Hr. de M. bemerkt, die Hitze des Streits, die Menge der Gegner, die eilfertige Uebergabe zum Druck u. s. w. und dieses kaum Anspruch auf Entschuldigung der schnellen Ausdrücke machen könne, was solle man zu der kalten, mit Unpartheylichkeit prahlenden Recension sagen, die diese persönlichen Beschimpfungen der Semlerischen Gegner aus allen drey christlichen Religionspartheyen des heil. Röm. Reichs nicht etwa entschuldigt, sondern für einen gerechten Amtseifer, für nothwendig, für recht erklärt, und dann die Recension so beschließt: „So kann nur ein „Mann von wahrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sprechen, „der seiner Sache gewiß ist, und zum Wahlspruche hat: den „Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. O die Nachwelt „wird seinen ehrenvollen Namen noch mit Dank nennen, „wenn der Lästerer und Hasser unter seinen Zeitverwandten „nicht mehr wird gedacht werden.“ (Anh. vom 25 — 36 B. 5te Abtheil. S. 2740.) Gesetzt, dieser Rec. hätte die Heftigkeit des Hrn. D. S. gegen seine freylich sehr ungelehrte, unbillige und auf seinen völligen Untergang losarbeitende Gegner, (einen Piederit, einen Freyburgischen und Bützowischen Recensenten) mit zu vieler Schonung beurtheilt; so hat er sie für verdient, und in Hrn. S. besondern Umständen für eine abgedrungne Nothwehr gehalten, aber doch hat er

auch

auch zugleich ausdrücklich gewünscht, daß dies ein für allemal und immer seyn möchte; daß Hr. D. S. sich so gegen seine Gegner vertheidigte. Was wäre denn das nun ein so großes gewesen, wenn er das Urtheil, das er vom Hrn. D. S. und seinen zum Theil freylich sehr unwürdigen Gegnern fällete, öffentlich hinschrieb? Sollte darum ein andrer Recensent, der mit seinen eignen Augen sieht, mit jenem nicht in der geringsten Verbindung steht, und wenn etwa für Hrn. D. S. zu günstig geurtheilt worden, nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann, gleich partheyisch seyn, wenn er in andrer Hinsicht, diesen gelehrten Mann etwa zu streng getadelt hätte? Dies soll nun der Rec. der Semlerschen Schriften, die eine Beziehung auf Bahrdt und Basedow haben, gethan haben, und zwar wie Hr. de M. sehr lieblos urtheilt, bloß darum gethan haben, weil Hr. D. S. den geliebten Bahrdt und Basedow so unsanft angegriffen habe. — Aber ohne uns in diese nichtswürdige Klätscherey einzulassen, können wir getrost auf die gerügte Recensionen verweisen; diese bewähren es genugsam, daß es insonderheit die befremdliche Umstimmung des Semlerischen Tones, die Inconsequenz, deren sich, nach der Einsicht des Rec. dieser gelehrte Mann bey seiner Streitigkeit mit Bahrdt und Basedow schuldig gemacht, war, weswegen er ihn tadelte, und ihn zu tadeln sich berechtigt hielt; ob er gleich nach Hrn. de M. seltsamen Vorgeben, noch vor kurzem unser Haupt soll gewesen seyn, und, setzen wir noch hinzu, ohngeachtet aller der aufrichtigen Hochachtung, die wir damals gegen seine Gelehrsamkeit und Verdienst hegten und noch jetzund hegen.

Achter Brief. Unser Briefst. hatte seinem Correspondenten die Belege zu dem greulichen Schimpfen, das sich die Bibliothekare zu Schulden kommen lassen, bisher noch nicht geliefert. Diese Belege will er ihm nun vorlegen. Er wählt dazu zuförderst die Recension des letzten Theils von Bahrdts Uebersetzung des N. Test. (B. XXIX. S. 447.) Da ertheilt der Rec. das in der Vorrede von dem Uebersetzer verlangte Zeugniß, daß Hr. Bahrdt in die heilige Schriften, wenigstens in diesem vierten Theil, durch seine Uebersetzung keine Heterodoxien hineingetragen, fügt aber hinzu: „Indessen muß ich besorgen, daß mein Zeugniß bey den Schwachen, die unter dem Einfluß der unverständigen Eiferer stehen, worüber er sich beklagt, wenig Gewicht haben werde;

„denn

„denn diese Schergen haben längst, um ihre Herrschaft „über das Urtheil und das Gewissen ihrer Mündel zu sichern, „denselben das Zeugniß eines theol. Recensenten in der A. d. B. „über Orthodoxie und Heterodoxie verdächtig zu machen ge„wußt.“ — Und nun fährt Hr. de M. wie man wohl denken kann, mit seinem gewöhnlichen Eifer über das Wort Schergen her, ohne daß es ihm nur einmal einfällt, ob dieser so äußerst unanständige und pöbelhafte Ausdruck (wie er von demselben auch durch Anführungen aus Adelung erweiset,) dergleichen sich sonst nie ein theologischer Recensent, am wenigsten derjenige, der diese Recension unterzeichnet hatte, gegen seine Gegner erlaubt, nicht vielleicht ein Druckfehler seyn möchte, insonderheit da er auch gegen den übrigen Ton der Recension so äußerst seltsam absticht, als wenn ihn ein böser Dämon hineingeschoben hätte. Er weiß nichts davon, daß gleich bey Erscheinung dieser Recension, in einer gelehrten Zeitung dieser Ausdruck als äußerst hart, mit einem eben so lieblosen Eifer, als Er selbst beweiset, gerügt worden, daß Hr. Nicolai, noch ehe er darüber den Recensenten vernehmen konnte, in der Ueberzeugung, die er von der Denk- und Schreibart desselben hatte, sogleich, wo ich nicht irre, im Hamburg. Correspondenten, dieß so anstößige Schergen für einen Druckfehler erklärt hatte, und dafür, wie er vorläufig vermuthete, Herren wollte gelesen haben — hat sich nicht die kleine Mühe gegeben, da doch diese Recension und gerade dieser Ausdruck in derselben für ihn ein so wichtiger Beleg seyn sollte, in den folgenden Bänden nachzusehen, ob dies so mistönende Schergen nicht etwa von dem Recensenten für einen Druckfehler erklärt worden. — Hätte er indessen dieses gethan, so würde ihm auf einmal dieser wichtige Beleg entrissen seyn; er würde gefunden haben, daß sobald es möglich war, nämlich gleich hinter dem ersten Stücke des 30sten Bandes der Druckfehler so angegeben ward: statt Schergen lies Schreyer. Es läßt sich auch leicht einsehen, wie bey einer nicht sehr deutlichen Hand wo das e und r und n und das y und g leicht eins für das andre könne gelesen werden, dieser dem Recensenten übrigens höchst unangenehme Druckfehler sich habe einschleichen können. Es erhellet also, daß der hauptsächlichste Beleg des Hrn. de M. zum Schimpfen der A. d. B. sein Achilles gleichsam, ein Druckfehler ist. Dagegen sind nun andre Ausdrücke, die er in eben dieser Recension rügt, wahre Kleinigkeiten, z. B. daß der

Recens. von einer Herrschaft über das Urtheil und Gewissen der Mündel geredet hatte; dieß nämlich sey eine ungerechte Beschuldigung, weil ein rechtschaffner protestantischer Lehrer nicht dem Urtheil seiner Gemeine vorgreife, sondern alles ihrer eignen Prüfung, ob sichs auch so verhalte, überlasse u. s. w. — Freylich in der Regel sollte es so seyn, aber wo ist unter tausenden unsrer Zuhörer Einer, auf dessen Urtheil nicht das Urtheil seines Lehrers, des erlernten Catechismus, oder des früh erhaltenen Religionsunterrichts beynahe einen allgewaltigen Einfluß äußert; unter tausenden Einer, der wirklich mit eignen Augen siehet, und mit unbefangnem Herzen und Verstande, was wahr oder falsch, orthodox oder heterodox ist, unterscheiden kann? So ungerecht indessen diese Beschuldigung des Rec. seyn soll, so hell soll das Pabstthum der Allg. d. Bibl. durchschimmern. „Was gehet diesem Rec. die Herrschaft der Lehrer über ihre Gemeinen an, würden die Bibliothekare so darüber schimpfen, wenn sie nicht die Absicht gefaßt hätten, in diese Herrschaft Eingriffe zu thun, und sie an sich zu reißen," u. s. w. — Da haben wir also nun das helle Pabstthum der Allg. d. Bibl. Ihre Theologen wollen ein sogenanntes vernunftmäßiges Christenthum einführen. — Aber doch wohl nicht mit Gewalt, nicht mit Practicken und durch Hinterlist? Doch wohl nicht durch andre, als solche Mittel, wodurch wir andre belehren und überzeugen können und dürfen? Dies soll bald Vernunftdespotismus, bald Pabstthum seyn, hingegen wenn die symbolischen Theologen, nach praejudicatis opinionibus das N. T. auslegen, so sind sie die Männer, die einem jeden den freyen Gebrauch seiner eignen Kenntnisse und Einsichten überlassen.

Doch Hr. de M. findet noch einen wichtigen Beleg zum Schimpfen der A. d. B. in der Anzeige einer Schrift, die den Titel hat: Lehrbegriff der christlichen Kirche in den drey ersten Jahrhunderten im XXVII. B. S. 91. Hier werde nämlich die ganz vortreffliche Schrift des gelehrten Hrn. Rößlers ganz kurz, ohne die geringste Anzeige ihres Inhalts abgefertigt, und mit dem unglimpflichsten Machtspruche beschlossen: „Zur Untersuchung über die dogmatische Geschichte „gehöret mehr Gelehrsamkeit; zur Geschichtschreibung selbst „aber mehr Philosophie und Präcision." Doch dieß ists eigentlich noch nicht, worauf Hr. de M. seine Klage gründet, sondern

sondern eine anderweitige Anzeige dieses Buchs in XXX. B. S. 166. die in Absicht auf die Schrift selbst eine bloße Berufung auf die angezeigte Beurtheilung derselben ist. — „aber „nun folgt, wie Hr. de M. hinzusetzt, ein Zusatz, den ich zu „meiner Rechtfertigung ganz abschreiben muß.“ Wenn der Verf. auf dem von ihm betretnem Wege weiter fortgehet, wie wir nicht zweifeln, so wird er in seiner Schrift verschiedenes umzuschmelzen finden. Immer ist es und bleibt es sehr rühmlich, daß er in einem Lande, wo theils der Geist des Bengelianismus und Oettingerianismus, theils der des Schlafes und des Müßigganges in die meisten Prediger und Professoren von allen Facultäten und Graden gefahren zu seyn scheinet, beyden den Eingang muthig verwehret, und die dem Herzogthum Würtenberg vor den meisten Ländern eigenthümliche vielfache Hülfsmittel zur Erwerbung ächter theologischer Gelehrsamkeit, wodurch billig mehr als ein Christoph Matthäus Pfaff hätte empfangen und gebohren werden sollen, statt der über vielen Jäger, Schotte, Sartorius u. s. w. nicht unbenutzt läßt. Wenn ihm sein Vaterland die Belohnung seines Fleißes versaget, so stehet zu hoffen, daß er sie in andern Provinzen Deutschlands finden werde, da Männer von dergleichen Studien mehr geschätzt und bedacht werden, denn müßige Asceten, Schwedenborgische Träumer, Apokalyptische Schwärmer, Roos, Glöckler, Süßkind und kretensische faule Bäuche, die vor großer Menge nicht können gezählt werden.“ Dies Schimpfen nun, meint Hr. de M. sey desto unerhörter, weil die ganze Geistlichkeit eines großen protestantischen Herzogthums (es werden indessen Ausnahmen wie billig zugestanden, und es wird nur von den meisten, d. i. vom großen Haufen geredet) auf eine solche Art öffentlich, und theils mit Namen (die genannt werden, werden theils als mittelmäßige Gelehrte in Vergleichung mit einem Pfaff, theils als erklärte Anhänger Bengels, Oettingers und Swedenborgs angeführt, und beydes heißt nicht schimpfen) angegriffen werde. Es sollen doch notorisch so viele wirklich gelehrte und fromme Männer unter denselben anzutreffen seyn, (ob notorisch? das ist die Frage; nach des Rec. Urtheil war die Notorietät ihrer Gelehrsamkeit nicht ausgemacht; ihre Frömmigkeit der Bengelianer u. s. w. wenigstens nicht von ihm bestritten. In Ansehung der kretensischen faulen Bäuche freylich könnte es noch die Frage seyn, ob ihre Unthätigkeit in gelehrten Arbeiten, denn davon ist doch hier nur

 die

die Rede, eine fromme Ruhe zu nennen sey oder nicht. Immer aber war von der eigentlichen Frömmigkeit hier nicht die Rede. Ob Bengel in Ansehung der Gelehrsamkeit Chr. M. Pfaff wohl zu vergleichen sey, darüber mag Hr. de M. denken was er will, nur mußte er dem Rec. dies gleichfalls erlauben.) Dieß Schimpfen soll um desto sträflicher seyn, weil es nicht etwa in der Hitze ei[illegible] Streitigkeit, sondern ohne alle Veranlassung, bey Erwähnung einer Schrift geschehen, die man nicht loben wollte, deren Verf. aber zu wichtig schien, um ihn schelten zu können. — Ey, das war ja gut, daß nicht in der Hitze, und im Zorn geschimpft ward; es war also wohl ein etwas bitterer, und wenn man will, ein zu bitterer und zu allgemein ausgedrückter Tadel, oder zu freymüthiges Urtheil, wozu der Rec. ohne Zweifel in seiner besondern Kenntniß des Lokals Stoff und Veranlassung genug fand. — Hr. de M. heißt ferner bemerken, daß dies Schimpfen nicht etwa Schriften, sondern Personen selbst betreffe — aber wohl gemerkt, diese eigentlich nur als Schriftsteller und Gelehrte von Profession betrachtet. Der Vorwurf der Faulheit scheint gleichfalls, wie ich schon bemerkt habe, nur darauf zu gehen, daß die dortigen Gelehrten die herrlichen Hülfsmittel, die ihnen ihr Vaterland darbietet, so wenig benutzen, um in den Wissenschaften, wie sie doch könnten, etwas ganz Vorzügliches zu leisten. — Haben sie dies etwa wirklich geleistet? daß ich nicht wüßte! — Endlich soll die wahre Ursache von diesem Schimpfen in nichts, als in der Anhänglichkeit der Würtenbergischen Theologen an dem ächten System der protestantischen Kirche zu suchen seyn. — Eine offenbar falsche Beschuldigung. Ist denn der Bengelianismus, Oetingerianismus, Swedenborgsche Träumerey ist dieß das ächte System der protestantischen Kirche? Nein, so weit ist es noch nicht mit ihr gekommen. — Und dieß und Müßiggang oder Unthätigkeit wird den dortigen Theologen vorgeworfen, und in diesen Vorwürfen bestehet nun am Ende dies unerhörte Schimpfen. — Bey dieser Gelegenheit bemerkt Hr. de M. als den seltsamsten Contrast, daß ein katholischer Landesherr seinen protestantischen Unterthanen gebietet, ächte Protestanten zu bleiben, und das evangelische Christenthum nach ihren Bekenntnißschriften, und nicht nach socinischen und naturalistischen Grundsätzen zu lehren; daß hingegen Protestanten, die so laut über Gefahr schreyen, welche die Katholiken den Protestanten zubereiten sollen, ihre Schwäbischen Brüder

darüber

darüber schimpfen, daß sie einem so billigen, verehrungswürdigen Befehl ihres Herrn, dessen Erfüllung ohnedem ihre heilig angelobte Pflicht ist, gehorchen. — Nicht zu gedenken, daß dieser Vorwurf, wie schon gesagt, ganz ungerecht und ungegründet ist, muß man sich in der That über den so stumpfen Bemerkungssinn des Hrn. de M. verwundern, der in solchen Befehlen eines katholischen Landesherrn an seine protestantischen Unterthanen etwas Seltsames und Wunderuswürdiges finden kann, als wenn sich von einem katholischen Fürsten, wenn er anders ein aufrichtiger Katholik ist, je ein anderer Befehl in Religionssachen erwarten ließe, und als wenn nicht vielmehr das Gegentheil das wunderbarste Phänomen seyn würde.

Ich lasse hierauf verschiedne Schmähungen und äußerst lieblose Beschuldigungen vorbey, weil sie sich offenbar theils auf Misverstand, theils auf Verdrehungen gründen, dahin unter andern die vorgeblichen Beweise von einer Christum heruntersetzenden Gesinnung gehören. Hrn. de M. fällt es hierauf ein, daß doch wohl nicht alle theologische Mitarbeiter der Bibliothek sich solcher Sünden theilhaftig gemacht, und sagt: man wird mir einwenden, daß doch verschiedne theologische Recensenten in der A. d. B. ganz andre Gesinnungen gegen Christum und die heil. Schrift geäußert haben. Er antwortet hierauf: „ich gebe das sehr gerne zu, und entlehne „dabey meine Antwort vom Hrn. Nicolai: (Untersuchung „der Beschuld. des Hrn. Garve S. 199.) es ist beynahe „eine überflüßige Protestation, daß ich bey Erwähnung „der A. d. B. nie alle Recensenten meyne, mit allen, „die in allen andern Fächern arbeiten, habe ich gar „nichts zu thun; ich meyne auch nicht einmal „alle Theologen, sondern nur den esprit de corps, „der allzu sichtbar in diesem Werke herrscht." Und da verweiset er auf die Recension der Apologie der Vernunft durch Gründe der Schrift unterstützt in Bezug auf die Versöhnungslehre. Hrn. D. Seiler zugeeignet. Der Verf. dieser Schrift hatte nämlich unter andern von sich in der Vorrede gesagt: „Besonders begann die A. d. B. mir „das zu werden, was sie vielen Tausenden in Deutschland „geworden ist — eine electrische Maschine für die Seele — „Ein Stoß und wieder einer, und schon wieder einer — „und siehe, so ward der Verstand aufgeregt, der Blick schär-

„ser, der Muth stärker, die Entschlossenheit fester, das Be„dürfniß, angefangene Untersuchungen zu vollenden, drin„gender, das Gewissen etwas ruhiger, die Scheu gegen ge„wisse philosophische Secten gemilderter, und ich fand endlich „Wahrheit, und bey der Wahrheit — Friede und Beru„higung. — Damit Sie aber, fährt Hr. de M. gegen seinen „Correspondenten fort, gleich sehen können, was diese elek„trischen Stöße weggenommen haben, so lassen Sie es sich „von dem Verf. selbst sagen — Inspiration, Adamsfall, „Ebenbild, Erbsünde, Gnade und Ewigkeit der Höl„lenstrafen waren die ersten Artikel, welche ich mit „völliger Beruhigung in meinem Kopfe ins reine „brachte. Mit der Dreyeinigkeitslehre und Genug„thuung hielte es am längsten.“ — Es würde Unbescheidenheit gewesen seyn, wenn die Bibliothek sich dessen selbst gerühmt hätte, was hier ein anderer ihr zuschreibt, daß sie nämlich gleich einer electrischen Maschine für die Seele, den Verstand mancher ihrer Leser aufgeregt habe, indessen war es doch zu verzeihen, daß wir dieß fremde Zeugniß anführten. Wenn Hr. de M. den esprit de corps oder den herrschenden Geist ihrer theol. Mitarbeiter hieraus zu schliessen glaubte, so mußte er ihn doch noch genauer angeben, und zeigen, was es denn für eine Maxime sey, durch deren Befolgung die Bibliothekare den Verstand ihrer Leser aufzuregen vermögend geworden, denn unmöglich konnten sie es blos dadurch thun, daß sie nur gewisse Lehren bestritten und andere vertheidigten, denn das haben bisher alle theologische Journalisten gethan, ohne auf eine vorzügliche Weise den Verstand ihrer Leser aufzuregen. — Ich will indessen so offenherzig seyn, und ihm diese Maxime im Vertrauen entdecken, und zwar in folgenden Worten des Seneca: Qui ante nos ista moverunt, non domini nostri, sed duces sunt. Veritas omnibus patet, nondum occupata est. Multum ex illa etiam futuris relictum est. So dachten bey aller ihrer sonstigen Verschiedenheit an Kenntnissen und Einsichten die theologischen Mitarbeiter der A. d. B. und dadurch, daß sie diese Worte zu ihrem gemeinschaftlichen Wahlspruch machten, und so weit es menschliche Schwachheit erlaubte zu befolgen suchten, ermunterten sie diejenigen ihrer Leser, die an unpartheyischer Untersuchung der Wahrheit und Freymüthigkeit im Urtheil Geschmack fanden, nach ihrem Beyspiel, mit eignen Augen zu sehen, selbst zu urtheilen, und nichts als eigentli-

che

che Wahrheitsgründe bey sich gelten zu lassen. Zugleich hat es ihnen durch die gemeinschaftliche Befolgung dieser Maxime geglückt, ihre Urtheile in eine gewisse allgemeine Harmonie zu bringen, die sie sonst bey ihrer so sehr zerstreuten und gänzlich unabhängigen Lage, da kaum einer dem andern, dem Namen nach, noch weniger persönlich bekannt waren, und sie folglich nichts mit einander verabreden konnten, nimmermehr hätten erreichen können. Dieser freye Untersuchungsgeist, der den eigenthümlichen Charakter der theol. Aufsätze, vom Anfang an, ausmacht, und wodurch sie sich, wo ich nicht irre, von jedem von ihr in Deutschland erschienenen theol. Journal unterscheidet, verhindert nun nicht, daß nicht die Mitarbeiter, in ihren freyen und unabhängigen Untersuchungen, der eine weiter gehen sollte als der andere, der eine ein ganz anderes Resultat herausbrächte als der andre; aber dies war doch die gemeinschaftliche Wirkung ihrer Untersuchungen, daß ein ähnlicher freyer Untersuchungsgeist, bey solchen Lesern, die noch überall selbst denken konnten und wollten, aufgeregt wurde. Und so hatten sie doch den wichtigsten und edelsten Zweck, den sich nur die Verf. eines beurtheilenden Journals vorsetzen können, nicht ganz verfehlt, und so sollten sie doch billig (wenn man ihnen auch dies in Ansehung der Gottesgelahrtheit geleistet zu haben, desfalls sie es in jedem andern Fache menschlicher Erkenntniß, etwa in der Natur oder Heilkunde geleistet hätten, man ihnen zu einem rühmlichen Verdienste würde angerechnet haben, nicht als Verdienst zugestehen wollte) dafür, daß sie nach ihrem Vermögen, freylich bey immer unterlaufender menschlichen Schwachheit und Unvollkommenheit, ruhiges unpartheyisches Nachdenken über die wichtigste Angelegenheit des Menschen, bey ihren Lesern zu befördern suchten, nicht so lieblos verlästert, nicht so unchristlich verdammt werden. — Freylich konnten und mußten nun gewisse Kirchenlehren, weil sie das helle Licht der Prüfung, an das sie gezogen wurden, nicht ertragen konnten, ins Gedränge kommen, aber dies war die unvermeidliche Folge der redlichen Anwendung jener Maxime, nicht eines vorgefaßten Hasses oder Widerwillens der Prüfer gegen diese Lehrmeynungen. Wenn sie also ihr bisher usurpirtes Ansehen verlohren, zu blos menschlichen ohne genugsamen Grund ergriffenen Hypothesen herabsunken, waren denn die Prüfer, die sich keiner andern als redlicher und erlaubter Waffen sie zu bestreiten bedient hatten, dafür verantwortlich

zu machen? Lag es nicht offenbar an der Unhaltbarkeit dieser Meynungen selbst, wenn sie sich nicht behaupten konnten? Die Bibliothekare konnten nichts weiter als die Gründe der Schriftsteller für dieselbe, deren Bücher sie beurtheilten, redlich mittheilen, ihnen ihre Gegengründe entgegensetzen, und mußten nun dem eignem Nachdenken der Leser die Entscheidung überlassen. Und wenn diese nun wider jene Kirchenlehren ausfiel, so ist es ja eben so unbillig als lächerlich, den Prüfern daraus ein Verbrechen machen zu wollen. Eben so gut könnte man es dem Goldarbeiter, der ein vorgelegtes Goldstück bey der richtig angestellten Probe, als minderhaltig oder gar als unächt befunden, zum Verbrechen anrechnen, daß dies falsch befundne Goldstück nun nicht mehr für voll oder für ächt auszugeben sey. Hr. de M. beweise also entweder, daß die oben angegebene Maxime der Bibliothekare unrichtig und verwerflich sey, oder wenigstens nicht allgemein, und insonderheit in theologischen Untersuchungen nicht gelte, oder daß sie von den Bibliothekaren gar nicht oder nicht gehörig angewandt worden. Ehe er dieß leistet, werden alle seine Klagen und Invectiven gegen die A. d. B. und den darin herrschenden esprit de corps ganz unbedeutend seyn.

Wir kommen nun zu dem neunten Briefe. In demselben bemühet sich Hr. de M. zu beweisen, daß Hr. Nicolai bey Anlegung und Ausführung des Plans, eine allgemeine deutsche Bibliothek herauszugeben, das Jesuiterinstitut, das er seinem eignen Geständnisse zufolge, sehr genau und sorgfältig studirt hat, zum Muster gewählt, und alle die Kunstgriffe angebracht habe, deren sich der Jesuiterorden mit so glücklichem Erfolge zur Erreichung seiner ehrgeitzigen und eigennützigen Absichten bisher bedient habe. Dies ganze Vorgeben ist nun so äußerst ungereimt, und die versuchte Beweisführung so elend, daß es kaum einer ernsthaften Widerlegung bedürfte; aber da dieß alles doch von ihm so ernstlich und böse gemeint ist, so läßt uns Wundershalber doch die saubre Ausführung etwas genauer beleuchten. Da bekümmert sich nun Hr. de M. gar nicht darum, ob Hr. N. vor mehr als 24 Jahren, da er zuerst auf den Gedanken kam, eine Allg. d. Bibl. herauszugeben, schon die genaue Kenntniß der Geschichte und des Instituts des Jesuiterordens hatte, die er sich hernach, wahrscheinlich auf nähere Veranlassung, erst erworben. Genug, schon damals modelte er seinen Plan

nach

nach Jesuitischen Grundsätzen. Beyläufig macht Hr. de M. ihm darüber einen Vorwurf, daß er diesen Plan mit seinem Freunde Mendelssohn vorher überlegt, indem er meynt, daß dieses zu Rathnehmen eines jüdischen Philosophen, der entschlossen war, in seinem jüdischen Unglauben zu bleiben, über die Einrichtung eines Werks, worin so viel Theologisches vorkommen sollte, für die gute Sache des evangelischen Christenthums, keine günstige Vorbedeutung gewesen. — Wie doch der Briefst. aus der unschuldigsten Sache von der Welt Gift zu saugen versteht! wie lieblos er den hämischen Argwohn auszustreuen sucht, daß es bey diesem Zurathziehen eines Philosophen und Kenners der Wissenschaften schon im voraus auf die Zerstörung des Christenthums angesehen gewesen? Aber was für einen nachtheiligen Einfluß sollte denn der Rath des Juden haben? sollte er etwa den Hrn. N. die christlichen Gottesgelehrten angeben, die ihm, dem Juden zu gefallen, das Christenthum bestreiten sollten? oder gar Plane angeben, wie es am vortheilhaftesten bestritten werden könnte? Und was würden diese Anschläge genutzt haben, da sich Hr. N. es nie in den Sinn kommen lassen, den Theologen der Bibl. Plane, wie und was sie schreiben, und wie sie die theol. Artikel bearbeiten sollten, vorzuschreiben? Will Hr. de M. dergleichen andeuten, so können wir dergleichen Vorspiegelungen für nichts anders als für die boshaftesten Verleumdungen erklären — oder was wollte er sonst durch diesen hämischen Verdacht, den er so leichtsinniger Weise hinwirft, eigentlich sagen? Wir fordern ihn hiedurch auf, sich näher hierüber zu erklären. — Doch nun näher zur Klage. — „Daß Hr. „N. die A. d. B. um weit höherer Ursachen, als um des „Debits willen, angelegt habe, sagt er, und ebenfalls selbst „in seiner Reisebeschreibung, die höhern Ursachen, vor deren „Riesengröße selbst Mendelssohn erschrocken zurückfuhr, wa„ren nichts Geringers, als eine allgemeine Weltreforma„tion. Man wollte statt der Bibel die Vernunft, das ist, „die Weisheit dieser Reformatoren, statt aller andern Reli„gionen die Vernunftreligion einführen. In den Schulen „sollte eine Weltbürgerreligion gelehret; und Synagogen, „Moscheen und Christenkirchen nachgerade in Providenztem„pel verwandelt werden. Auf den Stühlen Mosis und der „Propheten, Christi und der Apostel, Luthers und Calvins, „auch wohl der Päbste und Cardinäle, auch wohl Omars „und Ali's sollten Philosophen sitzen. Und da immer Staat

„und Religion von Anfang der Welt an, mit einander ver-
„bunden gewesen, so sollten künftig auch nur Philosophen
„herrschen. Und dann Felix Res publica! wann philosophi-
„sche Fürsten, philosophische Religionslehrer, philosophische
„Bürger, philosophische Bauern den Erdboden erfüllen wür-
„den! Schon hörte man Weissagungen vom neunzehnten
„Jahrhundert, schon sah man sie mit Macht anrücken, die
„goldnen Zeiten, sah sie der Menschheit alle ihre Rechte
„wiederbringen, und allem Menschenelend, über welches bis-
„her mit höchstem Unrecht zu viel gewinselt worden, ein völ-
„liges Ende machen. Schon hatte man dem Jupiter die
„Donnerkeile aus der Rechte gewunden; schon dachte man
„mit ihm über die Wolken zu fahren. Und die Philosophie
„schmeichelte sich für die andern Kleinigkeiten: Erdbeben,
„Stürme, Dürre, Ueberschwemmungen, Miswachs, Theu-
„rung, Seuchen u. s. w. auch noch Rath zu schaffen, wenn
„sie erst noch die gewaltigen Reßourcen, die in den mächti-
„gen Erdensöhnen versteckt liegen, würde herausgehoben ha-
„ben. Die Erbsünde (diese liegt unserm Systemsfiscal doch
„gewaltig am Herzen) die alte Elendsquelle, hatten die
„neuern Erziehungskünste bereits verstopft. Und das Höl-
„lenfeuer, welches ein eitler Franzose in natura auszulöschen,
„sich erboten hatte, war durch die gründlichern Deutschen,
„vermittelst ihrer Lieblingslehren: daß Gott nicht strafen kön-
„ne, daß man ihn nicht fürchten dürfe, in den Ideen der
„Menschen ausgelöscht. Was fehlte nun zur Menschenglück-
„seeligkeit, wenn kein Elend im Leben, keine Furcht im Ster-
„ben sie mehr quälen könnte? — So erstaunliche Absichten
„wollte man durch eben so bewundernswürdige Mittel aus-
„führen. Nicht geradezu durch lauter Geräusch und Lärmen,
„wie unsre philosophische Reformatoren gethan hatten, wo-
„durch nur Haß und Verfolgung und Unruhen und blutige
„Kriege erregt werden, sondern bloß durch Aufklärung, zu
„deren allgemeiner Verbreitung die Allg. d. Bibl. die Grund-
„lage werden sollte." In der That weiß man nicht, ob man
sich über dies seltsame Gewäsch ärgern, oder darüber lachen,
oder vielmehr über den schwachen Kopf, der sich dergleichen
Träume ausgeheckt, oder von andern, die vielleicht ihren
Spas mit ihm treiben wollten, aufheften lassen, mitleidig
die Achseln zucken soll. Diese Phantaseyen ernsthaft wider-
legen wollen, würde beynahe eben so lächerlich seyn, als sie
ausdenken. — Und ein solches phantastisches Project einem
Manne

Manne wie Nicolai, dem seine Feinde selbst eine nicht gemeine Menschen- und Weltkenntniß nie abgeleugnet haben, der sich allen hochfliegenden und abentheuerlichen Planen, allen geheimen Verbindungen und Intrigen widersetzt, dem erklärten Gegner aller Schwärmer und Phantasten, beylegen zu wollen, dieß zeigt denn auf der andern Seite die eingeschränkteste Menschen- und Charakterkenntniß an, die nur möglich ist. — Aber boshaft und hämisch ist denn doch bey aller ihrer auffallenden Ungereimtheit diese Erdichtung nicht weniger. Es scheint, daß unser Ankläger alle seine bittre Galle gegen die A. d. B. in diese vorgebliche Entdeckung des Plans derselben concentrirt hat, um alle seine hin und wieder angebrachte Anklagen und ausgestreueten Verläumdungen theils zu bestätigen, theils zu erklären. — Wenn er aber keine geheime Nachrichten, keine aufgefangne Briefe u. dgl. m. wie er doch vorzeigen müßte, falls er seine Anklage rechtlich erhärten und beweisen wollte, aufweisen kann, was kann er dann für einen andern Grund zu dieser Anklage, für eine andre Quelle seiner Erdichtung haben, als daß in der That die ihm so verhaßte Bibliothekaufklärung, den freyen und zweckmäßigen Gebrauch des Verstandes bey manchen ihrer Leser hervorzubringen geschickt war, und auch wirklich veranlaßt hat? Und konnte dies für einen Menschenfreund, der überzeugt ist, daß er sich um seine Mitmenschen wirklich verdient mache, wenn er dazu beytrüge, sie mündiger zu machen, sie aus dem Gängelbande des Ansehens zum eignen freyen Gebrauch ihrer vernünftigen Fähigkeit zu verhelfen, war dieß, sage ich, nicht edler hoher Zweck genug, um sich denselben bey irgend einer schwierigen Unternehmung, wie allerdings die Veranstaltung und Herausgabe der A. d. B. war, vorzusetzen? mußte er auch noch auf unmögliche, und der Beschaffenheit und den Zustand der menschlichen Natur und Gesellschaft widerstreitende Absichten abzielen? Doch dies Vorgeben kommt wahrscheinlich aus eben der Quelle, aus welcher des fanatischen Lavaters Ausstreuungen auf seiner Bremischen Reise von dem naturalistischen Glaubensbekenntniß das Nicolai in der Schweiz soll haben zur Unterschrift herumreichen lassen, kommt aus eben dieser unreinen Quelle, scheint auch diese Angabe von dem Grundplane der A. d. B. herzurühren. Eine besondre Ursache zu dieser Angabe findet indessen unser Systemsfiscal ohne Zweifel in seiner ausnehmenden Anhänglichkeit an gewißen Kirchenlehren, nament-

lich

lich vom Adamsfall, und von der Erbsünde. Er kann es sich gar nicht anders erklären, als daß nach einem irgends dazu angelegten Plane diese Lehren so geprüfet, und behandelt worden, als in der A. d. B. insonderheit mit seiner eignen Vorstellung und Erklärung derselben ergangen ist. Er will es nicht einsehen, daß es eine eben so lächerliche als unerweisliche Voraussetzung ist, als habe man sich im voraus gegen gewisse Kirchenlehren verschworen. Er will nicht einsehen, daß der Fall derselben, wenn er ja erfolgt seyn sollte, nur eine nothwendige Folge ihrer einleuchtenden Unvernunft- und Unchristmäßigkeit war. — Er bedenkt bey dem allen nicht, daß falls auch Hr. Nicolai für seine Person ein bloßer Anhänger der sogenannten reinen Vernunftreligion seyn sollte, er doch die Menschen, ihre Bedürfnisse, Fähigkeiten und Lagen zu gut kennet, als daß er sich überreden könne, als ob der große Haufen sich je mit einer reinen Vernunftreligion, ohne Einmischung alles Positiven begnügen, daß Menschen von gewöhnlicher Geistesconstitution je in einer so dünnen, subtilen Athmosphäre athmen, leben und weben könnten. — Trauete er also ihm und den theologischen Mitarbeitern der A. d. B. nur diese wahrlich nicht vorzügliche Menschen- und Weltkenntniß zu, wie er auch übrigens über ihre Orthodoxie denken mag, so würde er sich doch nie die Beschuldigung erlaubt haben, daß sie auf den unmöglichen Zweck, den Menschen alle positive Religion zu nehmen, und auf den menschenfeindlichen Zweck, das Christenthum überhaupt, (dem Wesentlichen nach, die vernünftigste und wohlthätigste, positive, Religion, die je in der Welt erschienen) aus derselben zu verdrängen, ohne den Menschen ein nothwendiges Surrogat wieder geben zu können, als sinnlose und boshafte Phantasten losarbeiten sollten. Was er also dahin deuten mag, das rührt hauptsächlich mit daher, daß er Christenthum und Kirchenthum nicht zu unterscheiden weiß. Dies sey genug zur Abfertigung dieser ungereimten Beschuldigung im Allgemeinen. —

Indessen müssen wir doch noch über den Scharfsinn unsers Anklägers in Entdeckung besonderer Jesuitischer Kunstgriffe bey Ausführung des Plans der A. d. B. einige Anmerkung hinzufügen. Der erste Kunstgriff, die wahre Absicht verdecken, hinter dem Vorhang arbeiten, von Ferne im Stillen Vorbereitungen machen. — Dies soll ganz der Geist und

und die Wirkungsart des Jesuitismus seyn — und war gerade auch der Geist der A. d. B. — Es kann nun Hrn. de M. gar nicht schwer werden zu zeigen, wie man einen Zweck, den man sich gar nicht vorgesetzt hatte, und den er sich erdichtete, maskirt habe. „Kein Mensch, sagt er, habe aus dem „Titel, den die Bibliothek führte, eine Polemik wider das „System der Protestanten, ja wider die eigenthümlichen Leh„ren der Christen vermuthen können, von welchen immer „eine nach der andern angegriffen würde — die Polemik „würde verschrieen" — Freylich gehörte sie nicht in ein recensirendes Journal. Nur mußte dem Recensenten, falls er anders über das angezeigte urtheilen durfte, erlaubt seyn, dem recensirten Schriftsteller zu sagen, er sey nicht seiner Meynung, finde seine Gründe schwach und unhinlänglich, und zwar aus diesen oder jenen Ursachen u. s. w. Soll dies Polemik seyn, so durfte sie in einem solchem Journal, als die A. d. B. war, nicht fehlen, und so ist sie auch vom Anfang her darin gewesen. Unter dieser Rubrik der jesuit. Kunstgriffe wird auch angeführt, daß man zwar an den schwächern Widersprechern hin und wieder ein Exempel statuirt, aber die bessern und gründlichern Gegenschriften entweder gar nicht recensirt, oder im Allgemeinen als schlecht verrufen, oder über eine und andre Zeilen daraus ein großes Geschrey erhoben, oder überhaupt damit abgefertigt: „der Verf. bleibt „bey seinem Kirchensystem, auf diesem Wege kann man mit „ihm nicht zusammenkommen, die Wahrheit liegt oft in der „Mitte, oder wie die Floskeln weiter lauten." Die wichtigern Schriften hätten wir gar nicht recensirt? wo das etwa einpaarmal geschehen, mögen die Bibliothekare in dem Urtheil über die Wichtigkeit einer Schrift mit dem Hrn. de M. und seinen Freunden nicht einerley Meynung gewesen seyn, oder es ist aus Vergessenheit geschehen u. s. w. oder es mag eine solche Schrift, um gehörig beantwortet zu werden, eine Weitläuftigkeit gefordert haben, die dem Rec. der A. d. B. nicht verstattet war. — Und was war es denn nun mehr? wer verwehrte es dem Hrn. de M. und den symbolischen Theologen in diesem Fall das Stillschweigen der Bibliothekare, als ein Bekenntniß von der überwiegenden Stärke der Gegner anzusehen, und sich ihres Siegs zu erfreuen? Die Bibliothekare die kein System durchzusetzen hatten, konnten dies gerne geschehen lassen, und hatten sich nie verbindlich gemacht, immer Recht zu haben, oder das letzte Wort zu behalten. — —

„Wagte

„Wagte es Einer etwa gar zu laut zu werden, so mußte „man es dahin zu bringen, daß er bestraft, und ihm das „weitere Schreiben verboten ward, wie die Bibliothek solches „von D. Piederit selbst mit einer Art von Triumph anfüh„ret.“ Wieder eine sehr boshafte Insinuation, die aber nichts als eine niedrige Verläumdung ist, wofern Hr. de M. nicht beweisen kann, daß es insonderheit auf Betrieb, der A. d. B. ihres Herausgebers, und ihrer Verfasser geschehen, daß D. Piederit für seinen inquisitormäßigen Unfug, gelehrte Untersuchungen, als Staats- und Criminalfälle vor dem weltlichen Gerichte anhängig zu machen, und das corpus evangelicum in gelehrte Zänkereyen zu mischen, bestraft ward. Wenn die Bibliothek seine Bestrafung oder vielmehr seine Verweisung zur Ruhe mit Vergnügen und Beyfall angeführt hatte, so war es ihr wohl nicht zu verargen, daß sich die Freunde der Freyheit zu denken, über den mislungnen Versuch eine Art von Ketzergericht im protestantischen Deutschlande einzuführen, freueten. — Ein neuer Kunstgriff. „Die Jesuiten haben zur Verdeckung ihrer Absichten den „Protestanten, die sie zu Proselyten gemacht, verstattet, „äußerlich Protestanten zu bleiben. — Die Beförderer der „allgemeinen Vernunftreligion folgen dieser Maxime gleich„falls.“ Sie wollten den Juden vor der Hand ihren Mosen mit seinen Gesetzen, so viel sie davon noch zu halten belieben, lassen. Man mußte sie nur überführen, daß das Judenthum keine geoffenbarte Religion sey; daß es keinen Glauben an geoffenbarte Lehren fordre; daß es durchaus die Vernunftreligion voraussetze, und lediglich an die Vernunft verweise, daß sogar Spinoza seiner speculativen Lehre ungeachtet, ein orthodoxer Jude hätte bleiben können.“ — Man sieht, daß Hr. de M. hier wieder vergißt, daß er den Jesuitismus der A. d. B. nicht des Moses Mendelssohns zu beweisen habe; aber er hauet links und rechts um sich, und nimmts nicht so genau, wenn er nur bey seinem Schwadroniren irgend einem seiner zahllosen Gegner d. i. irgend einem Vernunftliebhaber eines versetzen kann. Indessen hat dieser Streich auch gegen Mendelssohn nicht viel zu bedeuten, da Michaelis, dieser große Kenner des Judenthums, Mendelssohnen in der Hauptsache, daß das Judenthum eigentlich ein geoffenbartes Gesetz, nicht aber geoffenbarte Lehre enthalte, völlig Recht giebt. — „Den Christen mußte zuerst das ganze A. T. als völlig für sie unnützes Kinderwerk entzogen werden,

„den, in Hoffnung, daß wenn die Wurzel und der Stamm „verdorrt ist, das Pfropfreis auch verdorren werde. — Frey„lich wollte man ihnen Christenthum und die Apostel lassen; „aber so geläutert, wie Mendelssohn das Judenthum und „den Spinozismus geläutert hatte. — Nur ihre Namen „und mit denselben ihre allgemeine Sittenlehre sollten die „Christen behalten.“ — Ich habe hier nicht nöthig etwas zu erinnern. Was ich bey Anzeige des ersten Hefts dieses Libels (B. LXXV. S. 366.) über das Christenthum der A. d. B. gesagt habe, mag auch zur Beantwortung aller bey dieser Gelegenheit ausgestoßenen Schmähungen und Verläumdungen dienen. —

Ein neuer Kunstgriff. „Die Jesuiten sind, wie Hr. „Nicolai selbst schreibt, äusserst achtsam, alles, was in „der Welt vorgeht, zu ihrem Nutzen zu verwenden, „selbst Aufklärung, und Toleranz. Und Toleranz und „Aufklärung waren die rechten Zauberworte, wodurch unsre „Christenthumsläutrer alles in ihre Kreise zu bannen wußten. „Um das erstere recht kräftig zu machen, fieng die A. d. B. „gleich Anfangs ein Geschrey über Päbste, Inquisitoren- und „Ketzergerichte an, zu einer Zeit, da wirklich ein grosser „Friede in der protestantischen Kirche, eine weit größere „Mäßigung in den theologischen Streitschriften, als vielleicht „jemals herrschte u. s. w. Unter diesen Larven hat man nun „einen socinischen Lehrsatz nach dem andern frey verbreitet, „und wenn Einer oder der Andre nur zu sagen wagte, daß „es socinianisch sey, so erschallte aus allen Orten ein solches „Geschrey über Ketzermachen, daß sogar Lessing darüber sei„nen Unwillen bezeugte. — Eben so verfuhr man mit dem „andern Machtworte: Aufklärung. — Wie aber das laute „Rufen von Toleranz und Aufklärung eigentlich zu verstehen „sey, erklärt man so: Toleranz sollte blos zum Besten der „Naturalisten gelten. So weit man sie in Absicht auf diese „ausdehnen wollte, so sehr wollte man sie für die Catholiken „einziehen, zu einer Zeit, da diese für sie uns erweiterten. Und „was die gerühmte Aufklärung betrifft, so schreibt der Hr. „Biester: „ich habe immer geglaubt, daß, was wir so „„stolz, unsre jetzige Aufklärung nennen, sey nur „„höchst prekär.““

Es läßt sich schwerlich erkennen, was doch Hr. de M. mit allen diesen Declamationen wider Toleranz und Aufklärung

rung dem Hrn. N. von jesuitischen Kunstgriffen aufbürden, oder wider die A. d. B. als ein nach ächten jesuitischen Grundsätzen angelegtes Werk erweisen wolle. — Was hat denn die A. d. B. durch die Zauberworte Toleranz und Aufklärung besonders gewinnen und ausrichten wollen, oder wirklich ausgerichtet? Es sind, wie bekannt, Modeworte unsers Jahrhunderts, deren sich freylich mancher in einem sehr schwankenden und oft wenigbedeutendem Sinne bedienten, ich denke aber, wenn man sie in der Bibliothek gebraucht, so hat man etwas sehr reelles und bestimmtes darunter verstanden. Aber als einen feinen Kunstgriff haben wir diese Worte nie gebraucht. Vielmehr haben wir Bibliothekare geglaubt, daß wir anstatt mit Toleranz und Aufklärung zu prahlen, und Unwissenden Staub in die Augen zu streuen, beyde wirklich in unsern Betragen und in unsern Arbeiten beweisen müßten. — In wiefern wir aber glauben, daß gegen die Katholiken Toleranz bewiesen oder nicht bewiesen werden könne und müsse, und was wir für Gründe hierüber haben, darüber haben wir uns schon bey der Anzeige des ersten Hefts dieser Briefe (B. LXXV. S. 370.) genugsam erklärt.

Wir kommen noch zu einem jesuitischen Kunstgriff, den Hr. N. bey der A. d. B. soll angebracht haben. „Man sagt „nämlich von den Jesuiten, daß sie an allen Orten Kund„schafter und Correspondenten haben. Dieser Maxime bedient „sich die A. d. B. ebenfalls. Sie hatte dergleichen in allen „Provinzen Deutschlands. Es blieb nicht bey Anzeigen und „Beurtheilungen der gedruckten Bücher. Nein, was Hr. „Seiler zu seinen Studenten, was Hr. Kocher zu einem „Candidaten, ja zu seiner Ehefrau soll geredet haben, das „wurde auf namenlose Nachrichten der Welt zur Schau ge„tragen. Ein furchtbares Mittel, jeden von allem Wider„spruch abzuschrecken. Wer sich aber dennoch nicht zurück„halten ließ, konnte, wie der seel. Göze, jede Woche eines „neuen Pasquills gewärtig seyn. Sind das Waffen, die „wahre Religion zu verbreiten?“ — Wenn die Jesuiten an allen Orten Kundschaften und Correspondenten haben, so halten sie die eingezogenen Nachrichten geheim, und machen die eingegangnen Berichte, um sich derselben zu ihren geheimen Absichten bedienen zu können, nichts weniger als bekannt; ganz anders Hr. Nicolai, der einmal gar keine geheime Nachricht einziehe, um seine Maaßregeln darnach zu nehmen,

men, sondern die litterarischen Nachrichten, die ihm seine Correspondenten etwa mittheilen, zum Vortheil seiner Leser und zur Beförderung der Wissenschaften bekannt macht. Durch diese Bekanntmachung kann er nun unmöglich jesuitische Streiche ausführen. Wenn er das bekannt machte, was Hr. Seiler in einer öffentlichen academischen Rede zu seinen Studenten gesagt hatte, so waren dies einmal keine Geheimnisse; es ward also durch die Bekanntmachung keine Verrätherey begangen; sie diente aber dazu, den Charakter dieses Mannes, der öffentlich sonst mit den Vernunfttheologen gute Miene machte, aber wenn er mehr in Geheim zu sprechen glaubte, sich alle gewöhnliche Verunglimpfungen derselben erlaubte, etwas mehr ins Licht zu setzen. Die Bekanntmachung dessen, was Hr. Kocher zu einem Studenten und zu seiner Ehegattin sollte gesprochen haben, konnte demselben, da es seine orthodoxe Denkungsart, worin er ohne Zweifel seine höchste Ehre setzte, im rühmlichsten Lichte zeigte, auf keine Weise schimpflich seyn. Es konnte also um so weniger unerlaubt seyn, dergleichen öffentlich bekannt zu machen, da es zugleich zur Charakterisirung der Gegenden, wo man so denkt und spricht, dienen konnte. — Es ist also nicht wohl einzusehen, wie die Bekanntmachung einer orthodoxen Denkungsart bey denen, die dieselbe hegen und sie sich zur Ehre rechnen, ein fruchtbares Mittel werden könne, sie von allem Widerspruch abzuschrecken. Denn kein rechtschaffener Mann sollte sich dadurch irre machen und abschrecken lassen, daß die Denkungsart, die er für die wahre und richtige hält, wornach er in Geheim und öffentlich handelt, bekannt wird. Wie boshaft noch zuletzt die Bemerkung des Briefst. daß wenn man sich dadurch nicht abschrecken ließe, man alle Woche, wie Götze, einem Pasquill entgegen sehen müßte! wie boshaft, sage ich, die Bibliothekare, ihrer Herausgeber und ihre Verfasser, die sich nie als Pasquillanten gezeigt haben, für die auf Götzen gemachte Pasquillen verantwortlich zu machen? Nicht nach Art solcher Banditen haben die Bibliothekare, diesem ihrem vormahligen heftigen Gegner, oder sonst einem ihrer zahllosen Feinde heimliche Dolchstiche zu versetzen gesucht, sondern was sie ihnen zu sagen hatten, haben sie ihnen freymüthig und öffentlich ins Gesicht gesagt. Und so wäre ich jetzt mit den wichtigsten Beschuldigungen, die Hr. de M. der Bibliothek und Hrn. Nicolai insonderheit macht, fertig. Das übrige was er noch vorbringt, sind ge-

gen das, was wir bisher gehört haben, Kleinigkeiten, wenn er z. B. zeigen will, daß die Bibliothek andern versage, was sie sich selbst erlaubt, daß hin und wieder Widersprüche darin vorkommen u. s. w. Ueberhaupt läßt sich darauf antworten, daß da wir uns nie für unfehlbar ausgegeben, wir ganz wohl gestehen können, hin und wieder in unsern Urtheilen gefehlt zu haben, aber es ist auch eben so leicht möglich, daß unser Ankläger, wenn er uns solcher Inconsequenzen beschuldigt, sehr verschiedne Fälle nicht gehörig unterscheidet, und jene alte Regel: duo cum faciunt idem non est idem, nicht gehörig beherzigt habe. Aber es verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe, sich über dergleichen Nebendinge mit ihm herumzuzanken. Eben so wenig werde ich mich also auch mit ihm über den Inhalt des zehnten Briefes einlassen. Er soll eine Beantwortung der Beherzigungen seyn, die Hr. Teller dem Hrn. de M. vorgelegt hatte, und betrifft hauptsächlich die Frage, wie die siebenzig Dolmetscher die Wörter Jehova und Elohim übersetzt haben.

Sr.

Das einzige wahre System der christlichen Religion. Berlin, bey Unger. 1787. 617 S. 8.

Die Theologen, auch die Protestantischen, die dem Verf. es überall, wenige seltene Menschen ausgenommen, nicht recht machten, führten den Beweiß für die Göttlichkeit der Offenbarung, besonders auch der christlichen, (wenn man durch dies Werk überzeugt wird,) ganz vergeblich, 1) aus deren Nothwendigkeit, und den an einer Offenbarung erforderlichen Merkmalen, die die Vernunft a priori daran sehe; 2) aus den Wunderwerken und Prophezeyhungen; 3) aus der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums; 4) aus der Beschaffenheit der Lehre, aus der Vortrefflichkeit und den gerühmten herrlichen Wirkungen der Moral des Christenthums. Dies will der Verf. besonders bey dem letzten Punct mit noch neuen Gründen wider alle Apologeten des Christenthums, besonders Hr. D. Leß zeigen. Um ihnen insonderheit ihre stärksten Gründe aus der Hand zu schlagen, denn alles will er nicht einmal rügen — häuft er Gründe für die Dunkelheit, Zweydeutigkeit, Ungewißheit der uns in der Bibel gebliebenen Zeugnisse, Wundernachrichten, und selbst der moralischen

Leh-

Lehren, deren Mangelhaftigkeit, Widersprüche mit der natürlichen Moral, Ohnmacht, die Sitten zu verbessern, den Aberglauben auszurotten, Verfolgungsgeist zu hemmen, die Welt zu erleuchten, den Forschungsgeist zu befriedigen, den Wissenschaften aufzuhelfen, (welchen das Christenthum vielmehr immer das obstat gehalten,) die der V. mehr als je einer vor ihm zu erhärten sich bemüht; wie auch die Thorheit derer, die die Moral der Offenbarung zu einem politischen Werkzeug bürgerlicher Tugenden machen wollen. — Und nun nach diesen Niederreißungen baut der Verf. der dem ganzen Orden der Theologen, auch der Protestantischen, Herrschsucht beymißt, ein durchweg polemisirender Bestreiter aller Theologen, und doch ein treuer Anhänger des Calvins, sein einzig wahres System des Christenthums!! auf; ein System, wodurch seiner Meynung nach, alle Schwierigkeiten befriedigender, als je in einem andern, aufgelöset werden sollen, ein System, wie es sich mit der Vernunft und Bibel am besten vereinigen lassen soll, ein System, das der Verf. schon zweymal 9 Jahre in Pult gehabt hat. Und dieses ist? — der übernatürlich und unwiderstehlich von Gott bey einigen wenigen auf unerklärbare unbekannte Art, und ohne ein den Menschen erforschbares Gesetz gewirkte seligmachende Glaube; und das stärker als alle Apologien redende, aus den Männern, voll unerschütterlicher Ueberzeugung, voll hoher moralischer Güte, voll Liebe, Vertrauen, Demuth, Geringachtung des Irdischen (z. B. der Schauspiele, Bälle, Gastmahle,) zeugende Gefühl von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes.

Nr.

Ueber reine Lehre und wahre Gottseeligkeit in Inschriften ans Volk von R. F. Schulze, Prediger in Magdeburg. Erster Beytrag. Magdeburg. 1787.

Diese Schrift ist, wie der Verf. sagt, gewissermaßen eine Fortsetzung der Inschriften ans Volk, welche mit dem vierten Bande beschlossen wurden. Er bezeugt in der kurzen Vorrede, daß er orthodox sey, daß er außerordentliche Gebetserhörungen nicht für Wunder, aber doch für Beweise einer

ner besondern göttlichen Vorsehung halte, daß die Lebensbeschreibungen oder Bekehrungsarten, die er einrückt, zwar lehrreich, aber nicht für einen jeden Form und Richtschnur seyn sollen u. s. w. Es sollte uns gewiß gleich viel gelten, ob der Verf. orthodox wäre oder nicht, wenn seine Schrift nur nützlich und brauchbar wäre, aber sie enthält bloßes theologisches Geschwätz, was bisweilen unverständlich, bisweilen ganz ohne Sinn, bisweilen widersprechend, kurz ganz in dem Geschmack der Urlspergischen Gesellschaft ist.

P.

Versuch eines faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre für Kinder unter 12 Jahren, von Johann Christoph Salfeld, Hofcapellan. Hannover, bey Helwing. 1787. 9 Bogen in 8.

Enthält das gewöhnliche System mit einer großen Weitschweifigkeit und unzähligen Sprüchen. Wenn Faßlichkeit nicht bloß das heißt, in Fragen und Antworten schreiben, sondern Begriffe entwickeln, und sie der Faßungskraft der Kinder anzupassen, so ist dieser Unterricht auch nicht einmal faßlich. Dasselbe müssen wir auch von dem Versuche für Confirmanden sagen, welcher fast dasselbe mit denselben Worten enthält, außer daß hin und wieder noch eine Frage mehr aufgeworfen wird; dergleichen z. B. diese ist: Wie sich das erklären lasse, daß wir schon Sünder sind, wenn wir auf die Welt kommen; die denn so beantwortet wird: Kinder können nicht anders und besser seyn, als ihre Eltern sind, von welchen sie gebohren werden. Und damit die liebe Jugend nicht durch Gewöhnung an eine neue Lehrart in ihren Kenntnissen aufgehalten werde, so folgt dasselbe Buch zum drittenmal, unter dem Titel für die fähigere Jugend 1 Alph. 2 Bog. stark; τρις κεμμβη θανατος.

Gu.

Das Neue Testament, so übersetzt und erklärt, daß es ein jeder Ungelehrte verstehen kann. Erster Theil,

Theil, welcher die Evangelien und die Apostelgeschichte enthält, von J. H. D. Moldenhaver. — Quedlinburg und Blankenburg, bey Ernst. 1787. 704 S. gr. 8.

Der Absicht des Verf. nach, soll dieses Buch, das eine neue Uebersetzung mit eingeschalteten Erläuterungen enthält, theils als Erbauungsbuch für die häusliche Andacht dienen, theils seine exegetischen Arbeiten über das N. T. gewissermaßen ergänzen. Allein, obgleich in der Vorrede versichert wird, daß der Verf. die Aufklärungen die das N. T. seit Luthers Uebersetzung erhalten hat, benutzt, und alles und jedes bey ruhigem Gemüthe sehr oft von Anfang bis zu Ende revidirt habe; so glauben wir doch nicht, daß diese Arbeit die vielen ähnlichen Werke dieser Art übertreffe. Die Uebersetzung ist sehr schleppend und nicht selten undeutsch, und in den Erläuterungen ist manches unbefriedigende und unrichtige oder willkührliche. Nur ein paar Stellen zur Probe. Matth. 5, 18. „Ich sage euch mit der stärksten Betheurung, daß eher Himmel und Erde vergehen werden, als daß nicht alles das, was das Sittengesetz befielt, bis auf das Gebot, welches das geringste zu seyn scheint, von mir auf das genaueste beobachtet werden sollte, (und so wie daher eine Ebräische Schrift vollständig ist, wenn auch nicht einmal das Jod, welches der kleinste Buchstabe ist, und die Spitze eines Buchstaben fehlet: also werde ich euch keine einzige Pflicht unausgeübt lassen, sondern alles das thun, was Gott gethan haben will, und so müßt ihr euch auch beweisen, weil es der unwandelbare Wille Gottes ist.) Joh. 1, 51. erklärt er von den Engeln Gottes die zur Zeit der Himmelfarth Jesu mit ihm hinauffahren und zur Zeit des Gerichts mit ihm herabfahren werden. Joh. 4, 22. 23. Die seligmachende Lehre wird von den Juden (deren Vorfahren sie vermittelst göttlicher Offenbarung kund worden) vorgetragen (und besonders von dem Messias verkündiget werden, und durch Juden an andre Völker gelangen.) (23.) Und es kommt die Zeit heran, und findet sich schon jetzt, daß der (himmlische Vater als) Vater von den Menschen so wie es recht ist, und folglich im Geist und in der Wahrheit (und demnach so) angerufen werden wird, (daß sie sich des geistlichen Guten, um welches sie bitten, innerlich bewußt sind, und es aufrichtig verlangen,) und will

auch Gott, daß er so antworten werde. — Diese undeutsche Construction kommt sehr häufig vor, so wie das Wort derselbe. Z. B. Joh. 9, 35. dasselbe vernahm Jesus u. s. w. 36 und als derselbe sprach: Herr! wer ist derselbe, damit auch ich an ihn glaube? so sprach Jesus zu ihm: du hast ihn gesehen, und der jetzt mit dir redet, der ist derselbe. Cap. 13, 3. und in den Parallelstellen versteht der Verf. unter αρχων του κοσμου τουτου den Hohenpriester, daher Cap. 14, 30. die sonderbare Uebersetzung: Es kömmt das Oberhaupt der Juden, (um mich durch seine Leute in Verhaft zu nehmen —) ob er gleich nichts strafbares an mir findet." — Diese Proben werden hinreichen unser Urtheil zu rechtfertigen.

Khr.

Beantwortung der Frage: Woher es komme, daß die Irrlehren und Spöttereyen jetzt so überhand nehmen? Nebst Anmerkungen herausgegeben von Heinr. Casimir Gottlob, Grafen zu Lynar. Halle, bey Curts Wittwe. 1785.

Dieser kleine unwichtige Aufsatz eines Ungenannten war dem Hrn. Grafen zu Lynar zugeschickt worden, um ihn drucken zu lassen, der dieses auch that, und ihn zugleich mit seinen Anmerkungen begleitete. Er enthält nichts als eine unvollständige und mit vielen wehmüthigen Klagen über die Gottlosigkeiten der Heterodoxen untermischte Geschichte der Neuerungen, die man in den letzten Zeiten mit der Theologie und dem dogmatischen System derselben vorgenommen hat. Denn alle neuern Berichtigungen, Veränderungen und Abweichungen unsrer Theologen von dem gewöhnlichen System nennt der Verf., der es freylich sonst recht gut meinen mag, Irrlehren und Spöttereyen, schilt auf Semler, Teller, Bahrdt, Basedow und besonders auf die allgemeine deutsche Bibliothek, die er des schrecklichsten Socinianismus anklagt, und der er es hauptsächlich Schuld giebt, daß der unseelige Reformationsgeist zur Verdrehung, Entkräftung und Verwerfung aller uns von Gott geoffenbarten Glaubenslehren unter Begünstigung der Preßfreyheit immer mehrere Kraft erhalten hat, und schließt endlich mit einem herzbrechenden Gebet, daß doch Jesus Christus sich seiner Kirche erbarmen,

und

und sich selbst treue Hirten und Lehrer erwecken wolle, damit dem einreißenden Verderben gesteuert werde, und sich das Licht seines Evangeliums nicht ganz von uns wende. Der Hr. Graf zu Lynar, der freylich etwas heller denkt, als sein Verf. aber auch noch ein eifriger Schüler und Verehrer Baumgartens ist, den er fast auf eine übertriebne Art erhebt, macht sich in seinen Anmerkungen die Mühe, daß er die vielen Inconsequenzen und aus Unwissenheit und Mangel an Bekanntschaft mit den Werken und Meynungen unsrer neuen Theologen entstehenden Unrichtigkeiten, die in dieser Schrift vorkommen, aufdeckt, und oft die offenbarsten Widersprüche darin zeigt. Wir sehen uns also dessen überhoben, noch etwas weiteres darüber zu sagen.

Nr.

Ueber dogmatische und moralische Predigten, wie auch über Luthers kleinen Catechismus nebst Auszug aus einer Predigt über 1 Cor. 2, 1. von D. Johann George Rosenmüller. Leipzig. 1786. 78 S. in 8.

In den Leipziger Wochenblättern sind schon seit einiger Zeit mit großer Heftigkeit und vielem Misverstande Ausfälle gegen die moralischen Predigten unternommen worden, und der Verf. geht darin mit den sogenannten Neologen, die er immer aufs Korn nimmt, ohne Unterschied und Schonung, um; sucht einzelne Exempel zusammen, und greift alles tumultuarisch auf, um durch ein quid pro quo die verdientesten Männer unserer Tage, die er als eine Art von gefährlichem Complott abzuschildern weiß, auf die ungerechteste Weise verhaßt zu machen. Es ist daher recht gut, daß sich in dieser Stadt selbst ein würdiger Mann, der sich durch seine theologische Einsichten eben so wohl, als durch seinen rechtschaffnen Character Achtung und Liebe in der gelehrten Welt erworben hat, unpartheyisch ins Mittel schlägt, die streitenden Theile ordentlich abhört, und einen billigen Vergleich unter den erhitzten Gemüthern zu stiften sucht; damit wir nicht die alten Fehden in der Kirche wieder erleben. — Er erhielt den 7ten Jan. 1786. mit der Post N. 22. und 55. des Leipziger Intelligenzblattes ohne Namen und Erläuterung des Einsenders.

Da fand sich nun N. 22. ein kurzer Aufsatz mit der Ueberschrift: **Ein Wort zu seiner Zeit über den bis zum Eckel wiederhohlten neologischen Satz, daß man keine dogmatische Predigten halten, sondern hauptsächlich Moral vortragen müsse.** Der andre N. 55. führte die Aufschrift: **Wider die zur Mode gewordene Behauptung, daß Luthers kleiner Catechismus zwar für die damaligen Zeiten nützlich und brauchbar gewesen, für die jetzigen aber nicht mehr passend, und so beschaffen sey, daß Luther nach seiner bekannten Denkungsart ihn jetzt selbst abschaffen würde.** Hr. Rosenmüller rechtfertiget sich und seine Denkungsart selbst erst gegen den Verdacht, als ob dies ihn zunächst was angehe, und auf ihn treffend sey. Nachher theilt er, damit man wisse worauf es ankomme, den Artikel im Intelligenzblatte N. 22. mit. Er vermißt darin Deutlichkeit und Bestimmtheit, wenn er gleich manches wahre darin nicht verkennen will, und sagt, daß dem Verfasser sein unüberlegter Eifer zu Behauptungen hingerissen habe, die sehr zum Schaden des thätigen Christenthums gemißbraucht werden könnten. Er prüft also, da der Verfasser des erstern Aufsatzes die dogmatischen Predigten so sehr empfiehlet, was es heiße: dogmatisch predigen. Hievon schließt er den gelehrten systematischen Vortrag mit seinen hergebrachten Definitionen, Kunstwörtern und scholastischen Bestimmungen aus, die weder auf die Kanzel noch für den Zuhörer sich schicken. Sollten aber die biblischen Glaubenswahrheiten und Grundlehren des Christenthums gemeynt seyn; so müsse sie freylich ein jeder rechtschaffener Lehrer oft und bey aller Gelegenheit predigen, wenn er das Evangelium zu lehren, und den christlichen Lehrstuhl in einer Gemeine zu betreten werth seyn wolle. Diese Wahrheiten werden von ihm ausdrücklich auch angeführt. — Aber wie diese Glaubenslehren vorgetragen werden sollen? darauf antwortet er durchaus practisch nach dem Muster Jesu und seiner Apostel, so, daß die Zuhörer immer eine hinlängliche Anweisung erhalten, wie sie die Glaubenslehren zur Besserung, zur Erweckung und Befestigung im Guten, zum Trost und Erbauung anwenden sollen, indem die ganze Religion Jesu praktisch seyn, und weder in trocknen unfruchtbaren Speculationen, noch einer tändelnden Mystik bestehen müsse. Wenn das aber sey, so werde es schwer, die Gränzlinien zu bestimmen, wo Dogmatik und Moral sich scheiden. Die

Tre-

Trennung der Dogmatik und Moral sey erst eine späte Erfindung des 17ten Jahrhunderts, (sonderlich seitdem Calixt den Ton angab) die ihre große Unbequemlichkeiten habe. Manche Lehren gehörten so gut in das eine, als das andre Fach, und sey daher unvermeidlich, beydes zugleich vorzutragen. Manche müssen wohl lieber auch dem catechetischen Unterricht vorbehalten, und in einer Predigt als bekannt vorausgesetzt werden, wenn anders der wahre Entzweck einer Predigt erreicht werden solle. Er würde z. E. über die Lehre von der Dreyeinigkeit, von der Gottheit Christi, und Vereinigung der beyden Naturen niemals ganze Predigten halten. — Ferner: Was man unter **Moral** und **moralische Predigten** zu verstehen habe. Nicht philosophische, die, wenn sie gleich von dem Prediger, der die Gabe der Popularität besitze, sehr wohl genützt werden könnte, doch nie die Hauptsache ausmachen müsse, wenn jemand den Namen eines christlichen Predigers mit Recht führen wolle, sondern die christliche. Darauf geht er noch den Aufsatz Stück vor Stück durch, und beantwortet ihn mit gründlichen und bescheidnen Anmerkungen, nachdem er auch vorher wegen der verschrieenen Neologie dem Verf. eine gute Weisung nebenher gegeben. II. **Ueber Luthers Catechismus.** Auch dieser Aufsatz, der ihm einen ganz andern Verfasser zu haben scheint, wird mitgetheilt, mit eben der Präcision geprüft und beantwortet, auch unverhohlen gesagt, was vernünftige und rechtgläubige Prediger an Luthers Catechismo auszusetzen finden. Den Schluß macht ein Auszug aus einer Investiturpredigt des Hrn. Doct. über 1 Cor. 2, 1. 2. welcher einige wichtige Regeln für Evangelische Prediger enthält. — Alles unserm Gefühl nach gut, freymüthig, und unpartheyisch gesagt, so daß es manchem unverständigen so leicht Gefahren witternden Zeloten das Verständniß öffnen, den lärmenden Mund stopfen, im Ganzen aber einen schätzbaren Beytrag zur neuern Pastoraltheologie abgeben kann.

Do.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Praecognita veriora universae Iurisprudentiae ecclesiasticae Positivae Germanorum. Scripsit *Christ. Frid. Glück*, I. U. D. atque in Academia Friderico Alexandrina Professor Publicus Ordinarius et Facultatis Iuridicae Assessor. Halae, 1786. Pag. 578. 8.

In der großen Krisis, worinnen die Hierarchie abermalen, und nun selbst in den katholischen Staaten, sich mit ihrer kanonischen Gesetzgebung befindet, scheint es mit einem neuen Werke über die Vorkenntnisse des Kirchenrechts ziemlich gewagt zu seyn, zumalen nachdem erst in den Jahren 1775 — 1779 die Doviatischen vortrefflichen Praenotiones Canonicae durch die Schottische Ausgabe aufs neue in Umlauf gekommen sind. Hr. Glück hat aber bey seinem Werke nichts weniger als bloß auf das kanonische Recht sich eingeschränkt, vielmehr das gesammte positive in Deutschland übliche Kirchen- Staats- und Privatrecht in seinen Plan aufgenommen, und damit allerdings mit seinen Praecognitis etc. eine sehr brauchbare Einleitung in das Studium des deutschen Kirchenrechts geliefert. Im Kap. I. handelt er vom Begriff und den Eintheilungen des positiven deutschen Kirchenrechts. Kap. II. von den Quellen desselben, a) und zwar denen, die bey den Religionspartheyen im T. R. gemein sind; der h. Schrift; den R. Gesetzen, dem Corpore Iuris Canonici und Romani, der Consuetudine und Observantia, sodann von den eigenthümlichen Quellen des Protestantischen und des Katholischen Kirchenrechts. Kap. III. von den Hülfsmitteln desselben, der Geschichte, und zwar der Kirchen- und Litterargeschichte, bey welcher letzterer er die nöthigsten Nachrichten von den Kanonisten, den Schicksalen der Kirchen-Rechtswissenschaft selbst, und endlich den hieher gehörigen Büchern giebt; sodann von den weitern Hülfsmitteln, der Critica Iuris Canonici; der Geographia sacra; Diplomatica, Chronologia Ecclesiastica und re numaria, so viel davon hieher gehört; und endlich Kap. IV. von der Methode, diesen

diesen Theil der Rechtswissenschaft zu lehren, und zu erlernen, nebst dem Nutzen derselben. Im Ganzen ist das Werk seiner guten Ordnung, zweckmäßigen Vollständigkeit und des darauf verwandten vielen Fleißes zu empfehlen, wenn auch gleich in einzelnen Stellen hie und da es noch genauer oder richtiger hätte genommen werden können. Nur etwas hievon Beyspielsweise anzuführen, so ist S. 8. das Conclusum Evangelicorum dd. 28 Febr. 1722. über die Benennung von Evangelisch und Evangelischreformirten vergessen worden. S. 9. wird die Boehmerische Lehre von den Sacris externis und internis und daß letztere ad jura Singulorum, selbst nach den neuern Grundsätzen der Katholiken gehörten, wiederhohlt und behauptet, obgleich ersteres zu Misdeutungen Anlaß giebt, und letzteres unerweislich und mit dem Katholicismus durchaus unvereinbarlich ist. S. 27. werden bey der Anzeige des Inhalts vom Westph. Fr. die wichtigen Punkte der Religionsgleichheit und der geistlichen Güter ganz mit Stillschweigen übergangen. S. 28. die Majernische Ausgabe des Fr. J. für die beste, und S. 373. eine andere, v. J. 1648. als solche angegeben. S. 381. und 383. verdienen noch folgende Bücher angemerkt zu werden: *Reiß*, Udalrici, Ord. Praed, Analysis collectionum et fontium Juris ecclesiastici publ. et privati germanici quam in commodiorem usum tyronum juris sacri ex probatissimis auctoribus collegit etc. 8. Aug. Vindel. 1777. *Lackics*, Ge. Sig. Iuris publici ecclesiastici Pars generalis 8. Viennae 1774. *Ditterich* Fr. Ge. primae lineae Iur. publ. eccles. 8. Argentor. 1778. *Corvini* Io. Arn. Ius Canonicum. Accedunt P. Ios. de *Riegger* Principia Iur. eccl. publ. et privati, cum Praef. et Adjunctis Io. Val. *Eybel*, 8. Aug. Vind. 1782. *Obernetter*, Philib. Minoritae Convent. Institutiones Iur. eccles. P. I. 8. Constant. 1782. *Curalt* Rob. Genuina totius Jurisprud. Sacrae Principia, II. Tom. 8. Viennae. 1781. (ist auch ins Deutsche übersetzt worden.) *van Espen*, Zeg. Bern. Ius ecclesiasticum in Epitome redactum ac subjunctis brevibus sementiis atque Argumentis Studii Patristici instructum à P. Bened. *Oberhauser*, Vol. II. 8. Aug. Vind. 1782. *Lackics* G. S. Praelectiones Canonicae. 8. Vind. 1783. *Zaccaria* Fr. Ant. Apparatus omnigenae Eruditionis ad Theologiam et Ius Canonicum 8. Aug. Vind. 1783. *van Espen* Z. B. Commentarius in Ius Canon. Novissimum, animadversionibus ad statum Ger-

Germaniae accommodatus. 4. Aug. Vind. 1782. *Zallingeri* Iac. Institutiones Iur. naturalis et ecclesiastici publ. Libr. V. 8. Aug. Vindel. 1784. *Pehem* I. I. N. Praelectiones in Ius Ecclesiast. Partes 2. 8. Viennae 1785.

Abänderungen der geistlichen Gerichtsbarkeit, von Mumelter. Wien. 1786. 214 S. gr. 8.

Die gänzliche Aufhebung der weltlichen Gerichtsbarkeit der Consistorien und des persönlichen privilegirten Gerichtsstandes der Clerisey in der österreichischen Staaten veranlaßte den Verf. die Geschichte dieses wichtigen Punkts der bisherigen Staatsverfassung zu entwerfen, um daraus die Rechtmäßigkeit der vorgenommenen Reformation zu erweisen. Er hat nicht selbst aus den Quellen geschöpft, sondern ist andern, vornehmlich dem van Espen, Thomassin, Fleury und Schmidt in s. Gesch. d. Deutschen gefolgt; der sachkundige Leser findet also meist bekannte Sachen, und wird selten von einer etwa ihm entgangenen wichtigen Bemerkung überrascht. Doch kann es für Manche lehrreich seyn, diese einzelne Materie durch alle die auf einander gefolgten Hauptgesetzgebungen und Staatsrevolutionen sehr gut ausgeführt zu lesen. Von der römischchristlichen Staatsverfassung und Gesetzgebung, worinnen schon aus unvorsichtiger Politik den Bischöfen große Vorrechte und die Aufsicht über die Gouverneurs in den Provinzen eingeräumt worden, das der V. für den ersten Grund zur Unabhängigkeit der Bischöfe in spätern Zeiten hält, geht er im Hauptst. IV. auf die Fränkische Verfassung über, wo die bischöfliche Gewalt durch die Meynung einer göttlichen Immunität des Priesterthums, die Erkenntlichkeit der Karolinger für die Beförderung des Sturzes des Merovingischen Geschlechts und die Einführung der Send- oder Sittengerichte — einen mächtigen Zuwachs erhalten habe. Im Hauptst. VI. und den folgenden kömmt der Verf. auf die falsche Dekretalen, Gregor VII. Innocenz III. die Decretalen Gregor's IX. Edikt Friederichs II. von den Kirchenfreyheiten und die unglückliche Fehde Bonifacius VIII. mit K. Philipp dem Schönen. Vom Hauptst. XII. und dieser Begebenheit an führt der Verf. nun die stufenweise geschehenen Einschränkungen der geistlichen Gerichts-

richtsbarkeit — bis ins Hauptst. XV. aus, wo er mit den neuesten dagegen gemachten Verordnungen Kays. Josephs II. endigt.

Nm.

Meditatio ferialis de lege Amortizationis, suscepta a *Gosw. Iosepho de Buininch.* Elect. Palat. consil. int. etc. Düsseldorp. 1787. 84 Seiten in 4.

Im ersten Kap. handelt der Verf. vom Begriff und Ursprung, ingleichen von der Geschichte und den verschiedenen Eintheilungen der Amortization überhaupt. Im zweyten Kap. werden die Jülich-Bergischen Amortizationsgesetze angeführt. Die erste in den Jülich-Bergischen Landen deshalb ergangene Verordnung ist vom Jahr 1478. gegen welche der Verf. aber einige Erinnerungen macht, und die neueste vom Jahr 1775. Im dritten Kap. werden einige, besonders streitige Fragen, welche diesen Gegenstand betreffen, näher untersucht, und darüber die Meynungen anderer Schriftsteller über diese Materie, theils angenommen, theils verworfen. Die zwey dissertt. von Fr. Christ. Aug. Walch de iure amortizationis, wovon die erste unter Petrsch Vorsitze Helmst. 1745. und die zweyte ebend. 1746. 4. erschienen sind, scheint der Verf. nicht gekannt, wenigstens nicht benutzt zu haben.

Uk.

Hannikel, oder die Räuber und Mörderbande, welche in Sulzen am Neckar in Verhaft genommen, und am 17ten Jul. daselbst justificirt worden. Ein wahrhafter Zigeunerroman ganz aus den Criminalacten gezogen. Tübingen. 1787. 144 S. in 8vo.

Hannikels und seiner Consorten letzte Auftritte als ein Anhang zu seiner Lebensgeschichte. Tübingen. 1787. 32 S. 8.

Solche

Solche Geschichten, wenn sie mit sorgfältiger Auswahl dessen was merkwürdig ist, und mit Weglassung alles dessen, was es nicht ist, geschrieben sind, haben außer dem Vergnügen, welches mancher an der Erzählung findet, ihren großen Nutzen für das Publikum. Der erste Gedanke, der jedem aufmerksamen Leser gewiß aufstößt, ist dieser: Was hätte ein Mann von Hannikels Muth, Entschlossenheit und Verschlagenheit werden können, wenn ihm durch gute Erziehung und Unterricht eine bessere Richtung gegeben worden wäre? Der von Hannikel und seiner Gesellschaft in Mittelbram, in dem französischen Amt Pfalzburg begangne Diebstahl muß jeden Menschenfreund äußerst rühren, und hat selbst Hannikeln, da er von den Folgen hörte, gerührt; von sieben ganz unschuldigen Bürgern eines benachbarten Orts, welche der Bestohlene als die Thäter angegeben hatte, wurden vier zum Strang, und drey zu ewigen Galeeren verurtheilt, und nun — liegt ihre Unschuld klar am Tage. Merkwürdig ists, daß diese Bösewichter vom ersten Rang sich unter andern damit entschuldigten, daß sie geglaubt hätten, die Todesstrafen wären fast aller Orten aufgehoben, und gegen Juden (an welchen die wichtigste Räubereyen und Grausamkeiten begangen wurden) wäre alles erlaubt, weil sie auch die Leute betrügen. Aus S. 16. des zwoten Stücks schließen wir, daß der Hr. Oberamtmann mehr Talente zum Inquisitor, als zum Redner habe. Die Geschichte selbst ist außer einigen unerheblichen moralischen und theologischen Betrachtungen, welche füglich hätten unterbleiben können, gut geschrieben.

Im.

Etwas über das Römische Recht und besonders über die Ausflucht des nicht empfangenen Geldes, für Rechnungsbeamte, von einem Rechnungsverständigen. Erlangen, in der Palmischen Buchhandlung. 1787. 24 S. 4.

Der Verf. zeigt, daß die Römische Gesetze, welche dem Inhaber eines klaren Schuldbekenntnisses, oder einer Quittung, demohngeachtet, binnen 2 Jahren oder 30 Tagen, den Beweiß der geschehnen Zahlung des Anlehens oder der Schuld-

auflegen,

auflegen, dem Betrug Thür und Thore öffnen, die Geldgeschäffte ohne Noth erschweren, die Processe vervielfältigen, und deswegen eben so unbillig und Vernunftwidrig an sich selbst, als der bürgerlichen Gesellschaft schädlich seyen. Er giebt den Rechnungsbeamten die nöthige Cautelen an die Hand, um sich gegen die nachtheilige Würkungen dieser Gesetze, denen hauptsächlich sie ausgesetzt sind, sicher zu setzen: und, da diese Cautelen äusserst beschwerlich sind; so beschließt er mit einer Aufforderung an die Gesetzgeber, hierinnen ein vernünftigeres und billigeres Recht einzuführen. Daß er in der Hauptsache vollkommen Recht habe, wird kein Sachverständiger leugnen. Auch ist sein Eifer gegen die Indolenz, mit welcher, nun schon seit so langer Zeit, die meisten Gesetzgeber Deutschlandes, das mancherley Unheil, welches ausländische, auf unsre Verfassung nicht anwendbare, und noch überdieß dem größten Theile des Volks unbekannte Gesetze, in so vielen Fällen verursachen, und welches mit so wenig Mühe verhindert werden könnte, noch immer ruhig geschehen lassen, allerdings zu loben. Uebrigens aber holt er ein wenig zu weit aus, wenn er mit einer allgemeinen Geschichte des Römischen Rechts, die den größten Theil dieser kleinen Schrift ausmacht, und die doch nicht ganz richtig ist, anhebt, um zu seinem Zweck zu kommen. Das allzuviele Böse, was er von den Justinianeischen Gesetzbüchern sagt, ist einseitige Deklamation, die man theils mit seinem Eifer, theils mit seinem Mangel an genauer Kenntniß des Geists dieser Gesetze, und der großen Schwierigkeiten, etwas Vollkommnes in dieser Art zu Stande zu bringen, entschuldigen muß.

Uw.

Der Reichscavalier auf seinen Reichsohnmittelbaren Gebiete; nach beyder Prärogativen, Gerechtsamen, Freyheiten und Obliegenheiten, summarisch abgebildet von Christoph Ludwig Pfeiffer, Consulent und Advocat. Nürnberg und Altdorf. 1787. 5½ Bog. 8.

Der Verf. der schon als ein rüstiger Schriftsteller bekannt ist, und in seiner schriftstellerischen Laufbahn, ohne sich irren zu lassen, muthig fortwandelt, lieferte bereits einen Versuch

such eines ausführlichen Staatsrechts der unmittelbaren freyen Reichsritterschaft, und nach der Vorrede zur gegenwärtigen Schrift haben wir künftig noch von ihm einen Versuch eines ausführlichen Privatrechts des deutschen Reichsadels in 2 Theilen, so wie vertrauliche Briefe zur Erläuterung des Reichsritterschaftlichen Staats und Reichsritterschaftlichen Privatrechts gleichfalls in 2 Theilen zu erwarten. (Beyde werden hier schon im voraus und in spem futuri häufig allegirt.) Gegenwärtiger Reichscavalier nun ist eigentlich nichts anders, als ein Auszug aus den beyden ersten vorhin angezeigten ausführlichen Werken, oder vielmehr ein Grundriß des Staats- und Privatrechts der unmittelbaren freyen Reichsritterschaft. Warum unser Verf. nicht lieber diesen, für Jedermann verständlichen, statt des obigen etwas gesuchten Titels, gewählt, wissen wir nicht. Und so hätte er dann, wenn erst die beyden angekündigten Werke erschienen sind, über die Rechte der freyen Reichsritterschaft alles geschrieben, was sich nur darüber schreiben läßt, ein Handbuch, zwey ausführliche Commentarien darüber, und wieder über diese zu ihrer Erläuterung einen Commentar.

Die Absicht des Verf. bey gegenwärtigem Grundrisse war, den Herren Reichscavaliers, die selbst keine Rechtsverständige sind, dadurch in kurzem die ihnen so nöthige Rechtskenntniß ihres eigenthümlichen Staats- und Privatrechts zu verschaffen, und sie der Mühe zu überheben, darüber weitläuftige Schriften nachzulesen, wozu ihnen der V. (ob mit Recht? lassen wir dahin gestellt seyn) überall keine Lust und Neigung zutrauet. Diese Absicht ist allerdings löblich, und besagte Herren werden die Bemühung des Verf. für sie hoffentlich mit Dank erkennen. Uns scheint dieß kleine Handbuch zur Erreichung seiner Absicht ganz geschickt zu seyn, ob wir gleich deswegen demselben auch für Andre, welche von der eigentlichen Verfassung der freyen Reichsritterschaft, und ihren besondern Gerechtsamen im Allgemeinen eine Idee zu haben wünschen, nicht allen Nutzen absprechen wollen.

Der Verf. hat es in 4 Abschnitte getheilt. Der erste enthält eine allgemeine Abbildung eines Reichscavaliers, und des Reichsadels überhaupt, wobey er zugleich die allgemeine Gleichheit, und den besondern Unterschied desselben, sowohl unter sich, als im Gegentheil der würklichen Reichsstände, und

und des deutschen hohen Adels zeigt. Der zweyte handelt von den besondern Gerechtsamen eines Reichscavaliers. Der dritte von den besondern Freyheiten desselben, sowohl für seine Person, als wegen seiner Güterbesitzungen, und im vierten geht der Verf. die besondern Obliegenheiten eines unmittelbaren Güterbesitzers durch.

Dieß alles ist in diesem summarischen Entwurfe zwar mit der erforderlichen Kürze, aber doch gründlich und für Jedermann, der auch nicht eigentlicher Jurist ist, verständlich vorgetragen, und Rec. kann nicht sagen, daß er etwas Wesentliches von dem, was den abzuhandelnden Gegenstand betrifft, darin vermißt habe. Im ersten Abschnitte hätte jedoch bey der Schilderung des Reichscavaliers manches Räsonnement über das gewöhnliche Benehmen mancher dieser Herren, das zwar in der Wahrheit wohl gegründet seyn mag, und immer gerügt zu werden verdient, aber deswegen doch nicht in einen Grundriß der reichsritterschaftlichen Rechte gehört, wegbleiben können; so wie unsers Bedünkens nach die hin und wieder geschehenen Ausfälle auf die Reichscavaliers, wie z. B. S. 55. wo ihnen der Verf. Erziehung, Kenntnisse, ja sogar das Gefühl des Guten und Schönen abspricht, in diesem Buche wohl ganz am unrechten Orte angebracht sind, und dasselbe dadurch seinen Hauptzweck leicht verfehlen könnte, indem dergleichen bittere Sentenzen für den Reichscavalier eben keinen sonderlichen Reiz zum Studium dieses Buchs abgeben möchten.

Prm.

---

3. Arzneygelahrheit.

John Hunter's Abhandlung über die venerische Krankheit. Aus dem Englischen. Mit drey Kupfertafeln. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787. 50 Bog. 8.

Obgleich wir gewünscht hätten, daß der Verf. einige zu gewagte, oft paradox scheinende Sätze mit mehrerer Ein-

schränkung und Bestimmtheit gesagt, um seinem ganzen Werke mehr systematische Ordnung, Präcision und gedrängte Kürze verliehn hätte; so zweifeln wir doch keinesweges es für eine der lehrreichsten Abhandlungen zu erklären, welche kürzlich über venerische Krankheiten herausgekommen sind; so viel verräth der Verf. in derselben hellen, practischen Blick und ausgebreitete Erfahrung in der Behandlung dieser auch in London so alltäglichen Krankheit. Aus der gut gerathnen Uebersetzung dieses wichtigen Buchs einen, nur irgend vollständigen Auszug liefern wollen, würde aber, so gerne wir es auch gethan hätten, die Gränzen unserer Bibliothek zu weit überschreiten; wir müssen uns also begnügen, so kurz als es uns möglich seyn wird, dasjenige auszuheben, welches uns das Wichtigste und dem Verf. eigenthümlich geschienen ist, und aus welchem unsre Leser über den Werth des Ganzen selbst werden urtheilen können.

Man glaubt zwar, sagt der Verf. daß das venerische Uebel in vielen Fällen zugegen sey, wo sich die Natur der Krankheit nicht deutlich auszeichnet, und setzt sogar voraus, daß sich dasselbe mit andern Krankheiten als z. B. mit der Krätze und dem Scorbut verbinden könne. Allein diese Voraussetzungen wären, seiner Meynung nach, ungegründet, denn niemalen könnten zwey verschiedne Fieber in einem Körper, oder zwey locale Krankheiten in eben demselben Theile zu eben der Zeit existiren. Aus diesem Grunde glaubt der Verf. daß das Fehlschlagen bey der Inoculation der Blattern und die Kraft einiger Körper vielen Ansteckungen zu widerstehn daher rühren, daß zu derselben Zeit irgend eine andre Krankheit im Körper vorhanden, und derselbe also zu einer neuen Ansteckung unfähig sey. — Die Entzündung ist eine vermehrte Würkung derjenigen Kraft, welche ein Theil in seinem natürlichen Zustande besitzt. Diese vermehrte Würkung ist, wenigstens bey heilsamen Entzündungen, wahrscheinlicherweise mit einer Vermehrung der Kraft verknüpft; allein bey solchen Entzündungen, welche in den Brand übergehn, giebt es keine Vermehrung der Kraft; es ist vielmehr eine Verminderung der Kraft vorhanden, welche, in Verbindung mit einer vermehrten Würkung zu der Ursache des Brandes wird, weil sie das Gleichgewicht zerstört, welches zwischen der Kraft und Würkung eines jeden Theils nothwendig bestehen muß. — Nach dieser, der Ueberzeugung des

Rec. zufolge, so feinen als wahren Erklärung tadelt der Verf. die gewöhnliche Behandlung des Brandes, weil man zwar auf die Schwäche dabey Rücksicht nehme, allein die vermehrte Würkung der Theile gänzlich übersehe, und solche herzstärkende Mittel reiche, welche die Würkungskraft vermehren, ohne eine wahre Stärke mitzutheilen. — Zufolge dieser Grundsätze sey also die Fieberrinde das einzige Mittel auf welches man sich verlassen könne, da es die Kräfte vermehre und die Bewegung schwäche. In vielen Fällen wird der Mohnsaft, in großen Gaben innerlich und äußerlich gereicht, ganz besondre Dienste leisten, weil er die Bewegung schwächt, obgleich er keine wahre Stärke giebt. Es ist allemal bey dem Brande schicklich, die leidenden Theile kühl zu halten, und alle Umschläge kalt aufzulegen. Bey dem Brande, welcher bey der venerischen Krankheit vorkommt, muß man diese angerathne Behandlung vorzüglich anwenden. — Das Eiter enthält ganz allein das venerische Gift, denn es kann ohne die Erzeugung des Eiters kein venerisches Gift bestehen. (??) Es sey also auch nicht möglich, daß eine Person, welche den venerischen Reiz unter irgend einer Gestalt in sich hat, der jedoch nicht mit einer Ausleerung von Feuchtigkeit verbunden ist, dieses Uebel einer andern mittheilen könne. Sehr häufig sahe der Verf. angesteckte Mannspersonen, ehe das eingesogne Gift zum Ausbruch kam, ihren gesunden Weibern beywohnen, und nicht einmal erfuhr er, daß sich unter dergleichen Umständen die venerische Krankheit mitgetheilt hätte, wenn der Angesteckte nur aufmerksam genug war den Beyschlaf aufzugeben, sobald ein Ausfluß seinen Anfang genommen hatte. — Die venerische Materie ist in allen Fällen die nämliche; eine gewisse Menge dieser Materie kann nicht einen größern Grad von giftiger Eigenschaft besitzen wie die andre; und giebt es einen Unterschied, so besteht er in einer größern oder geringeren Verdünnung des Gifts, durch eine sanfte, unschädliche Feuchtigkeit. — Daß dieses Gift bey verschiednen Personen verschiedne Zufälle hervorbringt, hängt von der Leibesbeschaffenheit und dem Zustande ab, in welchem sich der Patient zur Zeit der Ansteckung befand. Dieselbe Person giebt oft dem einen Ritter Chancres, dem andern eine leichte Gonorrhöe. (Bey dem Blattern ist der Fall derselbe; dieselbe Materie bringt bey dem einem zusammenfließende, bey dem andern leichte und wenige Pocken hervor.) Der Verf. inoculirte mit Tripper-

 materie

materie und es entstanden Chancres, Leistenbeulen und endlich die völlige Lustseuche. — Die durch das venerische Gift erregten Würkungen rühren nach des Verf. Meynung von seinem specifischen Reiz her; weil es also die lebenden menschlichen Theile auf eine, ihm eigenthümliche Art reizet, entsteht eine, diesem Reiz ganz eigne Entzündung, durch welche auch ein, dieser Entzündung eignes Eiter hervorgebracht wird. — Einige Thiere sind des venerischen Reizes ganz und gar nicht empfänglich. Zu wiederholtenmalen brachte der Verf. Tripper oder Chancrematerie in die Mutterscheide von Hündinnen oder Eselinnen ohne den geringsten Erfolg der Ansteckung. Er machte Einschnitte in die Haut dieser Thiere, brachte venerisches Gift darein, und es entstand ein gemeines, leicht heilendes Geschwür ohne weitere Folgen. — Der Verf. führt Erfahrungen an, daß die Theile gegen den venerischen Reiz durch Gewohnheit so unempfindlich werden, daß eine angesteckte Person mit einer Angesteckten sicher umgehen könne, ohne sich dadurch eine neue Ansteckung zuzuziehn; wenn aber die Theile ihre natürliche Stärke und Gesundheit wieder erlangt haben, wird dieselbe Person sich gewiß eine neue Krankheit durch den Beyschlaf bey derselben Angesteckten wieder zuziehn. — Er gesteht, daß er kein sicheres Kennzeichen eines vorhandenen venerischen Trippers bey Weibspersonen aus dem äußern Ansehn der Theile hat hernehmen können. — Von Einsprützungen ist der Verf. beym Tripper zwar kein Freund. Er hält aber 1 — 2 Gran Sublimat in 8 Unzen Wasser für die beste reizende Einsprützung, wenn eine solche in der späteren Periode dieser Krankheit erfordert wird. Als lindernde Einsprützung schlägt er, (da alle Körper das Opium nicht vertragen) eine Auflösung des Bleyzuckers vor. (welcher, der Meynung des Rec. im venerischen Tripper gewiß immer schädlich seyn muß, da er den Ausfluß stopft, ohne die Krankheit zu heilen.) Doch ist der Verf. überzeugt, daß der häufige Genuß eines schleimigten Getränkes das beste Linderungsmittel in diesem Fall sey. — Wenn die Drüsen der Harnröhre so stark angeschwollen sind, daß man sie äusserlich fühlt, so ist das Einreiben der Mercurialsalbe in den leidenden Theil nützlich. — Beym weiblichen Tripper sind Einreibungen der Mercurialsalbe in die Geburtstheile und Einspritzungen in dieselben, welche aber doppelt so stark als bey Mannspersonen seyn dürften, das Hauptsächlichste der äußerlichen Behandlung. — Die innerliche Behandlung

der

der Tripper muß nach der Constitution des Patienten bestimmt werden; bey starken vollsäftigen Körpern sind ausleerende Mittel, besonders das Blutlassen; bey Schwachen stärkende Arzneyen nöthig. — Der Gebrauch des Quecksilbers nach überstandner inflammatorischer Periode, ist zur Verhütung der Lustseuche, welche auch nach einem einfachen venerischen Tripper entstehen kann, nothwendig. — Die schmerzhafte Krümmung des männlichen Gliedes, wird durch, an die leidenden Theile gelegte Blutigel, erweichende Bähungen mit Campher und durch den innerlichen Gebrauch des Mohnsafts mit Campher am besten gelindert. Oft vergeht dieser Zufall langsam, ja später als der Ausfluß selber, ist aber von keiner Bedeutung und Folgen; Quecksilbersalbe, und innerlich Schierling und China sind dann mit Nutzen anzuwenden. — Ein sehr beschwerliches Uebel ist es, wenn sich der Tripper bis in die Blase erstreckt. Ausleerende, besänftigende Mittel, Blutigel, Blasenpflaster und Quecksilbereinreibungen am Mittelfleisch sind hier nützlich. Dieselben Mittel, durch Ruhe und ein Suspensorium unterstützt, sind auch in der Hodengeschwulst von Nutzen; Brechmittel zaubern diesen letzten Zufall zuweilen, doch nicht beständig weg. Obgleich dieses Uebel nach frühzeitiger Stopfung des Ausflusses entsteht; so ist die Inoculation des Trippers doch nie von einem günstigen Erfolg. — Der Nachtripper hängt gleichfalls von der Constitution des Kranken oder der Natur der Theile ab; und diese verschiedne Constitution muß auch die anzuwendende Heilmethode bestimmen, welche, so wie jene, oft schwer ausfündig zu machen ist. Die Balsame, Terpenthinarten, Spanischen Fliegen u. s. w. würken in diesem Uebel oft specifisch und schleunig, äußerlich kann man zusammenziehende Mittel, als eine Abkochung der Fieberrinde, weißen Vitriol, Alaun und Bleyzubereitungen, oft auch reizende Einspritzungen und Bougies mit Nutzen anwenden. In einzelnen eingewurzelten Fällen half ein Blasenpflaster auf die untre Seite der Harnröhre gelegt, oder die Electricität, (welche der Verf. überhaupt in mehreren hartnäckigen venerischen Ueberbleibseln als nützlich empfiehlt.) Daß bey einigen Nachtrippern etwas skrophulöses mit im Spiel sey, glaubt der Verf. um desto fester, weil er gefunden hat, daß Seebäder mehrere Nachtripper geheilt haben, als alle Arten Bäder vom gemeinen Wasser es zu thun vermögen. Auf Ordnung und Mäßigkeit im Essen und Trinken, und ruhiges

Verhalten muß man bey der Cur des Nachtrippers sehr aufmerksam seyn. Der Beyschlaf verursacht oft einen Rückfall dieser Beschwerde, welche nie ansteckend sey, und mit welcher der Verf. gewöhnlich eine Strictur in der Harnröhre verknüpft zu seyn glaubt. — Von diesen Verengerungen, (stricture) und der Vereiterung der Harnröhre, den Fisteln im Mittelfleisch, und den übrigen aus jener Verengerung entstehenden Zufällen, ihrer Behandlung durch Bougies, durch Aezmittel, (zu dessen Anwendung der Verf. ein eignes, auf den angehängten Kupfertafeln abgebildetes Instrument vorschlägt) und durch andre Arzeneyen sagt der Verf. viele treffende, practisch-schöne Wahrheiten und Lehren. — Bey Gelegenheit der Impotenz raisonnirt er über die Einwürkung der Seele bey dem Beyschlaf sehr richtig und schön. Daß er aber in diesem Capitel den Schaden, welchen die Selbstbefleckung anrichtet, zu klein anschlage, muß auch Rec. eingestehn.

Der vierte Theil dieses Buchs handelt vom Chancre. Chancres entstehn seltner wie Tripper, und brechen gemeiniglich später nach dem unreinen Beyschlaf als diese aus. Der Verf. sahe sie acht Wochen nach geschehener Ansteckung erst erscheinen. — Zuweilen ereignet es sich, daß Chancres sehr zeitig anfangen Schorfe zu bilden, ein Zeichen, daß sie große Neigung haben, brandig zu werden. — Auch die Chancres erleiden durch gewisse Umstände der gegenwärtigen Constitution des Körpers verschiedne Abänderungen, da hier die locale Behandlung sowohl, als die innerliche, großen Abänderungen unterworfen sind; und von der richtigen Beurtheilung dieser Verschiedenheiten hängt, auch bey diesem Uebel das Glück des Arztes ab. Bloß bey der ersten Erscheinung des Chancres, wenn er sich noch nicht weit hat ausbreiten können, darf man ihn durch Aezmittel oder das Messer ausrotten, (das Berühren mit dem Höllenstein scheint dem Verf. zu diesem Behuf am vorzüglichsten) doch muß man, der Sicherheit wegen, Quecksilbermittel nachher zu gebrauchen, nicht versäumen. Der Verf. zieht zum äußerlichen Gebrauch in diesem Uebel den Calomel, oder eine andre Mercurialzubereitung mit schleimigten wässerigen Substanzen vermischt, den Salben vor, weil sich diese Substanzen besser mit dem Eiter vermischen, als die öhlichten. — Je öfterer der Verband erneuert wird, desto besser ist es. Das Geschwür muß täglich

täglich wenigstens dreymal verbunden werden, zumal wenn man sich öhlichter Mittel dazu bedient. — — Gegen die dem Chancre ähnliche Geschwüre, welche an den Geburtstheilen, nach geheiltem venerischen Uebel zurückbleiben, und oft lange nachher noch wieder ausbrechen, hartnäckig und nicht wahrhaft venerischer Art sind, leisteten dem Verf. Holztränke und das Lixivium tartari zu 40 Tropfen Abends und Morgens in Fleischbrühe gegeben, die beste Hülfe. Weil Milch, mit welcher Venusgift vermischt war, mehreremale von gesunden Menschen verschluckt ist, ohne diese Krankheit hervorzubringen, und weil das Blut der venerischen Kranken nicht von diesem Gifte durchdrungen sey, (denn wäre dieses, so müßte die Wunde bey dem Aderlaß eines Venerischen zum Chancre werden, welches aber nicht geschicht) so behauptet der Verf. daß Kinder von venerischen Müttern gebohren, nicht von diesem Gifte angesteckt, zur Welt kämen. (??) Er sey überzeugt, (und dieses ist Rec. gleichfalls) daß Ausschläge und Geschwüre auch bey Kindern vielfältig für venerisch gehalten würden, welche in der That nicht venerisch sind, und wenn sie es wären, so glaubt er, daß die Kinder bey dem Durchgange durch die Mutterscheide oder auf eine andre Art angesteckt würden. —

Die venerische Materie bringt, wenn sie in die Constitution des Körpers übergeht, einen Reiz zuwege, welcher, ohne Fortdauer der Einsaugung fortgesetzt werden kann; und der Körper hat kein Vermögen sich einige Erleichterung zu verschaffen, oder selbst zu helfen, daher denn das venerische Uebel immerfort zunimmt, und nicht von selbst heilen kann, wie bey vielen specifischen Krankheiten, in welchen dieser Reiz nicht über eine gewisse bestimmte Zeit hinausdauern kann. (Und bey einigen dieser Krankheiten, z. B. bey den Kinderblattern wird der Körper gegen den Reiz des Giftes so abgestumpft, daß der Patiente dieselbe Krankheit zum zweytenmale zu bekommen nie fähig ist.) Jener Umstand, sagt der Verf. — daß nämlich der venerische Reiz ohne fortdaurende Einsaugung fortgesetzt werden kann, und der Körper kein Vermögen habe, sich selbst zu helfen — ist, mit den andern Zeichen verbunden, vielleicht eines der besten Unterscheidungskennzeichen der wahren venerischen Krankheit. — Die Heilmethode des würklich venerischen Uebels ist weit schwerer zu bestimmen als wie die Cur der beyden ersten

Krankheiten, (nämlich des Trippers, und Chancres) welche, da sie allemal local sind und sichtbare Würkungen äußern, mehr in die Sinne fallen, so daß man sich selten oder niemals in Ansehung der Cur irren wird, ohngeachtet sie oft langwieriger und mühsamer ist. Wenn die Zufälle des Chancres und Trippers gänzlich verschwunden sind, so kann der Patiente in den mehrsten Fällen sich als geheilt ansehn, dieses gilt aber keineswegs von der venerischen Seuche, denn es kann die venerische Würkung dem Anscheine nach gehoben seyn, die Zufälle können verschwinden und gleichwohl können dieselben wieder ausbrechen, wenn die venerische Würkung nicht gänzlich zerstört worden, sondern noch in andern Theilen eine venerische Disposition zurückgeblieben ist. Man muß also mit der Behandlungsart einige Zeit nachher noch fortfahren, nachdem alle Zufälle schon verschwunden sind. — Wenn man das Quecksilber auf eine schickliche Weise durch die äußerliche Methode in den Körper bringen kann, so verdient diese Behandlungsart vor der innern, auch nach unsers Verf. Erfahrung bey weitem den Vorzug. — Sehr irrig, sagt er, ist die Meynung derjenigen, welche wähnen, daß sich der Mercurius in metallischer Gestalt in die Knochen ansetze. — Die Würkung des Quecksilbers gegen das venerische Gift hängt, seiner Meynung nach, nicht davon ab, daß es Ausleerungen irgend einer Art errege, oder als ein, mit dem Venusgift sich vereinigendes und dieses verbesserndes Mittel würke, sondern die Würkungsart dieses Heilmittels sey so beschaffen, daß es die widernatürliche Würkung der lebenden Theile aufhebt und der venerischen Reizung dadurch entgegenwürkt, daß es einen Reiz einer entgegengesetzten Art hervorbringt. — Wenn der Gebrauch des Mercurius den Hals und Mund sehr angriff, so fand der Verf. ein Gurgelwasser aus einem Quentchen Thubaischer Tinctur und 1 Unze Wasser sehr heilsam. — So sehr er auch von den wohlthätigen Würkungen des Opiums überzeugt ist, so haben wiederholte Versuche den Verf. doch gelehrt, daß es zur Heilung der Lustseuche unwürksam sey, und, daß man bey Darreichung großer Gaben dieses Mittels viele Vorsicht anwenden müsse. — Gaujacharz thue etwas zur Heilung venerischer Zufälle, die Sarsaparillenwurzel aber wenig oder gar nichts. — Daß durch gemeinschaftliche Trinkgeschirre das venerische Gift sich mittheilen könne, läugnet der Verf. und wir verhoffen, daß der in Deutschland bis zur Unart weit

weit getriebene Streit über diese Frage auch durch diese Erklärung eines in dieser Sache völlig competenten Richters, gewiß in der Zukunft sich leichter wird beylegen lassen.

Die drey angehängten Kupfertafeln bilden die, durch Stricturen in der Harnröhre widernatürlich gestallteten Urinwege und das Instrument ab, mittelst welchem der Verf. das Aezmittel an die verengerte Stelle, der Harnröhre zu bringen vorschlägt. Es ist dieses ein biegsamer Catheter mit der Oeffnung vorne am Ende, in welchen man einen Drath einbringen kann, der an seiner Spitze mit einer kleinen Zwinge (port crayon) versehen ist, um ein Stück eines Aezmittels darin einzuklemmen.

Dr.

Untersuchung des thierischen Magnetismus. Aus dem Französischen. Leipzig, bey Haugs Wittwe. 1787. 96 S. 8.

Dieses ist eigentlich nur ein neuer Titel zu einem schon 1785. in Wien gedruckten Werke, dessen weggeschnittener Titel heißt: **Merkwürdiger Bericht der vom Könige v. Frankr. zur Untersuchung des thierischen Magnetismus abgeordneten Commission.** Hintenan ist eine Vertheidigung von Mesmer. Was die Commission urtheilte ist bekannt; an Mesmers Magnetismus glaubt kein vernünftiger Mensch, der hinlängliche Kenntnisse hat, um die Sache beurtheilen zu können, daher halten wir uns dabey nicht weiter auf.

Nf.

Medicinische Beobachtungen. Zweyten Bandes erstes Heft. Quedlinburg und Blankenburg, bey Ernst. 1786. 64 S. 8.

Es sind im Ganzen 12 mittelmäßige Beobachtungen, dergleichen jetzt schaarenweise zum Vorschein kommen, ohne die Arzneywissenschaft nur einen Schritt weiter zu bringen.

Hr.

Hippokrates Werke. Aus dem Griechischen übersetzt, und mit Erläuterungen von D. Johann Friedrich Carl Grimm, Sr. Durchl. des reg. Herz. von S. Gotha Hofrath und Leibarzte. Dritter Band. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1785. 618 S. 8.

Dieser Band enthält die chirurgischen Bücher des Hippokrates, namentlich das B. über die Vorrichtungen (officina) zur Wundarzeney, von den Beinbrüchen, von den Gelenken, von der Einrichtung mit dem Hebel, von den Geschwüren, von den Fisteln, von der goldnen Ader, von den Kopfwunden, von dem Bringen eines zu zerstückelnden Kindes (Exsectio fetus,) von der Zergliederung, von den Krankheiten, von den innerlichen Krankheiten, und vom Sehen. Den Beschluß machen, wie gewöhnlich, Erläuterungen, die weit schicklicher und bequemer für den Leser unter den Text gehören. Die botanischen Wörter sind gut erläutert, wie man es von einem solchen Pflanzenkenner erwarten kann, aber auch allemal getroffen? dazu gehört noch mehr Wegräumung des alten Schuttes, und bessere Bestimmung der Frage, ob die Pflanzennamen bey dem Hippokrates, Dioskorides und spätern Griechen immer einerley bedeuten. Ueberdieß scheint es, als ob die Uebersetzung dieser Dinge den jetzigen Aerzten ganz gleichgültig, wo nicht gar entbehrlich seyn möchte. Uebrigens ist die Uebersetzung größtentheils treu, hier und da geschmeidiger, als im vorigen Bande, doch manchmal mehr Paraphrase, als Uebersetzung. Der Rest soll nächstens folgen.

****

Lehrbuch der Vieharzneykunde von Dr. Johann Heinrich Jung, ordentlichen öffentlichen Professor zu Heidelberg. Zweyter Theil, welcher die medizinische Materie und Clinik enthält. Heidelberg, bey den Gebrüder Pfähler. 1786.

Eben das Urtheil, welches wir von dem ersten Bande gefällt haben, wiederholen wir hier. Es enthält dieser zweyte Theil alles das, nervös und bündig verbunden mit eignen Gedanken des Verfassers, was bisher in der Vieharzneykunde gesagt worden ist. Rec. schränkt sich daher auch auf diese kurze Anzeige ein, indem er gewiß ist, daß auch dieser Theil, bald in den Händen aller praktischen Aerzte und Vieharzte seyn wird.

E. Z.

Anleitung zur Bildung ächter Wundärzte von D. Kohlhaas. Dritter Band. Regensburg, mit Zeitlerschen Schriften. 1786. 345 S. 8.

Hier trägt der Verf. nach einer kurzen Einleitung in die Philosophie und philosophischen Wissenschaften überhaupt, Logik nebst psychologischen Vorerkenntnissen und Metaphysik, meistens nach Feders und Titels Grundsätzen, vor. Bey mancher hier vorgefundenen, dem Verf. gewiß auch nicht unbekannten Lücke, wünschen wir doch dem Wundarzte Glück, wenn er so viel Philosophie, als hier vorgetragen ist, im ganzen Umfange gefaßt hat, und vermögend ist, sie anzuwenden; der Nutzen davon wird nicht gering seyn. Ein deutsch-lateinisches Wörterbuch nebst einem allgemeinen Register, und das Verzeichniß der hier zu gebrauchenden Schriftsteller, macht die letzten 57 Seiten dieses Buches aus.

Physiologie des weiblichen Geschlechts von D. M. Roussel. Aus dem Französischen übersetzt, von C. F. Michaelis. Berlin, bey Vieweg. 1786. 294 S. in 8.

Der Verf. sucht hier zusammen, was das weibliche Geschlecht im äußeren und inneren Körperbaue sowohl, als auch an moralischen Anlagen vor dem männlichen besonders hat und haben soll. Daraus bildet er sich nun, wie ein Maler, nach den natürlichen Gesetzen der Schönheit, vermittelst des Zellengewebes des Bordeu, eine Venus; giebt dieser ein sanguini-

guinisches Temperament; beseelet ihre Körperreize durch einen moralischen Sinn, nach Stahls Grundsätzen; besieht sie dann vom Kopf bis zur Fußsohle, und macht ihr dabey, nach Art der Franzosen, manches verbindliche und elegante Kompliment. Nun durchhüpft er, mit vieler Leichtigkeit Seele und Leib mit einem anatomischen und philosophischen Blicke, und macht dabey einen Seiten-Pas auf Börhaaven. Hier mag ihm aber manche Tour zu schwer und unbegreiflich gewesen seyn: aus Groll nennt er also sein System leeres Geschwätz einer ungewissen Mechanik. Nun! wer eine flüchtige Compilation schuldig ist, kann mit dieser Physiologie bezahlen.

Pgr.

Handbuch der Staatsarzneykunde, enthaltend die medicinische Polizey und gerichtliche Arzneywissenschaft. Von Joh. Dan. Metzger. Züllichau. 1787. in 8.

Ein gutes für academische Vorlesungen taugliches Handbuch beyder Wissenschaften wurde bisher noch vermißt, und des Hrn. Hofr. Verdienst ist also um desto größer. In der medicinischen Polizey sey noch kein Buch vorhanden, dem man nicht den Vorwurf machen könne, es habe seine Grenzen viel zu weit gesteckt, auch selbst Franks Werk sey von diesem Vorwurfe nicht frey. Die medicinische Polizey wird eingetheilt in Pflichten der Landesobrigkeit, und in Pflichten der der Landesobrigkeit untergeordneten Collegien. Manches kann doch unter diese beyde Abtheilungen nicht füglich gebracht werden, als diätetische Einrichtung der Kirchen und Schulen, und dieses ist in einem Anhange zugefügt. Unter den ersten Abschnitt gehört Sorge für die Population und hierher wird gerechnet Beförderung der Ehen, Einschränkung des Luxus, Vorsorge für Schwangere, Vorsorge für Neugebohrne und für Kranke, Anstalten für Rettung der Scheintodten, Verbot allzufrüher Beerdigungen, Verlegung der Kirchhöfe ausserhalb der Stadt, Vorsorge wider ansteckende Krankheiten, in die zweyte Abtheilung dieses Abschnitts: Vorsorge der Landesobrigkeit wider Viehseuchen und Begünstigung der veterinair Arzneykunde. In dem zweyten Abschnitt kommen Pflich-

Pflichten der der Landesobrigkeit untergeordneten Collegien, der Polizeydirectionen für bürgerliche Ruhe, für die Bequemlichkeit der Bürger, und wider Unglücksfälle, Pflichten der Sanitätscollegien, der Provinzialärzte, Prüfung der Medicinalpersonen, und Grundsätze zur Visitation der Apotheken. Alle diese Kapitel sind kurz aber vollständig ausgeführt, das konnte aber wohl bey dieser Eintheilung nicht vermieden werden, daß manches entweder doppelt vorkömmt, oder doch manche sehr ähnliche Materien weit von einander getrennt werden. Z. B. Pflichten des practischen Arztes und eines Physici sind doch so sehr nicht von einander verschieden, und doch stehn sie in zwey ganz verschiedenen Abschnitten. Würde medicinische Polizey als Diätetik des Staats angesehen, und nach einem ähnlichen Plan wie Diätetik behandelt, oder gar mit dieser ganz verbunden, so würde unserer Meynung nach ein weit natürlicher System herauskommen, wir sind weit entfernt deswegen das Ganze zu tadeln, eine in ihren Theilen so leicht zu übersehende Wissenschaft, kann nach verschiedenen Systemen vollständig und faßlich behandelt werden, wie hier würklich geschehen ist. In den Vorschlägen zur diätetischen Verbesserung kirchlicher Gebräuche, ist vorzüglich auf Lüftung der Kirchen, auf die Gefahr des gemeinschaftlichen Kelchs, auf den Misbrauch frommer Personen nüchtern das Abendmal zu nehmen, auf die Schädlichkeit der zu langen und unzeitigen Andachtsübungen, und vorzüglich Predigten zur Nachtzeit und gleich nach Tisch, auf die Gefahr der kirchlichen Versammlungen bey Ungewitter, Stürmen und von dem oft darauf folgenden Erdbeben, und auf die Schädlichkeit, daß neugebohrne Kinder, besonders bey Winterszeiten in der Kirche getauft werden, aufmerksam gemacht. In der gerichtlichen Arzneykunde zuerst eine sehr treffliche Schilderung von den Eigenschaften eines guten gerichtlichen Arztes. Dann über Lethalität der Wunden im Allgemeinen, die Eintheilung in absolut, für sich und zufällig tödtlich, scheint dem Hrn Verf. noch immer die passendste. Dann Bestimmung der Lethalität der Wunden nach ihrer Gattung, Menge, Ort, nach Alter und Leibesbeschaffenheit u. s. w. dann Erstickungen, Vergiftungen, Selbstmord. Zu bestimmt sind doch wohl penetrirende Wunden der Gelenke, besonders des Kniegelenks für mehrentheils tödtlich angegeben, weil durch den unaufhaltbaren Ausfluß des Gelenkwassers nothwendig Abzehrung erfolgen müsse. Fallen sie nicht durch erregte

Zuckun-

Zuckungen oder Verblutungen bald tödtlich aus, so sind gegen diese Gefahr doch noch manche Mittel und selbst die Amputation anzuwenden. Bey den Verletzungen der Brust und des Bauchs vermissen wir die Wunden des ductus thoracici gänzlich. Verdächtige Geburten, Mißgeburten, noch lebende Kinder, todte Kinder, Abortus, Untersuchung des Lebens oder Absterbens eines neugebornen Kindes vor oder nach der Geburt durch die Lungenprobe und durch andre Kennzeichen, die Lungenprobe ist hier so vollständig und deutlich abgehandelt, als wir sie noch irgend angetroffen haben. Vorgebliche und verhehlte Krankheiten. Zweifel über Menschenalter. Gesetzwidriger Beyschlaf. Zweifelhaftes Zeugungsvermögen. Anführung der vorzüglichsten Schriftsteller fehlt hier wie in den andern Compendiis des Hrn. Verf. gänzlich, wenn diese der Hr. Hofr. auch wirklich in seinen Vorlesungen selbst angiebt, so wäre doch wohl vielen damit gedient, sie auch in dem Handbuche selbst zu lesen.

Am.

Skizze einer medicinischen Psychologie. 1787. 8.

Reine, bestimmte Begriffe liegen in dieser Skizze zum Grunde. Aller Vorgänger und Vorarbeiter ungeachtet, konnte nur ein philosophischer Arzt sie verfassen. Wir merken nur dieß wenige an: Reizbarkeit und Nervenkraft in dem Sinne, in welchem sie der Verf. nimmt, sind einander nicht sowohl entgegen zu setzen, als vielmehr für eine Kraft zu erkennen, welche in verschiedenen Organen verschiedene Würkungen und Erscheinungen hervorbringt. Der Begriff des Worts Phantasie §. 56. scheint zu weit ausgedehnt, und mit ingenium verwechselt zu seyn, wenn schon diese höhere Seelenkraft jene niedere als vollkommene und thätig voraussetzt. Wenn man behauptet, Erfahrung seye die einzige Quelle ersterer Erkenntnisse, alle Begriffe entstehen durch die Sinne, ohne Ausnahme des Satzes des Widerspruchs, oder irgend eines andern, so scheint es am Ende auf ein Wortspiel hinaus zulaufen, da doch gleichwohlen die Erkenntniß arithmetischer Wahrheiten und anderer ohne eigentliche Erfahrung erlangt werden kann. Der Beweiß §. 87. einzeln genommen, ist eine petitio principii. Raum und Zeit sind unstreitig empirische (nicht empurische) Begriffe, und bezeichnen bloß

Verhältnisse von Dingen, nicht ein Ding selbst. Die objective und subjective Verrichtung der Sinne kann in der Ausübung selbst nicht getrennt werden. Wenn Zartheit der Sinne darinnen besteht, daß sie die schwächste Eindrücke vernehmen, so stehen die Thiere dem Menschen in der Zartheit nicht immer nach; Schärfe läßt sich von Zartheit nicht trennen. Die Sinnen können durch falsche Vorstellungen auch trügen, wenn ohne die Harmonie zwischen Würkung und Gegenwürkung nicht gehoben ist, als bey ungeübter Seele, bey Krankheiten der äußern Organen u. s. w. Der Sinn des Geschmacks und des Geruchs ist allerdings belehrend. Nicht die Organe des Gehörs und des Gesichts allein sind doppelt, auch das des Geruchs, selbst des Geschmacks ist es, wenn schon näher grenzend. Die Raubvögel sind wohl nicht dem Menschen sehr ähnlich, und doch sehen sie in großer Entfernung. Als Ursachen des Wahnsinnes sind von den Zergliederern allerdings Veränderungen und andere Krankheiten entdeckt worden. Warum solle der Mensch unter allen Thieren verhältnißweise am längsten leben? oder vielmehr, was will hier das verhältnißweise sagen? Wenn wir übrigens im ganzen auf die Anfrage antworten sollten, ob in diesem Versuch die Anlage zu einem guten Buche enthalten seye, so würden wir es mit Ueberzeugung bejahen.

We.

Neues Magazin für die gerichtliche Arzneykunde und medicinische Polizey. Herausgegeben von Dr. J. Th. Pyl. 2ten B. 2tes St. Stendal, bey Franz und Große. 1787. 160 S. 8.

Dieses Stück des Magazins ist dem vorigen gleich. Der Verf. des Aufsatzes über den Genuß der Kartoffeln, will seitdem mehr asthmatische Personen bemerkt haben. Ueber die Kennzeichen einer Schwangerschaft S. 137. urtheilt die Königsbergische Facultät, bey Gelegenheit eines von ihr geforderten Gutachtens, daß ohngeachtet des Auflegens der Hände auf den Leib, und der Untersuchung des Muttermundes und andrer vorhandenen zuverläßigen Zeichen, Kunstverständige doch noch im 6ten Monate irre geführet werden können. Ueber bessere diätetische Einrichtung des Got-

tes-

tesdienstes, aus dem Journale von und für Deutschland, aus welchem hier mehr entlehnt ist. Bey der sehr nachahmungswürdigen Verfassung des Medicinalwesens im Badenschen S. 74. hat uns gefallen, daß man die Physici nicht nur selbst erhält, sondern ihnen auch Futter für ein Pferd giebt, da sonst in vielen Provinzen Deutschlandes der Physikus seinen Gehalt fast allein schon zur Erhaltung desselben anwenden muß. Die S. 71. gelieferte Sterbeliste nach den Krankheiten mag für unmedicinische Leser des historischen Portefeuille befriedigend seyn, aber für Aerzte verdiente sie hier nicht abgedruckt zu werden, denen die Rubriken: Bettlägerigkeiten, an wundten Gaumen, an Geschwulst und dergleichen sehr poßierlich scheinen muß; die schon so oft erwiesene Unzuverläßigkeit solcher Londonschen Sterbelisten nicht einmal mitgerechnet. Warum sollte denn unser Deutschland nicht etwas instructives dieser Art liefern können? warum nicht lieber aus Klockenbrings vermischten Aufsätzen etwas hieher gehöriges in dies Magazin aufgenommen? Interessanter ist schon die Berlinische Tabelle S. 71. Außer den hier angegebenen Aufsätzen sind auch noch die Nachricht von dem Zucht- und Arbeitshause zu Brieg von Dr. Glawing, und die Stralsundische Verordnung wegen Kur und Verpflegung der Kranken im Spitale das wichtigste in diesem Stück des Magazins.

Rg.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Karl und Karoline, oder: so ist denn die Freundschaft stärker, als die Liebe? Ein dramatisches Familiengemälde in vier Aufzügen von G. F. W. Breslau, bey Korn dem Aeltern. 1787. 14 Bogen in 8.

Karl liebt Karolinen, Karoline liebt Karlen, und beyde sind dem Ziel ihrer Wünsche nah, als Ferdinand, Karls Freund, erscheint und sich besinnt, vor einem Jahre Karolinen

nen einmal gesehen und sich in sie verliebt zu haben. Diese Liebe schlägt beym Anblick des geliebten Gegenstandes in neue Flammen auf. Karl entdeckt diese Leidenschaft, und ist großmüthig genug, sich seinem Freunde aufzuopfern; ja er sagt seiner Karoline den Kauf auf, ohne sich vorher zu erkundigen, ob sie auch Lust hat, seinen Freund in seine Rechte treten zu lassen. Ferdinand aber ist nicht minder großmüthig, und schlägt das Glück, das ihm Karl anbietet, eben so standhaft aus. Endlich, da man nicht einig werden kann, wird die Entscheidung Karolinen überlassen, die, wie zu vermuthen war, ihren Karl wählt, und Ferdinand — giebt sich zufrieden. Wer Lust hat, diese interessante und wahrscheinliche Geschichte in 14 Bogen ausgesponnen zu lesen, der nehme das Buch selbst zur Hand. Rec. besinnt sich in seinem Leben nicht solch eine gutmüthige, zugleich aber auch keine so langweilige Gesellschaft beysammen gesehen zu haben. Er bietet männiglich Trotz, ihm eine so langweilige prima donna, als Karoline, ein paar so langweilige Liebhaber, als Karl und Ferdinand, einen so langweiligen Vater, als den alten Widmar, ja sogar ein paar langweiligere Bediente, als Friedrich und Lisette sind, zu zeigen! Kurz, es fällt ihm unmöglich, sich etwas langweiligeres zu denken, es müßte denn der Schöpfer dieser langweiligen Geschöpfe selbst seyn. Man braucht nur eine Scene gelesen zu haben, um überzeugt zu seyn, daß es dem Verf. nicht mehr, als an Alle dem fehlt, was ein dramatischer Dichter durchaus nöthig hat. Desto größere Anlage hat er zu einem moralischen Chriennacher. Selten schließen seine Personen, wenn sie einmal den Mund geöffnet haben, ihn eher, als auf der zweyten, dritten, oft auch wohl erst auf der vierten Seite. Nur eine kleine Probe des Dialogs. Karoline sagt zu ihrem geliebten Karl: „Macht sie „(Ihre Gattinn) Fehler, so verweisen sie ihr dieselben mit „Güte, dadurch wird ihre Frau, wenn sie anders Gefühl „hat, und Gefühl muß sie haben, sonst wäre sie nicht ihre „Frau, dadurch, sage ich, wird Sie dieselbe täglich mehr „und mehr liebgewinnen, und darauf bedacht seyn, Ihnen „es gleichfalls immer fühlen zu lassen, was für ein glücklicher „Ehemann Sie sind u. s. w."

Nr.

Das Muttersöhnchen. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Aus dem russischen Original, betitelt: Nedorost, von einer Gesellschaft Freunde übersetzt. Leipzig und Wien, bey Gräffer. 1787. 11 Bogen in 8.

Daß irgend ein nach Sibirien verwiesener Russe, um sich an der bösen Welt zu rächen, und sie an seiner Langenweile Theil nehmen zu lassen, sie mit einer so schlechten Farce beschenken konnte, das kann nicht unwahrscheinlich seyn; aber daß eine Gesellschaft von Deutschen — eine Gesellschaft! — ohne Einer vor dem Andern schamroth zu werden, die sündliche Arbeit übernehmen durfte, so etwas zu übersetzen, das ist weniger zu begreifen.

Nicht immer macht Erziehung den Menschen, oder: Der Instinkt. Ein Schauspiel mit Arien in fünf Aufzügen von dem Verfasser des Pagen. Breslau, bey Korn dem Aeltern. 1787. 12 Bogen in 8vo.

Es scheint, der Verf. will sich durch manche gute Warnung, nicht abhalten lassen, uns mit seinen theatralischem Geschreibsel heim zu suchen. Hier ist nun wieder ein solches Schauspiel, wovon sich nichts sagen läßt, als daß es nichts taugt.

Die reduzirte Nonne, oder der Gewissensskrupel. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von F. C. Gerrmus. „Wir bessern nicht gern an dem Werke der alma“ u. s. f. Wieland. Frankfurt und Leipzig, bey Stahel. 1786. 164 S. 8.

Ein junges, dummes Mädchen, die Nonne gewesen, kommt, nach aufgehobenem Kloster, wieder in die Welt, möchte gern einen jungen Kerl heyrathen, glaubt aber, ihr Gelübde stehe ihrer Liebe im Wege. Dieser Kampf wird auf eine ganz gemeine Art in diesem Stücke fünf Aufzüge hindurch dargestellt.

stellt. Endlich macht sie Hochzeit. Alle übrigen Personen thun zur Handlung gar nichts, als daß sie uns durch Gewäsche in österreichischem Provinzialdeutsch Langeweile machen.

Die Rückkehr aus Ostindien; oder wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire, von J. C. Kaffka. Magdeburg, 1787. bey Creuz. 11 B. 8.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: er wisse wohl, daß er keinen Beruf zur Schriftstellerey habe. — Er hat Recht; warum schreibt er denn aber? Allein er glaubt doch hier ein Stück von Voltaire, wovon schon eine Verdeutschung unter dem Titel: die Frau, welche Recht hat, gar schön umgearbeitet zu haben; diese Arbeit ist ihm indessen sehr mislungen. Des alten Wölflings Kinder sind ekelhafte Karrikaturen, und Hans ist noch obendrein mit seinem „Potz, Puder und Pommade“ u. dgl. eine Kopie von Junker Ackerland, nur sehr plump gerathen. Wenn Herr K** sich etwas darauf zu gute thut, den alten Müller feiner dargestellt zu haben, als Voltaire seinen Duru, so läßt er ihn doch im letzten Aufzuge ziemlich dragonermäßig schimpfen. Mit der Sprachreinigkeit sieht es auch übel aus. Es heißt ja doch wohl nicht: ohne dieser Eigenschaft, sondern ohne diese, und nicht mir schmeicheln, sondern mich.

Der Vermählungstag. Ein Schauspiel in drey Aufzügen. Leipzig, Ofen und Preßburg, bey Diepold. 1786. 4½ B. 8.

Unter aller Kritik die kahlste Intrigue, die schon im ersten Aufzuge der Entwicklung nahe ist, auf die langweiligste Art in drey Aufzüge gedehnt. Nichts, was auch nur einen Schatten von einiger Kenntniß der Menschen und der Kunst verriethe. Ein origineller Einfall bey diesem quasi Schauspiele ist noch, daß im letzten Auftritte der Held des Stücks von jedermann für todt gehalten wird, und so hätte das Ding ohne weitere Mühe für ein Trauerspiel gelten können; allein der Zauberstab des Verfassers läßt ihn die Augen wieder aufschlagen, je-

doch ohne ein Wort zu reden, dann rufen alle Anwesende aus: „O Glück! o Glück! nun soll er heute noch Hochzeit halten!“ Ob der vom Tode Auferstandene dazu aufgelegt ist, wird nicht gefragt, auch redet er keine Sylbe, sondern der Vorhang fällt, und so ist es dann ein Lustspiel.

G.

1) Verbrechen aus Ehrfurcht. Ein ernsthaftes Familiengemälde in fünf Aufzügen, von Wilhelm August Iffland. Neue veränderte Originalausgabe, Manheim, bey Schwan und Götz. 1787. 8 Bog. gr. 8. (Mit dem Brustbilde des Verf.)

2) Bewußtseyn! Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von W. A. Iffland. Für die kurfürstliche Nationalbühne geschrieben. Berlin, bey Decker. 1787. 11 Bogen 8. (Mit einer Titelvignette.)

Nr. 1. Die erste Ausgabe dieses Schauspiels ist bereits im 63sten B. 1sten Stücks S. 118 von einem andern Rec. mit dem verdienten Lobe angezeigt worden. Auch wir haben dieses vortreffliche Stück in dieser neuen Auflage mit erneuertem Vergnügen gelesen, und sind in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß Herr J. gewiß einer unserer ersten dramatischen Dichter — wo nicht schon ist — doch sicherlich werden wird, wenn er auf der so rühmlich betretenen Laufbahn mit gleichem Eifer und gleicher Vorsicht langsam forteilt. Wesentliche Veränderungen hat das Stück in diesem Abdruck nicht erhalten: sie betreffen nur einzelne Ausdrücke und Wendungen. Der Verf. vertheidigt sich deshalb, und wir wollen nicht mit ihm streiten. Selbst den Juden wollen wir ihm lassen; aber gestehen müssen wir doch, daß wir ihn ungern zum zweytenmal erscheinen sehen. (3. Aufz. 6. Auftr.) Ist es nicht ein Aergerniß für den fühlenden Zuschauer, wenn er sich durch ein dummes Gelächter stöhren lassen muß, und wer die deutschen Logen, Parterre, Amphitheater und Gallerieen kennt, wird wohl nicht zweifeln, daß sich nicht von allen diesen Orten her Stimmen vereinigen sollten, eine Person, wie diesen Juden, mit lautem Gelächter zu empfangen, ehe er noch den Mund

Mund geöffnet hat. So natürlich und angemessen die Sprache größtentheils ist, so möchte doch hier und da in Kleinigkeiten etwas auszusetzen, und dem Dialog hie und da etwas mehr Rundung und Wahrheit zu wünschen seyn. Die Dedikation ist in einem pretiösen Ton geschrieben, den wir niemand weniger verzeihen, als unserm Verfasser. Einige Tiraden sind so gesucht und kostbar, daß wir offenherzig bekennen, sie nicht verstanden zu haben.

Nr. 2. Dieses Stück ist eine Fortsetzung des vorigen. Man hatte nämlich an jenem Schauspiel ausgesetzt, daß der Verf. den jungen Ruhberg doch glücklich werden lasse. „Dieser Vorwurf, (sagt der Verf.) wenn er gerecht ist, macht „das unnütz, gefährlich." Sollte dieß so ganz unbedingt richtig seyn? Doch die Beantwortung dieser Frage würde uns hier zu weit führen; wir fragen aber weiter: ist jener Vorwurf wirklich gegründet, und wie ist ers? Ein junger Mann voll Ehrgeiz; aber nicht minder édlen, gefühlvollen Herzens, der aus dem Schoos seiner Aeltern und Verwandten gestossen und in die weite Welt hineingetrieben wird; der sich das Unglück einer ganzen Familie und den Tod eines Vaters vorzuwerfen hat; der, selbst von seinen Freunden, nichts, als ein Mitleid, erwarten darf, das einem Mann seiner Art so peinigend, und peinigender ist, als Verachtung; ein Mann, der aus dem Taumel der großen Welt herausgerissen ist, ohne in sich selbst Ruhe zu finden, ohne seinen Schmerz mittheilen zu dürfen — Wer einen solchen Mann für glücklich halten kann, der beweist weiter nichts, als daß er in einer ähnlichen Lage vielleicht nicht unglücklich seyn würde, und zugleich, daß er ein stumpfes Gefühl besitzet, dessen Ausspruch gar nichts entscheidet. Indeß fand Herr Iffland es doch für nöthig, dem Uebel auf alle Fälle vorzubauen, und die weitern Schicksale des jungen Ruhberg zum Gegenstand eines neuen Schauspiels zu machen. Er hat sich nach einem dreyjährigen Herumirren endlich fixirt, und ist Kabinetssekretär eines Ministers worden, dessen ganzes Vertrauen und die Freundschaft seines Sohnes, des Barons, er sich erworben hat. Dieses Glück zieht ihm die Feindschaft eines Rath Bezanetti zu, der sich durch ihn verdunkelt sieht, und mit einem Kapellmeister Nebel, dem Spaßmacher vom Hause, und einem Kammerdiener des Ministers, den Plan macht, ihn zu stürzen. Zum Unglück für Ruhberg erfahren sie von einem

Reisenden aus seiner Vaterstadt seine vorigen Schicksale. Der Minister, der mit seinem Sohne zeither nicht in dem besten Vernehmen gestanden, hat den Plan, ihn mit einer Gräfin Luise, seiner Mündel, zu verheyrathen. Sie liebt den Baron auch; aber ohne Gegenliebe. Dieser und Rubberg lieben beyde — ohne daß einer es von dem andern weiß. — Sophien, eine Pflegetochter des Ministers, deren Herkunft ein Räthsel ist; allein nur Rubbergs Liebe wird von ihr erwiedert. Der Minister trägt Rubberg auf, seinen Sohn zu der Heyrath mit der Gräfin zu bewegen, und einen Ehekontrakt zwischen Sophien und einem Grafen von Meldenstein aufzusetzen, welchem er sie zur Gemahlin bestimmt. Rubberg ist in Verzweiflung. Der boshafte Bezanetti verhilft ihm aus niedrigen Absichten zum Direktor einer Steuerkasse. Der Baron entdeckt Rubberg seine Liebe zu Sophien, der, ohne sich zu entdecken, seinen Ansprüchen auf sie zu entsagen sich entschließt. Der Minister ist aufgebracht gegen Rubberg, als er ihm berichtet, daß seine Ueberredung nichts über den Baron vermocht, und schöpft Verdacht gegen ihn. Der Baron erklärt der Gräfin, daß es ihm unmöglich sey, sie zu lieben, und entdeckt seinem Vater seine Liebe zu Sophien. Dieser erschrickt, und sagt, daß unüberwindliche Schwierigkeiten dieser Leidenschaft im Wege lägen, und verspricht, ihm Erläuterung zu geben. Der Kapellmeister, der durch den Grafen heimlich entwendete Briefe von Rubberg an Sophien erhalten hat, entdeckt dem Baron das Verständniß dieser beyden Liebenden. Rubberg ist entschlossen zu fliehen. Sophie schickt ihm ihren Schmuck, mit dem Versprechen, ihm heute noch zu schreiben. Der Baron hält ihm seine Briefe an Sophien vor, und fragt ihn, ob er sich dazu bekenne? Auf seine Bejahung läßt er seine Sachen in Verwahrung nehmen, und Bezanetti kündigt ihm Arrest an. Der Baron erzählt, daß Sophie entflohen ist, und daß man ihn im Verdacht habe, daß er sie verführt, und Willens sey, ihr nachzufolgen. Man macht Anstalt, Sophien aufzusuchen. Ihr Brief an Rubberg kömmt an, und wird dem Baron eingehändigt. Der Inhalt desselben rechtfertigt Rubberg. Der Minister entdeckt seinem Sohn, daß Sophie die Tochter seiner verstorbenen Gemahlin und die Frucht einer unehelichen Liebe vor ihrer Ehe sey, und daß er dieses Geheimniß selbst erst nach ihrem Tode erfahren habe. Vater und Sohn versöhnen sich. Der Baron bereut sein rasches

rasches Verfahren gegen Rubberg, bittet ihn in Beyseyn seiner Feinde um Verzeihung, und entlarvt seinem Vater die Betrüger. Rubberg beharret bey seinem Entschluß, den Ort seines jetzigen Aufenthalts zu verlassen, und sich in einem Winkel der Erde zu verbergen. Sophie erscheint: eine stumme, pantomimische Scene; Rubberg geht ab, und der Vorhang fällt. — Das ist der Inhalt dieses Schauspiels, das bey allen seinen Schönheiten doch mit jenem, zu welchem es den Pendant abgiebt, in gar keine Vergleichung kommen kann. Das sind die verschlungenen, verwirrten Fäden eines Knotens, den der Verf. so fest geschürzt hat, daß es ihm unmöglich war, ohne gewaltsame Mittel ihn wieder zu lösen. Das Stück schließt sich, nicht weil es zu einem bestimmten Ziele gekommen, sondern weil die bestimmte Zeit verlaufen, die fünf Akte voll, und dem Verf. nichts übrig war, als über seine Personen, mit denen er weiter nichts anzufangen wußte, entweder das Haus einstürzen oder den Vorhang fallen zu lassen. Das Ganze ist ein unüberdachtes, wildes Imbroglio; das aber den Saamen vielleicht zu mehr, als einem vortrefflichen Stücke, und einige glücklich gezeichnete Charaktere; die aber freylich mehr angegeben, als ausgeführt sind, enthält. Man sieht, daß unser Dichter einen Reichthum von Ideen hat; den er aber nicht mit der nöthigen Sparsamkeit anwendet. Er hat so viel in einen so engen Raum gedrängt, daß er nichts gehörig entwickeln und verarbeiten konnte. Die Vorfälle drängen sich; sich aber weder motivirt genug, noch genug mit einander verbunden. Es sind zuviel Personen im Spiel, die alle fast gleich thätig und interessirt sind: so wird das Interesse der Zuschauer vertheilt, und der Eindruck des Ganzen geschwächt. Das Meisterstück der Kunst ist aus Wenigem Viel zu ziehen; nicht aber durch unzähliche, wenn gleich noch so sinnreich erfundene und angewandte Triebfedern am Ende nichts zu bewirken. Wir fürchten, Hr. J. wird sich auf diese Weise bald erschöpfen. Es ist hier der Ort nicht, das Stück weitläuftig zu beurtheilen, und alle einzelne Fehler und Schönheiten zu zergliedern. Wir begnügen uns also, einige Bemerkungen herzusetzen. Der Endzweck des Stücks ist, die traurige Lage zu schildern, in welcher ein Mann von Gefühl und sonst ädlen Grundsätzen ist, den das Bewußtseyn eines Verbrechens martert, und ihm alle Freuden des Lebens vergällt. Wie kam es, daß Hr. J. nicht fühlte, wie sehr er sich selbst die Hände gebunden hatte? Rubbergs Verspre-

chen an seinen Vater, nie Hand an sich selbst zu legen, ein Versprechen, das er nach seiner Denkungsart erfüllen mußte, verhinderte eine tragische — und die Moral, die er sich zu lehren vorgenommen hatte, eine glückliche Katastrophe. Sah er nicht voraus, daß der Ausgang seines Stücks unmöglich befriedigend ausfallen würde? Die Sprache ist in diesem Stücke weit unnatürlicher, gesuchter und in jeder Rücksicht unter der Sprache im Verbrechen aus Ehrsucht, woran freylich auch die gezwungenen Situationen mit Schuld seyn mögen. Proben hievon zu geben, würde uns zu weit führen; man sehe aber nur z. B. S. 81. 83, und vorzüglich die ganze Scene zwischen dem Baron und der Gräfin, S. 89, die so unnatürlich, so frostig, so dunkel und metaphysisch ist, daß nichts darüber geht. Die Scene zwischen Bezanetti und dem Grafen (3. Aufz. 3. Auftr.) ist, wiewohl in anderer Rücksicht, eben so tadelhaft. Wir errathen nicht, warum der Dichter den Grafen so gar dumm schildert. Läßt es sich begreifen, daß ein Mann, wie der Minister, ihm Sophien sollte zur Frau geben wollen? Eben so unbegreiflich ist Bezanettis läppischdemüthiges Betragen gegen ihn. Dieser würde sich gegen einen solchen Menschen ohne Einfluß und Vermögen, gewiß eher eine wichtige Miene geben, als kriechen. Sophiens Brief an Ruhberg (S. 145.) ist so eingerichtet, wie ihn der Dichter brauchte; aber eben daher auch so unnatürlich und auf Schrauben gestellt. Sophie sagt Dinge, wie sie sie in ihrer Situation nicht sagen konnte, und auf eine Art, die die Unwahrscheinlichkeit erhöht. Z. B. „sie kommen, ob „gleich nichts verabredet ist." Frauenzimmer glücken unserm Dichter überhaupt wenig. Die Gräfin ist eine seltsame, empfindsame Romanenheldin. Sophie erscheint gar nicht auf dem Theater, und doch zu welchen interessanten Scenen würde sie nicht Gelegenheit gegeben haben; da hingegen die Gräfin unvermißt aus dem Spiele geblieben wäre. Der Charakter Ruhbergs ist fast durchaus sehr glücklich gehalten, nicht ganz so der Charakter des Ministers und des Barons. Auch Bezanetti bleibt sich nicht gleich; aber desto meisterhafter sind der alte Christian, der Kammerdiener und vorzüglich der Kapellmeister gezeichnet, der auf dem deutschen Theater ein ganz neuer Charakter ist. Schade, daß der Verf. ihn nicht von seiner eigenthümlichen Seite im Stücke selbst darstellen konnte, von welcher ihn Bezanetti und der Kammerdiener (S. 11) schildern. Die letzten Scenen zwischen Ruhberg, dem Minister

nister und seinem Sohne sind vortrefflich, und ganz nach der Natur. Wie wahr ist diese gänzliche Niedergeschlagenheit und Erschlaffung, trotz der vollständigsten Genugthuung, diese Unthätigkeit, diese Hingebung in Alles, und doch die Standhaftigkeit des Entschlusses, aus den Armen seiner versöhnten Freunde zu fliehen! Eine Menge einzelner, schöner Züge, die ganz der Natur abgelauscht sind, müssen wir übergehen. Nur Ein Beyspiel zu geben, welche Natur in der Art, wie der Minister (S. 85) die Unterredung mit Rubberg abbricht, desto unnatürlicher ist die Art, wie sich Rubberg in einem ähnlichen Falle mit der Gräfin benimmt. (S. 88.) Eine unangenehme Zweydeutigkeit wird dadurch verursacht, daß Hr. J. das Wort Bewußtseyn bald von Bewußtseyn von Schuld, bald von Bewußtseyn von Unschuld braucht, da es doch, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach, ohne weitern Zusatz nur das Erstere bedeutet.

Nt.

Orpheus und Euridice. Eine tragische Oper. Nach dem Dänischen, von C. F. Cramer. Die Musik vom Herrn Kapellmeister Naumann. Kiel und Hamburg, bey Hoffmann. 5½ B. 8.

Das Sujet zu dieser Oper ist bekannt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß ein so seelenvoller Tonsetzer, als Hr. Naumann ist, mit einem Dichter hätte wetteifern können, der, nicht so, wie hier Herr C., dieß Sujet in so rauhen, holprigen, unmusikalischen Versen bearbeitet hätte. Dieß scheint der Poet zwar nicht zu fühlen, denn in seiner Vorrede, die in einer nicht weniger ungeschmeidigen Prose geschrieben ist, (wir lernen aus derselben auch manche neue Wörter, z. B. ungehörigkeitsvoll, bemittheilungswerth,) in dieser Vorrede ist er mit seiner Arbeit recht wohl zufrieden. Zu Unterstützung unserer Behauptung aber mögen ein Paar Stellen dienen, die uns das Ohngefähr beym Aufschlagen unter die Augen bringen wird.

Seite 9. „Doch mein Geseufz, mein Klagen
„In dünne Luft zerfließt's, und dringet nicht zu Dir."

Seite 10. „Nymphe sanfter Melodien
„Rufe Deine Schwester wieder!
„Laß dieß thränenvolle Auge,
„Ach, die Huldin wieder sehn!"

Seite 11. „ — — — sie senden,
„Mitleidig Deinem Schmerze,
„Zu Dir als Friedensboten mich."

Orpheus.

„Zu mir? sie! Dich?"

Der Oberpriester.

„Zu Dir! mit Lindrung, sag' ich."

Glücklicher ist Herr von L** in Dresden, der Verfasser der Oper Orpheus, gewesen, welche Hr. F. Benda kürzlich komponirt hat. Zum Beweise wollen wir gleich die erste Arie aus beyden Opern gegen einander halten.

Hr. v. L.	Hr. C.
Das Rachschwerdt in der Hand,	Mit Dolchen in der Hand,
Von Durst nach Blut entbrannt,	Entflammt den wilden Blick,
Tobt Eifersucht umher.	Sucht Opfer sich verschmähte Liebe;
Für sie hat Zevs auf seinem Sitze	Nicht die donnerschwangre Wolke,
Zu wenig der Donner, zu wenig der Blitze,	Nein! ihr Blitz nicht, der Zerstörer,
Zu wenig der Stürme das brausende Meer.	Nicht die Macht des schärfsten Gifts
	Reicht für meine Rache zu.

Y.

5. Schö-

5. Schöne Künste.

Monatsschrift der Academie der Künste und mechan. Wissenschaften zu Berlin. Erstes Stück. Januar. 1788. 50 S. in gr. 4. und 5 Blatt Kupfern. Zweytes Stück. Febr. 98 S. und 5 Blatt Kupfer.

Der Hr. Prediger Riem (denn der ist der Herausgeber) will durch diese nützliche Monatsschrift der Academie Fortgang durch die Anzeigen der Werke der Kunst, und Bekanntmachung der besten Abhandlungen erweisen. Sr. Excell. des Hrn. Staats Minister Baron von Heinitz gehaltene Rede bey der Erneuerung der Academie, worinnen der Entzweck und Nutzen derselben gezeiget wird, ist hier voran zu lesen. Dieser folgt der Anfang von Hrn. Prof. Ramlers Allegorie mit einigen Kupferstichen gezieret; der gelehrte Verf. handelt hier von richtigen Abbildungen allegorischer Personen, z. B. der Ewigkeit, der Zeit, des Jahres, der Jahreszeiten, der Monathe, der sieben Wochentage, des Tages, der Nacht, und der Tageszeiten; der gelehrte Verf. hat hier in beliebter Kürze die Vorstellungen der Alten und Neuern sehr richtig beschrieben, die Zeichnungen sind mit unter sehr gut, z. B. das Kind in der Anfangsleiste, mit unter auch unrichtig, z. B. die Ferse an des Saturn rechten Fuß, die Groupe die die Jahreszeiten vorstellen soll. 3) Die Anrede an die Academie vom Hrn. D. Chodowiecki. Hier finden sich Ermunterungen zur Erweiterung der bildenden Künste, und Vorschläge drey gute halberhabene Werke zu fertigen. 4) Hr. Prof. Engel beantwortet die Frage, wenn die rechte Zeit sey, da man der Verfeinerung der Künste in einem Staate durch Einrichtung einer Academie zu Hülfe kommen müsse? sehr richtig, wenn Er annimmt, diese sey es, wenn der Regent den Staat hinlänglich geordnet, gebildet, gesichert finde, auch an die Verfeinerung des Geschmacks denke, nun winkt Er mit freundlichem huldreichem Blick auch den Künsten. Es folgt 5) Hrn. Pfeffels gereimte Fabel der Fuchs, der Spürhund und der Luchs. 6) Hrn. J. F. Ungers des jüngern

Etwas

Etwas über Buchhandel, Buchdruckerey und den Druck aus= serhalb Landes. Der Verf. eifert zuerst mit Recht wider den eingerissenen schlechten Nachdruck, und ist hierauf der Meynung, daß das Drucken außer Landes ohne alles Verbeth, (welches ohnedieß unwirksam seyn würde) von sich selbst durch die Vereinigung der Buchdruckerey mit dem Buchhandel könne gehoben werden. Diese Vereinigung wäre überhaupt auf alle Art zu wünschen. Es würde der Litteratur mancherley Vortheil dadurch erwachsen. Es sind wohl schwerlich zwey Gewerbe so genau vereinigt, als Buchdruckerey und Buchhandel. 7) Die Kunstanzeigen betreffen mahlerische Gegenstände.

Im zweyten Stücke stehet des Hrn. Prof. Ramlers Fortsetzung der Abbildungen allegorischer Personen voran. Hier kann der Künstler die Vorstellungen der zwölf Stunden des Tages und der Nacht, des Schlafs, der Träume, des Todes, der Natur, der drey Reiche der Natur, der Seele, der fünf Sinne, der vier Stufen des menschlichen Alters, und der vier Temperamente, lernen. 2) Des Hrn. J. C. Frischens Fragment über die Idee, eine Academie der Künste in Bezug auf Fabriken und Gewerke gemeinnütziger zu machen. Ganz einig mit dem Verf. wünschen wir die Erfüllung dieses sehr nothwendigen Unternehmen; Churfürst Friedrich Christian in Sachsen hatte bey Errichtung der Kunstacademie die nämliche Absicht, ein Hagedorn sollte solche in die rechten Wege leiten. Aber Partheylichkeit, Egoismus haben vieles vereitelt, und die Erfahrung lehret uns, daß, je mehr man Lehrlinge annimmt, je mehr man mittelmäßige Künstler erhält. Es wird also höchst nothwendig seyn, die Geister zu prüfen, denn nicht jeder hat das angebohrne Künstlergenie, die so ganz seltene Einigkeit der Lehrer zu erhalten, und die Lehrlinge vor der angebohrnen Eigenliebe, aus der der Hochmuth und das Stillstehen, ja wohl gar Zurückgehen in der Kunst erfolget, zu bewahren, und zu entfernen. 3) Die folgenden Blätter erfüllen die Klagen an Stella, aus der ersten Fortsetzung der Diana des Monte Mayor, durch Don Alonzo Perez, übersetzt von Hrn. Prof. Brunn. 4) Neue Erfindung über die Kunst, in Glas und Porzellan zu ätzen, von Hrn. Prof. Klaproth. Forscher und Liebhaber der Kunst werden dem Verf. hiervor billig Dank sagen. 5) Beschreibung eines Gemäldes, eine schlafende Venus vorstellend,

lend, von Hrn. Müchler. Diese Venus schläft im Stande der Unschuld, zu ihren Füßen kniet Cupido vor einem Toilettenspiegel. — im Vordergrunde schnäbeln sich zwey Tauben. Dieses vortreffliche Bild soll ein Werk des Guido Reni, oder Caraccio, oder das allerbeste der Titian seyn: welches aber durch den Ausspruch eines competenten Richters widersprochen wird. Das angefangene Verzeichniß der wirklichen und Ehrenmitglieder der Academie. — Berichtigungen auch Kunstanzeigen. — Und ein Auszug eines Schreibens aus Rom, darinne die neue angestellte Abformung der besten antiken Statuen angekündiget, und der Apollo in Belvedere in Gips für 50, in Scaiola für 60 Scudi zum Kauf angeboten wird, beschließen diesen Heft.

Diese Monatschrift ist mit größerer typographischen Pracht gedruckt, als sonst in unserm lieben Deutschlande gewöhnlich ist. Der Druck macht der Officin des Hrn. Ungers in Berlin Ehre, der dem Didot und Baskerville nacheifert.

Am.

Kurze Anweisung zur künstlichen Stickerey; von einem Frauenzimmer. Mit 24 ausgemalten Desseins. Nürnberg. 1786. 1 Bog. in 8. und 6 Blatt Kupfer in 4.

— — — Zweyte Ausgabe (oder vielmehr, zweytes Stück;) eben so viel Text und Kupfer. Nürnberg, in der Raspischen Buchhandlung.

Eigentlich eine Art von Beurtheilung und Ergänzung der zu Berlin vor vier Jahren herausgegebenen, und ehedem von uns angezeigten, Kunst, eine Stickerin zu werden. Die dabey befindlichen Kupfertafeln und Muster liegen hier gleichfalls zum Grunde, nur hat man sie etwas abgeändert, und mehr nach dem neuern Geschmack zu entwerfen gesucht. Dieser Geschmack ist nun freylich auch in der Stickerey, wie in allen von der Mode abhängigen Erfindungen und Angaben, äußerst vorübergehend und bestandlos; und so bescheidet sich auch die angebliche Verfasserin dieser kurzen Anweisung, im zweyten Stücke derselben, daß auch die hier gelieferten

serten Desseins nicht auf lange, viel weniger für immer, gelten können. Sie sind übrigens nicht ohne Geschmack, Abwechselung, und gefällige Anordnung. Da der Text jedes Heftes nur Einen Bogen beträgt, so wird man darin nichts ausgeführtes, sondern nur einzelne Winke und Bemerkungen erwarten, die auch ganz gut, obgleich weder neu, noch sehr erheblich sind.

Raisonnirendes Verzeichniß von der k. k. Gemäldegallerie in Wien; von Hieronimus Rigler. Wien, bey Stahel. 1786. 10½ Bog. in 8.

Das zu seiner Zeit von uns angezeigte Verzeichniß dieser trefflichen Gallerie von dem Hrn. v. **Mecheln** scheint bey dem gegenwärtigen zum Grunde zu liegen; und der hier gelieferte Anfang eines raisonnirenden Katalogs betrifft die niederländische Schule. Man sieht wohl, daß der Verf. die Gemälde selbst bey seiner Beschreibung vor Augen gehabt hat; und nicht leicht lassen sich, ohne diese Hülfe, seine Bemerkungen darüber, von Seiten ihrer Richtigkeit beurtheilen. Manchmal scheint seine Kritik allzu einzeln, mehrmals aber auch allzu allgemein zu seyn. Am wenigsten gefiel uns die Schreibart, die schön seyn soll, aber es wahrlich nicht ist. Es ließen sich fast auf jeder Seite Beyspiele des unnatürlichsten Ausdrucks finden; und Sprachreichthum scheint des Verf. Talent so wenig zu seyn, daß er nicht selten bey der Wahl seiner Wörter offenbare Mißgriffe thut, und ganz etwas anders sagt, als er gedacht zu haben scheint. So wirft er S. 157. seinem Setzer, der eine Stelle seines Mspts wegließ, Entstaltung seines Raisonnements vor, die, wie er sagt, aus Versehen, — oder, welches eins ist, aus Schlaflosigkeit geschehen sey.

Fk.

6. Ro-

6. Romanen.

Eine gefundene Geschichte in 2 Büchern abgefaßt von Hrn. Ignaz, Reichsgrafen von Krasicki, Fürstbischofen von Ermeland und Ritter des weißen Adlerordens u. s. w. aus dem Pohlnischen übersetzt von J. B..n. Berlin. 1785.

Die Vorrede, welche Hr. Bernoulli dieser Uebersetzung voran geschickt hat, bestimmt den Werth dieses überaus angenehmen historischen Romans, Recens. Bedünken nach so richtig, daß er gern in das Lob desselben mit einstimmt. Eigentlich soll es wohl eine Charakteristik einzelner Völker und ihrer vorzüglichsten Männer seyn, die aber mit so viel Fiktion durchwebt ist, daß der Erlauchte Verfasser mehr seiner Einbildungskraft, als den bekannten historischen Quellen gefolgt zu seyn scheint. Die Fiktion aber ist, wie Hr. Bernoulli selbst sagt, kenntlich genug, um der historischen Wahrheit Eintrag zu thun, und hat selbst für den, der mit der Geschichte bekannt ist, ausnehmend viel Reiz, weil sie genau in den Character der Zeiten paßt, deren Geschichte er beschreibt. Am interessantesten ist die Geschichte der Römer und besonders in den Zeiten, wo die republikanische Regierungsform anfieng, in die monarchische überzugehen. Cäsar, Pompejus, Cicero, Atticus, Lucullus und Cato der jüngere bilden hier eine Gruppe von Männern, deren verschiedner Charakter, und verschiedenes Interesse so nahe neben einander gestellt sind, daß man, auch ohne mit der Geschichte bekannt zu seyn, den Fall der Republik gewiß genug voraussehen kann. So berührt der Erl. Verf. die Geschichte mehrerer Nationen in ihren merkwürdigsten Epochen. Als Deutsche dürfen wir wohl wünschen, daß unsre Vorfahren, welche in der Geschichte der Römer nicht unbedeutend waren, seiner Aufmerksamkeit wären gewürdigt worden; sie hätten wenigstens die Stelle der Chineser füglich vertreten können. Daß übrigens der Vortrag vorzüglich angenehm und unterhaltend seyn müsse, wird keiner in Zweifel ziehen, der die

großen

großen Talente des Herrn Verfassers und seinen Bemerkungsgeist kennt.

Dg.

Spitzbart der Zweyte, oder die Schulmeisterwahl. Ein Gemählde menschlicher Entwürfe, Leidenschaften und Thorheiten. Nicht Roman, sondern Beytrag zur Philosophie und Geschichte der Menschheit. Als ein Pendant zum Leben des Herrn M. Sebald. Nothanker. Breslau und Halle, 1785. 10½ Bog. in 8.

Niemand lasse sich doch ja durch den Namen Spitzbart, durch den Beytrag zur Philosophie der Menschheit, noch durch den Pendant zum Leben Nothankers, irre führen: das sind blos Kunstgriffe eines elenden Schriftstellers, um seiner Waare Abgang zu schaffen. Der Verf. erzählt vorgeblich seine eigne Geschichte. Wir waren wirklich geneigt, eine wahre Geschichte einer irgendwo vorgefallenen Schulmeisterwahl zu erwarten, die man unter erdichteten Namen, zur Bestrafung einer Lutherischen Hierarchie bekannt mache: allein wir fanden uns bald durch die höchste Unwahrscheinlichkeit der zusammengedichteten Umstände getäuscht. Die Erzählung von seinen Kinder- und Schuljahren hat etwas ähnliches mit dem Anton Reiser, nur mit dem Unterschied, daß seine Erziehung auf die Bildung seines Charakters, und auf die Entwickelung seines Schicksals nicht den mindesten Einfluß hat, und folglich ohne alle Absicht da steht. Auch sollten wir fast nicht meynen, daß es einen so schlechten Charakter von einem Schulmanne, als hier der Conrector zu K. hat, geben könne. Inzwischen enthalten die Fragmente aus seinem Tagebuch auf der Schule einige sehr wahre und treffende Züge, und sind ohnfehlbar der beste Theil des Buchs. Als G. Studente geht er als besoldeter Gesellschafter in die Dienste eines russischen Grafen, der, der Himmel weiß warum, sich mit ihm an einem kleinen Ort niederläßt, wo eben Spitzbart der zweyte als verschriebener Superintendent nach dem Tode des alten Spitzbarts, seinen Einzug hält. Er zieht zu diesem ins Haus, schwängert seine Tochter, die gleich-

gleichwohl vorher als ein Riegel für die Liebe beschrieben wird, die aber der Vater sogleich an einen Candidaten verheyrathet, den er deswegen zum Diakonat verhilft, das der Tod in dieser Absicht sogleich vacant machen muß. Der Graf stirbt auch, und hinterläßt nun seinen Freund, den V. in der drückendsten Armuth. Der hätte nun als ein Mensch, der etwas gelernt haben will, sein Glück anderwärts, und zunächst in seinem Vaterlande suchen sollen: allein er bleibt daselbst, von Spitzbarten verfolgt und gelästert, und bewirbt sich mit einer Kleinmuth, die einem ehemaligen Schläger gar nicht ähnlich sieht, um eine deutsche Schulmeisterstelle dieses Ortes, wo Spitzbarts Bedienter sein Nebenbuhler ist, und siegt über dessen Cabale. Damit er aber mit seiner Frau leben kann, kauft er — ein armer Schulmeister — ein für verlohren gehaltenes Lotterieloos von einem Juden für zwey Louisdors, und gewinnt damit 50000 Gulden. Spitzbart verwandelt die von ihm in der Schule zu haltende theologische Stunde in eine Conversationsstunde, bey der seine Frau und Tochter den Schülern lehren, einem Frauenzimmer mit Anstand die Hand zu küssen, und erhält darüber den Titel eines Educationsraths. — Der Styl ist von gleichem Gehalt wie die Erfindung und der Witz, höchst incorrect und ungleich. Oft verirrt er sich in das Gebiet der komischen Epopee, und will nach Art des V. der Wilhelmine, lächerliche Scenen in poetischer Prosa mahlen: und hier wird er unausstehlich.

Zf.

Karoline von Lichtfeld, eine Geschichte in zwey Theilen. Berlin, bey Unger. 1787. 24 Bog. 8.

Der Rec. glaubte erst, es wäre vielleicht dies Buch ein deutsches Original, und glaubte beynahe hier wäre ein Plagium. Aber nachher erfuhr er, daß das französische Original *Caroline de Lichtfield* wirklich existirt. Von besonderm Werthe ist es nicht.

Nb.

Das letzte Lebensjahr meines Freundes. Berlin und Greifswald, in der Langeschen Buchhandlung. 1787. 3 und ½ Bog.

Es wäre freylich zu wünschen, daß wir häufiger Biographien bekämen, als gewöhnlich geschieht, da der größte Theil des Lesepublikums, — versteht sich derjenige, dem's darum zu thun ist, durchs Lesen weiser zu werden, und Erfahrungen über die Welt und den Menschen zu sammeln, — unausbleiblich zuträglichere Nahrung für Verstand und Herz darin finden müßte, als in unsern Alltagsromanen. Indessen müßte sich der Biograph denn doch immer das zum Hauptgesetz machen, sich einen Gegenstand zu wählen, in dessen Charakter, Handlungsart und Begebenheiten etwas belehrendes und denkwürdiges gezeigt werden konnte; und gerade dies scheint der Verf. dieser Bogen vergessen zu haben; denn in den aus dem Tagebuch seines Freunds genommenen, und von ihm, wie er sich ausdrückt, hie und da, — um nicht trockne Krebsschwänze aufzutischen, — mit einer selbstverfertigten Sauce beträufelten Bruchstücken, konnten wir keinen hinlänglich würdigen biographischen Stoff bemerken. Den Grund, warum wir diesen Aufsatz vom Verf. zu lesen erhielten, giebt er selbst also an: „an meinen Freund zu denken, mir sein ganzes Schicksal zu wiederhohlen, und dieses Blatt zu schreiben, macht mir Freude. Sich allein zu freuen, ist, wie bekannt, ein trauriges Ding. Ich suche eine theilnehmende Seele." Ist es dem Verf. mit diesem Bekenntniß Ernst, so dächten wir, hätte er durchs mündliche Erzählen in dem engern Zirkel seiner Bekannten und Vertrauten diesen Endzweck gewisser erreichen können, als durch die Schriftstellerey, denn aus dieser Skizze wird sein Freund dem Leser offenbar zu wenig interessant, als daß er zu einiger lebhafter Theilnehmung an ihm erwärmt werden könnte. Damit sey übrigens dem Verf. das Talent, etwas Gutes gut zu erzählen, nicht abgesprochen.

Bm.

7. Weltweisheit.

Die Grundsätze der natürlichen Theologie bewiesen und aus dem Weltgebäude erläutert, nebst ihren neuesten und wichtigsten Streitigkeiten von Johann Gottlieb Waldin, der Mathematik und Physik Professor, der Fürstlichen Akademie der Wissenschaften und Danziger naturforschenden Gesellschaft Mitglied. Marburg. 1786.

Ein ganz gewöhnliches Compendium der natürlichen Theologie, welches der Verf. auch eigentlich nur zum Gebrauch bey seinen eigenen Vorlesungen bestimmte, und welches sich weder durch neue Darstellung und Beweise der bekannten Grundsätze dieser Wissenschaft noch durch Eigenthümlichkeit im Vortrage merklich vor seinen Vorgängern auszeichnet; ob es gleich sowohl wegen der eingemischten Geschichte der verschiedenen Meynungen und neuern Streitigkeiten, als auch wegen seiner Deutlichkeit und Ordnung immer brauchbar bleibt. Der V. ist zwar der Wolfischen Philosophie sehr ergeben, indessen sagt er uns doch, daß er die Hauptsätze derselben nur darum in sein Compendium aufgenommen hat, weil er sie nach eigner Untersuchung wahr gefunden, und er unterscheidet sich auch dadurch sehr von den übrigen Anhängern dieser Schule, daß er die bisher in derselben übliche Methode aus bloßen festgesetzten Begriffen und angenommenen Definitionen zu philosophiren verwirft, und den Beweis a priori für das Daseyn Gottes seines großen Ansehns ungeachtet, selbst nach den scharfsinnigen Mendelssohnschen Erläuterungen nicht will gelten lassen. Denn er sagt unter andern, nachdem er diesen Beweis in seiner gewöhnlichen Form vorgetragen hat: „das vollkommenste Wesen muß auch existiren, heißt weiter nichts als in dem Begriff dieses Wesens liegt auch zugleich das Ideale der Existenz, und es kommt aus dem ganzen Beweise nichts weiter heraus, als daß man sich das Wesen Gottes nicht ohne das Ideale der Existenz denken könne, eben so wenig als man sich ein Dreyeck ohne drey Winkel denken kann. Dieses wird

gerne zugegeben, aber damit ist die Existenz Gottes noch nicht bewiesen. Denn ein anderes ist es, Gott existirt, ein anderes, ich denke mir einen Gott, in dessen Begriff das Ideale der Existenz liegt." Eine von den Ursachen, warum dieser Beweis, bey allen diesen und andern wichtigen Schwierigkeiten, die ihn unleugbar drücken, dennoch ein so großes Ansehn erhielte, war wohl keine andere, als daß man auf den Einfall gerieth, die mathematische Methode auch in die Philosophie überzutragen, die doch einen ganz verschiedenen und eigenthümlichen Gange ihrer Natur nach, folgen muß. Nur die reine Mathematik hat allein das ausschließende Vorrecht, von Begriffen und Definitionen auszugehen, weil sie sich vermittelst willkührlicher Constructionen erst selbst den Stoff zu ihren Beweisen und Schlüssen schaft, und diese Beweise und Schlüsse müssen dann eben darum auch wohl nothwendig wahr und gewiß seyn, da sie nichts anders als weitere Zerlegungen dieses selbstgeschaffnen Stoffs und genauere Entwickelungen dieser Constructionen sind, von denen dann durchaus alles das gelten muß, was schon unmittelbar in ihnen liegt. Ganz anders verhält es sich mit der Philosophie. Sie schafft sich ihren Stoff nicht selbst, sondern dieser wird ihr in der Erfahrung gegeben, sie sammlet Wahrnehmungen, vergleicht diese Wahrnehmungen unter einander, und indem sie darauf die Gesetze und Begriffe des Verstandes anwendet, kann sie zwar neue Resultate auffinden, und sich zur Erkenntniß von Wesen erheben, die nicht mehr in der Erfahrung gegeben werden; indessen muß sie doch, wenn sie vor Irrthümern und Fehlschlüssen gesichert seyn will, beständig diesem Leitfaden der Erfahrung folgen, und darf, wenn sie sicher gehen will, nie Begriffe und Definitionen zum Grunde legen, die sie erst von der Erfahrung geleitet, aufsuchen sollte. Auch die physikotheologischen Beweise für das Daseyn Gottes findet der Verf. nicht überzeugend, weil man 1) aus der künstlichen Einrichtung der Dinge in der Welt, auf mehrere Ursachen schließen könne, indem bey der Einförmigkeit der Natur zugleich auch Mannichfaltigkeit da sey. 2) Weil sich dagegen einwenden lasse, daß die Ursache von dieser großen Kunst vielleicht in der Natur selbst liege, welche eine Kraft besitzen könne, ihre Theile so zu ordnen, daß diese Kunst herauskomme. (Aber läßt sich auch das Absichtsvolle und Zweckmäßige in der Einrichtung der Dinge aus dem so unbestimmten Begriff von Natur erklären, wobey man sich eigentlich gar nichts

denken

denken kann, und setzt dasselbe nicht nothwendig einen ordnenden Verstand voraus?) 3) Weil wir in den Werken der Natur keine unendliche, sondern nur eine sehr große Kunst entdecken, welche unsere Einsichten übersteigt, mithin auch von denselben nicht auf einen unendlichen Verstand könne geschlossen werden. Möchte doch der Verf. hiebey genauer bestimmt haben, was er unendlich nennt, und wie er dasselbe noch von dem unterscheiden will, was unsere Einsichten übersteigt. Ueberhaupt, dünkt mich, hätte er alle diese Einwürfe, die nicht neu sind, nicht so gerade andern nachschreiben, sondern genauer prüfen sollen, und wenn er bloß die Zufälligkeit der Dinge als Beweis für die Existenz Gottes gelten lassen will, so hätte er diesen Beweis mehr schärfen und weiter ausführen müssen. Gegen den Plan des Ganzen ließe sich noch erinnern, daß es nicht bequem zu seyn scheint, wie es der Verf. thut, mit der Betrachtung der Natur und des Wesens Gottes anzufangen, und mit den göttlichen Werken zu schließen. Vielmehr sollte man, meinem Bedünken nach, gerade den umgekehrten Weg gehen. Auch kann ich nicht unberührt lassen, daß der V. sehr oft grobe Fehler gegen die deutsche Sprache begeht. So steht sehr häufig vor statt für, ihm statt ihn. u. s. w.

Rk.

Johann Friedrich du Fours Versuch über die Verrichtungen und Krankheiten des menschlichen Verstandes, aus dem Französischen. Nebst einigen Betrachtungen über die Hypochondrie, von Hrn. D. Ernst Platner. Vltra enim quo progrediar, quam ut veri videam similia, non habeo. Cic. Tusc. Quaest. libr. 1. Disp. IX. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung. 1786. 338 S. in 8.

„Ich will," sagt Herr D. Platner in einem kurzen Vorbericht, „dem Urtheile des Publikums über den Werth des gegenwärtigen Werks nicht vorgreifen; aber so viel darf und „muß ich als Herausgeber desselben sagen, daß es zur Aufklärung der wichtigen Materie, die darin abgehandelt wird,

„einen nicht zu verachtenden Beytrag leistet. Wenn ein wis„senschaftlicher Gegenstand noch wenig bearbeitet ist, so sind „uns auch die unvollkommensten Versuche, die zu seiner Bear„beitung eingerichtet werden, willkommen, und im Grunde „sind sie auch mehr werth, als die größten Meisterstücke, da, „wo die Materie längst erschöpft ist. — Aus eben diesem Grunde wird man auch die kleine Zugabe, die ich der Uebersetzung beygefügt habe, mit Nachsicht beurtheilen. Der Rec. findet kein Bedenken, dieß Urtheil zu unterschreiben, da es von einem Gelehrten herrührt, der das herausgegebene Werk nicht bloß, wie er selbst, nur von seiner philosophischen oder psychologischen Seite als Weltweiser, sondern auch nach seinem medicinischen Inhalt und Werthe, als Arzt beurtheilen kann. Indessen glaube ich fast, daß Hr. D. Platner bey seinem vortheilhaften Urtheil mehr auf die Verbindung des psychologischen und physiologischen Theils mit dem medicinischen, und auf die Anwendung der Theorie von den Verrichtungen des menschlichen Verstandes, als auf diese Theorie selbst und ihren Gehalt, Rücksicht genommen habe, denn diese scheint mir gegen das, was deutsche Weltweise und philosophische Aerzte darüber vorgetragen haben, in ihren Definitionen, Eintheilungen und Bemerkungen wirklich noch etwas mangelhaft und unvollkommen zu seyn, und was sie Richtiges enthält, z. B. der dem franz. Verf. so wichtige Satz, daß alle Ideen des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, und überhaupt alle sogenannte geistige Ideen vermittelst eben des Spiels der Gehirnfibern und der Nerven - oder der sogenannten materiellen Ideen, die bey den ursprünglichen Sensationen in Bewegung sind und wirken, nur auf einem entgegengesetzten Wege, vom Gehirn nämlich und der Seele, bis zu den Nerven der Sinnenwerkzeuge herab, hervorgebracht werden, und also wesentlich von jenen ursprünglichen äußern oder innern Empfindungen oder Sensationen nicht verschieden sind — daß dieser Satz selbst von deutschen Psychologen schon anerkannt und angewandt worden, wie denn der Rec. selbst schon längst versucht hat, sich daraus die Phänomene des Nachtwandelns zu erklären, (A. d. Bibl. XL. S. 136 u. f.) indessen sind immer die Bemerkungen, wodurch der Verf. diesen und andere wichtige psychologische Sätze erläutert und anzuwenden sucht, mit Dank anzunehmen. Und so mag es auch immer noch nöthig und nützlich seyn, den Hauptsatz dieses Werks einzuschärfen, daß die Gemüths- und Verstandeskrankheiten ihren hauptsächli-

sächlichen Sitz im Unterleibe haben, und aus Unordnungen in demselben mehr, als aus unmittelbaren Verletzungen und Zerrüttungen des Gehirns, herrühren; (wiewohl diese letzte Ursache solcher Krankheiten nicht ganz verworfen wird,) obgleich diese bey unsern gelehrtesten Aerzten, so viel mir bekannt ist, vorlängst bey einem Unzer, und neuerlich bey Kämpf u. a. m., als eine längst ausgemachte Wahrheit gilt.

Von der Zugabe des Hrn. D. P. müssen wir noch ein Wort sagen: so klein ihr körperlicher Umfang ist, (denn sie beträgt nicht viel über zwey Bogen,) so wichtig und lehrreich ist ihr Inhalt. Noch nie ist wohl die Hypochondrie als Gemüthskrankheit mit so philosophischem Geiste untersucht, so viel richtige und helle psychologische Kenntnisse zur Aufklärung dieser in mancher Absicht so befremdlich und unerklärlich scheinenden Krankheit angewandt worden. Wie weit in der spekulativen Philosophie, insonderheit der Psychologie, der wahre deutsche Weltweise vor dem Ausländer, und namentlich dem französischen Philosophen, voraus sey, wird einem jeden Kenner, wenn er nach dem übersetzten Werke diese kleine Abhandlung lieset, auffallen müssen. Wie lichtvoll, wie bestimmt, wie zusammenhängend, bündig und genugthuend ist hier alles! Wir können uns auf keine besondere Anzeige des Inhalts einlassen; welcher philosophische Arzt wird sie nicht selbst lesen wollen? und keinen Psychologen wird es gereuen, sie gelesen und durchstudirt zu haben.

Sg.

Einleitung zur gemeinnützigern Moralphilosophie zunächst für meine Schüler, und dann auch für jeden denkenden Tugendfreund, von J. M. Sailer. Mit Begnehmigung des hochwürdigsten Ordinariats zu Augsburg. München, bey Lentner. 1787. 104 S. gr. 8.

Ein eben so fein angelegter, als blendend ausgeführter Versuch, die so mühsam aus einandergesetzten Grenzen der natürlichen Vernunft und des übernatürlichen Glaubens wieder zu verwirren, die erwiesene Unabhängigkeit des moralischen Gesetzes von der Religion umzustoßen, und dadurch die Bemühungen derer jenigen zu vereiteln, die, indem sie die Reli-

gion auf die von der Vernunft allein abhängige Moral zu gründen beflissen sind, die Vernunft in ihre langverkannten und vorenthaltenen Rechte der einzigen Erkenntnißquelle alles Uebersinnlichen und des obersten Gerichtshofes für alle Religionsangelegenheiten einsetzen wollen.

Schlau genug beginnt der Verfasser: „Laßt es auch seyn, „meine Freunde, als wenn ihr von dem Worte Philosophie, „und von dem, was dieß Wort bedeuten solle, noch nie „etwas gehört hättet. Wenn ihr euch in diese Gemüthsver„fassung versetzen könnt, dann wird euch die Wahrheit und „Schönheit des ältesten und reinsten Begriffs von Phi„losophie einleuchten.“ — Also der älteste Begriff von Philosophie wäre auch der reinste? Und dieser Begriff ist Pater Sailern kein anderer, als der in der Etymologie des Wortes liegt: Liebe zur Weisheit. Freylich ist der Hr. Pater den Beweis schuldig geblieben, daß σοφια in der ältesten Bedeutung den Begriff bezeichnet habe, den er mit dem Worte Weisheit verbindet, und in welchen er alles hineinschieben kann, was die katholische Kirche zu glauben befiehlt — allein genug, daß ihm seine neue Definition à l'antique, wie sich gleich auf der 7ten Seite zeigt, Gelegenheit giebt, aus dem Grundbegriffe von Philosophie eine gewisse Nebenidee zu entfernen, welche sonst die Schulgelahrtheit, in der kein Heil ist, und von der der fromme Pater seine Leser so gerne wegführen möchte, (S. Vorrede,) damit zu verknüpfen pflegt; die aber der Kirchengelahrtheit (man erlaube mir dieß Wort nach einer Sailerschen Analogie,) von jeher sehr unbequem im Wege lag; nämlich das Vorurtheil, die Philosophie habe es nur mit Vernunftwahrheiten zu thun. Durch diese geschickte Wendung erhält der Verfasser, daß ihm der Glaube an höhere Offenbarung unmittelbar aus der Definition der Philosophie als eine Consequentia immediata in die Augen springt, daß die ganze Philosophie zur Theorie der frommen Kunst wird, wie die niedrige Vernunft der höhern Offenbarung unterzuordnen sey, und daß diejenigen, welche mit Kant der Vernunft das Recht, über Religion zuerst zu sprechen, einräumen, sich aller Ansprüche auf den Namen der Philosophen begeben müssen.

Um den Begriff der Moralphilosophie seinem angeführten Begriffe von Philosophie gemäß mit mehrerer Bequemlichkeit einzurichten, und den letzten konstitutiven

Grund

Grund der moralischen Gesetzgebung von der Vernunft auf den Willen Gottes zu übertragen, (wo der letzte Erkenntnißgrund wohl von selbst der Offenbarung anheim fallen müßte,) kömmt dem Verfasser die auch unter unsern bessern Philosophen leider so gewöhnliche Verwechselung der Glückseligkeitslehre mit der Moral gar trefflich zu statten. Ohne Beweis und ohne Erklärung, so unentbehrlich hier auch beydes gewesen wäre, stellt er (S. 16) den Satz auf: „Nur der würdigste, erste und letzte Zweck alles menschlichen Erkennens, Strebens und Thuns — ist wahre Glückseligkeit, ist Wohl der Menschheit, Vollkommenheit unserer „Natur." Man könnte hier den Verf. fragen: ist Glückseligkeit (d. i. der Zustand des ununterbrochenen Vergnügens, oder die größte mögliche Summe angenehmer Empfindungen,) selbst dieser erste und wichtigste Zweck, oder nicht? Im ersten Falle wäre die Moral nichts weiter, als **Mittel** zu einem **höhern Zweck**, nämlich der Glückseligkeit, und freylich nur unter dieser Voraussetzung allein kann sie Glückseligkeitslehre heißen. Nimmt der Verfasser aber das Letztere an, welches er dadurch anzudeuten scheint, daß er gegen Eigennutz in seiner Glückseligkeitslehre protestirt, so hätte er angeben müssen, was denn also dieser erste u. s. w. Zweck des Menschen sey? Die Antwort, die er hin und wieder nicht undeutlich zu verstehen giebt, ist wieder vielsinnig — denn bald heißt sie das **moralische Gesetz**, bald **Wohl der Menschheit**, bald **Vollkommenheit der Natur**. Die beyden letztern sind **Folgen** der Befolgung des moralischen Gesetzes; aber sind sie auch die **Gründe** davon? Behauptet der Verf. das Letztere; so entsteht die Frage: Was ist dasjenige, welches uns bestimmen kann, fremde Glückseligkeit zu suchen, nach einer Vollkommenheit unserer Natur zu streben, die dem Interesse unserer Neigungen und Lüste so sehr entgegen ist? — Antwortet er: **unsre wahre Glückseligkeit**, so ist seine Moral bloße **Klugheitslehre**; kehrt er aber wieder zum moralischen Gesetz zurück, so dreht er sich in einem ewigen Cirkel herum, aus welchem er sich nie herausfinden kann, er leite denn sowohl das moralische Gesetz, als die Triebfeder seiner Befolgung, von der **Natur unserer Vernunft** ab. Allein dieß klingt dem guten Pater, wie leicht zu erachten, viel zu **heydnisch** und — **unphilosophisch**!

Um die Glückseligkeit als Triebfeder der Moral von dem gerechten Vorwurfe des Eigennutzens zu retten, hat er

eine ganz neue Theorie der Freudefähigkeit des Menschen und der Erfreuungskraft der Dinge für nöthig befunden, und in die erstere die Würde und Bestimmung des Menschen, und in die zwote unter andern auch den Unterschied zwischen gut und böse, d. h. Begriffe mit aufgenommen, bey deren Realität nichts Geringeres, als das moralische Gesetz und dessen verbindende Kraft, mithin eben die Triebfeder Glückseligkeit vorausgesetzt wird, welche der Verf. von ihnen ableiten will!

Um nun dieser Triebfeder, mit welcher die ganze Moralphilosophie oder Glückseligkeitslehre oder Glückseligkeitsliebe, (denn dieß alles ist dem Verf. vollkommen einerley,) steht und fällt, gehörig zu begründen, sieht sich der Verf. freylich genöthiget, die Glückseligkeit, die größte mögliche Summe — oder dem fortdaurenden Zustand angenehmer Empfindungen, — durch die Hoffnung der bessern Zukunft jenseit des Grabes zu derjenigen Vollkommenheit und Fülle zu erheben, die sie durchaus haben muß, wenn sie fähig seyn soll, nicht nur die Beobachtung des moralischen Gesetzes durchzusetzen, sondern auch sogar selbst die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit desselben zu bewirken. Da endlich das künftige Leben ohne Daseyn Gottes und Unsterblichkeit der Seele schlechterdings nicht denkbar ist, so hat Pater Sailer vollkommen recht, wenn er behauptet, daß diese zwo Grundwahrheiten der Religion von seiner Glückseligkeitslehre vorausgesetzt werden; jedoch so, daß nicht (wie in der Kantischen Theorie) die Nothwendigkeit dieser Voraussetzung aus dem moralischen Gesetze, sondern (gerade umgekehrt) das moralische Gesetz aus dieser Voraussetzung erwiesen werde, und also die Moralität schlechterdings von Religion abhängen müßte. — Und nun wird man folgende Aeußerungen des Herrn Sailers, die in einer Moralphilosophie von 1787 sonst sehr sonderbar auffallen müßten, weniger sonderbar finden: „1) Man wollte die Moral für Nichtchristen brauchbar machen, und sonderte also die sogenannte reine philosophische Moral von der christlichen.“ (Bravo, Herr Pater! dieß war die Absicht und der Grund von der Unterscheidung zwischen Philosophie und Theologie, dem Wissen und dem Glauben, dem Vernünftigen und Uebervernünftigen! man wollte den Nichtchristen einen Gefallen erweisen!) „Wäre man strenge bey dem Gedanken „nur Vernunftmoral, nur Vernunftmoral, (Hr. S. hat

hat im ganzen Buche bis zur höchsten Evidenz bewiesen, daß er nicht wisse was Vernunftmoral ist,) „so würde aus dem „hellen Mittage ein Lämpchen mit schwachem Scheine geworden seyn. Aber man blieb nicht dabey. Man nahm das „Licht, wie Locke richtig bemerkt und redlich gesteht, verstohlner Weise, ohne es selbst zu wissen, aus dem Evangelium, und schrieb der Vernunft die Helle zu, die man „dem Evangelium abgeborgt hatte.“ (Man bemerke die armseelige Zweydeutigkeit, die hier in dem Worte Licht liegt. Allerdings hat das Christenthum Moralität ausgebreitet; aber ist das Christenthum die Quelle, und das Evangelium der Erkenntnißgrund des moralischen Gesetzes?) „Und so „ward aus dem dürren Gerippe von Sittenregeln ein gesun„des Korpus von Vernunftmoral mit dem einzigen Fehler, „daß es anstatt Vernunftmoral hätte heißen sollen: Moral „des Christenthums mit philosophischen Ideen ver„webt, und der Vernunft als Erfinderin zugeschrie„ben! — !! (?) 2) Man gieng noch weiter, und wollte die „Moral auch für Atheisten brauchbar machen. (So christlich erzählt unser Pater die Geschichte der Ableitung des moralischen Gesetzes aus Vernunftprinzipien.) „Also „ward die Natur Gesetzgeberin, weil man die Idee von „Gottes Gesetzgebung nicht mehr brauchen durfte. (O! über das Geschlecht der Sykophanten!) „Also wur„den die Folgen der Tugend und des Lasters wie in die kurze „Linie von der Wiege bis zum Grabe eingeschränkt, und von „dem Gedanken an eine gesetzgebende Macht, die diese Folgen „als Strafen und Belohnungen in den Lauf der Dinge einge„flochten, isolirt. Da verlohr die Moral alle Seh„nen und Muskel. Die Moral ward zum Uhrzeiger, „der die Stunden zeigen sollte — aber die schwersten „Gewichter, die das Uhrwerk treiben sollten, waren „ausgehängt!“ Eine saubere Sprache für ein philosophisches Kompendium! Wer sieht nicht hier das offene Hinterthürchen, in dem schielenden Bilde; welches zugleich zwey widersprechende Antwort auf eine und ebendieselbe Frage enthält: — So hängt also die Moral lediglich von der Religion ab? 1) Nein! denn die Religion ist (nur) das schwerste, nicht das einzige Gewicht, welches das Uhrwerk der Moral treibt. 2) Ja! denn, wenn die schwersten Gewichter ausgehängt sind, steht das Uhrwerk. O über den Lehrer der Moralphilosophie! Mo.

De

De ideis Platonis dissertatio philosophico-historica, quam pro loco rite obtinendo proposuit M. *Gottlob Ernst Schulze.* Wittenberg. 1786. 28 S. in 4.

Eine sehr lesenswerthe Abhandlung. Der Verf. thut mit vieler Kenntniß des Platonischen Systems dar, daß unter den Ideen nicht bloße Modifikationen der Denkkraft, sondern wahre Substanzen von Plato verstanden werden. Die Gründe scheinen uns hinlängliche Ueberzeugung mit sich zu führen. In Ansehung aber der andern Behauptung, daß Gott von den Ideen nicht unterschieden, sondern der Innbegriff dieser Ideen selbst ist, können wir ihm nicht beypflichten, so scharfsinnig er sie auch unterstützt. Wahr ist, daß Plato sich zuweilen so ausdrückt, als ob dies seine Meynung sey, daß auch Aristoteles ihm von dieser Seite her Einwurf macht; aber man weiß schon, daß Plato in einzelnen Stellen nicht allemal ganz bestimmt zu sprechen pflegt, und sein ganzes System nicht überall genau vor Augen hat; weiß auch, daß in allen philosophischen Systemen heimliche Widersprüche vorkommen, mithin der Beweis aus dem Widerspruche nicht der zuverläßigste ist. Wenn Plato an einem Orte lehrt, die Ideen seyn Ursache aller Dinge, an einem andern hingegen, es müssen Endursachen, Zwecke, weiser Plan des Ganzen seyn, und deshalb die alten Philosophen tadelt, daß sie hierauf keine Rücksicht genommen hätten: so ist wohl am natürlichsten, beyde Aussprüche dahin zu vereinbaren, daß Gott nach diesen Ideen handelt, mithin die Ideen allein nicht die Gottheit ausmachen. Wenn er daher sagt, die Idee des Guten, der Vollkommenheit, sey Ursache aller Wahrheit, alles Daseyns: so ist das so zu verstehen, daß aus ihr sich das alles begreifen läßt, nicht, daß sie einzige wirkende Ursache ist. Wenn er Gott die Formen aller Dinge nennt, und sagt: die Welt sey Gottes Bild, so heißt das nicht, außer den Ideen ist gar kein Gott; denn sonst würde folgen, daß Platos Satz: Gott habe die Welt gebildet nach den Ideen, heiße weiter nichts, als die Ideen haben die Welt gebildet nach sich selbst, und dann sind die Ideen keine Muster, keine Endursachen, sondern bloß physische, mechanische, blinde Ursachen. Vielmehr scheint auf folgende Art alles am besten zusammenzuhängen: Gott ist der Innbegriff aller Ideen, eine Sub-

Substanz, die sie alle umfaßt, deren Kraft nach ihnen und durch sie zu handeln bestimmt wird. Freylich liegen hierin bey weiterm Verfolge Ungereimtheiten, wenn man sich Gott als eine Substanz vorstellt, die in sich mehrere Substanzen enthält; allein diese stellten sich dem Urheber des Systems nicht so deutlich dar, er drang nicht tief genug in seine eigne Vorstellungsart ein, und gerieth daher auf Widersprüche, wenn er von den Ideen aus dem Gesichtspuncte sprach, daß sie allen Dingen Wahrheit verschafften, alles hervorbringen, und hernach wieder aus dem, daß Gott nach Ideen handelt.

Dr.

Franklins freyer Wille, ein Wink für denkende Menschen, über die Macht des Zufalls. Leipzig, bey Mößle. 1787. 246 S. 8.

Nach Candidens Muster, stellt der Verf. einen Philosophen auf, der Willensfreyheit trotz aller noch so bittern Erfahrungen des Gegentheils steif behauptet, indem er fast nie thut, was er sich vorgesetzt hatte, und durch mancherley Ereignisse seinen freyen Entschlüssen entgegen zu handeln veranlaßt wird. So wenig aber durch Voltairens Candide der Optimismus im eigentlichen Verstande erschüttert wird, so wenig stoßen auch Franklins Begebenheiten die Willensfreyheit in den Augen desjenigen über den Haufen, der sie aus dem rechten Gesichtspunkte anzusehen gelernt hat. Willensfreyheit in dem Verstande, wo Entschließungen gar keine Gründe haben, aus einer libertate indifferentiae entspringen, werden freylich dadurch widerlegt, solche aber behauptet auch heutzutage fast kein gründlicher Philosoph mehr. Wenn der Verf. sich vorstellt, mit der entgegengesetzten Behauptung zugleich Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen, also auch Ueberflüßigkeit aller Strafen dargethan zu haben, so irrt er sehr; denn wenn auch unsre Entschließungen sich jedesmal nach den Umständen richten, so gehören doch bürgerliche Strafen mit unter diese bestimmenden Urtheile, und zuverläßig würde in Staaten mehr Böses geschehen, wenn keine Strafen wären; so ist dadurch noch bey weitem nicht erwiesen, daß diese Umstände und Gründe gerade so auf den Willen wirken, wie Gewicht auf die Wage. Vor diesem Extrem hätte sich der Verf. hüten

hüten sollen, denn dadurch predigt er eine jungen Leuten gefährliche, und für alle bürgerliche Ordnung höchst nachtheilige Lehre. Sonst ist das Buch nicht übel geschrieben, wiewohl es an Witz dem Voltairischen Urbilde bey weitem nicht gleich kommt. Nachläßigkeiten der Schreibart laufen auch mit unter, wie gleich Anfangs: ein Zufall gab dem Ansehen dieses großen Philosophen einen gewaltigen Stoß, und von diesem Augenblick an verlohr er das Ansehen, in welchem er alle Zeit bey den alten Grafen stand. Welche Tautologie! Auch ist stund wohl nicht das bessere, wie auch schwätzte immer für schwatzte. In Einmischen mancher Redensarten aus andern Sprachen ist der Verf. nicht glücklich, sie haben die Art meistens unrichtig zu seyn: z. B. God damne; une chambre a parte; cela si arrivera! sauvés moi de la fouette.

Des Herrn von Alemberts Anfangsgründe der Philosophie; oder Sammlung verschiedener Abhandlungen über einige vorzügliche Gegenstände der Weltweisheit, aus den Schriften der besten Philosophen, aus dem Französischen übersetzt von J. M. Weißegger. Wien, bey Hörling. 1787. 325 S. 8.

Die Erklärung des sehr dunkel und unrichtig abgefaßten Titels ist laut der Vorrede folgende: der Verfasser will eine Sammlung von Uebersetzungen der besten ausländischen Philosophen veranstalten, wovon gegenwärtiges der erste Band ist, welchem noch etwa 5 andere nachfolgen sollen. Der V. muß sein Publikum kennen, ob bey dem Kenntniß des Französischen so selten ist, daß das Unternehmen glücken kann. So viel bemerkt man indeß mit Vergnügen hieraus, daß Streben nach besserer Philosophie, denn die bisherige scholastische, in Wien anfängt allgemeiner zu werden; diesem Streben Nahrung zu verschaffen, ist allerdings Verdienst. Nur wäre zu wünschen, daß der Verf. bey diesem Unternehmen ein wenig mehr auf Genauigkeit und Schönheit unserer Sprache gesehen hätte, um auch von der Seite sich um seine Landsleute verdient zu machen. So ist gleich der Anfang durch Weitläuftigkeit ein wenig zu matt gerathen: es hat das Anse-

Ansehen, heißt es, als ob seit drey hundert Jahren u. s. w. warum nicht: die Natur scheint seit drey hundert Jahren. Auf der folgenden Seite: die neuen Glaubenssätze der Reformirer, die mit einer Hitze (welche nur die Sache Gottes, sie mag nun gut oder übel verstanden werden, einflößen kann) sowohl vertheidigt als angegriffen worden u. s. w. Hier ist das Original kürzer, auch lauten die vielen Zeitwörter nach einander nicht gut; besser ließe sich die Sache wohl so ausdrücken: die neuen Lehren der Reformirer vertheidigt auf einer Seite, angegriffen auf der andern mit einer Hitze die nur Gottes Sache, gut oder übel verstanden einzugeben vermag. Gleich darauf, haben ihre Anhänger und Gegner gezwungen, sich zu unterrichten; welches im Deutschen nicht gebräuchlich, noch ganz klar ist, es will sagen, ihre Kenntnisse zu erweitern. Auf der folgenden Seite: man betrachte nur in etwas mit einem aufmerksamen Auge — man sehe auf die Begebenheiten womit wir uns abgeben, oder die wenigstens auf uns Einfluß haben. Dies würde richtiger so lauten: betrachtet man nur mit einigermaßen aufmerksamen Augen — die Begebenheiten woran wir Theil haben, oder die wenigstens unser Gemüth in Bewegung setzen. So auch: jedes Zeitalter, welches denkt (es mag nun gut oder schlecht denken) ließe sich kürzer geben, jedes Zeitalter, welches gut oder schlecht denkt.

Wr.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Nach einer Argumentation von der großen Seele Friedrichs des Zweyten. Ein Dialog, in Verbindung zwoer Anekdoten und anderer damit verknüpften Räsonnements. Berlin, bey Wegener. 1787. 46 Seiten in 8.

Ein prächtiger Titel vor einem kleinen, höchst seichten und unbedeutendem Schriftchen. Der Verf. scheint viel durch einander gelesen, aber wenig verdaut zu haben. Den einzelnen Ideen fehlt es immer an Richtigkeit und Bestimmtheit, und dem Ganzen an Verbindung und Plan. Die Unterredner kommen von einem Gegenstande auf den andern. Ein Wort ist hinreichend sie weit von ihrem Wege abzuführen —

doch

doch vielleicht soll das die Illusion des philosophischen Dramas befördern, das, während eines fürchterlichen Sturms, in einem Schiffe auf der offnen See spielt. Die Argumentation, deren der Titel erwähnt, lautet also: „Was für ein „Jammer wäre es, wenn die große edle und gute Seele „Friedrichs des Einzigen aufhören sollte, zu seyn. Das kann „nicht seyn! das ist gewiß nicht! — ergo. —

Rh.

Discours sur l'eclaircissement national et ses suites dans l'état, par *H. Petersen.* Traduit du Danois par *G. H. Olsen.* A Soröe, chez la veuve Lindgren. 1785. 32 pag. 8.

Eine seltene Erscheinung ist es allerdings, eine Französische Uebersetzung einer Rede zu sehen, welche ein dänischer Küster in einer gelehrten Gesellschaft zu Odense gehalten hat, wenn sich gleich schon mehrmalen Küster in Dänemark durch Gelehrsamkeit und Fleiß ausgezeichnet haben. Auch ist die Rede für einen Küster gut genug, und es ist angenehm zu sehen, daß die Aufklärung in Dänemark anfängt, sich auch in den untern Ständen zu verbreiten. Aber dies ist denn auch Alles, was bey diesen paar Bogen Ausmerksamkeit erregen kann. Der Uebersetzer hat vermuthlich gute Ursachen gehabt, sie um seiner selbst willen ins Französische zu übersetzen, und seine Uebersetzung drucken zu lassen, um sich in einer vorgesetzten Zueignungsschrift einem Gönner zu empfehlen. Aber die Güte derselben nöthigt uns den Wunsch ab, daß er seinen Fleiß lieber auf eine andere dänische Schrift verwandt hätte, welche eine ausgebreitetere Bekanntmachung mehr, als diese, verdiente. Und daran konnte es ihm ja nicht fehlen.

Y.

L. Na-

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Magazin für die Naturkunde Helvetiens, herausgegeben von A. Höpfner. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 8. Erster Band, 1787. mit Tabellen und Kupfern, 25½ Bogen. Zweyter Band, 1788. auch mit Kupfern, 25½ Bog.

Lange war es unser Wunsch, daß in unserm Zeitalter, das vor den verflossenen so viele Vortheile und Hülfsmittel voraus hat, eingebohrne, aufgeklärte Naturforscher, deren doch Helvetien mehrere besitzt, die Naturgeschichte ihres an großen Naturerscheinungen so vorzüglich reichen, für die Kenntniß der Erde so wichtigen Vaterlandes selbst bearbeiten, und dieses nicht blos reisenden Ausländern überlassen möchten, deren Blick viel zu kurz verweilt, um dieses große Ganze zu umfassen, und nicht hin und wieder falsch zu sehen. Was Herr von Saussüre für die savoiische Hoch- und Eisgebirge unternommen, und zum Theil schon glücklich ausgeführt hat, das thut der Herausg. für die schweizerische, wallische und bündtensche. Allein sein Plan, den er in Verbindung mit mehreren seiner Freunde auszuführen gedenkt, und wenn er auf der betretenen Bahn unverdrossen fortfährt, und, wie wir von dem erleuchteten Patriotismus seiner Landsleute hoffen, genug unterstützt wird, zu großem Nutzen seines Vaterlandes und der Wissenschaften ausführen wird, schränkt sich nicht blos auf Erd- und Gebirgkunde und Mineralogie ein; auch auf die Kenntniß der Thiere und Gewächse seines Vaterlandes, und auf die mit der Naturkunde so nahe verschwisterte Scheidekunst, Land- und Staatswirthschaft, auf Fabrikwissenschaft, Völkerkunde und dergl. erstreckt er sich.

Der erste Band fängt mit dem Anfang des Versuchs einer Beschreibung vom Grindelwaldthal S. 1 — 28 an, dem eine vortrefliche Charte dieses Thals beygefügt ist. Ein Jahr in das andere gerechnet werden jährlich 10,000 — 13,000 Klafter Heu gemacht; die Gemse irret meistens nur einzeln herum; das Murmelthier ist in verschiedenen Gegenden ganz vertilgt; die zahmen Hausthiere sind durchaus klein. Etwa

1000 Zentner Käs werden jährlich auswärts verkauft, die ungefähr 5500 — 9000 Thaler einbringen. Auf der Oberfläche des Bodens mehrere vom Morgen nach Abend parallel laufende Reihen von ungeheuern Granitblöcken. Der Verf. leitet sie aus dem Innern der Gebirge ab, und erzählt eine von ihm selbst beobachtete Erscheinung, die es sehr wahrscheinlich macht, daß die aus schmelzendem Eis und Schnee entstehende, unter dem Eisgewölbe sich fortwälzende Ströme nicht nur große Felsblöcke mit sich fortreißen, sondern auch, indem sie sich dadurch selbst den Weg versperren, immer mehr anschwellen, und zuletzt mit der äußersten Gewalt durch das Eisgewölb durchbrechen, die größten Felsenstücke und Eisschollen in die Höhe schleudern, und das ganze benachbarte Land mit Felsentrümmern, Eisschollen und Sand mehrere Klafter hoch bedecken. Der untere Theil der Grindelalp besteht aus schwarzem, mürbem, dünnblätterichtem Schieferkütte, indem sie in den Ritzen der Felsen stehende Feuchtigkeit zum Frieren bringt und ausdehnt, ist das Hauptwerkzeug zur Zerstörung dieser Felsen; auch davon führt der Verf. Thatsachen an. Die Fortsetzung dieser in Schreibart und Reichthum an gut gefaßten Thatsachen vorzüglichen Abhandlung wird die südlichen Gebirge des Thals beschreiben.

Fragmente aus den Handschriften des Pfarrers zu Schüpfheim im Entlibuch im Lucerner Staate, Franz Xav. Schnyder S. 30 — 91, und fortgesetzt im zweyten Bande S. 36 — 76. Sie haben hauptsächlich die Landwirthschaft in diesem Theile des Lucerner Gebiets und ihre Verbesserung zum Gegenstande, zu welcher der Verf. meistens sehr gute, und oft schon von ihm selbst glücklich ausgeführte Vorschläge thut. Zuerst die Beschreibung der hier gebaueten Getraidearten; unter ihnen auch Wunderkorn, Spelz, von welchem der Verf. die bessere Unterart Dinkel nennt, unter dem Namen Korn, Einmer, wozu er nicht blos das Einkorn, sondern auch (botanisch freilich nicht richtig) pohlnischen Weizen und Reisgerste zählt, welscher oder ungarischer Haser, von welchem der Verf. (ohne Grund) vermuthet, er könnte die Linnéische Avena alatior seyn. Von den Krankheiten des Getraides, und den Unglücksfällen, die es betreffen können, den Kennzeichen seiner Güte, ihrem Ertrag auf dem Felde und in der Mühle. Unsere gemeinen Vitsbohnen nennt der Verf. Wintererbsen; sollte dieses wirklich ihr Name im Lu-

cerner

cerner Gebiete seyn? Sehr für die Kleefütterung und für das Düngen der Kleefelder mit Gips; der Verf. läßt den Klee auch mit Hafer säen, diesen zweymal abmähen, ehe er in Aehren schießt, und das dritte mal, wenn beyde blühen. Der lateinische Namen von Wiken sollte wohl Vicia, nicht Pisum seyn. Vorschläge zur guten Aufbewahrung des Mistes und Grundrisse zu Bauernhäusern.

Beobachtungen über die Zerlegung des Sedativsalzes, und über die Verfertigung des Boraxes von H. Exschaquet und Struve S. 94 — 116. Wir sind weit entfernt, den V. Scharfsinn im Muthmaaßen und Geschicklichkeit im Arbeiten abzusprechen, aber wir können wenigstens aus ihren Versuchen, das nicht folgern, was sie daraus schließen, daß nämlich Sedativsalz nur Phosphorsäure, mit Kieselerde gesättigt, sey; denn einmal gehen sie von Wahrheiten aus, die erst noch erwiesen werden müssen. Z. B. daß Alaunerde und Kieselerde einerley sind (eben so daß das brennbare Wesen in allen Metallen mit Säure gebunden sey); daß Alcali eine Vermischung von verglasbarer Erde, vielem Feuerstoff und weniger Phosphorsäure, und also nur in der Verhältniß der Theile vom Sedativsalze verschieden sey; auch zeiget die zusammensetzende Versuche der V. weiter nichts, als daß eine Mischung aus Alaunerde und Phosphorsäure in einigen Eigenschaften mit Sedativsalz übereinkomme, und wahre Zerlegung des Sedativsalzes finden wir nicht. Ein, wie es scheint, aus Quarz-, Kalk- und Feldspath gemischtes Gestein findet sich auf den Alpen da häufig, wo sich die Kalkgebirge den Granitgebirgen nähern.

B. Fr. Kuhn Versuch über den Mechanismus der Gletscher S. 118 — 136. Ein sehr glücklicher Versuch, aus eigenen Beobachtungen an diesen Eiskolossen die Kräfte der Natur zu berechnen, ihre Verhältnisse abzuwägen und festzusetzen. Die Gletscher legen sich in Schichten an, welche selten Sand, Kies und größere Steine, eher dünne Streifen von Staub und Flugsand zwischen sich haben; dadurch, daß der Schnee vom Regen und Schmelzwasser getränkt wird, wird er zu Gletschereis; der Schnee, der den Winter über fällt, schmelzt im Frühling immer von der Oberfläche der tiefern Gletscher gänzlich hinweg. Von 1770 — 1778 nahmen die beide Grindelwaldgletscher, Sommers mehr, als Winters, oft um 20 — 30 Klafter in einem Sommer zu; ihre Ver-

größerung ist jedoch nur anscheinend, und beruht mehr auf einer Versetzung der Eismassen. Die warme Jahrszeit theilt auch der Grundlage der Gletscher Wärme mit. Es entstehen unter den Eisgewölben geräumige Höhlen, jene schließen also nicht mehr allenthalben an, und ruhen zuletzt nur hier und da auf einigen Stützen, vermögen das auf ihnen liegende Gewicht nicht mehr zu tragen, stürzen ein, und schießen vorwärts über die schiefe Fläche hinab, oft gegen die fruchtbare Gegenden tief unter den Frostpunkt, und zerschmettern oft auf diesem Wege große Felsenblöcke, oder wälzen sie vor sich her, selbst Anhöhen hinan.

Ueber die Zerlegung der Eisenerze von **Wiegleb** S. 138 — 152, mit einem kurzen Eingang von dem Herausgeber, der jenem die Zerlegung der Erze aus dem Mühlethal auftrug; er erhielt aus 100 Pfunden des vesten schwarzen Eisensteins 72 Pfunde Eisen, 17 Alaunerde, und 11 Kieselerde, und aus eben so vielem verwittertem 89 Pfunde Eisen, 2 Alaunerde, und 9 Kieselerde. Er hält mit Recht das Rösten dieser Erze für unnöthig und schädlich, den Zusatz von $\frac{1}{16}$ oder $\frac{1}{20}$ Kalkstein um die Alaunerde in Fluß zu bringen, und vornehmlich einen weichlichen Zusatz von Kohlen für sehr zuträglich.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Oberfinanzrath Gerhard zu Berlin (der, wie wir hören, die Gruben und Hütten in diesem Jahre selbst bereisen wird) S. 154 — 170, über dergleichen Gegenstand mit einigen Anmerkungen des Herausgebers. Das Erz giebt in der trocknen Probe (wie sehr verschieden von **Wieglebs** nasser Probe, welcher der V. überzeugt nicht traut?) über 50 Pfunde sehr guten Eisens aus dem Centner, besseres Eisen, wenn es roh verschmolzen wird, wiewohl es denn mehr Fluß erfordert. Der V. dringt sehr darauf, zum Verschmelzen im Großen recht reinen, sehr zart gemahlenen Kalk zu nehmen, und ihn mit dem Erze zu schichten; das Schmelzen im hohen Ofen vorzunehmen, und das Erz vorher zu rösten (sollte hier der Vortheil, mehr Eisen auszubringen, nicht mehr werth seyn, als die Nothwendigkeit, mehr Fluß zuzusetzen?); auch hält der Verf. sehr viel darauf, die Erze, ehe sie gepocht werden, ein halbes Jahr, und denn noch einige Monate liegen zu lassen, ehe sie in den Ofen kommen. Allgemeine Vorschriften zum Schmelzen der Eisenerze und Frischen des Eisens. Ueber die Spuren

ren von Veränderungen, die das Helvetische Alpengebirge durch eine große Naturbegebenheit erlitten zu haben scheint, von H. Pr. Storr S. 172 — 178. Von der Grimsel bis jenseits des Jura, vom Gotthard bis zu den Wirtembergischen Hochgebirgen, scheinen dem V. die Verschiedenheiten in dem Zustand des Gebirges sich in eine zusammenhängende Kette von Wirkungen einer von dorther ausgegangenen und mit allmählich gemilderter Gewalt fortgeschrittenen gemeinschaftlichen Ursache herzurühren; darüber führt der Verf. nun mehrere Thatsachen an, die keinen Auszug gestatten. Die Naturbegebenheit, welche diese Erscheinungen veranlaßte, setzt er in eine Zeit, da die erste Bildung des Gebirgs schon vollbracht war. Gegen die Vermuthung des Verf., der Brand der Apenninen könnte vielleicht Theil an jener Naturerscheinung gehabt haben, wendet der Herausgeber mit Recht ein, daß der Vesuv jetzt nicht das geringste auf die Eisgebirge wirke, und muthmaaßt eher, sie sey jenen Erdbränden (auch den ältesten?) vorangegangen. Chemische Zerlegung des violetten Schörls vom Herrn Ass. **Klaproth** in Berlin S. 180 — 190. So wenig die Leser in einer Sammlung für die Naturkunde Helvetiens diesen Aufsatz erwarten, so willkommen muß er ihnen doch seyn; er betrift die Art Schörl (einer Steingattung, die überhaupt noch vieles Sichtens und Läuterns bedarf), welcher Werner ohne Noth einen neuen, und was uns noch mehr leid thut, den gar nicht passenden Namen Thumer Stein gegeben hat, da er ja nicht blos bey Thum im sächsischen Erzgebirge, sondern nur, so viel wir jetzt schon wissen, auch an mehreren Orten im Delphinat, bey Bereges in den Pyrenäen und bey Königsberg in Norwegen bricht; er schmelzt leichter als anderer Schörl, und zu einer schwarzen Glasperle; daher ist der Verf. geneigt, ihn zu der Hornblende zu zählen (sollte er darzu nicht zu vielen Flußglanz haben?). 1000 Pfund gaben 527 Pfund Kieselerde, 256 Alaunerde, 94 Kalkerde, und 96 Eisenerde mit Braunstein vermischt.

H. D. Dollfuß Versuche und Erfahrungen über die Bereitungsart des Zinnobers S. 192 — 198. Auch über die Stelle, die der Herausgeber dieser Abhandlung eingeräumt hat, dürfte sich mancher Leser wundern. Der Verf. fand **Weber's** Vorschlag zu weitläuftig und zu mühsam, die Verhältniß, welche **Demachy** angegeben hat, am richtig-

sten, und die Entzündung des Gemenges unnöthig, ja schädlich.

Ein Brief eines H. St. . . r voll von wichtigen Thatsachen zur Aufklärung mancher Erscheinungen auf den Eisgebirgen, S. 200—229. Auf kleinen dicken Pfeilern von Eis Felsstücke von 40 und mehrern Centnern, ganz abgerundete dichte Eiskegel mit feuchtem Sande bedeckt. Der V. leitet diese Erscheinungen, die er am Untermergletscher an Ort und Stelle beobachtet hat; von den mannichfaltigen Wirkungen der Sonnenstrahlen auf den Gletscher, und die auf seiner Oberfläche liegende Felsstücke, ab. Der Gletscher läuft, ganz anders als die meiste andere, beynahe gerade vom Morgen gegen Abend, wie der Montanvert in Chamouny, und der untere Grindelwaldgletscher hinter dem Zesenberge. Die Felsenstücke durch die Morgen-, Mittag- und Abendsonne erwärmt, schmelzen alles um sie herum befindliche Eis, nur das nicht, auf welchem sie liegen, und das sie gegen die Sonne schützen; dieses bleibt also, wenn alles rund herum zu Wasser geworden ist, wie ein Pfeiler stehen, auf welchem das Felsstück ruht.

Ein anderes Schreiben, die Reise nach den Eisgebirgen, und einige daselbst beobachtete Merkwürdigkeiten betreffend S. 229—240. Der Verf. hat (so wie auch Dr. Hirtanner) auf den Alpen von Appenzell Jrner Roden schon 1775 die pyrenäische Draba gefunden.

Auszug eines Schreibens aus Paris S. 240—244, das von den Anstalten daselbst für Naturlehre, Naturgeschichte, Scheide- und Arzneykunst nicht sehr vortheilhaft urtheilt.

Chymische Zerlegung der mineralischen Quelle zu Bensingen am Theuer See, von C. Fr. Morell S. 244—256. Vom Badwasser enthält das Maas 3$\frac{1}{4}$ Grane Bittersalz, 21$\frac{2}{3}$ Grane Selenit, 1$\frac{4}{5}$ Grane rohe Bittererde, $\frac{8}{11}$ rohe Kalkerde; vom Schwefelwasser 1 Würfelzolle gemeiner, 9$\frac{1}{3}$ Würfelzolle Schwefelleberluft, 3$\frac{1}{3}$ Grane Bittersalz, 8$\frac{1}{3}$ Grane roher Kalkerde, $\frac{1}{3}$ Gran Eisenerde; vom Quellwasser einen Würfelzoll gemeine, 2$\frac{1}{2}$ Würfelzolle veste Luft, 6$\frac{2}{3}$ Grane Bittersalz, 1$\frac{11}{25}$ Grane rohe Kalkerde, 3$\frac{5}{150}$ Grane roher Bittererde, 26$\frac{5}{38}$ Grane Selenit.

Aeußerliche Beschreibung und chemische Zerlegung des Bittersteins, oder schweizerischen Inda, vom Herausgeber S. 258—270. Er ist lauchgrün, doch zieht er sich etwas

in's

in's Bläulichte, und findet sich nicht einzeln, sondern macht einen Bestandtheil der ursprünglichen Gebirgsarten aus; nach dem Schwerspat ist er der schwerste Stein, und nach dem Poliren fühlt er sich fett an; aus zwey Loth davon erhielt der Verf. 3 Quentchen und 46 Grane Kieselerde, 3 Quentchen und 4 Grane Bitterde, 18 Grane Alaunerde, 7 Grane Kalkerde, und 48 Grane Eisen. Wir würden ihn zunächst an den Nierenstein setzen, in welchem doch auch schon Marggraf Bittererde gefunden hat.

Versuch einer systematischen Eintheilung der helvetischen Gebirgsarten, nebst deren vermuthlichen Entstehung, auch vom Herausgeber S. 272 — 298, nebst 4 Tabellen zur deutlichern Uebersicht. Zuerst theilt er sie in zusammengesetzte (Saxa), einfache (Petras), und in solche, die durch neuere Zerstörung und Verbindung entstanden sind (Recomposit). Die Eintheilung sollte freylich eigentlich so seyn: 1) Steine, die noch in ihrem ursprünglichen Zustande, 2) solche, die aus der Zerstörung anderer entstanden sind; aber sollten zu den letztern nur vulkanische Gebirgsarten, Brenien und Sandsteine (die wir nicht unter dem Namen Nacken vereinigen würden, da dieser Name theils zu willkührlich, theils wo er eine bestimmtere Bedeutung hat, in einem ganz andern Sinn gebraucht worden ist) gehören? nicht auch manche Kalk-, Thon- und andere Flötze? nicht z. B. der in Helvetien so gewöhnliche Rogenstein? Jene erstere würden wir denn erst wieder in zusammengesetzte, bey welchen der Unterschied der Bestandtheile schon mit blossen Augen zu bemerken ist, in gemischte, deren Bestandtheile gleichförmiger und unmerklicher mit einander verbunden sind (dahin gehörten denn viele von des Verf. einfachen Gebirgsarten, nämlich die unreine), und in einfachere theilen, bey welchen nämlich die Beymischung fremder Theile unbeträchtlich ist. Seine zusammengesetzte Gebirgsarten theilt der Verf. ferner in saxa crystallina und amorpha; unter jenen begreift er z. B. den Granit, unter diesen Porphyr; auch dieser Abtheilungsgrund scheint uns nicht ganz gut gewählt, wenn der Verf. nicht mit dem Wort Krystallisation eine ungewöhnliche willkührliche Bedeutung verknüpft; denn Granit kömmt weder im Ganzen jemals in Krystallengestalt vor, noch sind es seine Bestandtheile, z. B. Glimmer, Bitterstein immer; und geben wir dem Verf. auch zu, daß der Granit aus dem Bodensatz vom Wasser entstan-

den sey, und daß dieses Niedersetzen aus Wasser den Namen Krystallisation verdiene, so könnten wir ihm das auch vom Porphyr, den er unter die amorpha setzt, wahrscheinlich machen, zudem hat der Porphyr nicht sehr selten Krystallengestalt, und sein Feldspath Schörl, Quarz öfters. Ueberhaupt würden wir den Namen Porphyr nur denen Arten geben, die der Verf. unter der zwoten Abtheilung dieser Klasse, unter b begreift; aber nicht den übrigen, wenn er gleich, was einige unter ihnen betrift, berühmte Schriftsteller auf seiner Seite hat, so wie den Granit keiner Steinart, die nicht Quarz und Feldspath in sich hat. Seine krystallinische Saxa theilt der Verfasser wieder in schiefrichte (z. B. Gneus) und körnige (Granit). Hier hätten wir nur gar zu gerne eine Aeußerung des Verf. über diejenige Arten vernommen, welche von Saussüre geaderte nennt. Granit und Gneus werden denn wieder, wie nachdem sie nur aus zwey, oder aus drey oder aus mehreren Theilen bestehen in 3 Hauptarten, und diese wieder, wie nachdem es diese oder jene sind, in mehrere Unter- und Abarten eingetheilt. Wir wünschen und trauen es dem Verf. zu, daß er hier keine blos mögliche Verbindungen unter die wirklichen Dinge aufnehme, wie es selbst Systematiker gethan haben, auch nicht gleich als besondere Abarten dieser Mischungen aufstelle, was nur hier und da einzeln gebrochen hat; und bey seinem Entschlusse, der Mineralogie keine neue Namen aufzubürden, beharre. Wir sehen der Ausführung dieses Entwurfs mit Verlangen entgegen.

Nothwendige Vorerinnerungen über die Reisebeschreibungen durch Helvetien, vom Herausgeber S. 300—330. Der Verf. zeigt die Erfordernisse darzu, und wie wenig sie alle bey den meisten Reisebeschreibungen zutreffen, den Einfluß so vieler äußerlichen und zufälligen Dinge auf das Urtheil des Reisenden; er verspricht nun mehrere neuere Reisebeschreibungen mit kritischer Strenge durchzugehen, und nimmt diese Arbeit noch in diesem Bande S. 332—346 mit Gerke's Reisen durch Schwaben rc. so wie im zweyten Bande Seite 332—370 mit Storr's Alpenreise vor, von deren Beurtheilung jedoch hier nur der Anfang geliefert ist.

Den Schluß des ersten Bandes macht S. 348—356. ein Schreiben des Hrn. Bourrit, worin er von der glücklichen Ersteigung des Gipfels vom Montblanc am 8ten Aug. 1786. Nachricht giebt; dies gelang Hrn. Pacard zuerst in

Gesell-

Gesellschaft eines Führers Balmat, aber nach vielen erstandenen Mühseligkeiten, die hier lebhaft geschildert sind.

Nun ist es aber auch Hrn. von Saussure gelungen, der im zweyten Bande S. 287 — 308. von seiner Reise dahin und den dabey angestellten Beobachtungen vorläufige Nachricht giebt. Auf dem Gipfel stand das Quecksilber im Barometer 16 Zolle und eine Linie hoch, zu gleicher Zeit, da es zu Genf beynahe 3 Linien über 27 Zolle hoch stand. Der V. empfand, auch wenn er still stand, so wie seine Gefährten, Uebelkeiten, Neigung zum Erbrechen, Mangel an Eßlust, und bey der geringsten Anstrengung zusammenpressender Brust; um die Folgen der vom Schnee zurückprallenden Sonnenstralen zu verhüten, hatten sie sich das Gesicht in schwarzen Flor eingehüllt; 4 Schuhe über dem Gipfel aufgehangen zeigte das Thermometer um Mittag + — 3, im Schatten — 2, 3, und ein andres mit schwarz gefärbter Kugel + 1, 9. Auf die Einwendungen, die Hr. de Lüc gegen sein Hygrometer gemacht hat, wird der Verf. nächstens antworten (die Antwort steht schon in einem der neuesten Hefte vom Journal de Physique). Wasser kochte auf dem Gipfel schon bey nicht ganz 69 Grad eines mit einem Mikrometer versehenen Thermometers; allein es verfloß eine halbe Stunde, ehe es zum Kochen kam, da am Strande des Meeres nur 12 — 13 Minuten darzu nöthig waren. Luftleeres Laugensalz brauste, nachdem damit bestrichenes Papier offen anderthalb Stunden lang da gelegen hatte, mit Säuren auf; also auch in dieser Höhe scheint der Luftkreis veste Luft zu enthalten.

Der zweyte Band ist der neuen naturforschenden Gesellschaft zu Bern zugeeignet, deren Mitglied der Herausgeber, und von welcher er aufgemuntert, und auf mannichfaltige Weise in seinem Vorhaben unterstützt worden ist.

Zuerst Hrn. **Wyttenbach's** Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Naturgeschichte Helvetiens, und insbesondere des Kantons Bern, welche er im März 1787. der ökonomischen Gesellschaft zu Bern vorlas S. 2 — 22. Nachricht von dem was schon gethan ist, und noch gethan werden sollte; allgemeine und der Schweiz und ihren Einwohnern eigene Beweggründe zur eifrigen Kenntniß der Naturgeschichte.

Betrachtungen über den wilden Ursprung der Hausziegen, von **J. P. Berthout van Berchem**, S. 24 — 34.

der Steinbock sey die Stammart; er habe auch, so lange er noch jung und schwach sey, die äußere knorrichte der Länge nachgehende Kante an den Hörnern nicht, und die Hörner der Steinziege gleichen denen des durch seine Sklaverey entnervten Hausbocks fast ganz; er habe die gleiche Geselligkeit und Sanftmuth, und der Verf. sah wirklich einen Steinbock in dem warmen Thale bey Aelen aufziehen. Kämpfers Pasen sey nur durch die Hörner vom Steinbock verschieden (uns dünkt dieser Unterschied bey wilden Thieren entscheidend, wenn sich gleich bey zahmen nichts Zuverläßiges daraus schließen läßt; auch die kaukasische Ziege (die der Verf. mit Büffon's Capricorne verwechselt) sey nicht wesentlich verschieden; die Gemse keine Antilopenart, wohl aber knüpfe sie die Antilopen an die Ziegen.

Beschreibung von zweyerley Kleearten durch Hrn. Reynier S. 78—82. Des Nasenklees, der in den Schründen und an den geborstenen Gerippen der niedern Alpen wüchse, und vom kriechenden Klee, dem er sehr ähnlich sieht, darin abweicht, daß er keine Blattansätze, und statt der kriechenden Stämme Sprossen hat, die keine Wurzel treiben, und des Gletscherklees, den Hr. Thomas in dem S. Nicolausthale bey den Gletschern des wallischen Bergs Sylvio angetroffen hat; die Blüthensträuche sind rund, sitzen an den Zweigen der Aeste, und haben 3—5 weißlichte Blüthenansätze, und an den Blumen lang- und weißhaarige Kelche, und ziemlich kurze weißgelblichte Blumen. Die erste Art ist hier abgebildet.

Chymische Untersuchung der Adularia oder (des) durchsichtigen Feldspath(s), von B. Fr. Morell S. 84—96. In hundert Pfunden davon fand er 1¾ Pfund Wasser, über 62¾ Pfund Kieselerde, beynahe 19¼ Pfund Alaunerde, 5½ Pfund Bittererde, und beynahe 11 Pfund Selenit. Daß das letztere nicht Schwerspath gewesen seyn könnte, der doch öfters in dieser Gesellschaft und in Urgebirge vorkömmt, wünschten wir vester überzeugt zu werden.

Geschichte des Eisenbergwerks im Mühlethal in der Landschaft Hasle, im Kanton Bern, vom Herausgeber, S. 98—110. Schon von 1416 sind Urkunden vorhanden, wo der Eisenbergwerke in diesem Lande erwähnt wird.

Beyträge zur Naturgeschichte der Gemsen in Bündten und Veltlin, von C. Ul. von Salis Marschlins, S. 112—132. Der Verf. beschreibt hier ihre Lebensart, Nahrung, Krank-

Krankheiten, Feinde, Jagd, meist aus eigner Beobachtung; man sieht sie doch auf diesen Gebirgen noch zu 60 beysammen.

Beyträge zur Naturgeschichte der Bären in Bündten und Veltlin, von C. Ul. von Salis Marschlins, S. 134—344. Er ist in Veltlin noch sehr häufig und sehr schädlich, vornehmlich der kleinere rothe sogenannte Pferdebär, weit grausamer als der größere schwarze sogenannte Grasbär, meist in denen mit großen Waldungen versehenen Melenthälern, z. B. im Malenger, Masiner Thal, im Val de Livrio, Val d'Ambria; jener in den großen Nebenthälern; dieser in dem Hauptthal und den kleinen Nebenthälern. Im Frühling nähren sich beyde von aufkeimender Saat, oder vom fetten Grase auf den Alpweiden; der rothe bricht in Viehställe ein, wenn sie nicht wohl verrammelt sind; der schwarze hält sich mehr an Gras und Früchte. Ihr Fleisch ist in Bündten und Veltlin eine angenehme Speise.

Frau Pfarrh. Schmid von S. Stephan im Simmenthal Anweisung zur Bereitung des Nesselgarns, S. 146—152. Die Behandlung kömmt derjenigen des Flachses und Hanfes ziemlich gleich.

Ueber den Einfluß chemischer Kenntnisse auf das Wohl der Staaten, besonders in Rücksicht Helvetiens, vom Hrn. Prof. Gmelin, S. 154—176. Der Verf. sucht aus der Geschichte der handelnden Freystaaten, und aus der mannichfaltigkeit der Naturprodukte Helvetiens zu zeigen, was dieser Staat von glücklicher Anwendung der Chemie zu hoffen hätte.

Zuruf an Helvetiens Landesväter in Fragmenten vom Herausgeber 1. St. S. 178—200. Muntert mit vieler Wärme zu größerm Kunstfleiße dem Staat, und zur Unterstützung der Unternehmer seine Vorsteher auf; noch kauft der ganze Kanton Bern alles Glas von auswärts; der Verf. berechnet, daß dafür allein in 20 Jahren 900000 Kronen aus dem Lande gehen.

Briefe an einen Freund in der Schweiz, welche Anleitung enthalten, wie chemische Wissenschaft in Ermanglung des mündlichen Unterrichts erlangt werden könne, von H. Oberk. Nieglas, S. 202—222. Der Name des V. bürgt schon für die Brauchbarkeit dieser Anleitung, wenn je Chemie ohne anschaulichen Unterricht erlernt werden könne; aber was soll sie in einem Magazin zur Naturkunde Helvetiens?

Vorschlag einer Verbesserung der Strahlableiter auf hohen Thürmen. S. 224 — 230. mit einer Zeichnung. Der Verf. sucht ihn mit einer Löschmaschine zu verbinden, die, wenn der Ableiter nicht zerrissen wird, ihre Wirkung unausbleiblich thun muß.

Biographische Nachrichten vom Hrn. D. Kocher von Zürich, in einem Briefe vom Hrn. D. Hirzel, dem jüngern, S. 232 — 242. Er ist der Welt durch seine Schrift De secretione glandularum, und den Kräuterkundigen Europens durch seine sorgfältige Aufsicht auf den botanischen Garten zu Zürich und seine Freygebigkeit bekannt.

Briefe an den Herausgeber S. 244 — 308. Zuerst von dem so eben genannten Hrn. D. Hirzel über den Torf, den er im Kanton Zürich zu Wiedlikon, bey Rüschlikon und bey Rümlang an Ort und Stelle untersucht hat; er zweifelt sehr, daß der Torf nachwächst (gewiß wächst nicht aller nach), und wirft zuletzt noch 51 Fragen auf, welche diese Torfmore, ihren Nachwachs und ihre Urbarmachung betreffen. Hr. Pr. Forster sucht die Beobachtungen, die er im Südmeere an Eisbergen gemacht hat, auf die Gletscher anzuwenden. Herr Bergh. Wild von Bex giebt Nachricht von seiner Reise nach dem Bernhard. Von S. Branchier kömmt man in schieferichtes glimmerreiches Kalkgebirg ohne Versteinerungen; le Orsier, wo das Ferrerthal anfängt, hat man links Gips mit aufgesetztem Kalkgebirge, rechts Kalkgebirge an hohen Granitgebirgen aufliegend; ganz nahe am Montblanc breche das Kalkgebirg von sehr verschiedenen Stufen der Härte durch die hohe Granit - und granitartige Alpenkette durch; unter Becca-Mozet sey alles kalkartig, dieser Berg selbst Granitschiefer (nicht Gneus oder Gestellstein?); hinter ihm liege wieder Kalkgebirg auf, auf diesem Gips, denn wieder Kalkgebirg und wieder Granitschiefer (das vielleicht hier nur durchbricht und zu Tage ausgeht.)

Briefe über den Asphalt, vom Hrn. D. Hirzel dem jüngern, S. 310 — 330. Die Veranlassung darzu gab Hr. Ant. Groß zu Wisko in Gallizien, der an den Karpathen ein zu Kerzen taugliches Erdepech entdeckt hatte, und sich nun nach dem Gebrauche, den man in der Schweiz vom Erdpech mache, erkundigt; die Antwort ist zum Theil aus gedruckten Schriften entlehnt; sonst erfährt man hier, daß zu Orbe eine schon vor 50 Jahren entdeckte Erdpechgrube im Gange ist, die die Besitzer im Großen auf Kütt nützen.

Ver-

Vermischte Nachrichten S. 372 — 390. Zuerst Geburts- und Sterbetabellen von verschiedenen Städten und Staaten Helvetiens, von 1784 und 1785. Nachrichten von der Entdeckung und Betreibung von Kohlenflözen in dem Wahlenberge im Hochstift Basel, und im Frutigthale; bey Boltigen, auf dem Bratenberge, bey Tschangau, die Gredischweil, bey Pauder im Freystaat Bern. Hr. Morell kündigt eine helvetische Pflanzengeschichte an, wo Haller und Linne mit einander vereinigt sind. Hr. Studer arbeitet an einer Geschichte der helvetischen Erd- und Flußschnecken; Hr. von Berchern an einer helvetischen Thiergeschichte. Den Preis, den der Herausgeber auf die beste Beschreibung der Hornschiefer, Thonschiefer, Waken u. dergl. gesetzt hat, haben die Herren Karstens und Voigt erhalten.

Ht.

Abhandlung über das Ausmessen der Wärme, in Rücksicht und Anwendung auf das Höhenmessen, vermittelst des Barometers, von Johann Tobias Mayer. Frankfurt und Leipzig, bey Monat, 1786. in 8. 142 Seiten, 1 Bl. Kupf.

In einem Prg. de refractionibus astronomicis Altorf. 1781 hatte der Verf. in einer Formel für die Höhenmessung eine Hypothese für das Abnehmen der Wärme bey wachsenden Höhen angenommen, und eben dieses fand derselbe in des Hrn. Prof. Hennerts Preißschrift über eben den Gegenstand, welches ihn bewog, seine Formel weiter zu entwickeln, woraus gegenwärtige lesenswürdige Schrift entstand, so die ganze Theorie der Höhenmessung mit dem Barometer enthält, und was in ihr von dem Ausmessen der Wärme gesagt wird, betrifft nur freye Wärme.

Nachdem der Verf. die verschiedenen Gesichtspunkte festgesetzt hat, aus welchen er die Wärme zu betrachten gedenket, so nimmt er in (6.) den bekannten Satz an, daß sich die Unterschiede der Räume, in die ein Körper, bey unterschiedenen Wärmen ausgedehnt ist, in den meisten Fällen, wie die Differenzen der Wärme selbst verhalten, und da nach diesem Satze sich besonders die Ausdehnung des Quecksilbers:

rich-

richtet, so hat dieses auch zu Messung der Wärme den Vorzug für allen andern Flüßigkeiten. Um aber das Gesetz der Ausdehnung eines flüßigen Körpers zu finden, so muß man die Räume wissen, die es bey verschiedenen Wärmen einnimmt, und um die Wärmen selbst zu finden, bedient man sich, wie bekannt, des frierenden und kochenden Wassers, nimmt von jedem eine bestimmte Menge, vermischt beyde, und suchet den Raum, den eine Flüßigkeit in dieser Mischung einnimmt. Z. B. wenn man die Wärme beym Frierpunkt W, bey dem Kochpunkt W + △ W und M. N. bestimmte Mengen von beyden sind, so muß die Wärme der Mischung $W + \frac{N}{M+N} \triangle W$ seyn. Durch Versuche dieser Art, ist besonders fürs Quecksilber oben gedachtes Gesetz bestätiget worden.

Das Verhältniß des Raumes, den das Quecksilber unter der Temperatur des frierenden Wassers, und unter der Temperatur des kochenden einnimmt, setzet der Verfasser 1 : 1,0156, saget aber nicht, ob er selbsten dieses Verhältniß gefunden habe, oder von wem es entdeckt worden sey, dieses bewog Rec. die verschiedenen Angaben der Physiker auf des Verf. Nenner zu bringen, hiedurch fand er, daß sich obgedachte beyden Räume verhalten nach

de L'isle	1 : 1,0142
Fahrenheit	1 : 1,0161
Rosenthal	1 : 1,0166
Roy	1 : 1,0168
Lüz	1 ; 1,0170
Schuckburgh	1 : 1,0182
de Lüc	1 : 1,0185

worunter sich des Verf. angegebene Größe nicht befindet, und obgleich solche öfterer angegeben, so scheint es doch Rec., daß solche ein Schreibfehler sey, und etwan, das Rosenthalsche 1 : 1,0166 seyn sollte, welches dem Ansehn nach am nächsten kömmt. Für die Ausdehnung des Weingeistes ist des Herrn Reaumurs erwiesene unrichtige Angabe 0,080 angenommen worden. Da nun die Ausdehnung des Quecksilbers bekannt, so löst der Verf. die Aufgabe auf, „durch Hülfe eines Thermometers wahre Wärme, und nicht blos Unterschiede der Temperaturen anzugeben," und findet, daß wenn man die wirkliche Wärme unter der Temperatur des frierenden Wasser

sers $= 1$ setzet, solche für ein Quecksilber-Thermometer unter der Temperatur des kochenden $1 + \frac{0{,}156}{\alpha}$ seyn würde, solche aber zu bestimmen, muß der Werth α bekannt seyn, diesen aber geradezu aus den Erfahrungen zu finden, zweifelt der Verfasser, in der Folge aber wird auf eine doppelte Art, und besonders in (117), da derselbe durch Versuche mit dem Luftthermometer, die verschiedenen Temperaturen des Reaumurschen Quecksilberthermometers, mit der Temperatur des schmelzenden Eisens vergleichet das $\alpha = 2\frac{1}{15}$ sey. Der Herr de Lüc setzte, wie bekannt $2\frac{1}{15}$, und dieses nimmt auch der Verf. an. Dieses $= A$ und die Reaumurschen Grade $= t$, so ist für jeden Grad dieser Skale die wahre Wärme $1 + At$, folglich für 80 Grad $1 + \frac{80}{215} = 1{,}370$, setzet man nun bey dem Frierpunkt 1000, und bey dem Kochpunkt 1370, und theilet den Raum zwischen beyden in 370 Theile, so würde man ein Thermometer haben, dessen Grade die wahre Wärme anzeiget. Rez. wundert sich hierbey, daß der Verf. auch nicht mit einem Worte hier des Rosenthalschen Thermometers gedenket, denn dieses ist bereits ein solches, wie hier erstlich in Vorschlag gebracht wird, nur mit dem Unterschied, daß Herr Rosenthal die wahre Wärme bey dem Frierpunkt $= 928$, und bey dem Kochpunkt 1272 setzet, und bey Reaumurs $16\frac{3}{4}$ die 1000 zu haben. Es ist aber

$$928 : 1000 : 1272 : 1370$$

folglich genau mit diesem einerley. Im 5. § werden Betrachtungen über die Dichtigkeit, Elasticität und Wärme der Luft angestellet, und gezeiget, wie diese Dinge von einander abhängen. Diese Untersuchung erfordert aber, wenn man nicht in jedem Falle eine besondere Rechnung anstellen will, die zuvor angegebene Thermometerskale, wenn ϵ und E die Elasticität vorstellet, und dieses bekannte Höhen von Quecksilbersäulen sind, δ und D die zugehörigen dichten, $1 + A\tau$ und $1 + At$ die Wärmen, und $t = 0$, so ist $\epsilon : E = \delta(1 + A\tau) : D : (1 + At)$ so ist nach Rechnung des Rezensenten

$$\delta = \frac{D(1 + At)}{E} \cdot \frac{\epsilon}{(1 + A\tau)}$$

Da nun der erste Theil der Formel eine beständige Größe ist, und ϵ als ein beobachteter Barometerstand $(1 + A\tau)$, als eine beobachtete Temperatur der Luft angesehen werden kann, so findet man

man die Dichte der Luft, wenn man den Barometerstand durch die Wärme dividirt, und durch einen gewissen Coefficienten multiplicirt, dieses ist ganz die Formel des Hrn. R., der eben dieses $\frac{B}{\delta} = C$ setzet. So ist auch $\frac{D}{\delta} = \frac{1 + A\tau}{1 + At}$ weswegen sich die Dichten verkehrt, wie die Wärmen, verhalten, wenn $E = \varepsilon$ ist.

Nunmehro untersucht der Verfasser das vorhergehende weiter; setzet $E = 28$ Zoll $t = 0$, und setzet für $D = m$, so ist

$$\delta = \frac{m\ \varepsilon}{28.\ (1 + A\tau)}$$

Hier kömmt es darauf an, den Werth für m zu wissen. Nach de Luc soll solcher, wenn $\varepsilon = 27$ Zoll $\tau = 10^{\circ} = \frac{1}{11232}$ dieses giebt $\frac{m.\ 27}{28.\ (1 + A.\ 10)} = \frac{m}{11232}$ ist nun $A = \frac{1}{215}$

$$\text{so ist } m = \frac{28}{27} \cdot \frac{1}{11232} \cdot \frac{225}{215} = \frac{1}{10350}$$

also Verhältniß der Dichte der Luft zur Dichte des Quecksilbers

$$\frac{1}{10350.\ 28} \cdot \frac{\varepsilon}{(1 + A\tau)} : 1$$

Hier erinnert der Verfasser, daß man nach dieser Formel leicht eine Tafel verfertigen könne, wie man auch dergleichen bereits fände, ohne zu sagen, bey wem? so setzet Rez. hinzu, daß eine dergleichen sich in Rosenthals Beyträgen, zweytem Band, S. 215 befindet.

§. 8. Ueber das Höhenmessen mit dem Barometer, mit Erwägung des Gesetzes, nach welchem die Wärme von unten nach oben an der Luft abnimmt. Diese Untersuchung giebt, daß wenn h die Höhe, E und ε aber die Barometerstände sind, so ist $h = \frac{28}{m.\ 72} \cdot (1 + At)$ lognat. $\frac{E}{\varepsilon}$ oder für Briggische Logarithmen und $m = 10350$

h =

$$h = 9277. \ (1 + At) \text{ Log. } \frac{E}{e}$$

setzet man nun $t = 16\frac{3}{4}$ Reaumur mit Hrn. de Lüc, so ist

$$h = 9277. \ \frac{231,75}{215} \cdot \text{ Log. } \frac{E}{e}$$

$$= 10000 \text{ Log. } \frac{E}{e}$$

welches völlig die Formel ist, die des Verfassers Vater gefunden hat, und nach der Zeit auch vom Herrn de Lüc gefunden worden, jedoch aber beweiset dieser, daß solche nur bey der Wärme der Luft von $16\frac{3}{4}$ Grad Reaumur richtig sey. In 151 wird der Unterschied untersuchet der zwischen der Mayerischen und de Lücschen Formel sich befindet, und dieser bestehet darin, daß Herr Mayer für t die Temperatur der untern Luft, Herr de Lüc aber das arithmetische Mittel zwischen der obern und untern Temperatur der Luft annimmt, welches auch in denen darauf folgenden Untersuchungen über die Hypothesen, wie die Wärme von unten nach oben abnehmen möchte, als richtiger bestätigt wird.

Der Verf. hat bey dieser Schrift, die zwar im Ganzen keine neuen Aufschlüße über diesen Gegenstand enthält, doch das Verdienst, daß die Richtigkeit der de Lücschen Regel, die dieser nur empirisch dargethan hatte, von ihm theoretisch erwiesen worden. Aber in diesem theoretischen Beweise ist doch die aus blosser Erfahrung bestimmte Größe als richtig, und als beständig angenommen worden, wenn man nun erweisen könnte, daß das de Lücsche m nicht so groß sey, als es hier von Hr. Mayern angenommen worden, so würde auch die Uebereinstimmung zwischen beyden Formeln verschwinden. Der Rez., der immer noch daran gezweifelt hat, daß der Coefficient 10000 wirklich aus den de Lücschen Beobachtungen folge, hat sich bey dieser Gelegenheit die Mühe nicht verdrießen lassen, dies zu untersuchen, und glaubet denen Freunden dieser Lehre gefällig zu seyn, hier das Resultat seiner Untersuchung aufzustellen.

Die erste Zeile dieser Tafel zeiget den Standpunkt des Hrn. de Lücs. Die zweyte, die durch das Barometer gefundene, und nach der Formel 10000 Log. $\frac{E}{e}$ $(1 + Ax)$ ge-

fundene mittlere Höhe. Die dritte, die durch die Geometrie bestimmte Höhe. Die vierte, Verhältniß der erstern zur letztern. Wenn nun diese Formel richtig ist, so muß auch, die durch sie gefundene Höhe, der geometrisch gefundenen gleich seyn, ist dieses nicht, so muß, da in der Formel Log. $\frac{E}{\varepsilon}(1 + Ax)$ richtig seyn wird, der Coefficient 10000 falsch seyn. Man berechne also erst die Höhe dieses Coefficienten, wie hier der Hr. de Lüc gethan hat, und sehe die hiedurch gefundene Höhe als den Nenner eines Bruchs an, dessen Zähler die geometrische Höhe ist, dividire wirklich, so wird man den Coefficienten für den Logarithmen erhalten, und dieses ist die letzte Columne.

1	2	3	4
1	230,7	216,2	1 : 0,9371
2	435,1	428,8	1 : 0,9855
3	591,9	586,6	1 : 0,9900
4	732,1	728,6	1 : 0,9952
5	919,7	917,0	1 : 0,9971
6	1221,2	1218,7	1 : 0,9979
7	1418,7	1420,0	1 : 1,0008
8	1798,4	1800,5	1 : 1,0011
9	1962,3	1968,2	1 : 1,0028
10	2210,0	2211,0	1 : 1,0004
11	2331,3	2333,0	1 : 1,0007
12	2583,8	2582,4	1 : 0,9994
13	2703,5	2700,0	1 : 0,9987
14	2741,2	2742,4	1 : 1,0004
15	2924,9	2926,6	1 : 1,0006

Das Mittel gäbe 9938, und dieser Coefficient würde etwan auf eine Höhe von 600 Fuß fallen, demnach wäre derselbe, wenn die Höhe kleiner als 600 Fuß, auch kleiner als 99389, größer als 600 Fuß, auch größer. Bey 1300 Fuß werde der-

derselbe 10000 seyn, und bey größern Höhen auch größer. Wer also annimmt, wie auch Hr. de Lüc selbsten gethan hat, das

$$h = 10000 \text{ Log} \frac{E}{e} \cdot (1 + Ax)$$ sey, der nimmt

etwas an, daß sich aus des Hrn. de Lüc gemessenen Höhen schlechterdings nicht erweisen läßt, sondern aus ihnen folget, daß der Coefficient für den Logarithmen sich mit wachsender Höhe auch größere. Da nun dieser von allen hieher gehörigen Schriftstellern, außer dem Hrn. Rosenthal, als eine beständige Größe angesehen wird, so werden sich die Leser dieser Bibliothek leicht überzeugen können, warum dieser Gegenstand noch keine mathematische Gewißheit erhalten hat.

Anfangsgründe der Naturlehre. Entworfen von Johann Christian Polycarp Erxleben. Vierte Auflage. Mit Zusätzen von G. C. Lichtenberg. Göttingen, Dietrich, 1787. 8.

Der kleine Zeitraum, so zwischen der vorigen und dieser Auflage verstrichen ist, ist der beste Beweis, daß das Publikum diese Arbeit des Herausgebers zu schätzen weiß, weshalb wir nur nöthig haben, diese Ausgabe anzuzeigen, und die damit vorgegangene Veränderung zu bemerken. Der H. gestehet ein, daß in voriger Ausgabe noch einige Mängel sich befunden haben, und diese sind allhier durch die Geduld und Aufmerksamkeit des Hrn. Rode, eines jungen Gelehrten, der bey ungewöhnlichen Geistesgaben, sich der Mathematik und Physik gewidmet, gehoben, welchem man auch das vom Hamburger Rezensenten verlangte Register zu danken hat. Dieser Hr. Rode, der gewiß ein besser Schicksal verdiente, welches ihm Rez. auch wünschet, befindet sich itzo in Berlin als — gemeiner Bombardier — Diejenigen Anmerkungen, welche der Rez. der vorigen Auflage in dieser Bibliothek gemacht hatte, haben verschiedene Veränderungen bewirket. Was aber die Vorschläge wegen Einrichtung des Buchs selbst betrift, so machet der H. dem Publico die angenehme Hoffnung, uns mit einer ganz von ihm selbst ausgearbeiteten Naturlehre zu beschenken, und dieses ist es, was wir beständ-

 dig

dig gewünscht haben, denn es ist doch nicht angenehm, beynahe auf jeder Seite Irrthümer, und deren Berichtigung zugleich neben einander zu lesen. Wir halten deshalb den Hrn. Prof. Lichtenberg bey seinem gegebenen Worte, und hoffen daß dieses die letzte Auflage von Erxlebens Physik seyn, und seine eigene an die Stelle treten werde.

Rg.

Johann Ingenhouß Versuche mit Pflanzen, hauptsächlich über die Eigenschaft, welche sie in einem hohen Grade besitzen, die Luft im Sonnenlichte zu reinigen, und in der Nacht und im Schatten zu verderben; nebst einer neuen Methode, den Grad der Reinigkeit und Heilsamkeit der Atmosphäre zu prüfen. Aus dem Französischen von Johann Andreas Scherer, d. A. W. D. Verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einer Kupfertafel. Wien, 1786. 8. bey Wapler. 437 Seiten, nebst dem Register.

Wir haben bey Anzeige der ersten, aus dem Englischen gemachten Uebersetzung dieses Werkes einen überaus vollständigen Auszug des wesentlichen Inhaltes dieser Schrift bereits im 45. Bande der Bibl. S. 124 — 130. gegeben. Priestley's und Sennebier's Aeußerungen und Anmaaßungen vermochten den Verf. zu neuen Versuchen, durch die er jedoch seine Entdeckung immer mehr bestättigt fand. Was hierdurch einzelne Stellen des Werkes für Abänderungen und Berichtigungen erhielten, befand sich in der französischen Ausgabe und in den nachgedruckten Anmerkungen, welche der Verfasser an dem Rand seines eigenen Exemplars geschrieben hatte, und dem Hrn. Uebersetzer erlaubte, Gebrauch davon zu machen. Dieses, nebst den eigenen, vorzüglich die Eudiometrie betreffenden Anmerkungen des Hrn. Scherers macht den Vorzug der neuen, überaus prächtig abgedruckten Uebersetzung vor der ersten aus. Auch hat derselbe die Erklärung einiger Kunstwörter, und eine Abhandlung über die Art beygefügt, die dephlogistisirte Luft einzuathmen. Hr. J. fand doch, daß einige Früchte,

z. B.

z. B. Bohnenhülsen und Weintrauben, wie Sennebier richtig erinnert hat, im heitersten Sonnenschein, die Luft nicht verderben, sondern sehr gute Luft geben. — Die Flußspathsäure sieht er noch immer für Vitriolsäure an, die durch das Brennbare des Flußspaths verflüchtiget worden sey.

Dt.

Icones Piscium Austriae indigenorum, quos collegit, vivisque coloribus expressos edidit *Carolus Lib. Baro a Meidinger. Decuria II.* Viennae, 1786. in Folio.

Dieses Heft enthält Beschreibungen und Abbildungen von folgenden Karpfenarten. Cyprinus Barbus, Nasus, Tinca, Idbarus, Aphya, Bipunctatus, Gobio; ferner von Lobitis barbatula, Salmoalpenus und Fario. Nur bey der Nase wird Bloch genennt, und angeführt, daß er die Nase mit dem Wimba verwechselt habe, sonst wird seiner nirgends mit einer Sylbe gedacht, da doch viel andre, und elende Schriftsteller angeführt werden. Diese Affektation fiel uns sehr auf. An Cyprinus aphya (im österreichischen Greßling) hat er auf der Stirn 9 zahnförmige Spitzen bemerkt, und in der Abbildung Pl. 15 dargestellt. Cyprinus bipunctatus tab. 16 ist derselbe, den Bloch zuerst unter diesem Namen beschrieben und abgebildet hat. In Oberösterreich heißt er Reislaube, Steinlaube. In der Zahl der Stralen und in der Farbe des Körpers weichen beyde Beschreibungen etwas von einander ab. Die Verschiedenheit der Farbe kann daher rühren, weil Bloch ein Exemplar in Spiritus vor sich hatte, wo die Farben sich sehr ändern. Dieses ist auch der Fall beym Bitterling, dessen schöne Farben man in dem Blochischen Kupfer gar nicht findet. Uebrigens können wir den Grund des Vorwurfes, der hier dem Hrn. Dr. Bloch gemacht wird, noch nicht einsehn. Dieser unterscheidet die Zärthe und Nase, und beweiset, daß Linnés Wimba die Zärthe sey. Will etwa Hr. von Meidinger sagen, daß die Zärthe nicht der Wimba des Linnés sey? Die Abbildungen kommen den Blochischen noch nicht bey.

Y.

I. A. *Murray* Opuscula, in quibus commentationes varias, tam medicas, quam ad rem naturalem spectantes pertractauit, emendavit, auxit. Goetting. 8. apud Dietrich. *Vol. II.* 1786. 9 Bogen über 1 Alph. stark.

In diesem Bande, in welchem der Verf. neuere Entdeckungen, zur Berichtigung mehrerer vormals geäußerten Grundsätze, auf eine sehr rühmliche Art genützt hat, geht die Zahl der Abhandlungen von XI—XXIII. Die erste unter ihnen, oder die XI. S. 1—46, ist die Schrift de ascaride lambricoide, welche der Verf. 1779 zum erstenmale herausgab. Sollte wohl der Wurm, den der V. aus Paisley anführt, eine eigene Art seyn? Freylich ist die Beschreibung des letztern zu unvollkommen, um darüber zu entscheiden; sollte er ursprünglich in der Leber gewesen, und nicht vielmehr, wie der Wurm, den Ph. Fr. Gmelin im Gang der großen Gekrösdrüse fand, aus dem Zwölffingerdarm dahin gekommen seyn? der Regenwurm habe nicht immer einen Gürtel oder Sattel. Die Merkmale, an welchen er vom Spulwurm unterschieden werden kann, hat der Verf. sehr sorgfältig aus einander gesetzt. Den letztern unterscheidet er von dem dünnern Spulwurm, der gewöhnlich nur im Mastdarm vorkommt, daran, daß dieser am Schwanze keine Borste hat, sondern der Schwanz vielmehr spitzig, wie eine Schusterpfrieme zuläuft. Den Kornwurm zählt er noch mit Linne zum Spulwurm. Sonst sind hier die neuern Schriften eines O. F. Müller, Götze, Bloch und Werner sehr gut genützt. In Schweden kommen doch auch Regenwürmer in den Gedärmen vor, die zuweilen durch den Mund abgehen; Beyspiele, wo sie mit andern eigentlichen Eingeweidewürmern abgegangen seyn sollen. Sehr richtig bemerkt der Verf., daß die Würmer, welche Beireis und Mayer im Brunnenwasser fanden, keine Spulwürmer waren. XII. Or. de limitanda laude librorum medicorum practicorum usui populari destinatorum, auch von 1779. S. 49—75. Der Verf. eifert sehr gegen diejenige Aerzte, welche die ganze Kunst bloß auf den praktischen Theil einschränken, und zeigt denn, ob er gleich ihren Nutzen nicht ganz verkennt, wie wenig Anleitungen für das Volk in Absicht auf seine Gesundheit ihrem Endzweck entsprechen; manche schröcke der dicke Band ab, mancher lese derglei-

chen

chen Schriften nicht eher, als wenn die Krankheit schon da sey, wo es denn nicht viel mehr nützen könne, mancher verstehe sie nicht, wenn sie auch noch so faßlich geschrieben zu seyn scheinen, wenigstens nicht ihre Anwendung auf den vorliegenden Fall. Einem Manne, der nicht absichtlich zum Arzte gebildet sey, sey es unmöglich, die wahre Ursache und die verschiedene Zeitläufte verwickelter, ja wohl oft einfacher Krankheiten, zu erforschen, manche schröckt die fürchterliche Beschreibung der Krankheit, die sie haben oder zu haben glauben, und ihres Ausgangs, wie sie ihn da lesen, und verschlimmert ihr Uebel, auch erregen dergleichen Schriften dem Arzte, der nach seiner Ueberzeugung handeln will, öfters Widersprüche und Mistrauen von Seiten des Kranken oder seiner Freunde, welche dergleichen gelesen haben, und unrichtig verstehen. XIII. De catechu, auch von 1779. S. 79—138. Voraus gehen einige neuere Entdeckungen in der Lehre von den einfachen Arzneyen aus dem Gewächsreiche, denn erst die Geschichte dieses Saftes von Garzias ab Horto an, der seiner schon 1563 erwähnte; ob ihn gleich Wedel 1671 noch als etwas Neues anführt. Der Verf. leitet ihn mit Kerr von einem Baume aus der Gattung der himosa ab; daher beschreibt er nun zuerst die Merkmale der Gattung, dann diejenige der Art, wovon dieser Saft kommt, insbesondere; hierauf die Art, wie er gewonnen und weiter zubereitet, und die Gestalt, unter welcher er zu uns gebracht wird, die Verschiedenheiten, welche davon bey Materialisten und Apothekern vorkommen, seine Kräfte, (von der fäulnißwidrigen hat sich der Verf. durch einen eigenen Versuch überzeugt,) seine übrige Eigenschaften, die Merkmale seiner Güte und Aechtheit, chemische Versuche, die er im Feuer und mit Auflösungsmitteln angestellt hat, die Arzneyen, welche in Apotheken daraus bereitet werden, und die Krankheiten, in welchen sie empfohlen worden, und wirklich heilsam ist. Am Lichte brannte er nicht, sondern blähte sich nur mit Knistern auf; ein Quentchen gab mit Wasser 44, mit höchst gereinigtem Weingeist, 30 Grane Extrakt; Baumöl löste nichts davon auf; Vitriolöl erhitzte sich damit. Er wirkte nicht bloß durch seinen zusammenziehenden, sondern auch durch seinen schleimigen und bittern Grundstoff. XIV. De dulcium natura et viribus, auch von 1779. S. 141—190. Süßer Geschmack verrathe bey organisirten Körpern und ihren Theilen immer die Gegenwart des Zuckers oder seiner Säure, ein

Verzeichniß der Pflanzen, die ihn liefern, und eine kurze Nachricht von der Art, wie er gewonnen wird, die Arzneykraft süßer Körper, bey deren Beurtheilung man freylich auch auf die Beymischung der andern Bestandtheile Rücksicht nehmen muß, auch seine nachtheilige Wirkungen. Beydes aus Gründen, und sowohl nach Erfahrungen, die im lebendigen Leibe gemacht sind, als nach Versuchen, die außerhalb desselben angestellt wurden. XV. Spinae bifidae ex mala ossium conformatione initia von 1779. S. 193 – 222. Voran geht eine musterhafte Beschreibung des Uebels, seiner Zufälle, Merkmale und vermuthlichen Ursache. Der V. sucht diese in einer ursprünglich übeln Bildung der Knochen, in welchen das Uebel ursprünglich seinen Sitz hat, dann eine Beschreibung eines davon befallenen Mädchens, das von einer venerischen Mutter gebohren und ohne Wasserkopf war, nach dem Knochengerüste. XVI. De medendi tineae capitis ratione paralipomena von 1782. S. 225—254. Man hätte den Grind, statt ihn durch innerliche Mittel heilen zu wollen, hauptsächlich durch äußerliche bekämpfen, und sich nicht mit solchen begnügen sollen, die das Uebel nur auf einige Zeit schwächen, von den verschiedenen Benennungen dieses Uebels und der Bedeutung derselben bey den Aerzten, er sey ein bloßes örtliches Uebel; der Sitz sey aber nicht bloß in der Wurzel der Haare, und Austraufen der Haare schaffe daher keine daurende Hülfe, er sey vielmehr in den Fettbälgchen oder im Zellgewebe selbst, obgleich auch andere Uebel damit verwickelt seyn können. Unter den innerlichen seyen die Spießglas- und Quecksilbermittel, diese besonders bey dem venerischen Grinde, und abführende die kräftigste; aber ohne äusserliche Mittel unwirksam. Werlhofs Krätzsalbe habe sich in seiner Erfahrung am kräftigsten erwiesen; in einem hartnäckigen Wachsgrinde half doch auch sie nichts, aber der Gebrauch des Schierlings, der äußerliche mit dem innerlichen, heilte ihn zuletzt. (Das Mistrauen des Verf. in die dreyfarbige Viole hat uns befremdet, denn nur dieses können wir für die Ursache ansehen, daß er ihrer nicht erwähnt hat.) XVII. De tempore exhibendi emetica in febribus intermittentibus maxime opportuno, auch von 1782. S. 257—292. Zuerst die Zufälle, welche den Gebrauch der Brechmittel erfordern, und nothwendiger machen, als den Gebrauch solcher, die auf den Stuhlgang treiben, denn ihre Wirkungen, die sich nicht bloß auf den Magen und seine Unreinigkeiten

keiten beziehen. Dahin zählt der Verf. auch ihre Kraft, den Leib auf den Gebrauch der Fieberrinde vorzubereiten, die vorzüglichste die Brechwurzel und die Brechmittel aus Spießglas. Der Verf. räth das Brechmittel zu geben, wenn der neue Anfall von Fieber auf dem Wege ist, und empfiehlt zu diesem Endzweck eine Auflösung des Brechweinsteins in Wasser, wo nicht besondere Umstände seine Anwendung im Anfall selbst erfordern. XVIII. Vindiciae nominum trivialium stirpibus a Linneo Equ. impertitorum von 1782. S. 295—332. Der Verf. findet den Ursprung solcher abgekürzten Namen schon beym Dioskorides, und führt hier sowohl von ihm, als von mehreren seiner Nachfolger, bis auf unsere Zeiten, Beyspiele davon an. Linne hat nur das Verdienst, daß er dergleichen Namen allen Pflanzen beylegte, nur um sich kürzer auszudrücken, ohne dabey immer Rüsicht auf eine oder die andere ihrer auszeichnenden Eigenschaften zu nehmen, und mit der ausdrücklichen Warnung, sie nicht statt der bestimmtern Beschreibung zu gebrauchen, so würde doch immer dem Anfänger die Kenntniß der Pflanze erleichtert, dem bey Erwähnung des Namens ihre Merkmale gegenwärtig seyn konnten; die Arten einer Gattung mit Numern zu bezeichnen, sey abgeschmackt. Zuletzt giebt der Verf. 28 Gesetze, die man bey Ertheilung der Trivialnamen vor Augen haben müsse, und erläutert sie durch Beyspiele; insbesondere verwirft er die Beynamen, welche vom Vaterlande, Boden, Blüthezeit, Dauer, Farbe, Geruch, Geschmack der Pflanze, genommen sind, auch die Provinzialnamen, auch solche, die vom ökonomischen oder Arzneygebrauche entlehnt sind. XIX. Praestet uno medico an pluribus iunctim uti? disquisitio oratione enucleata von 1781. S. 335—350. Der Verf. wägt die Vortheile und Nachtheile von dem Gebrauch mehrerer Aerzte zugleich nach den Umständen gegen einander ab. XX. De vermibus in lepra obviis iuncta leprosi historia von 1762. S. 353—400. Auch hier sind mehrere spätere Bemerkungen sorgfältig eingerückt. XXI. Observationes de lumbricorum setis von 1768. S. 403—412. haben sehr viele Zusätze erhalten. Die Reihen von Borsten, welche der Regenwurm über seinen ganzen Leib der Länge nach hat, sind alle gedoppelt. Daß Willis dieses schon bemerkt habe, hat der Verf. in seinen Schriften nicht finden können; keine Spur davon findet man bey den Spulwürmern. XXII. De materia arthritica ad verenda aberrante Disquisitio, von 1785,

 und

und mit einem neuen Abschnitte vermehrt, S. 415—470. Der Verf. nimmt Rheumatismus und Gicht als eine Krankheit an, und zeigt dieses aus der Aehnlichkeit ihrer Zufälle und ihrer Heilart, ihre Versetzung auf die Zeugungstheile bringe eben so mannichfaltige Zufälle hervor, als die Lustseuche, wenn sie sich in diesen Theilen äußert; was die innere Haut der Harnröhre reizen und entzünden könne, könne auch einen anscheinenden Saamenfluß erregen, wenn er von einer Versetzung des Gichtstoffs komme, könne er freylich auch mit dem venerischen oder hämorrhoidalischen verwickelt seyn. Ueberhaupt finde man bey Leuten, welche an der Gicht leiden, öfters Fehler in diesen Theilen: die ausführliche Geschichte eines solchen Kranken, und seine Heilung; einige ähnliche von Theden dem Verf. berichtete Fälle, einige von dem Bruder des Verf. oder vielmehr von Herrenschwand, ferner von Acrel, Wichmann, Lentin und dem seel. Brückmann. XXII. Succi aloes amari initia von 1785. S. 473—500. Wie wenig Munting zur Kenntniß der Arten, von welchen die Aloe kömmt, gethan habe; Linné sey doch zuweilen zu streng gewesen, und habe, wie z. B. in der Aloegattung, wahre Arten zu bloßen Spielarten gemacht, auch Thunberg habe nicht deutlich genug gezeigt, von welcher Art die in Apotheken gebräuchliche Aloe komme. Der V. beschreibt denn eine Art Aloe, die er elongata nennt, und im Frühling 1784 in der Blüthe vor sich gehabt hat, von dieser, glaubt er, komme der Aloesaft, und hält sie mit Blackwell Aloe vulgaris, und Regnault Aloe commune für die gleiche. Einige Arten Aloe haben einen geschmacklosen oder nur wenig gesalzenen, die klebrichte einen süßen, die bunte einen süßlichten, die niedrige einen anfangs bitterlichen; hintennach aber süßen, die meiste Abarten der Durchstochenen einen bittern Saft. Die Bitterkeit ist nur in der Schaale der Blätter, die Art, wie der Saft gesammlet wird, nach Thunberg und Sperrmann, einige eigene Versuche des Verf., ihn aus den Pflanzen im Göttingischen Garten zu erhalten.

Er.

Die Feldmäuse und ihre Verwüstung im Jahre 1773. Ein Wort zu seiner Zeit, an die Ortsobrigkeiten und den Landmann in Franken, von ihrem fränkischen

kischen Landsmanne. Gedruckt im Jahr 1786. $1\frac{1}{2}$ Bogen.

Schlimm genug, wenn Ortsobrigkeiten nicht selbst patriotisch genug sind, dem armen Landmanne bey Landplagen zu Hülfe zu kommen, sondern dazu erst durch einen Patrioten erweckt werden müssen. Gewiß ein Wort zu seiner Zeit, auch für die Obrigkeiten der Gegenden in Deutschland, wo sich jetzt durch Vernachlässigung die Hamsterbrut bis zur Landplage und zum jährlichen Schaden von 17 bis 24000 Rthlr. an manchem Orte vermehrt hat.

Der Patriot denkt nach sehr vernünftigen Grundsätzen. — Es giebt Hindernisse im Feldbau, die selten, oder in Zeit eines Mannsalters, nur einmal vorkommen. Der Landmann kann sich selten dabey selbst Rath schaffen, wählt unrechte Mittel, oder braucht die rechten zur Unzeit. Dieß ist vorzüglich ein Gegenstand obrigkeitlicher Fürsorge, bey Zeiten die besten Mittel bekannt zu machen — und die Saumseligen bey Strafe anzuhalten, solche zu gebrauchen. Wir sind hierinnen vollkommen der Meynung des Verf. Mancher ist so eigensinnig, daß er bloß aus Eigensinn, weil das Mittel neu ist, solches nicht gebrauchen will. Sollen andere darunter leiden? Er muß bey Strafe angehalten werden, und das ist Pflicht gegen andere Mitglieder der Gesellschaft, sie schadlos zu halten. Wie ist es mit den Blitzableitern ergangen?

Unter die seltner vorfallende Landplagen gehören Heuschrecken-, Schnecken- und Mäusefraß. Der Landmann ist selten mit den rechten Gegenmitteln bekannt. Der V. klagt bey der Fruchtbarkeit der fränkischen Fluren über den Mangel des Leinsaamens, Rübsens, Mohns und der Oehlmühlen.

Im Herbste 1786 eine große Menge Feldmäuse. Geschichte des Mäusefraßes 1773 in den schweinfurtischen Fluren — zur Warnung, um auf Gegenmittel gegen die drohende Gefahr für die Aernte 1787 zu denken. Ein einziger Iltis, der sich in einen Kornacker in ein altes Hamsterloch einquartirt hatte, rettete diesen Acker vom Mäusefraß. Ein kleines Thier konnte das, sollte Menschenfleiß nicht mehr können? Principiis obsta —

In

In der Feldmark Schweinfurth und des Wirzburgischen Dorfes Geldersheim wurde alle Winterfrucht zu Grunde gerichtet. Es war die ordentliche kurzgeschwänzte Feldmaus, Büffons Campagnol *) — Sie machen Gänge unter der Erde, und sammeln, wie die Hämster, in Kammern Wintervorrath ein — auf Wiesen Würzelknoten, auf Aeckern Aehren — Von 20 bis 30 Morgen kaum drey Garben, von manchen nicht eine Aehre. Auch kein Stroh übrig, alles zernagt. Die armen Leute gruben die Aehren aus; diese waren aber größtentheils ausgewachsen oder verschimmelt. Nach der Aernte fielen sie auf Rüben, Kohlrüben und Kartoffeln. — Sie halten sich im Winter in der Erde, und durch das Winterwetter allein werden sie schwerlich ausgerottet. (Rec. weiß aus Erfahrung, daß ihnen im Frühjahr nichts mehr schadet, wenn sie aus den Löchern kommen, als Glaseis. Darauf können sie nicht fortkommen, und zappeln sich zu Tode.) — Der Boden Mergelerde, und sie gehen tiefer, als der Pflug. — Bey dem gelinden Winter 1772 vor der Herbstsaat wurde der Acker mit neuem groben Mist bedünget. Dieß ist für die Mäuse die rechte Nistung. Alles zog sich in die Aecker, den Jungen wurde durch den Mist auf die Beine geholfen, die sonst bey nasser Witterung umkommen. Im Herbste 1772 eine Generation mehr, als in andern Jahren — Große Unachtsamkeit, weil man sie vor den Blättern nicht sahe.

Am Ende des Septembers 1772 waren auf jedem gedüngten und ungedüngten Acker 3 Paar, auf 1000 Aeckern 3000 Paar. Diese zeugten bis Anfang des Novembers, auf jede Brut nur 4 Junge — öfters 8 bis 9 in einem Neste — also schon 6000 Paar, oder 12000 einzelne, mithin damals Alte und Junge 180000 zu ernähren. — Der Zeugungstrieb war schon im 2ten und dritten Monat des Lebens da, nur 4 Wochen trächtig; sonst ihre Vermehrung unerklärbar. Die Naturforscher wissen davon nichts Gewisses. Die ganze Zeit ihrer Vermehrung beträgt etwa 6 oder 7 Monat; wie viele ommen nicht um; wie viele werden von den Raubthieren, Wieseln, Iltissen, Mardern, Füchsen, Eulen, Raben, Falken u. a. verzehrt, und doch ihrer eine solche Menge! Allein wir

*) Nicht Mus terrestris Linn., sondern *gregarius*, no. 16, wegen des kurzen Schwanzes.

wir geben jedem Acker vor Winters nur 4 Paar Mäuse, 3 Paar sollen zu Grunde gehen, und 3 Paar bleiben. Fangen diese ihre Vermehrung im März an, so muß man über die Menge erstaunen. —

Im September 1772 sollen nur 6000 einzelne Mäuse da gewesen seyn. Diese zeugten bis Anfang des Novembers

12000. Diese sollen den Winter überbleiben, und die 6000 gestorben seyn. Vom Anfange des Märzes bis April zeugten diese

24000. Vom April bis May

24000. Vom May bis Junius

24000.

Hier fangen die im Anfange des Märzes gezeugten an, sich ebenfalls mit 4 auf jede Brut zu vermehren, und liefern

48000 junge Mäuse.

Vom Junius und Julius fallen

24000 von dem alten den Winter übriggebliebenen Stamm.

48000 von den Anfangs März und April dagewesenen, und

48000 von den vom April bis May gezeugten Mäusen.

252000 zu Anfang des Julius auf den tausend Acker Feldes. Wir geben jedem einzelnen Acker 252 Stück.

Vom Julius bis Augustus wieder erzeugt

24000 von dem erst dagewesenen Stamm,

48000 von den vom März bis April erzeugten, als der dießjährigen ersten Brut,

48000 von der im April bis May dagewesenen zweyten Brut,

48000 von der vom May bis Junius gesetzten dritten Brut.

Hier fangen die vom März bis April erzeugten 48000 wieder an, sich mit

96000 zu vermehren.

516000 in Summe, auf jedem einzelnen Acker 516.

Der Abgang von 34000 gelieferten, und jedes Hundert mit 15 Kr. bezahlten Mäusen, war nicht zu merken; doch wurde dessen der Bauer bald müde, daher nur $7\frac{1}{2}$ Kr. fürs Hundert. Weder Strafen, noch Belohnungen, reizen ihn, so lange ers für eine Strafe Gottes hält, und er hält es so lange dafür, als er kein gewisses Mittel gegen dergleichen Uebel, als z. E. die Zerstörung der Raupennester, weiß.

Die

Die Obrigkeit wandte folgende Mittel an. Sämmtliche Stoppelfelder wurden Distriktweise gestörzt. Der ganze Winterbau in 7 Distrikte getheilt, zu jedem 2 Tage Zeit. Hinter dem Pfluge Jemand mit einem Besen, die aufspringenden M. zu tödten. Die Saumseligen für jeden Acker mit 14 Schilling bestraft. An den Wegen die Löcher verrammelt. Alles vergeblich.

In den grünen Saamen Weizenmehl mit ungelöschtem Kalk in Ziegeln, die mit andern bedeckt wurden. Es blieb stehen, weil sie noch nichts grünes frassen. Andere unwirksame Mittel: vergiftetes Speck und Fett; das Zustampfen der Löcher; das Einblasen des Schwefelrauchs. Kugeln von zerstossenen Hanfkörnern, Weizenmehl, Honig und Krähnaugen, die im Wasser abgekocht waren, weil sie schwer zu pulverisiren, in die Löcher gelegt, wie auch Nußkerne mit Schirling im Wasser abgekocht.

Arsenik mit Mehl vermischt auf bedeckten Ziegeln, tödtete einige; aber der Ziegeln waren zu wenig. Besser wirkten Kugeln von Arsenik, Weizenmehl und Honig in den Löchern. Aus Furcht mußten die Schweine von den Stoppeln bleiben, die doch viele getödtet hätten. Zuletzt blosses Arsenik, 1 bis 2 Loth unter ein Pfund Sauerteig, aber nicht mit den Händen geknetet; davon Kugeln einer Erbse groß, vor die Löcher und in die Gänge gelegt. Diese frassen sie nach der Aernte häufig. Viele starben davon in und außer den Löchern. Die letztern von Raben und Dolen, aber ohne Schaden, verzehrt, weil sie den Magen nicht mitfrassen.

Das Eingraben irdener glasurter Töpfe von 3 bis 4 Maaß, zum Drittel mit Wasser gefüllt, that die besten Dienste; sie müssen so eingegraben werden, daß die Erde einen Querfinger über den Rand gehen muß. In jedem in einer Nacht 4 bis 6 Mäuse gefangen. Dies eins der sichersten Mittel, in allen Aeckern zu gebrauchen. Durch diese beyden Mittel unzähliche getödtet, und dennoch die Mäuse in Menge da. Der Verf. glaubt: es gebe nach der 3ten Brut im Frühjahr kein wirksames Mittel mehr, ihrer Vermehrung Einhalt zu thun, ohne die Früchte mit zu verderben. — Die Mittel rekapitulirt. —

1) Nichts den Mäusen beförderlicher, als der grobe Mist vor der Herbstsaat. 2) Die in der Brach liegende Kleeäcker müssen Bartholomä: herumgerissen seyn. Zwey Jahr zum Abgrasen stehen gebliebene Kleeäcker dienen den

Mäu-

Mäusen zum Aufenthalt. Jeder Besitzer, wenn er auch einzelne Mäuselöcher in seinen Aeckern verspürt, muß bey diesen Haselstauden, Weiden ꝛc. mit beyden Enden, als einen Bogen, in die Erde stecken. Darauf setzen sich die Raubvögel bey Tag und Nacht, lauern auf die Mäuse, und fangen ihrer viele weg, welches nicht geschiehet, wenn sie im Fluge darauf Achtung geben sollen. Ein wichtiger Umstand! 4) In die zugestoßnen und wieder aufgestoßnen Mäuselöcher Giftkugeln von Arsenik und Sauerteig zu legen. 5) Zugleich mit irdenen Töpfen zu besetzen. 6) Oefterer Bericht an die Obrigkeit abzustatten.

Wenige Blätter; aber darin so viel gutes, wahres und richtiges gesagt, daß sie verdienen, von jeder Obrigkeit — von jedem Oekonom — angeschafft und benutzt zu werden, zumal da jetzt in einigen Provinzen Deutschlands, als im Halberstädtischen, die Hamster anfangen, sich so zu vermehren, daß, wie Rezensent aus sichern Nachrichten weiß, bey Quedlinburg vom 1sten May bis zum 10ten Junius d. J. 32214 Stück gefangen sind.

Wu.

Anfangsgründe der Naturgeschichte, welche zugleich zur Uebung in der lateinischen Sprache dienen können, zusammengetragen von Heinrich Peter Christian Esmarch, Rector der königlichen Domschule zu Schleswig. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung, 8. 1787. 751 Seiten.

Eine mühsame Arbeit, die Anfangsgründe der Naturgeschichte aller drey Reiche auszuschreiben, zusammenzutragen — und alsdann mit lateinischen Wörtern und Floskeln zu versehen! Wir müssen dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er von allen Gegenständen der drey Naturreiche nicht nur die Charaktere und Namen richtig angegeben; sondern auch, besonders im Thierreich, die eigentliche Naturgeschichte von der Natur, Lebensart, Vaterlande und Eigenschaften des Thiers, mit einer angenehmen Kürze und Präcision vorgetragen hat, wobey wir uns S. 488 auf die

Arti-

Artikel: Hyäne, Löwe, S. 497. Dachs, und andere berufen wollen. Jungen Leuten wird dadurch die Naturgeschichte immer nützlicher und angenehmer gemacht; insonderheit das Trockene des Systems ungemein erleichtert. Ein solches Kompendium der Naturgeschichte über alle drey Reiche der Natur ziehen wir einem Cramerschen mit den prächtigen Farben illuminirten Werke von Papillons exotiques, das beynahe 200 Rthlr. kostet, und im Grunde, da es gar keine Naturgeschichte dieser Insekten enthält, als ein pures kostbares Mahlbuch anzusehen ist, weit vor. Wir wüßten, wenn wir auch die sonderbare Idee, die Lehrlinge dadurch zugleich im Latein zu üben, ausnehmen, außer Leskens, Blumenbachs und Baumanns Kompendien, für Schulen, wegen seiner vielfassenden Kürze, fast kein brauchbareres, als dieses zu empfehlen. Zwar wollen wir diese Art von Uebung im Latein bey der Naturgeschichte nicht ganz verwerfen. Wir sehen die Absicht des Verf. recht wohl: eines soll das andere heben und befördern. Die jungen Leute sollen durch die angenehme Wissenschaft desto stärker gereizt werden, sich im Latein zu üben; ob aber das naturhistorische Latein für sie das beste und brauchbarste Latein sey, ist eine andere Frage. Und um des Himmels willen, wie viel Zeit wird dazu erfordert, ein solches Buch, wie dieses, durchzugehen, zugleich aber die Uebung im Latein damit zu verbinden. Hat ein junger Mensch auf Schulen sonst nichts zu lernen? Wir werden diesen Punkt unten noch einmal berühren.

Gesetzt aber auch: die Sache ließe sich vertheidigen; so weiß ich nicht, ob nicht Jünglinge, welchen es Ernst ist, Naturgeschichte, auch mit Sprache zu studieren, solche besser aus der Quelle, aus dem meisterhaften Original des unsterblichen Linne', als aus dem zierlichen Rectorlatein — — man verzeihe diesen Ausdruck, und deute ihn nicht ironisch — lernen möchten. Schwerlich möchte der geschickteste Rector einen Linne' in seinem präcisen und körnichten Ausdruck übertreffen. Und aus Cicero kann man kein naturhistorisches Latein lernen. Das Rectorlatein ist in diesem Punkt viel zu gekünstelt, zu weitschweifig, wovon wir mehr, als eine Probe anführen könnten, und nur gar zu oft verliert sich der wahre naturhistorische Begriff der Sache, unter dem Mantel des gekünstelten Lateins. Nur ein Beyspiel. S. 529.

Klaß.

Flußpferd. Dieses ungeheure, aber nicht grimmige Thier. Vasta, sed minime saeva bellua. Warum nicht immanis? Minime saeva ist offenbar falsch. Ein Thier, das mit einem Biß, wenn es aufgebracht ist, einen Menschen mitten durchbeißen kann, muß doch wohl zuweilen grimmig werden. Erxleben sagt: Mitis, nisi lacessitus. Sparrmann fürchtete sich sehr vor diesem Thier.

S. 624. Schwimmende Amphibien sind den Fischen sehr ähnlich. Referunt pisces. Ich tadle das Latein nicht. Sollte sich aber nicht mancher Schüler hierbey irren?

S. 465. bringen ihre Jungen lebendig zur Welt. Animalia parere. Eigentlicher Foetus. Und dergleichen mehr.

Schwerlich möchte der V. durch sein zierliches Latein, z. B. die Naturgeschichte des Hundes und der Spinnen, so kurz, richtig und emphatisch fassen, als es Linne gethan hat.

Nur über einige Punkte müssen wir uns noch erklären, weil sie uns besonders aufgefallen sind. In der Zueignung an den Propst Lüders sagt der V.: „Wenig neues werden sie finden; aber, wie ich hoffe, auch wenig unwahres. Denn ich habe bey dem Mangel an Büchern, da ich nicht für Geld diene, das meiste selbst sorgfältig untersucht, und daher nur die Arten derjenigen Pflanzen und Thiere beschrieben, welche ich in dieser Gegend gefunden habe.“

Das meiste — aus allen drey Naturreichen untersucht — sorgfältig untersucht. Das will viel sagen. Sollte das eines Menschen Sache — sollte dazu ein Menschenleben hinreichend seyn? — Und gleichwohl hat der Verf. nur die Arten Pflanzen und Thiere seiner Gegend beschrieben. Diesen Widerspruch können wir nicht lösen, da doch alles aus Linne, Müller, Blumenbach, Leske u. s. w. zusammengetragen ist. Vielleicht wäre eine gute schleswigische Flora oder Fauna seinen Schülern brauchbarer gewesen, als eine so weitläuftige, aus allen bekannten Büchern zusammengetragene Naturgeschichte.

Auf der ersten Seite in der Einleitung §. 1. steht wieder eine kleine Unwahrheit. Nach dem V. ist die Naturgeschichte eine Beschreibung der natürlichen Körper, welche auf der Oberfläche der Erde gefunden werden. Gleichwohl fängt

er mit der Mineralogie an. Wie reimt sich dieses mit der Oberfläche der Erde?

In der Naturgeschichte der Würmer scheint der V. die neuesten Schriften und Entdeckungen wenig gekannt zu haben. Denn er setzt Askariden, Bandwürmer u. s. w. noch blos in die Därme der Menschen.

Da es die Hauptabsicht des V. war, seine Schüler bey der Naturgeschichte, zugleich im Latein zu üben; so hätte er, unsers Erachtens, besser gethan, wenn er aus jedem Naturreiche einige der vornehmsten Produkte ausgehoben, mit Latein versehen, und daraus ein kleines Compendium für seine Schule gemacht hätte; so hätten die Lehrlinge einen Fingerzeig, wornach sie, wenn sie hierdurch geübt wären, im übrigen leichter fortkommen konnten. Denn, wie wir schon oben erinnert haben, wie lange will der Hr. R. hierauf doziren, wenn 1) die Naturgeschichte erläutert, 2) alles in Latein übersetzt, und 3) die Fehler verbessert werden sollen?

Dem sey aber, wie ihm wolle, so können und müssen wir doch, aus Ueberzeugung, dieses mühsam bearbeitete Buch, als ein nicht ganz unbrauchbares Buch, allen Schulen empfehlen.

Et.

Unterricht vom Polieren des Eisens und Stahls, für Stahlarbeiter. Aus dem Schwedischen übersetzt von D. C. Gröning. Flensburg und Leipzig, 1787. bey Korte, 8. 6 Bogen.

Dieser Unterricht ist die erste Abtheilung der Rinmannschen Geschichte des Eisens (Försök till jarnets Historia met till ämping för slögder och handwerk), dessen Uebersetzung durch Hrn. Georgi, im 67. Bande dieser A. D. B. bereits angezeiget worden, wohin wir den Leser verweisen. Was den Herausgeber bewogen hat, 1787 dem Publico dieses Stücklein vorzulegen, da schon 1785 das Ganze deutsch erschienen ist, läßt sich nicht errathen. Die Vorrede, so den 7. März 1784 unterschrieben ist, kann nichts entschuldigen.

Rg.

Pharma-

Pharmacevtischchemische Erfahrungen über die neuesten in der praktischen Pharmazie gemachten Entdeckungen und Verbesserungen, von Joh. Caspar Dollfuß. Leipzig, 1787. bey Haugs Wittwe. 136 S. in 8.

Das deutsche lesende pharmacevtische Publikum würde eben nicht viel eingebüßet haben, wenn diese Schrift nicht erschienen wäre. Ob auch gleich eine und die andere Beobachtung nützlich ist, so wird man doch zweifelhaft, weil der Verf. in andern Fällen seiner Kunst noch nicht gewachsen zu seyn scheint. Wir wollen seine Beschreibungen nach der Reihe anführen, und bey jeder unsere Gedanken hersetzen. Die Bereitung des **rothen Quecksilberkalks** ist gut, enthält aber nichts Unbekanntes. **Versüßtes Quecksilber** ohne korrosivischen Sublimat zu bereiten, aus Quecksilbervitriol lebendiges Quecksilber und Kochsalz, ist auch schon von Bony beschrieben worden, und mit eignen Schwitrigkeiten verbunden, deswegen diese Art nicht allgemein angenommen werden wird. Was der Verf. vom Spießglanzglas anführt, und daß der Spießglanz während der Kalcination die Schmelzung nicht nöthig habe, ist längst bekannt. Vom Spießglanzkönige ist es auch längst bekannt, daß man mit Eisen mehr; aber mit Eisen vermischten König bekommt, der so leicht nicht davon zu reinigen ist, als es der Verf. vorgiebt. Ein von ihm vorgeschlagener gegossener eiserner Tiegel würde vielleicht nicht die erste Schmelzung aushalten. Bey Beschreibung der Spießglanzbutter aus Kochsalz, Vitriolöl und Spießglanz will er deutlich gesehen haben, daß die Salzsäure auf den rohen Spießglanz nicht wirken könne. Rec. aber sahe aus seiner Beschreibung, daß seine Arbeit nicht gehörig von statten gegangen war. Die Detonirung des schweißtreibenden Spießglanzes in einem eisernen Mörsel ist nicht rathsam. Von der Bereitung des Spießglanzweinsteins nichts als bekannte Dinge. Die Bereitung des mineralischen Kermes, wovon 3½ Pfund von 18 Pfund Spießglanz und 24 Pfund Pottasche erhalten worden, finden wir eben nicht sonderlich vortheilhaft; besonders da von der Benutzung der überbliebenen Lauge nichts erwähnt worden ist. Beym goldfarbenen Spießglanzschwefel eine gute Beobachtung, die Beziehung auf die schöne Farbe desselben hat. Bey Jakobi

flüssiger Spießglanzseife ist mit Recht erinnert, daß ein wäßrigter Weingeist darzu gebraucht werden müsse, sonst enthalte die Tinktur keine antimonialische Theile. Von der Bestuschefischen Nerventinktur nichts anders, als was schon darüber von Hrn. Klaproth bekannt gemacht worden. Die sämmtlichen 10 Versuche, Silberkrystallen und Höllenstein betreffend, verrathen noch manche Unwissenheit des V. Hätte er zur Schmelzung des Silbers, anstatt des rohen Borares, gebrannten genommen, so würde ihm kein Silber im Tiegel zerstreuet worden seyn. Auch das Verfahren im dritten Versuche ist ganz schülermäßig. — Hätte der Verf. nicht voraussehen können, daß eine Silberauflösung, wozu ausgebrannte Borten verbraucht worden, die sammt dem kohligten Pulver zur Trockne abgeraucht und geschmolzen wird, ganz zersetzt werden muß? Im 9ten und 10ten Versuche ist die Reduktion eines gewissen Hornsilbers beschrieben, ohne daß zuvor dieses Hornsilber angeführt worden; und dabey war es doch ein Glück für Marggraf, daß der Verf. dessen Reduktion des Hornsilbers noch richtig, und mit seinen eigenen Versuchen übereinstimmend gefunden hat. In der Beschreibung der Kupferkrystallen (krystallisirtes Spangrün) nach Wenzels Vorschrift kommt nichts besonders vor. Aus den Versuchen über die Verfertigung des Phosphors erkennet man wieder, daß der Verf. bey seinen Arbeiten nicht die möglichste Genauigkeit beobachtet hat, auch überhaupt noch nicht Kenntniß genug von den zu bearbeitenden Gegenständen besitzt. Wir führen folgende Stelle zum Beweise an, wie geschwind der Verf. die Knochensäure ausgeschieden zu haben glaubt: — „In 24 Pfund Wasser, die ich in einem zinnernen Kessel auf dem Feuer warm hielt, goß ich behutsam 22 Unzen englisches Vitriolöl, und in diese Mischung streuete ich nach und nach 3 Pfund gepülverte, weißgebrannte Knochen, nachdem diese 3 Pf. Knochen eingetragen und vollkommen damit gemischt war, untersuchte ich etwas von der hellen Flüssigkeit, so einen bitterlichen sauren Geschmack hatte, und fand, daß sie nicht den geringsten Antheil Vitriolsäure enthielt." So geschwind stehenden Fußes haben wir diese Säure noch nicht aus den Knochen scheiden können. Falsch ist es auch, daß der Präzipitat, welcher aus der Phosphorsäure durch Alkali gefället wird, aus Selenit besteht, da es vielmehr ganz Knochenerde ist, davon die Phosphorsäure einen Theil aufgelöst erhält. Die ausgedünsteten Schwefeldämpfe S. 63. betreffen

sen doch wohl, daß seine Knochensäure noch viel Vitriolsäure (wegen der flüchtigen Scheidung,) besessen haben müsse. Wenn man den 7. 8. und 9ten Versuch mit einander vergleicht, so findet man lauter Verwirrung. Nach dem 7. Vers. erhielt der Verf. aus 3 Pf. weißgebrannten Knochen und 22 Unzen Vitriolöl, von der dadurch erhaltenen Knochensäure 3 Loth, 40 Gran Phosphor. Im 8. Versuche sagt er gegen das Ende, daß de Morveau weniger erhalten habe; wenn dagegen Nikola aus 6 Pfund weißgebrannten Knochen und 4 Pfund Vitriolöl 10 Loth Phosphor erhalten zu haben angiebt, so scheint ihm dieß eine ungewöhnliche Menge zu seyn. Nun erzählt er im 9. Versuche, daß er zu zweymalen von 1½ Pf. Knochen und 1 Pf. Vitriolöl die Säure ausgeschieden, und daraus zum erstenmal 1 Loth 10 Gran, und das anderemal nur 1 Loth Phosphor erhalten habe. Es wäre auch dieser Versuch zu oft wiederholten Malen angestellt; aber nie mehr Phosphor erhalten worden, und doch hat er vorher nach dem 7. Vers. aus der doppelten Portion 3 Loth, 40 Grane bekommen. Wo aber der Verf. bey der folgenden Stelle S. 70 seine Gedanken gehabt, ist wohl schwerlich zu errathen. Sie heißt: „Ich möchte beynahe glauben, daß Herr Nikola die Knochensäure nur von 6 Loth, und nicht von 6 Pfunden abgeschieden, wobey er vielleicht überdieß die Säure nicht sorgfältig gesammlet, und daß er bey dieser erhaltenen Menge Phosphorsäure den daraus zu erhaltenden Phosphor nicht destillirt, sondern nur geschätzt habe." — Vorne ist ihm Nikolas angegebene Menge Phosphor ungewöhnlich groß, und nach dieser Stelle dünkt sie ihm ungewöhnlich klein! Elender Galimathias! Bey der weißen Magnesia ist bloß Flügers und Scheelens Angabe abgeschrieben. Von der gebrannten Bittersalzerde glaubt er, daß sie kein gutes Absorbirmittel sey, und daß es besser wäre, statt der Magnesia andere säuretilgende Mittel zu wählen. Nun höre man den weisen Ausspruch: „Weniger würde man den Zweck verfehlen, wenn man in dieser Absicht in den Apotheken bloß reine Kalcherde, z. B. Austerschalen oder auch ganz reinen Marmor in Salpeter- oder Salzsäure aufgelöst, und mit reinem Laugensalz niedergeschlagen, aufbewahrte. Manche Vortheile würden hieraus erwachsen: Der Apotheker würde z. E. von der Mühe des langen Reibens befreyt, und könnte sich von der Aechtheit seines Arzneymittels versichern" — O über die pharmaceutische Kannengießerey! Die Beschrei-

bungen von Vitriolåther, Salpeteråther, Salzåther, konzentrirten Essig und Essigåther, Minderers Geist, Weinsteinsåure, und geblåtterter Weinsteinerde sind entlehnt, und ohnedies bekannt genug. Aus des Verfassers Bereitungsart der Benzoeblumen und dem angegebenen Erfolge, sieht man wieder, wie weit dessen Genauigkeit reicht. Von einem Pfunde guter Benzoe hat er nicht mehr, als 9 Quentchen, ein andermal von vier Unzen nur zwey Quentchen und 5 Grane, und durch den Sublimationsweg vom Pfunde 7 Quentchen 50 Grane erhalten; da es doch mehr als zu gewiß ist, daß ein Pfund gute Benzoe 14 bis 16 Quentchen dieser Blumen liefere. Sonderbar genug empfiehlt er auch noch den alten Weg der Sublimation vor der weit bessern Scheelischen Methode. Zur Erlangung des flüchtigen Laugensalzes aus dem Salmiak zieht er den Zusatz der trocknen Pottasche der Kreide vor, worin ihm Rec. nach eigner Beobachtung beypflichtet. Seignettesalz ist nach Scheelens und Göttlings Methode versucht worden. Die letztere Art hat ihm nicht recht gelingen wollen; er glaubt, daß es besser sey, den tartarisirten Weinstein mit mineralischem Alkali, aus Kochsalz durch Pottasche gezogen, zusammenzusetzen. Endlich ist noch die Destillation des Nelken- und Bernsteinöls beschrieben.

Zk.

---

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Afrika, ein geographisch historisches Lesebuch zum Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher, von K. Hammerdörfer und C. T. Kosche, A.M. Vierter Band, als eine Fortsetzung von Europa. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1787. groß 8. 944 Seiten und 22 S. Vorrede.

Bey einem so wenig bekannten Welttheile erwartete Rec. daß die beiden Hrn. Verf. nicht so rasch seyn, und sich doch wenig-

wenigstens etwas besinnen würden, ehe sie es wagten, dem Publikum das öffentlich vorzulegen, was sie selbst erst aus den vorhandenen Schriften haben sammlen müssen. Unter diesen Schriften, die sie in der Vorrede genannt, fehlen sogar viele wichtige zum Theil neuere, die sie nicht wohl entbehren konnten, und leicht zu erhalten sind. Aber es scheint, daß sie glauben, es sey für ihr lesendes Publikum das alles gut genug, was sie für dasselbe zusammenschreiben, so deutlich man ihnen auch bereits bey den vorigen Theilen es gesagt hat, daß ihre gelieferten Produkte noch unreif sind. Nicht einmal ganz bekannte Handbücher, z. B. Schlötzers Nord Afrika, Mentzels Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, das beste Buch, was wir noch zur Zeit darüber haben, sind dabey gebraucht, und das ist um so viel verdrüßlicher, weil dieses Buch, wenn die gehörige Zeit wäre darauf verwandt worden, seiner Anlage nach unser Verlangen hätte befriedigen können. Beide befleißigen sich einer guten Einkleidung des Vorgetragenen, und wissen ihre Leser wohl zu unterhalten. Vorzüglich besitzt Hr. Hammerdörfer die Gabe eines angenehmen und leichten Vortrages, so daß man seine Arbeiten sogleich von dem andern unterscheiden kann. Beide haben aus den gebrauchten Büchern viel gutes, das man in den bis jetzt vorhandenen Handbüchern nicht findet, gesammlet. Besonders behauptet Hr. M. K. noch immer das Verdienst eines sorgfältigen Sammlers.

Beide befleißigen sich, auch von der Naturgeschichte des Landes uns was zu sagen — nur Schade, daß sie beide nichts davon verstehen. Sie hätten sonst, bey einer nur mäßigen Bekanntschaft mit dieser Materie, sehr leicht aus den neuern guten Schriften ihren Vortrag viel richtiger und interessanter machen können: indem gerade dies das beste und wahreste ist, was wir von Afrika wissen. Aber freylich mußte dies aus mehrern zusammen gesucht werden, und das ist ihre Sache nicht. Besonders trifft dieser Vorwurf Hrn. H. Er versichert uns z. E. daß in Aegypten große Heerden von Hornvieh, Büffeln, Schaafen, Ziegen, Pferden, Eseln und Kameelen auf den herrlichen Viehweiden der vom Nil bewässerten Gegenden, wilde Thiere aber schon seltener wären, weil sie im Lande keinen sichern Zufluchtsort fänden; doch aber solle es in den noch wenig besuchten Wüsten Oberägyptens Tyger, Löwen, Leoparden und Affen geben.

Weder Norden, dessen Beschreibung er doch unter die hier gebrauchten Hauptbücher rechnet, noch Granger haben in dem ganzen Nilthale bis an die Wasserfälle hinauf, und noch weiter in Nubien bis Derri dergleichen zahlreiche Heerden und fette Triften angetroffen, so sorgfältig auch Norden alles bis auf den Vogel, den er geschossen, in seinem Tagebuche anmerkt. Nichts war ihm oft schwerer, als Lebensmittel aufzutreiben, und eine erhandelte junge Kuh, die, nachdem sie geschlachtet war, beynahe nur aus Haut und Knochen bestand, ein höchst magerer Bock, ein Büffelskalb, einige Schaafe, sind nebst den geschossenen Vögeln die Artikel für die Küche, die Norden wichtig genug findet, zu nennen. Granger, dem es nicht besser ergieng, nennt indeß in seinem Thierverzeichnisse Strauße, Gemsen, wilde Ochsen, Steinböcke, Tyger, Wölfe, Füchse, wilde Schweine, Hasen, Chamäleons, Ichneumons, einige Wasserpferde, und eine unendliche Menge Krokodille, versetzt aber die wilden Thiere nicht bloß nach Oberägypten. Der Ibis (der Brachvogel mit seinem langen Schnabel!) soll eine Art großen Habichts seyn, der aber kein Raubvogel ist, sondern das Land vielmehr von Schlangen reinigt — Das Flußpferd soll dem Kopfe und der Stimme nach dem Pferde gleichen, und wenn es Menschen anfällt, soll das Thier (das bekanntlich von Vegetabilien lebt) ihm das Blut aussaugen. Der Ichneumon soll der gemeinen Erzählung nach, dem schlafenden Krokodill durch den offenen Rachen in den Bauch kriechen, und durch den Bauch sich wieder herausfressen! Wahrscheinlich ist es aber, setzt der Hr. Verfasser hinzu, daß der Ichneumon blos den Eyern des Krokodils nachspürt. Das heißt doch aufrichtig bekennen, daß man von der Natur der Landthiere nicht einmal so viel wisse, um entscheiden zu können, ob sie die Natur der Amphibien, oder richtiger der Eingeweidewürmer annehmen, und im Bauche des Krokodills leben, fressen und verdauen können.

Ihm kömmt es auch wahrscheinlich vor, daß ganz Aegypten in der grauen Vorzeit See gewesen, und nur durch Aufeinanderhäufung des äthiopischen Schlammes in Land verwandelt sey. (Allerhöchstens konnte das vom Delta und Nilthale, die doch lange noch nicht Aegypten ausmachen, gelten.) Der Nil floß sonst (nach S. 28) gegen Mittag von Memphis seitwärts, und verbreitete sich in den Libyschen

Sand-

Sandwüsten. (Wo mag doch da der Aethiopische Schlamm geblieben seyn?) Einer der alten ägyptischen Könige unternahm es, ihm einen andern Lauf anzuweisen: er ließ ihm in Osten von Memphis ein neues Bette graben, hemmte seinen Lauf durch einen starken Damm, und zwang ihn, sich in den Meerbusen zu ergießen, der jetzt die Insel Delta ist. Das alte Flußbette ist noch gegenwärtig nicht unbekannt, indem seine Spur durch meist versteinerte Trümmer von Fahrzeugen bezeichnet ist. Durch dieses Unternehmen entstand nach und nach das Delta, das sich durch den Sand und Schlamm erzeugte, welchen der Nil bey seiner Mündung anhäufte, und der endlich durch Anlegung von Dämmen und Kanälen zum festen urbaren Lande ward. Ohne gegen diese letzte Meynung, die schon Herodot und Diodor von Sicilien geäußert, so viel erhebliches sich auch dagegen einwenden läßt, etwas zu erinnern, fragt Recensent: woher der Hr. Verfasser es wisse, daß ein gewisser König (wer denn?) seinen Lauf geändert habe? Und gesetzt, daß dies sey, wie ist es möglich, in dem alten Strombette versteinerte Schiffstrümmern als Beweise davon zu finden? Rec. erinnert sich freylich wohl in den Göttingischen Sammlungen von Reisen davon etwas gelesen zu haben. Auch Pater Sicard hat auf seiner Karte, die ein Beystück auf Lotters neuer Karte von Aegypten ist, versteinerte Schiffe gezeichnet. Da aber Granger schon in den angeführten Sammlungen von R. diese abgeschmackte Fabel widerlegt, so sollte man doch von einem Manne, der sich zu den neuen Aufklärern und Aufgeklärten in der Philosophie und Religion zu rechnen scheint, wohl nicht erwarten, daß er dem Pater Sicard so was nachschreiben würde. War ihm denn schon dies nicht auffallend genug, daß man in einer ansehnlichen Strecke nach dem Vorgeben der dortigen Mönche und anderer unwissenden Menschen, versteinerte Schiffsmassen u. s. w. in Menge finde? So viele Schiffe, deren versteinerte Trümmer eine ganze Gegend bedecken, und davon jeder Reisender noch Vorrath genug nach so vielen Jahrhunderten findet? Wie sind diese dahin gekommen? Auf dem trockenen Strombette sind sie sitzen geblieben, als der König den Fluß abdämmete; wie könnten sie sonst beweisen, was sie beweisen sollen? Wenn der Hr. Verfasser das glauben kann: so muß er noch nie haben Wasser in solchen ebenen Gegenden ablaufen sehen, auch nicht wissen, wie viel Zeit zur Abdämmung eines solchen Flusses erfordert

wird, gesetzt auch, der König hätte, ohne was vorher bekannt zu machen, durch ganze Schaaren von Menschen den Damm machen lassen wollen. Felsen sind es, deren Spitzen unter dem Sande hervorragen, und davon man walzenförmige Stücke zerstreuet findet, die das Ansehen von versteinertem Holze haben.

Wo der Nil seinen Ursprung nimmt, hält er noch für unentschieden, weil man sich hier blos auf Erzählung unwissender Barbarer verlassen müßte. Dazu gehört doch wohl Lobo nicht? den er unter den gebrauchten Quellen in der Vorrede wenigstens anführt. Dieser ganz kluge Jesuit hielt sich einige Zeit an den Quellen des Nils auf, die er (nach S. 105 der französischen Uebersetzung in Quart, Paris und Haag 1728) in dem Abyssinischen Königreiche Goiama fand. Es sind 2 Quellen an dem Fuße eines sich sanft erhebenden Berges, deren Größe und Tiefe er sogar angiebt. Hätte der Hr. Verfasser diese Stelle, und überhaupt Lobos ganze Beschreibung des Nils wirklich gelesen: so würde er noch manches daraus haben gebrauchen können. Die Größe Aegyptens giebt er höchstens auf 2000 Quadratmeilen an. Das ist zu viel, wenn er blos, wie es scheint, das Nilthal und Delta meynt. Denn jenes ist, nach seiner Angabe, nicht über 4 deutsche Meilen (nach dem Raynal 9 französische oder 5½ deutsche Meilen) breit. Aber wer hat je die Gränzen Aegyptens blos darauf eingeschränkt? Er selbst setzt ja gegen O das rothe Meer zur Gränze, und alsdenn schon beträgt seine Größe weit mehr. Freylich aber kann man alsdenn nicht sagen, daß Aegypten durch Aufeinanderhäufung des äthiopischen Schlamms in Land verwandelt worden sey.

Der Hr. V. hat auch die wichtigsten Alterthümer des Landes berührt, doch aber auch mit seiner gewöhnlichen Flüchtigkeit, und daher nicht ohne Fehler. So setzt er den Tempel, in welchem der heilige Ochse Apis verehrt wurde, nach Heliopolis, da es doch bekannt ist, daß er zu Memphis seinen Stand hatte. In Heliopolis wurde die Sonne und Mnevis verehrt. Bey der jetzigen Regierungsform Aegyptens wird der Hauptumstand nicht erwähnt, daß jetzt noch im Grunde die Mameluken daselbst herrschen. Die meisten Beys und Großen des Landes sind Cirkassische und Mingrelische Christensklaven gewesen, die die Mahometanische Religion angenommen, und von ihren reichen Herren des dortigen

gen Gewohnheit nach, nicht nur in Freyheit gesetzt, sondern auch zu höhern Bedienungen befördert sind, um durch sie geschützt zu werden. Diese sind die wahren Regenten des Landes, die dem Großsultan nur gerade so viel gehorchen, als die Umstände es wollen. Die Juden (lieber alle nicht reiche und mächtige Einwohner) leben hier unter dem stärksten Drucke. Daß übrigens die reichen Juden hier nicht bey ihrem Handel die Härte des Gesetzes erfahren, zeigt Norden.

In der Geschichte hat der Hr. Verf. seiner Gewohnheit nach, keine Jahrzahlen, etwa 3 oder 4 ausgenommen, und diese wenige sind alle falsch, bis auf die einzige Zahl 1517, wo der türkische Sultan Selim sich Aegypten unterwarf, und den letzten Mameluckey Tuman Bai des Throns und Lebens beraubte. Die Fatimitischen Kalifen setzt er ins 9te bis 11te Jahrhundert; also ein ganzes Jahrhundert zu früh. Die neueste Geschichte geht nur bis auf Ali Bey.

Marokko und Fetz hat sicher Hr. M. K. beschrieben. Das merkt man sogleich an der gezirkelten weitschweifigen Zusammenreihung der Sachen, und an den häufig mit unterlaufenden Superlativen in Stellen, wo kaum der erste Grad der Vergleichung stehen kann. Nach ihm behauptet Marokko unter allen Afrikanischen Ländern den Vorzug, theils wegen der reinen gesunden Luft, die durch die nördlich kältern Gegenden (welche?) gesünder, obgleich desto empfindlicher ist, theils wegen seiner seltnen Fruchtbarkeit. Ihre Felder und Wiesen würden einen übergroßen Vortheil geben, wenn sie bearbeitet würden, und in ihren Bergen würden unerschöpfliche Quellen eröffnet werden, wenn es die Regierung nicht für heilsamer hielte, lieber nichts davon zu ziehen, als in Furcht zu schweben, ob fremde Nationen nach diesen Schätzen greifen, und seine Ruhe stören möchten. (Darum wohl eben nicht.) Von dem Atlas (der doch nicht im Norden von Marokko liegt, sondern mitten durch das Land geht, also von Norden aus das Land nicht kalt machen kann) heißt es, daß zwar auf einigen Gipfeln desselben, den größten Theil des Jahrs Schnee anzutreffen sey, daß aber dieses keinesweges großen Einfluß auf die Strenge der Kälte habe, so daß der Winter in den Thälern sehr kurz und gelinde, und ein früh empfundener Frost durch die Mittagswärme sehr schnell verdrängt werde. Wie mag doch das sich mit der so empfindlichen kalten Luft reimen lassen? Doch das vielleicht

leicht noch eher, als das folgende, wo vom Kaiser gesagt wird, daß er aus den eben so reichhaltigen als unaufgesuchten Produkten des Steinreichs allein große Schätze sammle. Man findet Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley und Eisen — (Also werden diese Schätze doch aufgesucht. Da es aber bloß nur (hauptsächlich) die Barbarn thun, die eigentlich doch nur Kupfer gewinnen: so können die Schätze des Kaisers dadurch wohl so groß nicht werden.)

Das Schicksal der Sklaven, von dem er erst sagt, daß es einige übertrieben arg vorstellen, ist nach ihm hier unglaublich elend. Um diesen Widerspruch zu heben, wollen wir zugeben, daß dies wohl bey einigen der Fall seyn mag; aber gewiß nicht bey dem größten Theile. Indeß ist doch im Ganzen genommen hier von den Seeräuber Staaten viel brauchbares auch aus dem Raynal gesammlet, nur Schade, daß sein Vortrag besonders in der Geschichte, wo er Schlözers Handbuch hätte haben müssen, etwas ermüdend und zuweilen unrichtig ist. Die kaiserliche Residenz ist nicht, wie hier steht, Marokko, sondern Mequinetz.

Bey der Wüste Sarah gedenkt er auch der Karavanen, die aus der Barbarey (und Aegypten) hierher durch nach Guinea (und Nigritien) gehen. Aber die Erzählung, daß die Reisenden in dieser Wüste aus Wassermangel die Kameele tödteten, um das in ihrem Bauche befindliche Wasser, davon sie einen großen Vorrath einsaugen, zur Löschung ihres Durstes zu bekommen, ist eben so unwahrscheinlich, als daß auf solchen Wegen Pferde aus der Barbarey nach Guinea kommen sollten. Die Straßen, auf welchen diese dahin gebracht werden, sind gewiß nicht so leer an Wasser. Noch weniger bringen sie Erz und Silber aus der Barbarey dahin, wie S. 223 steht, sondern Salz, das sie in der Wüste finden, ferner Zeuge, Nürnberger Waaren u. s. w., und nehmen Gold, Sklaven und andre Waaren dagegen zurück. Die ganze Wüste Sahara ist nach ihm in viele kleine Provinzen und Königreiche eingetheilt, (besser in einige Distrikte nach den verschiedenen Völkerstämmen,) davon er 10 nennt. 1) Zonhaga, worin sich Gualata findet, das Land heißt Zanhaga, und der Ort Guaden. 2) Tengaza (soll heißen Tegaza,) und gehört zu 1. 3) Zuenziaa, dessen Ort gleiches Namens der Sammelplatz einer großen Völkerschaft seyn soll. (der Ort heißt Tesset.) 4) Azoat, eine Wüste. (vielleicht Azarad, wo

wo man Wasserbrunnen findet.) 5) Gogden, eine Wüste. 6) Targa, (Terga,) wo man etwas Manna findet, und wo die meisten schwarzen Sklaven gefangen und gegen Pferde vertauscht werden. Offenbar falsch: Terga und Hair sind ohne Wohnplätze, obgleich letztes, das gar nicht genannt ist, nicht so wüste ist, als das erste. 7) Lempta, hier hätte Tegherli und besonders Tibedou bemerkt werden müssen, wo die Tripolitanische Karavane herdurchkömmt. Bey dem letztern Orte kommt sie in ein Flußbette, in welchem sie einen Weg von 7 Tagereisen macht. 8) Berdoa. 9) Gaoga. (Keugha.) 10) Borno. (Bournou, darin Karne die Hauptstadt ist. 9 und 10 gehören zu Nigritien, statt derselben mußte Leuata an der Grenze von Aegypten genannt werden. Berdoa, (das ehemalige Reich der Garamanten,) begreift mehrere, wenigstens in den alten Zeiten merkwürdige Oerter. 1. 3. 6 und 7. führen den Namen von den Maurischen Stämmen, die sie bewohnen.

Habesch und Nubien ist wieder kurz, und ziemlich flüchtig bearbeitet. Nicht einmal um die Eintheilung des Landes hat sich Hr. H. bekümmert. Habesch, sagt er, besteht wohl aus 30 verschiedenen Königreichen; deren Beherrscher aber alle Vasallen des Negutz sind. Wo mögen doch diese wohl liegen? Lobo, der in der Vorrede als Quelle genannt wird, sagt zwar, daß es ehemals, da es sich noch vom rothen Meere bis Congo, und von Aegypten bis an das Indische Meer erstreckte, 34 Königreiche und 18 Provinzen in sich begriffen habe. Zu seiner Zeit aber, das ist, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, begriff es nur 5 Königreiche und 6 Provinzen, davon ein Theil ganz von Negutz abhängig; ein anderer Theil aber bloß tributair war. Nach der Zeit ist das Land durch die Galla's immer mehr geschwächt, so daß über ⅔ desselben durch sie allein zu Grunde gerichtet seyn sollen. Bekanntlich theilt man Abyssinien in das eigentliche Habesch, in die Republik Tigre, das Königreich Tankali und in das unabhängige Gebiet dieser Galla's im südlichen Theile ein. Im eigentlichen Habesch ist das Königreich Anchora das civilisirteste. Hier und in der Provinz Dembra hält auch der Negutz gewöhnlich sein Hoflager. Die Größe desselben vergleicht Lobo mit Portugall. Nach den Einwohnern von Anchora setzt er in Ansehung der Kultur die von Tigre, welche er eigentliche Abyssinier nennt, auf diese läßt er die von Damote, Gasat und Agaro folgen, die andern Nationen rechnet

er

er völlig zu den Barbaren. Die mächtigsten und furchtbarsten sind die vorhin gedachten Galla's, welche sich mit keinem Landbau beschäfftigen, keine fete Wohnungen haben, sondern Krieg und Beutemachen zu ihrem beständigen Geschäffte machen, und einen König haben, den sie alle 8 Jahre wählen. Man findet ihre Beschreibung hier bey Nigritien, wo sie auch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts sich zuerst bekannt gemacht haben.

In Abyssinien, sagt Lobo, ist ein beständiger Frühling viel schöner und angenehmer, als in Portugall. Das Erdreich wird hier nicht so von der Sonne verbrannt, als man glauben sollte. Von einem so hohen gebirgigten Lande glaubt man das gern, und viel eher dieses, als was unser Hr. Verf. uns davon erzählt. Dieser macht uns S. 231 folgende Beschreibung: „Habesch, sagt er, liegt unter einem brennendheißen Himmelsstriche, und hie und da soll die Hitze so unerträglich seyn, daß sie die Haut ablöset, das Siegellack zum Fluß bringt, und den Sand so heiß, als glühende Asche, macht.“ Zwischen den Gebirgen in manchen Thälern mag freylich die Hitze zuweilen unerträglich genug seyn; aber da wohnet man auch nicht. Die meisten Dörfer und bewohnten Gegenden liegen auf den mittlern Theilen der Gebirge, und es ist sogar bey den Abyssiniern ein Gegenstand des Ehrgeizes, hoch zu wohnen, so daß die Vornehmsten auch die höchsten Gegenden des Landes inne haben. Aus dieser Anmerkung des Lobo wird man das leicht widerlegen, was unser Hr. Verf. S. 232 von den Ueberschwemmungen sagt. Diese sollen Felsen hinwegreißen, und die erschrockenen Einwohner nöthigen, sich auf die Höhen zu flüchten, bis ihnen das Fallen des Wassers in ihre zerstörten Wohnungen zurückzukehren erlaubt. Sie haben übrigens allerdings auf ihren Anhöhen zuweilen Wassersnoth bey Orkanen, die ihnen ihre Hütten wegreißen. Ein heftiger Orkan, den man die Schlange nennt, ist hier; vielleicht aber auch zu übertrieben, beschrieben.

Bey dem Durchblättern des Lobo fiel Rec. doch auch etwas für die Naturgeschichte auf, das eine Anzeige verdient. Man weiß, Sparmann fand in einer großen Entfernung vom Vorgebirge eine Art Kukuk, der den Einwohnern der dortigen Kolonie völlig unbekannt war. Er nennt ihn Honigweiser, Cuculus indicator, und man findet seine Beschreibung

bung auch in unserm Handbuche S. 350. Lobo gedenket eben dieses Vogels auch in Abyssinien, wo er Morok heißt. Daß die Abyssinier die Portugiesen für Feinde der Jungfer Maria angesehen, wie S. 240 steht, sagt Lobo nicht, sondern daß sie geglaubt hätten, ihnen ein großes Lob zu ertheilen, wenn sie sagten, sie müßten wohl keine Barbaren seyn, weil sie Kenntniß von der Mutter Gottes hätten. In der Beschreibung Nubiens fehlt auch die Anzeige der einzelnen Provinzen und ihrer Hauptstädte. Dagegen ist Massura und Beylut genannt, welche Rec. nicht kennet, es müßte denn Mazua und Bailul gemeynt seyn. Vom Königreiche Dungela, das von Fungi abhängig ist, findet man hier bloß die Stadt gl. N. genannt, mit dem Beysatze, daß sie die Hauptstadt der Republik sey. Anfänger werden fragen: welcher Republik?

Das türkische Nubien, und die ihnen gehörige Küste von Aber, darin Suakem die Residenz des Beglerbegs ist, fehlen ganz.

Zu Nigritien, dessen Beschreibung sich eben so gut lesen läßt, als die vorigen Stücke von eben diesem Hrn. Verf., wird das ganze innere Afrika bis an die Kaffernküste gerechnet. Das ist doch wider den Gebrauch. Aethiopien heißt dieses Land, Nigritien selbst ist ein Theil von Nieder- oder Vorderäthiopien, wenn man es von Senegambien, wie hier geschieht, unterscheidet; zwischen den Mondesgebirgen und der Wüste Sahara, also noch dießseits der Linie. Also gehören die Anzikos, Jaggas, Monomotapa, Monormugi, hier nicht her. Die Reiche der Jaggas sollen seyn Bokka, Mela, Matamba und Kassaugi. Die beyden ersten Reiche machen eine Stadt aus, welche Bockameala heißt.

Senegambien ist schön beschrieben. Auch die Naturgeschichte ist besser, als in irgend einem andern Theile dieses Buches. Der Hr. Verf. hatte aber dabey die schöne Uebersetzung des Adansons durch Hrn. Schreber, und wenn man diese bey sich liegen hat, so wundert man sich, warum nicht noch mehr aus diesem Buche auszugsweise mitgetheilt ist. Auch hätte statt der Ausdrücke: einige Reisende glauben, ein französischer Reisender sahe einmal u. s. w. schicklicher der Name Adanson genannt werden können, dem man mehr, als allen namenlosen Reisenden trauet. Eben das wäre bey der Beschreibung des Affenbrodtbaums (der von ihm Adansonia heißt,) und des Benton (bombax pentandrum,) nöthig gewesen, um

die

die hier mitgetheilte gute Beschreibung nicht für übertrieben zu halten. Uebrigens stimmt das Lob, das er den Serären giebt, welche ehrlich, gastfrey, höflich und freygebig seyn sollen, nicht mit dem überein, was Adanson von ihnen meldet. Nach dem, was ihm selbst begegnete, zu urtheilen, sind es herumstreifende Räuber, und in dem Falle kann man wohl nicht glauben, daß sie, wie hier steht, das Land mit weit größerem Fleiße bauen, und überhaupt tugendhafter seyn sollen, als die übrigen Neger. Wie könnten sie auch bey den übrigen Negern in solcher Verachtung stehen, so daß der Name Serär ein Schimpfwort bey ihnen ist, wenn die hier von ihnen gerühmten guten Eigenschaften wahr wären.

Das Kafferland nebst der Küste Zanguebar und Ajan ist sicher wieder von Hrn. M. K. beschrieben; dießmal aber ist er doch kein fleißiger und getreuer Sammler gewesen. Wir wissen von keiner europäischen Besitzung in diesem Welttheile so viel, als von dieser Südspitze, die alle Seefahrer besuchen, und die schon so mancher kluge und gelehrte Beobachter Jahre lang durchreiset, und genauer, wenigstens als hier geschehen, beschrieben hat. Rec. meynt gerade nicht Hrn. Sparrmann, der sich hauptsächlich nur um die Naturgeschichte bekümmert, und dessen Werk in dieser Rücksicht sicher schätzbar ist. Er weiß es von sicherer Hand, daß weder seine Charte, noch seine übrigen allgemeinen Nachrichten vom Lande quellmäßig sind, und man findet dieses auch wohl, wenn man andere gute und sichere Nachrichten damit vergleicht. Indeß ist selbst dieses Buch nicht einmal hinlänglich benutzt.

Er versteht unter Kaffernland alles von Zanguebar, Aethiopien und dem Meere begränzete Land, dessen Länge 300, und dessen Breite 80 Meilen betragen soll. Letztes ist selbst nach der Sparrmannschen Charte falsch. Die Breite von Süden nach Norden beträgt 120 geographische Meilen; die Länge von Osten nach Westen läßt sich nicht so leicht bestimmen. Kaffernland ist auch eine unschickliche Benennung, wie schon Menzel erinnert hat. Bloß das Land auf der Ostseite des großen Fischflusses oder die Ostküste von Südafrika führt diesen Namen. Das Uebrige, was hier eigentlich nur beschrieben ist, heißt entweder das Land der Hottentotten, die von den Kaffern merklich verschieden sind, oder das Vorgebirge der guten Hoffnung im weitläuftigsten Verstande. Daß hier niemals Schnee fallen sollte, ist unrichtig.

Dachte

Dachte denn der Hr. Verf. nicht an die Schneeberge, die er selbst nachher anführt? Dergleichen mit Schnee bedeckte Berge findet man auch in den südlichern Theilen. Daß im Winter dort das Land fast immer in Nebel gehüllt sey, ist nicht ganz richtig; es ist alsdann die Regenzeit, wo es freylich sehr häufig nebelicht ist. Aber la Caille nennt gleichwohl den Winter die schönste Jahrszeit auf dem Kap. Donner und Bliz sind sehr selten, nämlich im Kapdistrikte. Tiefer im Lande sind starke Gewitter keine Seltenheit; in jenem Distrikte äussert dagegen der Südostwind alle heilsame Wirkungen des Gewitters. An dem Fuße des Tafelberges soll man die Wolke (welche den stürmenden Südostwind verkündigt,) gewahr werden, die, wenn sie sich endlich zertheilt, längst dem Berge gerade herunterfällt. Also müßte sie ja am Gipfel des Berges gesehen werden, welches auch richtig ist.

Von dem Löwenberge und der darauf (nicht im Thal,) stehenden Wache, welche die Ankunft der Schiffe anzeigt, hat man aus bekannten Büchern auch schon richtigere Vorstellungen. Eben so bekannt ist es aus la Caille, daß die Tygerberge (nicht der Tygerberg,) bey weitem nicht die allerfruchtbarste Gegend in diesem Bezirke ausmachen. Ganz gewiß, sagt er, ist das Land überall bewässert; das ist es aber ganz gewiß nicht. Auch sind das nicht durchgehends die größten Flüsse, die er hier nennt, z. B. der Salzfluß, der nur zu den kleinern gehört. Weit beträchtlicher sind der Bergfluß, der Elephantenfluß, der große Kamborsfluß, welche hier nicht genennt sind.

Die Naturgeschichte hätte aus dem Sparrmann doch wohl besser beschrieben werden können. Das, was er hier vom Elephanten erzählt, daß er mit seinen langen Zähnen Bäume aus der Wurzel heben, Zweige herabbrechen, ja sogar auf eine geschickte Weise Knoten auflösen, Schlösser aufschließen und das kleinste Stück Geld vom Boden aufheben könne, steht doch im Sparrmann nicht. Daß er mit seinem Rüssel solche Künste kann, (außer das Ausheben der Bäume mit der Wurzel, wenn sie groß sind,) ist bekannt. Ehedem, setzt er weiter hinzu, hat man Heerden von hunderten, ja von tausenden beysammen gesehen; wo sollten die doch wohl Futter genug gefunden haben? Vom Kapelend erzählt er, daß er gegen 400 Pfund wiege, und größtentheils in Schlingen gefangen werde. Wie kann man doch so etwas bey einiger

Ueberlegung schreiben? Kolbe malt freylich uns eine Gazelle an einer Schlinge hangend ab; das ist aber ein dort sogenannter Steinbock, der 10 bis 12 Pfund schwer ist, und dazu ließe sich allenfalls noch eine biegsame Stange mit einer Schlinge, wie sie Kolbe angiebt, finden. Aber 400 Pfund, oder wie la Caille versichert, 800 Pf. schwere Elendthiere, wie kann man sich so was Monströses gedenken? Von den Erdschweinen auf dem Kap (Aardvarkens,) hat er auch eine unrichtige Vorstellung, und verwechselt sie mit dem grossen äthiopischen Schweine. Vor den Erdschweinen oder eigentlichen Ameisenfressern, die wie Füchse sich Löcher in der Erde machen wird sich kein Jäger furchten; wohl aber für den letzten, auch sind die Ameisenfresser ihnen sehr nützlich. Ueberhaupt hätte Kolbe nie ohne Vergleichung mit neuern glaubwürdigen Reisenden gebraucht werden sollen, welches besonders auch bey Beschreibung der Hottentotten zu erinnern ist. Um nicht zu weitläuftig zu seyn, will Rec. nur noch etwas von der Beschreibung der hier sogenannten holländischen Provinzen ausheben: sie sind 1) das Kap (Kapdistrikt) mit der Kapstadt. Die Stadt (die einzige in dieser ganzen Kolonie) ist nicht klein, wie hier steht, besonders jetzt, wo ganze neue Straßen dazugekommen sind. Sie hat auch nicht bloß eine Kirche, sondern bekanntlich haben die Lutheraner nun auch eine, und einen besondern Kirchhof. 2) Stellenbosch, wobey nach den kurrenten Büchern des Mottargats als eines besondern Quartiers gedacht wird. Modder Gat, wie Rec. aus einem Briefe daher weiß, ist nur ein schlechter Bauernplatz, der von andern herumliegenden weit bessern Bauernplätzen; die aber andere Namen führen, eingeschlossen ist. Was er von den am Seekuhflusse wohnenden Nationen erzählt, ist vollends lächerlich. Der Seekuhfluß gehört hier gar nicht her; das Seekuhthal aber, welches in diesem Distrikte liegt, und ohngefähr eine halbe Meile im Umfange hat, ist weder Fluß, noch See; sondern ein Thal, darinn sich zur Regenzeit Wasser sammlet. An hier herumwohnende Nationen ist gar nicht zu gedenken. 3) Drakenstein theilt er noch ein in den Theil zwischen dem Kehrumberge und der Kirche und den zwischen der Kirche und dem Wagner Thal, und schreibt Kolben getrost nach, daß dieser Distrikt so groß sey, als die gesammten Niederlande. Daß die Kirche nebst den dabeyliegenden 9 oder 10 Häusern Paerl heißt, wird nicht bemerkt. Eben so wenig gedenkt er der Fransche Hoek, (ob-

(obgleich die hier wohnenden französischen Kolonisten genannt werden,) der 24 Flüsse, welches vielleicht die fruchtbarste Gegend in der ganzen Kolonie ist, des Simons und anderer Berge, u. s. w. 4) Wavern, davon noch weniger gesagt ist, von dem Schwarteland und Schwellendamdistrikte; der doch schon von andern beschrieben ist, wird nichts erwähnt. Künftig wird man noch den von dem jetzigen Gouverneur van de Graaf errichteten, und nach ihm und seiner Gemahlin genannten Distrikt Graaf Renette dazu nehmen müssen. Die Grenzscheidung dieser neuen Kolonie, die auch ein Landdrost, Sekretair u. s. w. hat, geht zwischen dem Stellenbosch und Schwellendamschen Distrikt in Westen, und in Osten bis an das Kafferland; gegen Norden aber bis an den großen Fluß.

Von Tierra de Natal aber, das die ostindische Kompagnie noch immer für einen ansehnlichen Werth gekauft haben soll, hat man auf dem Kap noch nie etwas gewußt; so wenig, als man die Cohaguas Sassaguos u. a. von Kolben genannte Nationen der Hottentotten dort kennet, die also gar füglich hätten wegbleiben können, weil sie wirklich nicht vorhanden sind. Den meisten Raum in diesem Bande nimmt Guinea ein. Der Hr. Verf. hat die ganze Beschreibung aus der allgem. Historie der Reisen zu Wasser und Lande gezogen, auch hier, wie bey den Staaten der Barbarey, den Raynal gebraucht, welches man gewiß loben wird. Auch ist Oldendorps Missionsgeschichte und Proyarts Geschichte von Loango in der Vorrede genannt, davon Rec. doch eben keine Spur gefunden hat. Es wird hier vieles von dem Charakter des Volks, dessen Beschäfftigungen und Verfassung gesagt, welches die Missionairs bey dem Abt Proyart ganz anders erzählen. Ihre Geilheit und übrigen Laster, die man freylich an der Küste auf den Sklavenmärkten bemerkt, kann nicht der ganzen Nation Schuld gegeben werden; denn die Sklaven und ihre Verkäufer sind mehrentheils der Auswurf der Nation, und nicht von einer, sondern mehrern, oft sehr entlegenen Völkerschaften. Im Ganzen genommen, sind sie allerdings auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur, dabey unthätig und den Lastern ergeben, die der Müßiggang hervorbringt. Die Weiber werden von Kindheit an zu den beschwerlichsten Arbeiten des Feldbaues angehalten, und die Männer verbringen ihre Zeit in entkräftender Unthätigkeit, und oft mit den nichtswürdigsten Dingen. Indeß ist doch ein merklicher Unterschied zwischen denen an der

Küste, und denen, so tiefer im Lande wohnen; besonders reden die Missionairs von einer großen Anzahl Christen in diesen Ländern, denen sie eine ganz andere Denkungsart zuschreiben. Die Häupter der Familien sind überall die ersten Richter oder die erste Instanz, von deren Ausspruch die Frau oder der Sohn nicht weiter appellirt; doch kann man von dem Haupte der Familie an den Vorsteher der Provinz, und von diesem an den König sich wenden. Die Städte sind eigentlich nur große Dörfer. Sie unterscheiden sich von den letzten bloß dadurch, daß sie eine größere Anzahl von Einwohnern in sich fassen, das Gras wächst darin, wie in den Dörfern, und die Straßen sind weiter nichts, als enge Fußsteige; die Häuser selbst aber Hütten, die der Hausvater mit Hülfe seines Weibes und seiner Kinder in einem Tage aufrichten, und mit allen Meubeln auch wieder weiter fortbringen kann. Also kann das wohl nicht richtig seyn, was S. 602 steht, daß ihre Häuser länglich, und mit Giebeln und einem ordentlichen Dache versehen; die Wände aber von Thon gemacht wären, oder daß die Hauptstadt, die unsere Missionairs, nicht, wie hier, Loango, sondern Buali nennen, aus langen, weiten und beständig reinlichen Straßen bestände. Sie ist gerade so, wie vorher die Städte beschrieben sind, beschaffen, und was hier königlicher Pallast heißt, ist ein Inbegriff von 5 oder 6 etwas größern Hütten. Unsere Missionairs behaupten, daß die, welche sagen, daß sie in ihren Häusern Balken von Palmenholz machen, nicht einmal bedenken, daß sie weit besseres Zimmerholz, als dieses, in den Wäldern haben. Nach ihrer Beschreibung sind ihre Wohnungen kleine Hütten aus Binsen oder künstlich durcheinandergeflochtenen Reisern gemacht, das Dach besteht aus Baumblättern; besonders von Palmen. Man kennt gar keine Fenster; indeß hat der Ma-Kaja von Lakongo, einer der mächtigsten Prinzen des Königreichs, ein Zimmer, welches nach europäischer Art meublirt ist, mit Betten, Kommoden und Schränken voll Silbergeschirr. Er bietet den Europäern, die ihn besuchen, Stühle an; er selbst aber findet es bequemer, nach der Landesgewohnheit auf der Erde zu sitzen. Wenn man in eine Hütte kömmt, so sieht man eine Matte, die zugleich das Bette, der Tisch und Stuhl des Hausherrn ist, einige irdene Gefäße, die sein ganzes Küchengeräthe ausmachen, endlich einige Wurzeln und Früchte, worin sein ganzer Mundvorrath besteht. Bey dieser Rauhigkeit und dem Mangel an den ersten

sten

sten Bequemlichkeiten, darf man auch wohl keine große Fortschritte in irgend einer Manufaktur erwarten. Sie sind geschickt in mancher Handarbeit, z. B. sie weben ihr Zeug selbst, und zwar aus einem Kraute, welches auf dem Felde ohne alle Kultur wächst, und gar nicht zubereitet werden darf, um verarbeitet zu werden, (welches die Missionairs doch wohl nicht recht mögen gesehen haben.) Die Länge des Krauts, die ohngefähr 2 Fuß beträgt, ist auch die Länge des Zeuges; man macht es aber etwas weniger breit, als lang. Dieses Leinwand ist gewebt, wie das unsrige, sie machen es auf den Knieen, ohne Weberstuhl und Weberschiff, wie unsere Korbmacher ihre Hürden; daher kömmt es, daß der beste Arbeiter bey aller Geschwindigkeit ihrer Finger, der man kaum mit den Augen folgen kann, in 8 Tagen nicht mehr, als eine Elle macht. Unser Hr. Verf. will S. 601 daraus, daß der fleißigste Weber ein feines Stück Leinwand von 2 und einer halben Spanne ins Gevierte nicht unter 16 Tagen verfertigen könne, einen Schluß auf die außerordentliche Feinheit eines solchen Zeuges machen. Hätte er den Proyart gelesen, so wäre ihm das nicht eingefallen. Auch daß die Schmiede mit ihrem elenden Werkzeuge so viel ausrichten können, daß ihre Arbeit von der europäischen nicht unterschieden werden könne, sagt Proyart nicht; wohl aber, daß die Meister sehr langsam und ungeschickt sind. Die Töpfer aber machen ihre Arbeit fast so gut, wie in Europa; ohngeachtet ihnen unsere Werkzeuge fehlen, unter andern Tobackspfeifen, deren Absatz den wichtigsten Zweig ihres kleinen Gewerbes ausmacht.

Unter den Produkten, welche die Europäer aus Loango haben, ist auch Eisen und Bley genannt. Wie, auch Eisen und Bley aus Loango? Proyart sagt, die Schmiede erhalten ihr Eisen aus Europa, und das hat Rec. noch immer auch bey andern gefunden.

Daß die Vielweiberey unter diesen Völkern erlaubt sey, ist bekannt; da aber nicht mehr Mädchen, als Knaben, und vielleicht nicht einmal so viel, wie die Missionairs, muthmaßen, gebohren werden, so kann sie nur bey Reichen statt finden; der Reichen aber sind nur sehr wenige.

Man sieht schon daraus, daß die gewöhnliche Zahl nicht 2 oder 3, oder bey Vielen gar 10 bis 12 seyn kann, und wenn unser Hr. Verf. es andern nachschreibt, daß der König von Loango 7000 Weiber habe, so fragen wir mit den Missionairs, ob die ganze Hauptstadt auch so viel enthalte? Die

eheliche Treue, sagen diese Väter, ist unter den Völkern vorzüglich heilig, und Ehebruch wird daher unter die größten Verbrechen gerechnet. (Das sagen andere Reisebeschreiber nicht.) Auch Ehescheidungen sind, wenn die Ehe ordentlich geschlossen ist, nicht gebräuchlich; es sey denn, daß eine Prinzessin jemanden zu ihrem Gemahl wählt, denn von dieser allein kommen die Prinzen und Thronfolger. Sie haben auch die Freyheit, sich von einem Manne, der ihnen nicht gefällt, zu scheiden, und einen andern zu wählen. Ein solcher Gemahl ist der ärgste Sklave, er darf nicht einmal eine andere Frauensperson ansehen. Er darf nie ohne starke Begleitung ausgehen, wovon ein Theil voraus eilt, um alle Weiber, die ihm aufstoßen könnten, zu entfernen; begegnete ihm doch eine, die ihn ansähe, so kann die Prinzessin ihr den Kopf abschlagen lassen, welches sie oft thun. Sie allein scheinen die Sklaverey rächen zu wollen, worin das übrige weibliche Geschlecht in diesen Gegenden lebt.

Die Krone ist unter diesen Völkern nicht erblich. In jedem Königreiche finden sich Prinzen, die, wenn sie gleich nicht ihre Abstammung und Verwandtschaft mit den vorigen Königen wissen, dennoch gleiches Recht zur Krone haben; es ist genug, wenn sie von einer Prinzessin gebohren sind, denn sonst sind sie unadelich, wäre auch ihr Vater der König selbst. Nach des Königs Tode ist ein Interregnum gewöhnlich, während welchem man das Leichenbegängniß des Erblaßten feyert, der gewöhnlich erst nach einigen Jahren begraben wird. Unterdeß wird das Reich von einem Regenten regiert, der den Titel **Ma Bomi an**, oder Herr des Schreckens, führt, und den der König noch bey seinen Lebzeiten wählet. Während des Interregnums machen die Kronkandidaten ihre Partheyen unter den Wählenden, welches die Prinzen, Minister und der Regent ist. Der letzte König von Loango ist erst nach einem Interregnum von 7 Jahren gewählt worden, und sein Vorgänger, der 1766 gestorben, war 1777 noch nicht begraben. In gewissen Reichen ernennt der König selbst seinen Nachfolger; allein nicht alle Beherrscher haben dieß Recht, wenigstens wird es den Königen von Loango und N'Gojo streitig gemacht. Wo der König das Recht hat, und solches ausüben will, da sind Lehen, die nur der Thronerbe allein besitzen kann, sie heißen Caja, und der damit Belehnte Ma-Caja. Also der König von Kakongo hat dieß Recht, da vor-

hin

hin eines Ma-Casa gedacht ist. Der König darf nicht Europäische Zeuge tragen. Wenn der König Recht spricht: so muß er erst einmal Palmwein trinken, wenn es gültig seyn soll, dabey wird geklingelt, und jeder wirft sich auf die Erde; denn das darf bey Lebensstrafe keiner sehen. Der Platz, wo der König Recht spricht und Audienz giebt, ist kein Thron, sondern eine Art von Halle, worin er auf einem ausgebreiteten Teppich sitzt, und mehrere Beysitzer um sich hat, die er in schweren Fällen zu Rathe zieht.

Die vorhin angeführte Benennung Ma ist eigentlich der Königl. Titel. Ma Loango heißt der König von Loango. Ma Yombo der König von Yombo. Also ist der S. 60 gebrauchte Name der Provinz des Hafens und der Stadt Mayombo falsch. Es muß heißen Yombo. Eben so schreiben die Missionairs statt Angoy, N'Gojo.

Vom Zaire der Lalongo und N'Gojo begränzt, sagt schon Merolla, daß er nur 10 Legagues bey seinem Ausflusse breit sey, und daß man sein gelbes Wasser 30 solcher Meilen weit in der See sehen könne. Das wäre über 7 Meilen breit an der Mündung, und 22½ in der See; eine beynahe unglaubliche Weite, wenn anders keine englische darunter zu verstehen sind, die nur ⅕ so viel betragen. Unser Herr Verf. aber geht doch noch ein wenig weiter. Bey dem Eingange, sagt er S. 628 ist dieser Fluß 28 Meilen weit. Sein Strom dringt mit solcher Gewalt in die See, daß wenn er stark angelaufen ist, 40 oder 50 bis 80 Meilen weit so frisch gefunden wird, daß es die Reisenden trinken!

Die Hitze, sagt er S. 632 würde in Kongo und den benachbarten Gegenden unerträglich seyn, wenn die Winde die Luft nicht abkühlen. Des Nachts sogar müssen sie doppelte Bedeckungen zur Abwehrung der Hitze über sich hangen. Es ist seltsam (sagt er gleich darauf) daß hier gar kein Schnee fällt. Das seltsam! Doch bey einem so starken Auszuge aus Quartanten, den man so hurtig hinter einander weg macht, wer kann da alle Worte überlegen!

In Kongo findet er auch den Ouran Outang. Vermuthlich ist das ein Schreibfehler. Es soll Chimpanzee (Simia Traglodytes macrocephala) heißen. Dieser Traglodyt wohnt im heißen Afrika. Der Ourang Outang aber in Ostindien. Doch nichts weiter von diesem Auszuge. Das hier angeführte beweiset genug, daß er noch weit mehr Zeit und Ueberlegung bedurft hätte, um gut zu werden.

Zuletzt wird von den Afrikanischen Inseln, und zwar 1) von den Ostafrikanischen Madagascar, Bourbon, Frankreich, den Komorrischen Inseln, Sokotra, Zangibar u. s. w. und von den westlichen St. Helena, Ascension (gehört zu Amerika) S. Thomä, Anabon und Ferdinand del Po, den Inseln des grünen Vorgebirges, del Fuego und Madera, den Kanarischen und Azorischen Inseln gehandelt, und im Anhange zur alten Welt ist eine Uebersicht von Europa, Asien und Afrika, welche die Gränzen, Größe, Gebirge und Gewässer, Produkte, Einwohner, Sprachen, Religion, auch die alte und neue Eintheilung ganz kurz angiebt, welches nebst dem alphabetischen Verzeichniß der vornehmsten geographischen Meilen Maasse 2½ Bogen beträgt. Bey den Gebirgen ist Gatterers Hülfsmittel des Gedächtnisses, sie in Bergmeridiane und Bergparallele zu theilen angebracht, welches indeß wohl nicht bey Allen Beyfall finden möchte. Denn stellt sich unsre Einbildungskraft den Lauf der Gebirge wirklich als Meridiane und Parallele vor, so haben wir in den allermeisten Fällen eine sehr unrichtige Vorstellung davon. In der Vorrede sind die Hauptveränderungen nachgeholt, die seit der Herausgabe der vorigen Bände in den darin beschriebenen Ländern vorgegangen sind.

P.

Leonhard Meisters Geschichte von Zürich von ihrem Ursprung bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Kompagnie, 1786. 8. 256 Seiten.

Gesammelte Nachrichten von dem politischen, kirchlichen, wirthschaftlichen und sittlichen Zustand dieser Stadt, die jeder mit Interesse lesen wird. Einige heben wir nur als Proben der übrigen heraus, dem Leser Lust zu machen, diese nützliche Schrift selbst zu lesen. Im 9ten Jahrhundert noch hatten die Chorherren zu Zürich ihre Leibeignen, die ihnen ihre Güter bauen mußten. Diese wurden wie das Vieh gehalten, und vermischten sich ohne priesterliche Einsegnung S. 21. In den Jahren 929 ff. scheint Zürich eine Stadt geworden zu seyn. S. 36. bis gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts hieng alle Gewalt in der Stadt fast allein von den Klöstern,

stern, besonders der Abtey ab. Reichsangelegenheiten aber, als, die Einziehung der Reichssteuer, das Blutgericht wurden vom Reichsvogt besorgt. Der Rath gelangte durch Gunst der Kaiser, besonders Friedrich des II. nach und nach zu mehrerer Gewalt. S. 49. Die Geistlichkeit war wegen ihrer besondern Gewalt ein Staat im Staat. Ihr Wandel machte sie jedoch beym Volk so verhaßt, daß die Obrigkeit im Jahr 1341 befehlen mußte, „daß jedermann der „Pfaffzeit Zucht und Ler erbiethen soll," bey Straf von 5 Schillingen, in welche der verfallen seyn sollte, der derselb einen schiltet, oder ihm übel zuredet mit Worten, oder Werken. S. 50. Noch im 13ten Jahrhundert war der Geldmangel so groß, daß der Mütt *) Getraids 8 Schilling galt. Und ein Edelmann, der der Stadt 10 Pfund (fünf sächsische Gulden) schuldig war, wovon der Freyherr von Wart schon drey auf Abschlag bezahlt hatte, mußte sechs edle Herren zu Bürgen stellen. S. 56. Ein an einem Fremden verübter Todschlag wurde nach dem Richtbrief vom Jahr 1304 blos mit einer Geldbusse bestraft. S. 62. Im Jahr 1336 legte Rudolf Brun der Bürgerschaft den geschwornen Brief vor, worin die Eintheilung der Bürgerschaft in 13 Zünfte festgesetzt, und die halbjährige Wahl des halben Raths angeordnet ward. S. 75. Im 14ten Jahrhundert entstand ein Staat in Zürich, die Fuchsgesellschaft genannt. So unruhig und unordentlich gieng es damals her. S. 95. Im Jahr 1400 trat Kayser Wenzel den Zürichern die Reichsvogtey ab. S. 115. Nach der Glaubensverbesserung ward so streng über dem öffentlichen Gottesdienst gehalten, daß die wöchentliche Besuchung der Predigtstunden im Jahr 1533 oberkeitlich befohlen wurde. S. 175. Doch es ist wohl nicht nöthig mehr auszuzeichnen.

Briefe eines Sachsen (Herrn Küttners) aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig. Dritter Theil. Leipzig, 1786.

An Interesse und Reichhaltigkeit übertrift dieser Theil die beyden ersten weit. Auch an Reflexionen fehlt es nicht dar-

 in,

*) Ein Maaß, woraus etwa 80 Pfund Brod gebacken werden können.

in, die von Urtheilskraft und Beobachtungsgeist zeugen.

Gzf.

Joh. Christ. Fabricius, Lehrers der Naturhistorie, Oekonomie und Kameralwissenschaft, Briefe aus London vermischten Inhalts. Dessau und Leipzig, 1784. 348 S. 8.

Auch diese Reise beschäftigt sich hauptsächlich mit Gegenständen aus der Naturgeschichte, und verweilt daher am längsten bey Naturaliensammlungen, Kabinetten und botanischen Gärten. Freunde jener Wissenschaft lesen hier interessante Nachrichten von der Einrichtung und den Merkwürdigkeiten des brittischen Museums, reichhaltige Bemerkungen über die Kabinette der Herren Banks und Hunter, Betrachtungen über die Fortschritte des Naturhistorischen Studiums in Engelland, und einzelne Beobachtungen über Insektologie und Botanik, die um so viel schätzbarer sind, da sie bekanntlich von einem der Sache kundigen Manne herrühren. Man würde sich indeß irren, wenn man glaubte, der Verf. habe sich blos auf eine Klasse von Lesern eingeschränkt. Da er sich gerade im Jahre 1782 zu London aufhält, so findet man hier manche lesenswerthe Anekdote von North, Fox, Schelbourne, de Grasse und andern, die den trocknen Vortrag mannichfaltiger und unterhaltender machen. Am weitläuftigsten hat er sich über die Lebensumstände und den Charakter des berühmten Solanders verbreitet, und ihm ein würdiges Denkmal der Hochachtung und Freundschaft errichtet. Auch stößt man auf manches scharfsinnige Raisonnement, über Londons Vergnügungen, Sitten und Einwohner.

Zh.

John Gillies's Geschichte von Altgriechenland und von dessen Pflanzstädten und Eroberungen, von den frühesten Nachrichten an, bis zu der Theilung des Macedon. Reichs in Asien. Mit Inbegriff der Geschichte der griechischen Litteratur, Philosophie

phie und schönen Künste. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1787. 1 Alphabet 1 Bogen, gr. 8.

Diese Geschichte von Griechenland hat das Eigenthümliche, daß die Einrichtungen, Begebenheiten und Schicksale der verschiedenen griechischen Staaten in Ein durchaus verbundenes Ganzes, und unter Einen Gesichtspunkt gebracht, und dadurch dem Leser eine zusammenhängende Uebersicht dieses ganzen so merkwürdigen Volkes, und ein vollständiger Anblick des gesammten alten griech. Namens verschafft worden ist. Nicht weniger groß ist das Verdienst des Verfassers die Denkart, Sitten, Gebräuche, Kenntnisse und Künste dieses Volks so dargestellt zu haben, daß jedem Leser leicht begreiflich wird, wie dieses Volk eine so große Rolle in der alten Welt spielen, sich durch so große und erhabene Thaten und so herrliche Geistesprodukte auszeichnen konnte, daß es stets die Bewunderung jeder aufgeklärten Nation bleiben wird. So giebt der Uebersetzer den Gesichtspunkt an, aus welchem diese Geschichte angesehen werden muß, und er hat Recht. Ob der Verf. ein so schweres Unternehmen glücklich ausgeführt habe, wird man am richtigsten nach Endigung des Werks beurtheilen können. Zwar hat sich der Verf. durch die Uebersetzung der Reden des Lysias und Isokrates als einen Kenner der griechischen Litteratur, rühmlichst bekannt gemacht, und es fehlt ihm auch nicht an philosophischem Scharfblick; aber öfters stößt man doch auf zu viele Allgemeinsätze, statt Begebenheiten zu lesen, auf unrichtige Folgerungen aus den citirten Schriftstellern, und auf Sitten und Gebräuche, die zu allgemein allen griechischen Völkerschaften beygelegt werden. Auch wünscht man öfters statt der vielen Allgemeinsätze ein ausführlicheres Gemälde von den Sitten und Gebräuchen, dem häuslichen Leben und der Denkart der Griechen, wozu Homers Werke in den ältern Zeiten zu sehr vielen interessanten Anmerkungen reichen Stoff darbieten. Oft vermißt man auch eine genaue Proportion der einzelnen Theile gegen einander. Der Verf. sieht sich freylich öfters durch den Mangel an Nachrichten so eingeschränkt, daß diese Proportion der Theile nicht immer genau beobachtet werden kann; aber mir deucht doch, daß der Verf. dem

Hange,

Hange, eine Begebenheit rednerisch zu beschreiben, und also mit einem größern Aufwande von Worten darzustellen, nicht gut hat widerstehen können. So scheint mir die Geschichte des Messenischen Krieges, ob er gleich in der ältern Lacedämonischen Geschichte immer merkwürdig genug ist, weil die Lacedämonier nach Endigung desselben in dem Peloponnes die Uebermacht erhielten, dennoch theils als Partikulargeschichte betrachtet, da doch des Verf. Hauptabsicht ist, die griech. Völkerschaften in Verbindung darzustellen, und was sie so gemeinschaftlich gewirkt haben, theils auch in Rücksicht auf andere Theile der Geschichte zu weitläuftig gerathen zu seyn. Eben so erzählt der Verf. das Leben des Dichters Archilochus sehr umständlich, und fügt mancherley unerwiesene Umstände, wo er sich zu sehr auf die Abhandlungen der französischen Akademisten zu verlassen scheint, hinzu; und vom Anakreon zeigt er nicht einmal den Ort seiner Geburt, und die Zeit seines Lebens, geschweige andere Lebensumstände an. Diese Disproportion der Theile findet sich noch an mehrern Orten. Doch benehmen diese Flecken dem Werke nichts von seiner Schönheit und Vortreflichkeit; wir haben noch keine griech. Geschichte, welche nach einem solchen Plan und so gut bearbeitet wäre. Der Uebersetzer hat auch das Verdienst, sehr viele Fehler, irrige Vorstellungen und falsche Citaten berichtigt zu haben, und seine Uebersetzung ist gut gerathen, und läßt sich mit Vergnügen lesen. Dieser erste Theil enthält 9 Kapitel, deren Inhalt ich kurz anzeigen will. Das erste Kap. enthält einen Abriß der Cultur und Macht Griechenlands vor dem Trojanischen Kriege, die Geschichte und Folgen dieses Krieges. Hier ist in der Kürze viel merkwürdiges zusammengedrängt worden; aber sowohl der Einfluß der Völker auf einander, und was die alten Bewohner durch die Ankunft der Stifter neuer Staaten in der Cultur gewonnen haben, als auch die wichtigen Folgen des Trojanischen Krieges sind nicht der Wichtigkeit nach weitläuftig genug auseinandergesetzt worden. Auch das zweyte Kapitel, Religion, Regierungsform, Künste, Sitten und Charakter der Griechen hätte ein interessanteres Gemälde werden können, wenn die zerstreuten Nachrichten von diesen Zeiten besser genutzt worden wären. Das dritte Kapitel erzählt die Geschichte der Herakliden, und die Folgen ihrer Einwanderungen in den Peloponnes, die veranlaßten Auswanderungen der Aeolier, Dorier und Jonier, die Niederlassungen von Colo-

nien

nien in Thrazien, Macedonien, Afrika und Großgriechenland. — Einfluß der jonischen Pflanzstädte in Asien auf ihr Vaterland — Abschaffung der Monarchie in Griechenland und die Folgen. — In diesem Kap. hätten verschiedene vortreffliche akademische Abhandlungen des Herrn Hofraths Heyne mit großem Nutzen gebraucht werden können. Das 4te Kap. stellt den Zustand von Griechenland nach Abschaffung der königlichen Würde dar, beschreibt den Messenischen Krieg und die Schicksale der Messenier. Das 5te Kap. schildert den Zustand des Peloponnes nach der Eroberung von Messene und den ersten heiligen Krieg, handelt von der Wiederherstellung der Pythischen Spiele, beschreibt die verschiedenen körperlichen Uebungen, und beschließt mit einer Geschichte der griechischen Musik. Das 6te Kap. ist der griechischen Dichtkunst dieses Zeitalters gewidmet. Das 7te Kap. beschreibt den Zustand der griech. Pflanzstädte, besonders wird die Geschichte der Asiatischen Griechen, ihre Unterjochung vom Krösus und dessen Krieg mit dem Cyrus erzählt. Das 8te Kap. setzt die Geschichte der asiatischen Griechen fort — ihre Bezwingung vom Cyrus, Empörung gegen Darius Hystaspes, und ihre Unterjochung. Das 9te Kap. beschließt mit dem Kriege des Darius und des Xerres gegen die Europäischen Griechen bis zur Schlacht bey Thermopylä.

Dm.

Tabellarisches Lehrbuch der neuesten Geographie und Statistik, ausgearbeitet von Fr. Leopold Brunn. Basel, bey Thurneysen 1786. 50 S. Einleitung und 41 Tab. kl. Fol.

Die Herren Hofräthe Pfeffel und Lerse in Kolmar trugen dem Verf., welcher damals Mitarbeiter an ihrem Institute war, (jetzt Prof. am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin,) auf, diese Tabellen, um dem Auge und Gedächtniß der Jugend bey dem Vortrage historischer Wahrheiten zu Hülfe zu kommen, zu verfertigen. Der Verf hat auch, ungeachtet seiner Lage, die ihm nie erlaubte, auch nur zween Tage hintereinander ununterbrochen daran zu arbeiten, und des Mangels an manchen Hülfsmitteln, (denn nach der Anzeige

der

der benutzten Bücher zu urtheilen, sind nicht sowohl die eigentlichen Quellen, als vielmehr meistens neuere geographische, historische und statistische Werke, und nicht einmal immer die besten gebraucht worden,) dieß Werk zu seiner Ehre ausgeführt. Zunächst sind die Tabellen für die Eleven des Pfeffelschen Erziehungsinstituts und vornehmlich als ein für den Verf. selbst bestimmter Leitfaden bey seinem Unterricht verfertigt worden; daher manches nach den Bedürfnissen seiner Zuhörer hineingebracht, manches herausgelassen worden ist, das dem mündlichen Vortrage vorbehalten wurde. Dieß Geständniß des Verf. schränkt den Rec. in seinem Urtheil sehr ein, indem er nicht wissen kann, was die Bedürfnisse seiner Eleven erforderten, und was er dem mündlichen Vortrage vorzubehalten für gut fand. Da aber der Verf. jetzt nicht mehr mit dem Pfeffelschen Institute in Verbindung steht, und dieses Lehrbuch wegen seiner guten Einrichtung in den obern Klassen einer Schule oder im Gymnasium bey dem Unterricht in diesen Wissenschaften mit großem Nutzen zum Grunde gelegt werden könnte, so will Rec. seine Wünsche und Bemerkungen zur größern Vollkommenheit desselben auch nur in dieser Rücksicht dem Verf. zur Beurtheilung vorlegen. Zuvor führe ich noch an, daß die Einleitung Vorkenntnisse der Geographie und Statistik enthalte, und größtentheils ein Auszug oder Zusammenzug aus Pfennigs Erdbeschreibung, Normanns Handbuch der Länder-, Völker- und Staatskunde; vornehmlich aber aus le Bret Vorlesungen über die Statistik sey. Doch ist sie nicht ohne alles Nachdenken und Aenderung bloß abgeschrieben worden. Bey der Ebbe und Fluth hätte der Verf. bestimmter anzeigen sollen, daß sie innerhalb 24 Stunden und 50 Minuten zweymal geschehe. Die Tabellen über die europäischen Staaten erschöpfen in der Kürze alles, was von Geographie und Statistik den Eleven zu wissen nöthig ist. Nur die Ordnung, in welcher sowohl die Reiche, als auch die verschiedenen Rubriken in den Tabellen auf einander folgen, ist nicht natürlich genug. Wenn der Verf. von Deutschland ausgienge, und dann soviel, als möglich, zu den angrenzenden Staaten fortschritte, so würde sein Eleve zu gleicher Zeit auch von dem Zusammenhang der Länder ein richtiges Bild sich unterwerfen können. In Ansehung der einzelnen Rubriken folgen auf den Namen, Lage und Grenzen eines Reichs sogleich die Staatsveränderungen desselben. Mir deucht, natürlicher ists, zuvor das Land zu kennen, in welchem

welchem der Schauplatz der Begebenheiten war, und eben deswegen muß die Schilderung des Charakters der Bewohner auch erst nach der geographischen Beschreibung des Landes, und am besten sogleich auf die Geschichte desselben folgen, weil darin die ersten Bewohner sowohl, als auch, welche Völker nach und nach das Land erobert und sich mit den ältesten Einwohnern vermischt, und also auf die Umstimmung des Charakters derselben einen Einfluß gehabt haben, kenntlich gemacht worden sind. Bey dem Namen eines Landes hat der Verf. die verschiedenen Ableitungen desselben angeführt; aber theils hätten öfters die ganz unrichtigen Ableitungen, z. B. „die Türken sollen ihrem Vorgeben nach von Türk, dem „ältesten Sohn Japhets abstammen," weggelassen, theils wahrscheinlichere angeführt werden können. Zum Beyspiel „Britanien d. i. Zinninsel;" wie das? — wahrscheinlich kömmt das Wort von Brith, eine blaue Farbe, von der alten Britten Gewohnheit, ihre nackte Leiber und kleine Schilde mit einer blauen Farbe zu bemalen. Ferner: „*Albion* wegen „der weißen Farbe ihrer Felsen, die man vom festen Lande aus „erblickt;" — vielleicht richtiger von dem schottischen oder galischen Worte Alba, wovon noch ein Theil von Schottland Allibaun, das hohe gebirgichte Land genannt wird. Ferner: „Preußen wegen ihrer Nachbarschaft mit den Russen, Po„russos d. i. an Reußen gränzende;" — Im 10ten Jahrh. die Russen Grenznachbarn von den Preußen! — wahrscheinlicher von Po und Russe, ein Arm des Memelflusses: die an die Russe grenzende. In der Tabelle von Europa kommt unter den Staatsveränderungen diese Stelle vor: „Bald darauf (nachdem Roms freye Regierungsform mit „Augustus in Despotismus verwandelt worden,) hebt ein „unglücklicher Zeitpunkt an, wo Wissenschaften und Künste „sinken, und Sitten durch orientalischen Luxus verdorben „werden." — Also nach Augusts Zeiten wurden erst Roms Sitten durch orientalischen Luxus verdorben! — Schwerlich möchte August Alleinherr geworden seyn, wenn die Römer so lange bey ihrer frugalen Lebensart geblieben wären. Aber schon lange vorher wurden unermeßliche Reichthümer aus Asien nach Rom gebracht, und mit ihnen ein ganzes Heer von Lastern und verderbten Sitten. — Unter den Grenzen Europa gegen Osten ist nach dem Hellespont das Meer von Marmora, s. die Straße von Kaffa und das Assowsche Meer übergangen worden.

In

In der Tabelle von Deutschland ist unter den Gebirgen der rauhe Alb nach Franken hin versetzt worden — ein kleiner Uebereilungsfehler! — Der Schwarzwald, den der Verf. vor dem Alb anführt, und der Alb gehören zu den Schwäbischen Gebirgen, und berühren beynahe einander. Auch ist hier von der Weser unrichtig gesagt worden: „sie „entspringe im Niedersächsischen Kreise;" richtiger: sie entstehe daselbst aus der Vereinigung der Flüsse Werra und Fulda.

Bey einem jeden Lande sind auch die Nebenländer angezeigt worden; aber das Kurfürstenthum Braunschweig-Lüneburg in D. unter Großbritanniens Nebenländern neben Gibraltar in Europa anzuführen, möchte wohl auch selbst durch den Beysatz — „besitzt der König für sich selbst" — nicht entschuldigt werden können. Unter den Nebenländern Spaniens und Portugals in Afrika werden bey beyden Reichen die Inseln Annobon und Fernando del Po erwähnt; sie gehören aber nur in die Tabelle von Spanien, an welches Reich Portugall sie 1778 abtrat. Auch finde ich bey den Vereinigten Niederlanden unter den asiatischen Nebenländern noch die Stadt Negapatnam; welche aber nach England versetzt werden muß, welchem Reiche Holland sie in dem Frieden von 1784 den 20. May überließ.

Mein letzter Wunsch sey, daß der Verf., der jetzt in den Preußischen Staaten lebt, bemüht seyn möge, seiner Tabelle von diesen Staaten eine größere Vollkommenheit und Richtigkeit zu geben. Hin und wieder findet man bey Schilderung der Charaktere der Einwohner, des Zustandes der Gelehrsamkeit und Aufklärung zu gewagte Urtheile, die der V. bey mehrerem Nachdenken und längerer Erfahrung gewiß mildern wird. Z. B. „beym Pommer findet man noch immer „das Gepräge seiner sklavischen Abkunft." — Dieß kann nicht so allgemein von dem Pommer überhaupt, sondern höchstens nur von den Ueberbleibseln der Wenden und Kassuben gesagt werden, und auch hier verliert sich das Gepräge durch die Bemühungen der kgl. Beamten sowohl, als auch der Edelleute in diesen Gegenden je mehr und mehr. Ueber die angeführten Gelehrten in den preußischen Staaten müßte wohl eine schärfere Revision angestellt werden, und viele würden gewiß größern Gelehrten und verdientern Männern weichen müssen. Und was soll endlich unter der Rubrik Religion

gion die Anmerkung: „Man suche aber nicht eine allgemeine „aufgeklärte Denkungsart (— in welchem Lande wäre diese „wohl zu suchen, und welcher Menschenkenner wird dieß auch „je erwarten! —) unter diesem Volke. Der dümmste Aber„glauben, Bigotterie, Astrologie, Magie, Kaffeeprophetin„nen und Kartenmischerinnen haben noch in unsern Tagen, selbst „in der höhern Klasse, ihre Anhänger und Vertheidiger, und „Rosenfeld war in unserm Jahrzehend im Begriff, ein zwey„ter Mahomed (— ist doch wohl nur poetische Vergröße„rung! —) zu werden. ꝛc." Diese Anmerkung ist hier gewiß sehr am unrechten Orte angebracht worden. Kämpfe hier etwa weniger die wahre Aufklärung mit Aberglauben und Schwärmerey, daß es dieser Anmerkung bedurfte? Ist diese Feindin der Vernunft hier etwa geschäfftiger, ihr Reich auszubreiten, als in andern Staaten? Oder haben wirs nicht vielmehr der größern Publicität zu verdanken, daß hier alles aufgedeckt und ans Tageslicht gezogen wird, was eine Schande der Menschheit ist? — Ich beschließe diese Recension mit Wiederholung meines Urtheils, daß der Verf. Anlage hat, etwas Vollkommenes zu leisten; nur mehreres Studium — an Hülfsmitteln kanns ihm in Berlin nicht fehlen — und größere Muße wird erfordert, sein Lehrbuch zu dem Grade der Vollkommenheit zu erheben, daß es allgemein in den höhern Schulen und Gymnasien gebraucht werden könne.

Bf.

Daniel Heinrich Herings, königl. Oberkonsistorialraths, Direktors der königl. Friedrichsschule zu Breslau, Neue Beyträge zur Geschichte der evangelischreformirten Kirche in den Preußischbrandenburgischen Ländern. Erster Theil. Berlin, bey Lange. 1786. 1 Alph. 3 Bogen. Zweeter Theil. Ebend. 1787. 1 Alph. 2 Bogen in gr. 8.

Herr OCR. Hering fährt noch immer fleißig und glücklich fort, die Preußischbrandenburgische Kirchengeschichte zu durchforschen, aufzuklären und zu erweitern. Bey der großen Mannichfaltigkeit der in beyden Bänden abgehandelten Materien

terien müssen wir uns kurz fassen. Die Abhandlungen betreffen noch alle die Regierungsgeschichte des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm.

Erster Theil.

1. **Von den reformirten Gemeinen und Predigerstellen, welche zur Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelms in der Neumark und dem Herzogthume Krossen entstanden sind, nebst einem Anhange von der Altmark**, S. 1—69. Der Verf. handelt, in Rücksicht auf seine Materie, 1) von Küstrin, wo unter andern bemerkt wird, daß die dortigen Reformirten den Lutheranern ihre im Jahre 1770 von Kollektengeldern erbaute Kirche zum einsweiligen Gebrauch erlaubten, als die erst nach dem russischen Bombardement neuerbauete lutherische Stadtkirche schon 1780 so schadhaft wurde, daß sie den Einsturz drohte. Freylich hatten dieß die vor hundert Jahren dort gelebten Lutheraner nicht eben so in Ansehung ihrer reformirten Glaubensbrüder gemacht, als diese noch gar keine Kirche besaßen; heut zu Tag aber würden sie sich wahrscheinlich anders betragen. Bey dieser und bey den folgenden Gemeinen führt Hr. H. die Prediger nach chronologischer Ordnung auf, die ihnen vorgestanden, wie auch die Schullehrer, und erzählt ihre vornehmsten Lebensumstände; dabey erhält die gelehrte Geschichte manche Erläuterung. 2) Von den fünf Landgemeinen in der Neumark, welche reformirte Prediger hatten. 3) Krossen. 4) Probstey auf dem Berge vor Krossen. Die S. 50 ff. von dem Prediger Kolckwitz ertheilte Notiz ist für Kirchengeschichte und Litteratur nicht uninteressant. Man vergleiche dabey Th. II. S. 384 ff. 5) Züllichau. 6) Treppeln im Krißnischen.

2. **Von den reformirten Gemeinen in Pommern** ꝛc. S. 69—132. Nämlich 1) zu Kollberg die älteste reformirte Gemeine in ganz Pommern seit 1657. 2) Stargard, wo wieder ein häßliches Beyspiel der Intoleranz, dessen sich die dortigen Lutheraner vor hundert Jahren schuldig gemacht haben, erzählt wird. Die damaligen Stargarder wollten den Reformirten den Gebrauch ihrer Kirche nicht gestatten, welche die heutigen Stargarder den Katholiken geöffnet, und ihnen den Gebrauch des Altars und der Kanzel eingeräumt haben. 3) Draheim. 4) Stettin. 5) Stolpe. 6) Lauenburg und Schwartow. 7) Charberow.

3. Von

3. **Von den evang. ref. Gemeinen, welche unter dem Churf. Friedrich Wilhelm, im Magdeburgischen und Halberstädtischen entstanden sind.** S. 132 — 220. 1) Magdeburg. 2) Jerichau. 3) Halle. Die dortige ref. Gemeine ist die letzte unter allen, die unter dem großen Kurfürsten in den Brandenburgischen Ländern entstanden sind. Vorgestern *) wird sie ihr hundertjähriges Jubiläum gefeyert haben; denn ihr öffentlicher Gottesdienst fieng am 16ten Apr. 1788 an. (Der S. 183 angeführte Professor am ref. Gymnasium zu Halle hieß nicht Heyden, sondern Heyd. Denn so schreibt ihn Herzog in seiner auch von unserm Verf. angeführten Adumbratio Eruditorum Basil. und auch Adelung im 2ten B. seiner Suppl. zum Jöcher). S. 195 steht eine gute Notiz von dem bekannten Historiker Friedrich Gladov, woraus der ihn betreffende, sehr mangelhafte Artikel im Jöcher ergänzt werden kann. 4) Halberstadt.

4. **Von den evangel. ref. Gemeinen, welche unter dem Churf. Friedr. Wilh. im Westphälischen entstanden sind.** S. 221 — 240. Es gehören hierher 1) Petershagen und Minden. 2) Sparenberg und Bielefeld. Merkwürdig sind die Lebensumstände des melancholischen Predigers Kleinschmidt, der zuletzt nach Danzig gekommen und dort gestorben ist.

5. **Von dem Zustande der evangel. Reformirten in Preußen unter dem Kurf. Friedr. Wilh.** S. 249 — 326. Hier wieder viel Betrübendes von den ehemaligen Bedrückungen der Reformirten durch die Lutheraner. Die reformirten Gemeinen, die sich demungeachtet in Preußen nach und nach gebildet haben, sind 1) zu Königsberg; 2) zu Memel; 3) zu Tilsit; 4) zu Pillau.

6. **Von den beyden Universitäten Frankfurt und Duisburg.** S. 327 — 368. Es wird genau erzählt, was der große Kurfürst auf beyde verwendet hat. Dabey Nachrichten von den damals dort gewesenen reformirten Professoren der Theologie. Die Duisburgischen Professoren Hund, Hugenpoth und Ganteswеiler, die, wie Hr. H. S. 363 anmerkt, im Jöcher fehlen, hat Adelung im 2ten B. seiner Zusätze nachgeholt.

Ll 2 7. Vom

*) Diese Recension ist am 18ten April 1788 angefangen worden.

7. **Vom Johann Duräus, und dessen Friedenshandlung in Berlin.** S. 369—393. Von diesem bekannten, gut meynenden Friedensmittler zwischen Lutheranern und Reformirten hat man zwar mancherley Nachrichten, die auch unser Verfasser kennt und anführt: aber von seinem Aufenthalte in Berlin, und von dem, was dort mit ihm vorgegangen ist, wußte man bisher wenig oder nichts. Desto dankenswerther ist die Bemühung des Verfassers, wodurch er eine Lücke in dem Leben und den Bemühungen dieses Mannes, folglich auch in der Kirchengeschichte, ausfüllet. Herr H. weiß, so wie die meisten Litteratoren, nicht genau, wann Duräus gestorben sey. Arkenholz in den Merkwürd. der Königin Christine (Th. 4. S. 309) sagt, es sey in Cassel 1680 geschehen, und Duräus nicht 90, wie die meisten glauben, sondern 85 Jahr alt geworden.

8. **Zusätze und Verbesserungen zum zweeten Theil der vorigen Beyträge.** S. 393—407. Unter andern wird S. 397 ein Umstand in Ludolph Küsters Leben berichtiget. Noch merkwürdiger ist S. 400 die dem Verfasser vom Hrn. Prof. **Marsinna** in Halle mitgetheilte Nachricht von **Bernhard von Wenko**, einem heimlichen Jesuiten, der verstellter Weise eine Zeitlang in Berlin reformirt wurde, um gewisse Absichten seiner Obern auszuführen.

Zweyter Theil.

1. **Von dem zu Thorn in Preußen gehaltenen Religionsgespräche.** S. 1—58. So wie der Verfasser in den vorigen Beyträgen deswegen von dem Leipziger Religionsgespräch gehandelt, weil der brandenburgisch-reformirte Theolog, **Bergius**, eine Hauptperson dabey war, so giebt er uns hier aus der nämlichen Ursache eine Geschichte des Thornischen Religionsgespräches, von dem zwar viele Schriften vorhanden sind: aber in keiner erinnern wir uns sie so bündig, ordentlich und unpartheyisch gelesen zu haben, als hier. Im Vorbeygehn bemerken wir, daß auch damals die Evangelischen Theologen die Katholiken Romano-Catholicos, nicht aber blos Catholicos nannten, weil sie, ganz richtig behaupteten, sie gehörten auch zu den Catholicis. Deswegen finden wir es allemal unrecht und beleidigend, wenn heut zu Tage so oft von Akatholiken oder Nichtkatholiken, besonders in den österreichischen Ländern, gesprochen, und die

Evangelischen oder Protestanten darunter verstanden werden. Noch ärger aber ist es, wenn selbst Protestanten sich Akatholiken nennen. Hr. D. Büsching und andere haben dies längst und oft erinnert: aber entweder hat man es nicht gelesen, oder man bleibt aus Bequemlichkeit bey der von Ignoranz und Unbilligkeit zeugenden Benennung.

2. Von den Verdiensten Friedrich Wilhelms um die ganze reformirte Kirche im teutschen Reiche bey dem westphälischen Frieden. S. 58 — 89. Alles deutlich und ordentlich aus den bekannten Quellen vorgetragen. Ohne den großen Kurfürsten hätten wohl schwerlich die Reformirten in Teutschland gleiche Rechte mit den Lutheranern erlangt, zumal wenn es auf die intoleranten Queerköpfe, Calov, Hülsemann und Botsack angekommen wäre. Schreiber dieses ist der evangelisch=lutherischen Lehre zugethan: aber er kann sich doch nie des Unwillens enthalten, wenn er diese und einige andre Polemiker des vorigen Jahrhunderts nennen hört.

3. Von einigen merkwürdigen Begebenheiten bis zum Jahr 1663. S. 90 — 116. Zuerst von dem Jubelfest wegen des Religionsfriedens 1655, welches das Wittenbergische Konsistorium, dem Cöllnischen an der Spree, mit Uebergehung des Kurfürsten von Brandenburg, ankündigte; und dadurch Saamen der Zwietracht ausstreuen wollte. — Ferner, von der Suspension und den intoleranten Handlungen des Doktors Pomarius, als eines Friedensstörers, der Calovs und Hülsemanns Geist im vollem Maaße besaß, dessen Andenken ein gewisser von Melle in unsern Tagen so elend und partheyisch erneuert hat. Hr. H. sagt, daß dieser Schriftsteller (den er unrichtig Rektor zu Lübeck nennet; er ist einer von den untern Lehrern) über die cöllnisch=berlinische Geschichte seines Helden sehr geschwind weggegangen sey; er rede dabey von einem Hasse und Verfolgungsgeiste gegen ihn. Hr. H. setzt hinzu: „Aus dem ganzen Hergange der „Sache wird man aber sehen können, ob ein Verfolgungs„geist, oder sein Eifer mit Unverstande ihm geschadet ha„be." Unser Verf. hat das Meiste, was er vom Pomarius erzählt, aus handschriftlichen Briefen und Aufsätzen dieses Mannes selbst, die ihm der Hr. geh. Legationsrath Oelrichs zu Berlin mitgetheilt hat. Richtig heißt es S. 103, daß die Geschichte dieses Theologen noch nirgends nach ihren rech-

ten Umständen vorgetragen sey. — Von einem ähnlichen heftigen Eiferer jener Zeit in Berlin, Joh. Heinzelmann, wird von S. 104 an gehandelt. — Von dem Zwiste, der sich bey der Berufung des Predigers, Christian Nicolai, Pomarii Nachfolger, ereignete. — Von den mancherley Bemühungen des Kurfürsten und seiner Räthe, dem Schmähen und Verfolgen der beyden evangelischen Religionspartheyen vorzubeugen; besonders von dem 1660 deshalb erlassenen Edikt oder Rescript.

4. **Von dem zu Berlin (1662 u. 63) gehaltenen Colloquium.** (S. 116 — 160. Auch dieses zielte auf Bewirkung der Ruhe und Einigkeit ab, war aber eben so fruchtlos, wie fast alle dergleichen Versuche. Der Verf. zeigt sich auch hier als ein möglichst unpartheyischer Theologe.

5. **Von dem Verbote, die Universität zu Wittenberg zu besuchen.** S. 160 — 182. Dieses im J. 1662 ergangene Verbot wird keinen befremden, welcher weiß, wie unsinnig die damaligen Wittenberger Theologen in ihrem Ketzereifer zu Werke giengen. In einer Note S. 180 u. f. steht eine brauchbare Notiz von einem famösen Eiferer jener Zeit zu Danzig, Aegidius Strauch.

6. **Von dem neuen churfürstl. Edicte und den geforderten Reversen.** S. 182 — 274. Jenes neue geschärfte Edikt, das der Kurfürst im J. 1664 ergehen ließ, hatte eben jene heilsame Absicht zum Grunde. Hr. H. erzählt umständlich, was für Bewegungen darüber entstanden; wie die lutherischen Theologen im Brandenburgischen bey theol. Fakultäten und geistl. Ministerien an mehrern Orten in Teutschland deshalb angefragt haben, und was für Gutachten darüber eingelaufen sind. Das Nürnbergische war das vernünftigste. Sein Inhalt, sagt Hr. Hering, bestätigt Scaligers Urtheil: Noriberga — ibi Lutherani mitiores. Er beschreibt weiter die mancherley Folgen, welche die von den lutherischen Geistlichen wegen Beobachtung jenes Ediktes zu unterschreibenden Reverse hervorgebracht haben.

7. **Von den Händeln mit dem Probste Fromm und dem Inspector Gesenius.** S. 247 — 329. Im Ganzen genommen sind zwar diese Händel, besonders diejenigen, die den P. Fromm, der erst lutherisch, hernach gar katholisch geworden, betreffen, bekannt: aber so ordentlich und

und ausführlich hat sie vor unserm Verf. niemand erzählt. Er führt auch aus handschriftlichen Hülfsmitteln manchen vorher unbekannten Umstand an.

8. Von einigen herausgekommenen merkwürdigen Büchern. S. 329—352. 1) Von einer, nur einen Bogen starken, aber merkwürdigen Schrift des Oberhofpredigers Barth. Stosch, und von einer dagegen gedruckten Schrift. 2) Von einer andern, unter dem Titel: Vox oppressorum in Marchia Brandenburgica supplex, d. i. an Sr. Churf. Durchl. ꝛc. Der Verf. ist nicht mit Gewißheit bekannt: zwar sagt Küster, Adam Sellius, (Seller) wäre es; Mart. Friedr. Seidel aber, der Frankfurtische Inspektor Joh. Christian Ludecus. So gewiß Küster seiner Behauptung seyn will; so hält unser Verf. doch die letzte für die wahrscheinlichste. 3) Von dem Pendant zum vorigen: Seculum Marchicae Brand. evangelicum etc. Eine Sammlung von Schriften gegen die Reformirten. 4) Von Christoph Barthutts und seiner Familie Confession ꝛc.

9. Von des Bischofs Spinola Friedensunterhandlungen in Berlin. S. 352—384. Was wir von Nr. 7 rühmten, gilt auch von Nr. 9. Vorzüglich ist die Notiz, die von Joh. Moritz von Hörnigks Buche: Concordia Christiana etc. Viennae Austriae f. a. einer großen Seltenheit, gegeben wird. Es sind darin die Gesinnungen des Bischofs Spinola von Wienerisch-Neustadt vorgetragen. Wer übrigens jener Hörnigk war, weiß unser Verf. nicht; auch Jöcher und Adelung haben nichts von ihm.

10. Verbesserungen und Zusätze zum vorigen ersten Theil dieser Neuen Beyträge. S. 384—392. Das Meiste betrift den oben erwähnten Kolokwitz.

Ein Register über beyde Theile macht den Beschluß.

In unsrer Anzeige der ältern Beyträge (B. 66. S. 496 u. ff.) bitten wir folgende Versehen und Druckfehler zu verbessern: S. 496. Z. 20 streiche man nach dem Worte Lutheraner das Wörtchen oft aus. S. 501. Z. 5. l. berühmtere statt berühmte.

Nk.

Philosophische Gemählde aus dem sechszehnten Jahrhundert. Aus dem Französischen des Herrn von Mayer. Greifswald, bey Röse, 1787. in 8. 441 Seiten.

Von Philosophie mag der Verf. nun wohl eben nicht viel Antheil bekommen haben, man höre: das Lutherthum, diese schwache Geburt von Starrsinn eines Mönchs. So sollte doch ein sich nennender Philosoph nicht sprechen, der wissen muß, daß der Reformation fast alles zu danken ist, was wir jetzt an Aufklärung und Denkfreyheit haben. Ueberhaupt ist der Verf. zum historischen Mahler nicht gemacht, er geht über wichtige Begebenheiten zu schnell, weiß Ursachen und Wirkungen nicht zu übersehen, und raisonnirt oft unzusammenhängend zum Tage hinein. So heißts, Margaretha war zu aufgeklärt, um blindlings eine Parthey zu ergreifen, die noch kein zusammenhängendes Lehrgebäude und kein Oberhaupt hatte. Indem sie die Reformirten beschützte, und ihre Lehre insgeheim annahm, befriedigte sie blos einen persönlichen Groll gegen den Pabst. Gerade als wenn die Vernunftmäßigkeit einer Parthey von einem sichtbaren Oberhaupte abhienge; oder eine Parthey ohne zusammenhangendes System nicht könnte manche Irrthümer verwerfen, und manches, dem gesunden Verstande angemesseners lehren. Dadurch daß der Verf. Margarethen aus persönlichem Groll die reformirte Lehre annehmen läßt, macht er ihrer Aufklärung ein großes Compliment! Da wir das Original nicht zur Hand haben, setzen wir folgendes aus des Uebersetzers Vorrede her: ich habe in dieser Uebersetzung der galerie philosophiques vieles weggelassen, vieles abgekürzt; Wiederabdruck der Beweisurkunden hielt ich nicht für nöthig, das Buch ist doch mehr für den Dilettanten in der Geschichte, als für den Kenner. Wir fürchten am Ende es möge auch nicht für den seyn, weil er sehr vieles kurz angedeutet nicht verstehen wird. Die Uebersetzung ist, so viel sich ohne Gegenhaltung der Urschrift abnehmen läßt, gut, doch von Gallicismen nicht völlig frey. Z. B. S. 5. Bald vergossen sie als gedemüthigte zitternde Unterthanen ihr Blut auf den Schlachtfeldern, das Vergießen, welches Franz lieber auf dem Schaffot hätte fließen sehen! Also das Vergießen fließen sehen! Zudem ist die Stelle äußerst dunkel, man weiß nicht,

soll

soll welches auf Vergießen oder auf Blut gehen. Wozu ein so seichtes Buch übersetzt wird, wissen wir wahrlich nicht.

Dr.

Mathäus und Veit Conrad Schwarz nach ihren merkwürdigsten Lebensumständen und vielfältig abwechselnden Kleidertrachten, aus zwey im Herzoglich Braunschweigischen Kunst- und Naturaliencabinette befindlichen Originalien ausführlich beschrieben, und mit Anmerkungen erläutert von Elias Caspar Reichard, des Magdeburgischen Stadtgymnasiums Professor und Rector Emeritus. Ein Beytrag zur Geschichte der Kleidermoden, zur Beförderung der Menschenkunde und zur Kenntniß der deutschen Sprache des sechszehnten Jahrhunderts. Magdeburg, 1786. 8.

Schon im 15ten und 16ten Jahrhunderte gab es Annalen der Mode. Mathäus und Veit Conrad Schwarz, Vater und Sohn, beyde Buchhalter auf dem Fuggerschen Comtoir zu Augsburg, ließen sich in verschiedenen Epochen ihres Alters in der Kleidung mahlen, die sie damals getragen hatten, und da sie beyde, wie sich aus allem ergiebt, Leute vom bon ton waren, so enthält eine solche Kleidung immer den damaligen Augsburgischen Modengeschmack. Sie ließen diese Gemählde in zwey verschiedene Bücher eintragen, denen sie selbst Ueberschriften, Bemerkungen und Erläuterungen aus ihrer Lebensgeschichte beysetzten. Diese beiden Bücher befinden sich jetzt in dem Herzoglichen Kunstcabinette zu Braunschweig, und der Verfasser hat uns hier eine Beschreibung derselben, die Schwarzische Ueberschriften und Noten wörtlich, und zugleich einen Commentar geliefert, der Bemerkungen enthält, die für die deutsche Sprache und der Geschichte der Sitten und des bürgerlichen Lebens im 15ten Jahrhundert nicht unwichtig sind. Die Gemählde hat er theils der Kosten wegen, theils aus andrern Ursachen nicht in Kupferstichen beygefügt, macht aber Hoffnung, daß sie von den Herren Bertuch und Krauß zu Weimar in den Annalen des Luxus und der

 Moden

Moden werden herausgegeben werden. Wir können uns hiebey des Wunsches nicht enthalten, den wir schon oft gehegt haben, daß unsere vielen Modenkalender, die allmählig anfangen, gar zu einförmig und langweilig zu werden, zu Zeiten eine Abbildung solcher Trachten aus vergangenen Jahrhunderten beyfügen möchten, welches in Ansehung des daraus erhellenden mehreren oder minderen Aufwands, des guten oder schlechten Geschmacks, der Ehrbarkeit oder Zügellosigkeit der Sitten manche angenehme Parallelen geben, oft auch durch eine sichtliche Annäherung und Uebereinstimmung anschaulich darstellen würde, wie das Rad der Mode sich um seine eigene Axe drehe; ein Anblick der die Göttin Mode ihrem Verehrer verächtlich zu machen pflegt, weil eben dadurch sie von ihrer wesentlichen Eigenschaft, der Neuheit entkleidet, und die Armseligkeit ihrer Erfindungskraft mit ihrer ganzen Fatuität aufgedeckt wird.

Aus den beiden Schwarzischen Büchern siehet man, daß ähnliche Schilderungen von Kleidertrachten in chronologischer Ordnung schon vorhin etwas Gewöhnliches zu Augsburg gewesen seyn. Die Trachten des Mathäus Schwarz fangen sich mit dem Jahre 1497 an, da er seinen Vater und Mutter darstellt, und gehen bis in sein 64stes Jahr, nämlich bis zu 1560; die von Veit Conrad gehen von 1541 bis in sein 20stes Jahr, nämlich 1561. Matthäus bezieht sich oft auf zwey Bücher, die er geschrieben hat, unter dem Titel: der Weltlauf und das Kinderbüchlein, desgleichen auf einen Calender, welche sämmtlich verloren gegangen; wobey der Herausgeber, Hr. Reichard die etwanigen Besitzer derselben auffordert, ihm eine Anzeige davon zu geben. Nur einige historische Merkwürdigkeiten! Veit Conrad Schwarz macht schon die Bemerkung, „daß wir Teutschen je je und allwö„gen nie anderst gewesen seyn, als wie die Affen. Was wir gesehn, haben wir müssen nachahmen auf vielerley Nationen Art, zu Zeiten auch dieselben verpastartirt.“

Recensent führt dies an, um eine Behauptung zu widerlegen, die ein Geschichtschreiber dem andern so gerne nachschreibt, daß nämlich der Deutsche erst zu Carls V Zeiten die Originalität seiner Sitten verloren, und sich an ausländische Moden, insonderheit an Spanische, gehangen habe. Zugleich aber ergiebt sich aus anderen Stellen des Buches, daß die Nation damals doch noch nicht so dependent in den Moden

den von andern Nationen gewesen sey, wie jetzt, weil Schwarz sich selbst rühmt, allerley Moden und Schnitte der Kleider erfunden zu haben. Die deutsche Nation hielt damals mit den übrigen Nationen im Reichthum und Luxus gleichen Schritt, und war ihnen (die Italiener etwa ausgenommen) noch zuvor. Das elegante Augsburg maaßte sich also eben so gut das Recht an, Moden auszuprägen, als Venedig oder Florenz. —

S. 19 findet sich ein Beyspiel, wie schnell man im Mittelalter mit den Beerdigungen verfahren, und wie viel Unheil damit mag vorgefallen seyn. Mathäus Schwarz ist dargestellet als ein Kind von 2 Jahren und 9 Monaten, im Begriff begraben zu werden, wovon er sich durch Bewegung eines Fußes noch rettet. — Ao. 1500 hatte er die bösen Kinderblattern — 1504 war er Bub bey Conz von der Rosen, Kaysers Maximilians Freudenmacher (Hofnarr), der aber nichts Gutes aus ihm zog — Einen Theil der Trachten hat er zu Meiland und Venedig getragen; diese sind sehr zusammengesetzt, als: Spanische Kappen, Jenueser Biret, Lombardisch Sayon. In Venedig kleidete er sich, wie er schreibt: a la Zentilhomo. — Handelsplätze, worauf das Fuggersche Comtoir vorzüglich Handlung trieb, finden sich an den Fächern eines abgemalten Briefschranks, als: Rom, Venedig, Ofen, Cracau, Mailand, Inspruck, Nürnberg, Antwerpen, Lissabon. —

Es war ein eigenes Tanzhaus, worauf Kaiser Maximilian 1518 einen Ball gab. — S. 42. Im Jahr 1519 ward er auf einen Ritt gen Frankfurt von 7 Schnaphonen gefangen. — S. 52. In einem Jahre änderte er 6mal seine Kleidung. — S. 54. Man trug damals nach Italiänischer Sitte außer dem Degen auch einen Dolch. — S. 55. Im März 1523 trug er ein Kleid, welches 4800 Schnitte hatte, mit samatin Wilschten, alles weiß. — 1524 trug er eine Schlop mit goldenem Stoff, die vorhin dem Herzog von Mayland zugehört hatte. — Er lernte auf der Laute spielen. — S. 60. Man trug an den Waden Dolche, und an den Knieen Sanduhren, die 8 Minuten giengen. S. 62. Um während des Baurenkriegs auf seinen Handelsreisen durchzukommen, hatte er ein Kleid, das an beyden Seiten getragen werden konnte. — S. 70. Galanterien. Ein Frauenzimmer sieht aus dem Fenster; gegenüber steht Schwarz.

Unter

Unter dem Fenster die Worte: ist niks mehr! Ueber der Hausthüre ein goldener Hirsch mit Geweihe. S. 84 1545 zeigt er sich in Rüstung nebst seinem Waffenträger. Es wurden damals gemustert 4300 Mann zu Fuß, und 500 zu Pferde ohne die Zunft der Weber. 71 Personen alle in einerley Samt gekleidet standen in einem Gliede. — S. 86. Ein Wagen, worin der erst kürzlich genesene Schwarz ins Comtoir fährt. Er hat die Gestalt unserer niedersächsischen Leichenwagen, und Schwarz sitzt seitwärts in demselben, so daß die Füße zur Seite heraushängen. Nur ein Pferd ist davor, auf welchem der Fuhrmann sitzt. — S. 105 — 160 damalige Kinderspiele. — S. 112. Veit Conrad Schwarz. Er ward nach Verona geschickt, und besuchte 1555 die Scola di Marchantani. Also schon damals eine Handelsacademie. (Beyläufig gesagt; viele unserer neueren Handelsinstitute in großen Handelsstädten findet man schon im funfzehnten Jahrhunderte in italiänischen Städten, z. B. Ausstattungskassen für Töchter ꝛc.) S. 115. Seine Galanterien in Verona, wobey auch italiänische Verse. — S. 121. Man trug 1557. zu Venedig einen goldenen Zahnstocher an einem Bändchen vor der Brust. — S. 125. Im Jahr 1558 hatte er eine kleine schlagende Uhr am Halse hängen. —

Nicht ohne Erstaunen sieht man den damaligen Augsburgischen Reichthum in den Kleidungen eines blossen Buchhalters. Ein Rubin kostete ihm 60 Rthlr. und ein Diamant 50. Der Degen von Stahl 10 Rthlr. Die ganze Kleidung mit Ring und Degen kostet 290 Rthlr. S. 144. Ein Maskaraden-Aufzug. 5 — 6 Manns- und Frauenspersonen in einem offenen mit einem Himmel bedeckten Wagen; nebenbey zwey Stadtpfeifer und 4 Bediente mit Fackeln. Zur Geschichte des damaligen Zustandes der Sitten möchte folgende Stelle ein Beytrag seyn! „Wir kamen da „zu etlichen Junckfrauhöfen; da hatt man uns nicht ungern; „wir tantzten und sprangen wie die Kälber; denn es wasen „belle figlie da, die uns nit übel gefielen ꝛc.“ Doch scheint es dem Recensenten nicht ausgemacht zu seyn, ob dies, wie Hr. R. meint, eben Nonnenklöster und nicht vielmehr sogenannte Frauenhäuser oder Bordelle gewesen seyn. S. 148 kommen ein Paar Hosen vor, die 30 Pfund sollen gewogen haben. S. 149. Scenen, wo Schwarz Unterricht im Fechten bekömmt. Man sieht aus allem, wie vielmehr damals

damals diese Kunst auch von Personen bürgerlichen Standes zunftmäßig erlernet worden, als in unseren Zeiten.

Nachdem der Verfasser alle diese Gemählde beschrieben hat, fügt er noch vermischte Bemerkungen über den Luxus sowohl in Kleidern als in Mahlzeiten hinzu, die aus der Geschichte mehrerer Völker und Zeiten compilirt sind, und mit dem Buche eigentlich in keiner Verbindung stehen. Für den Geschichtforscher und Philosophen ist dies Werk in mancherley Rücksichten interessant. Der Reichthum der Augsburger und der hohe Grad der Politur (nicht eben der Cultur) für eine Zeit, worin ganz Deutschland noch so wenig Politur hatte, überzeugen uns, wie tief die deutschen Städte nachmals im 17ten Jahrhunderte gefallen sind; die Eleganz des südlichen Augsburgs giebt einen merkwürdigen Contrast mit der kriegerischen Stärke und dem kühnen Unternehmungsgeist der nordischen Handelsstädte (z. B. Lübecks) und die Wälsche Verfeinerung und Ueppigkeit in der goldenen Epoche Italiens vereinigt mit der altdeutschen schwäbischen Einfalt und Naivität der Sitten, giebt ein gar seltsames Farbengemische. Dem Commentator muß der Leser die Geschwätzigkeit des Alters und den zu großen Aufwand von Gelehrsamkeit zu Gute halten. Die treuherzige Sprache des alten braven Schulmannes sympathisirt oft auf gewisse Weise mit seinem Altschwäbischen Autor. Nur eine kleine Probe! S. 64. „Die Art der Kleidung und Gestalt unseres Schwarz „auf der 79ten und 80sten Blattseite wird sich ohne Mühe „beschreiben lassen; denn es ist die einfachste und allernatür„lichste, die sich denken läßt. Es ist nemlich um obenwehnte „Zeit diesem reichen und seltsamen Kauz unter vielen andern „auch die thörichte Grille durchs Gehirn gefahren, oder um „mich gelinder auszudrücken, es hat ihm in einer joviali„schen Stunde die Lust angewandelt, sich so wie Adam im „Stande der Unschuld gegangen ist, das heißt: mutterna„ckend und gänzlich unbekleidet abmahlen zu lassen, und zwar „sowohl von hinten als von vorne zu. Was ihn auf derglei„chen ungewöhnlichen Einfall und Entschluß gebracht habe, „meldet er uns in der Ueberschrift der ersten Positur, wo er „sich rückwärts zeiget:

„„Primo Julius was das mein rechte Gestalt hinter„„vertingen; denn ich war faist und dick worden,““

„Was

„War denn das nöthig, du unverschämter Mann, daß „man das eben hinterverttingen sehen mußte? Pfui dich „an! Fi le vilain!"

Pc.

Bibliothek der Großfürsten Alexander und Konstantin; von J. K. M. d. K. a. R. Sechster und Siebenter Theil; enthaltend Aufsätze, betreffend die russische Geschichte.

Auch unter dem Titel:

Erzählungen und Gespräche; von J. K. M. d. K. a. R. Sechster und Siebenter Theil. Berlin und Stettin, bey Nicolai, 1786. Jeder Theil von 18 Bogen, 8vo.

Diese Bände sind auch unter dem besondern Titel gedruckt:

Aufsätze, betreffend die russische Geschichte. Von J. K. M. d. K. a. R. Vierter und Fünfter Band. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai, 1786. kl. 8. jed. Band 18 Bogen stark.

Die Erzählung ist mit einer so edlen Simplicität und mit einer Anmuth, die wenige zu erreichen fähig seyn werden, abgefaßt. So uninteressant an sich die Geschichte dieses kurzen Zeitraums von achtzehn Jahren ist, so hat doch der V. sie durch den Vortrag, durch Einwebung kurzer Reden, durch kurze Charakterschilderungen, durch mancherley eingestreuete Bemerkungen, welche die Denkungsart, Sitten und Gebräuche jener Zeit aufhellen, und durch lehrreiche Maximen, welche an den schicklichsten Orten ungezwungen eingewebt werden, sehr anziehend zu machen gewußt. Der 4te Band fängt mit der Geschichte des Großfürsten zu Kiew, Wsewolod II., im J. 1139 an, und der 5te endigt sich mit dem Tode des Großfürsten Jarck Wladimirowitsch im J. 1157. Es ist die Geschichte eines beständigen Streits und Krieges zwischen Vettern und Brüdern, um theils zur Würde eines Groß-

fürsten,

fürsten, der gewöhnlich als der Aelteste eine gewisse Hoheit und Vorrechte vor dem andern voraus hatte, und von dem abgetheilten Fürsten gefürchtet, und als ein Vater geehret wurde, zu gelangen, theils einander der Länder zu berauben. Nach Art der Chroniken wird von Jahr zu Jahr alles merkwürdige in Rußland, jeder kleine Streit und Krieg, jede Vermählung der russischen Prinzen und Prinzessinnen, jede Veränderung des Metropoliten, jede Naturbegebenheit u. s. w. genau erzählt; doch ohne in den langweiligen, ermüdenden Ton der Chroniken zu fallen. Jedesmal wird nach dem Ende der Geschichte eines Großfürsten sowohl das Geschlechtregister desselben, als auch dessen Zeitverwandte in den vornehmsten Ländern, und die abgetheilten Fürsten in Rußland hinzugefügt. Unten in den Anmerkungen kommen kurze geographische Nachrichten und andere Erläuterungen vor. — Nun einige Merkwürdigkeiten aus diesen beyden Bänden! — In dem Jahre 1148 starb in Kiew der Metropolit Michael. Der Großfürst Isäslaw Mstislawitsch berief nach dessen Tode die Bischöfe nach Kiew zusammen, und machte ihnen bekannt, daß, da sonst der Metropolit zu seiner Weihe nach Constantinopel zum Patriarchen gesandt worden wäre, er dieses nicht thun wolle, weil es viele Unbequemlichkeiten und unnütze Kosten verursachen, besonders aber auch, weil die griechischen Kaiser unter dem Vorwande dieser Gewalt in Rußland zu herrschen und zu befehlen suchten. Es wurde darauf ein geweihter Mönch Kliment, ein in der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit sehr erfahrner, gelehrter Lehrer der rechtgläubigen Kirche, desgleichen vorher in Rußland einer gewesen war, der viele Bücher zum Unterricht des Volks geschrieben und herausgegeben hatte, zum Metropoliten ernannt. — Wenn Friede und Freundschaft gestiftet wurde, so leisteten die Fürsten gewöhnlich durch Küssung des Kreuzes den Eid der Treue und der Redlichkeit ihrer Gesinnungen; doch würde sehr oft ein solcher Schwur ungeachtet seiner Heiligkeit aus Eigennutz und Rachsucht gebrochen. — B. 4. S. 267. „Der Großfürst und die übri„gen Fürsten befahlen sogleich ihren Truppen, die Achsel zu „blößen, d. i. (nach der Anmerkung) einen Aermel des Klei„des fallen zu lassen, um die Waffen, besonders die Bogen, „leichter zu führen.“ — Der Großfürst Isäslav II. war besonders in viele einheimische Kriege verwickelt, am meisten machte ihm sein Vaterbruder Jurii Wladimirewitsch, der ihn ein-

einmal aus Kiew vertrieb, zu thun. Dem Großfürsten Isäslaw aber stand vornehmlich der König von Ungarn bey, und setzte ihn immer wieder in Kiew ein; doch gelangte Jurii I. zum Besitz von Kiew, und erhielt sich, obgleich unter vielen Unruhen darin bis an seinen Tod 1157. Zur Probe der Erzählung will ich seinen Charakter (B. 5. S. 234 u. f.) hersetzen: „Die Geschichtschreiber erzählen," (der V. führt jedesmal, ohne selbst zu loben oder zu tadeln, das Urtheil der Geschichtschreiber an) „daß Fürst Jurii von Rostow vorher „und mitten unter seinen verschiedenen unglücklichen Unternehmungen in seinem rostowschen und susdalschen Gebiet viele Städte angelegt, und durch Leute, die er aus verschiedenen Gegenden zusammenberief, und durch Anleihen und „milde Gaben zum Bau unterstützte, bevölkert habe, wo„selbst sich sodann sowohl Russen als Bojaren, Morduinen „und Ungarn eingefunden und angebauet haben, und sein „Gebiet mit vielen tausend neuen Einwohnern besetzt worden „sey. Uebrigens beschäftigte sich Fürst Jurii von Rostow „mehr mit seinem Vergnügen, als mit der Rechtspflege und „guten Verfassung des Kriegsheers, welches alles er der „Anordnung und Aufsicht seiner Großen und Lieblinge über„lies, die manche Kriege, ohne auf Verträge oder Billigkeit „zu sehen, anfiengen. Fürst Jurii nahm sich selbst der Sachen „wenig an; sondern folgte dem Rath der Fürsten, Bojaren „und Bundesgenossen, welche ihn oft zu Unternehmungen „verleiteten, die durch seine Fahrläßigkeit ein unglückliches „Ende nahmen, wovon seine dreimalige Vertreibung aus „Kiew ein Beyspiel giebt. Dieser Fürst war ziemlich groß „von Wuchs und Dicke, weiß von Gesicht, hatte kleine Au„gen, eine große lange Habichtsnase, und einen kleinen Bart, „er liebte das Frauenzimmer, und hielt viel auf gut Essen „und Trinken." — Noch ein Paar Proben von des V. Anmerkungen. S. 63. B. 5. „Die Geschichtschreiber merken „an, es sey bey den Slaven von Alters her Sitte gewesen, „daß der Bräutigam sich nicht zur Braut begeben, sondern „daß man die Braut zum Bräutigam gebracht habe. — Bey „Belagerung der Stadt Nowgorodack wurde ein Damm" (Weroch, d. i. ein Erdhaufen oder eine von Holz verfertigte Erhöhung) „gebauet, von welchem sie Steine und Pfeile in „die Stadt werfen ließen; auch stellten sie Mauerbrecher auf. „(Paroki, sie waren große mit Eisen beschlagene hängende

„Bal-

„Balken, mit welchen man sowohl hölzerne als steinerne
„Wände einstürzte)."

Hm.

J. Wilhelm Coxe's Reisen durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark. Aus dem Englischen von J. Pezzl. 4. Zwey Bände. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßlin und Kompagnie. 1785 — 1786.

Dieses vortrefliche Werk, das sich durch seinen innern Werth selbst so sehr empfiehlt, daß es jede anderweitige Empfehlung überflüßig macht, enthält außer vielen sehr interessanten und sorgfältigen Darstellungen der Regierungsform, des Zustands der Gelehrsamkeit, Kriegsmacht, Justizverfassung ꝛc. dieser Länder, auch viele merkwürdige Beyträge zu ihrer Geschichte, die C. theils aus Nachrichten gelehrter Männer, erhaltenen Originalbriefen u. s. w. geschöpft, theils aus verschiedenen neuern, doch noch nicht genug bekannten Werken gezogen hat. Besonders erhielt C. seine Nachrichten über einige verwickelten Punkte der Russischen Geschichte von dem kürzlich verstorbenen Geschichtschreiber Herr Müller. Man wird auch die Nachrichten von dem Zustand der Russischen Litteratur ganz besonders ausführlich und unterhaltend finden, da man sonst diese Litteratur so gar wenig kennt.

Wir geben aus dem ersten Band von der Reise durch Polen einige Anzeigen dessen, was darin am merkwürdigsten scheint. Der Meynung des Verf. zufolge, ist das geschwächte Ansehen des Königs Schuld an dem elenden Zustand dieses Reichs. Er sucht dies aus der Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der polnischen Regierungsform wahrscheinlich zu machen. Die Gewalt der Edelleute, sagt er, führt eine Art von Anarchie ein, welche die Edelleute thörichter Weise für die Stütze ihrer Landesverfassung halten, so daß es zum Sprichwort geworden ist: „daß Polen durch seine Anarchie bestehe. — Der Verf. giebt ausführliche Nachrichten von der letzten Revolution in Polen, und schildert die Reichsverfassung. Wir können nichts abschreiben. — Die Justizverwaltung in Polen hat ungeheure Mängel. Die Edelleute dürfen (einige Kapitalverbrechen ausgenommen) nicht

nicht eher in Verhaft genommen werden, bis ihr Verbrechen vollkommen erwiesen worden. Man hält keinen für überwiesen, den man nicht über der That betroffen hat. Ein Edelmann kann nur vom Reichstag verurtheilt werden. Gemeine Verbrecher, die sich in den Schutz der Edelleute begeben, werden von ihnen mit gewaffneter Hand gegen die Justizbeamten vertheidiget. Alle Städte haben die höchste Gerichtsbarkeit, wenn sie auch zu elenden Dörfern herabgesunken sind. Diese ist also oft in den Händen roher, gemeiner Handwerker. Es sind keine Justizbeamten zur Verfolgung der Verbrecher bestellt. Daher kann jeder Verbrecher dadurch los kommen, daß er seinen Kläger (der nur ein Privatmann ist) mit Geld besticht, daß er die Anklage aufhebt. Der Verf. sah in den Gefängnissen selbst zwey Männer, die einen Juden ermordet hatten, und eben loskommen sollten, weil sie die Wittwe des Ermordeten mit einer Summe Geld (die sie allmählich aufbrachten) zur Aufhebung der Anklage bewogen hatten. — Die polnischen Bauern sind Leibeigene. Doch ist ihre Leibeigenschaft jetzt weniger streng. Bis auf die Zeiten Kasimir des Großen konnte der Herr seine Bauern ungestraft todschlagen, und wenn der Bauer keine Kinder hatte, bemächtigte er sich der Güter desselben. Im Jahr 1347 setzte Kasimir auf den Mord eines Bauern eine Geldbusse, und verordnete, daß ihn seine nächsten Anverwandten erben sollten, wenn er keine Kinder hätte. Aber dieses Gesetz war von geringer Wirkung, weil ihm leicht ausgewichen werden konnte. Erst A. 1768 ward eine Verordnung gemacht, daß der Mord eines Bauern ein Halsverbrechen sey. Der erste Edelmann, welcher seinen Bauern die Freyheit schenkte, war Zamoisky, ehmaliger Großkanzler, der im Jahr 1760 sechs Dörfer in der Woywodschaft Masan frey gab. Seit dieser Zeit hat die Bevölkerung daselbst beynahe um die Hälfte zugenommen. Der Verf. macht am Ende dieser Nachrichten von der Sclaverey der Bauern die Anmerkung, daß die Aufhebung der Gesetze des Lehnsystems, welche in den meisten Ländern allmählich abgeschafft worden, allein in Polen durch einen besondern Zusammenfluß von Umständen verhindert worden. Er findet noch in der Polnischen Landesverfassung die auffallendesten Züge dieses Systems. — In einer Unterredung mit dem König erfuhr der Verf. verschiedenes von der Beschaffenheit der Litteratur in Polen, als, daß an einer Geschichte von Polen in der Landessprache gear-

gearbeitet werde, daß das Beste, was Polen in der Dichtkunst bis jetzt aufzuweisen hat, eine Uebersetzung von Tassos befreytem Jerusalem sey, u. s. w.

Die Uebersetzung ist fließend, und läßt sich gut lesen. Der Uebersetzer entschuldiget sich in seinem Vorbericht, daß er die freyen Anmerkungen, die C. bey Gelegenheit seiner Nachrichten von Polens Theilung über einige Mächte in Europa macht, nicht weggelassen habe, und führt an, daß Deutschland zu sehr von der gerechten Sache der bey jener Revolution interessirten Mächte überzeugt sey, als daß die Stellen des Engländers einigen Eindruck machen könnten.

Gsf.

1) Geschichte der vereinigten Niederlande von Entstehung der Republik bis auf die gegenwärtige Zeiten, nebst der Biographie merkwürdiger Männer, die sich als Helden und Gelehrte um ihr Vaterland verdient gemacht haben, von O. E. F. Freiherr von E. (Eberstein, Marggr. Br. Ansp. Bayr. Kammerherrn). Erster Theil. Dinkelsbühl, 1787. 8. 13 Bogen.

2) Holländische Denkwürdigkeiten, oder ausführliche Geschichte der gegenwärtigen Unruhen in den vereinigten Niederlanden, von Karl Hammerdörfer, Prof. in Jena. Leipzig, bey Beer, 1788. kl. 8. 94 Seiten.

Wie gewöhnlich bey einer merkwürdigen Begebenheit, welche die Aufmerksamkeit des Publikums rege gemacht hat, eine Fluth von Schriften zu entstehen pflegt; so haben auch die großen Begebenheiten, welche sich seit der Erscheinung einer Pr. Armee in den vereinigten Niederlanden zugetragen haben, mehrere Schriften erzeugt. So unbillig das verdammende Urtheil, das man oft so allgemein über die Zeitschriften ausspricht, so abschreckend dasselbe für manchen vortreflichen Schriftsteller ist, sich eine solche interessante Materie zum

Gegenstand seiner Schriftstellerey zu erwählen, aus Furcht unter die Zahl der sich hinzudrängenden Scribler gerechnet zu werden, ob er gleich vor allen andern fähig gewesen wäre, sie aufzuklären: so unläugbar groß ist doch in so vielfältiger Rücksicht der Nutzen solcher Zeitschriften. Wie manche dunkle und verwickelte Materie wird nicht bey einer solchen Gelegenheit ins hellere Licht gesetzt! Wie viele Kenntnisse aus der Geschichte, Naturgeschichte, Physik u. s. w. werden nicht durch sie unters Publikum, dessen Aufmerksamkeit nun einmal erregt worden ist, gebracht! Wie mancher wird jetzt gezwungen, auch einmal eine ernsthafte Schrift zu lesen, um in den Gesellschaften, wo von dieser Begebenheit gesprochen wird, nicht den Unwissenden zu spielen! Aber wehe dem eilfertigen Scribler, der seine Arbeit als blosse Meßwaare ansieht, und weder den Nutzen des Publikums noch seine eigene Ehre in Erwägung zieht! — sein Name wird, mag er auch noch so glänzend hervorgestralt haben, eben so schnell erlöschen, wie ein hellleuchtendes Meteor! — Beide vorliegende Werke gehören zu der Klasse dieser Zeitschriften; unterscheiden sich aber merklich im Plan und Vortrag.

Der Verf. Nr. 1. bemüht sich die Geschichte der V. Niederl. für das Publikum in ein helleres Licht zu setzen, und zwar vorzüglich in den neuern Zeiten, und erlaubt sich, um seine Erzählung durch etwas Eigenthümliches zu charakterisiren, zuweilen Reflexionen und Räsonnements. Auch schaltet er zur Erläuterung der Geschichte und zur Unterhaltung der Leser eine kurzgefaßte Beschreibung derjenigen Münzen, die zum Andenken merkwürdiger Vorfälle geschlagen worden sind, an den gehörigen Orten mit ein. Das ganze Werk wird in 3 Theilen geliefert, und jedem derselben die Biographie merkwürdiger Personen, die sich entweder durch Heldenmuth oder durch Gelehrsamkeit um ihr Vaterland verdient gemacht haben, beygefügt werden. Dieser erste Theil enthält die Geschichte der Republik von ihrer Entstehung an, bis auf das Jahr 1642. Der V. hat in seiner Erzählung sowohl, als auch in den Anmerkungen häufig auf die neuern Begebenheiten Rücksicht genommen, und manches z. B. die Hauptartikel der Utrechter Union im J. 1579 und den Waffenstillstandsvertrag zu Antwerpen 1609 ausführlicher vorgetragen.

Die Sprache ist oft sehr witzelnd, und bey dem steten Haschen nach Vergleichungen kommen mehrere Vergleichungen

gen vor, wo die Aehnlichkeit eben nicht sehr sichtbar und hervorstechend ist. Sonst ist die Geschichte treu und wahr erzählt. Nur sogleich im Anfange ist ein Druckfehler, vielleicht aber auch ein Uebereilungsfehler, wenigstens ists nicht genau ausgedrückt, wenn der Verf. sagt: „Nachdem 1561 Karl V. „Spanien und die Niederlande an Philipp II. abgetreten hat„te u. s. w." Einmal ist das Jahr falsch, und dann geschah auch beydes nicht in einem Jahre. Die Abtretung der Niederlande geschah im J. 1555, nachdem Carl seinem Sohn Philipp schon 1549 als Erbherrn der Niederlande hatte huldigen lassen; Spanien aber trat er ihm 1556 ab. Auch bemerkt Recensent noch, daß der Verfasser sagt: „Der König von Spanien hätte demjenigen, der den Prinzen von Oranien umbringen würde, 25,000 Reichsthaler zu geben versprochen; richtiger hätte der V. gesagt 25,000 Kronen, und in einer Anmerkung oder Parenthese diese Summe auf Reichsthaler reduciren können. Mag man dies auch gleich für Kleinigkeiten halten; ein Geschichtschreiber muß überall das Lob der Genauigkeit sich erwerben.

Der Verf. Nr. 2. will den Wunsch, welchen einige Personen geäußert haben, eine nähere Kenntniß von der Entstehung und der eigentlichen Veranlassung der holländischen Unruhen, so wie überhaupt von der ganzen Landesverfassung zu haben, durch diese periodische Schrift befriedigen, und gedenkt eine vollständige an einander hängende Geschichte der niederländischen Unruhen zu liefern. Er schreibt hier blos für den ungelehrten Theil des Publikums, für die Liebhaber, aber nicht für den Forscher der Geschichte. Dieses erste Stück enthält zuerst die Erdbeschreibung, Gewerbe, Manufakturen und Handlung, Religionszustand, allgemeine Regierungsverfassung in den V. N. und Staatsverfassung in den Provinzen einzeln betrachtet; dann erzählt er in 2 Abschnitten 1) die ältere Geschichte bis zur Union, und 2) bis zum westphälischen Frieden. Alles dies trägt der Verf. sehr kurz, richtig, plan und faßlich vor, und läßt sich selten in Nebenbetrachtungen ein. Nur ein Räsonnement sey mir erlaubt anzuführen, durch welches er den Prinzen Moriz gegen die Beschuldigungen, daß er sich eine unumschränkte Macht über die Provinzen habe erwerben wollen, rechtfertigt. „Wäre „aber auch diese Beschuldigung völlig gegründet, so würde „ich doch dem Prinzen sein Unternehmen nicht als ein Ver-

„brechen anrechnen, da die Lage, in welcher er sich befand, „ihn vollkommen rechtfertigt. Er hatte schon den ganzen „Krieg über erfahren, welch ein sonderbarer Geist die holl. „Nation beseele; man hatte ihm seine Verdienste um die Re„publik mit Undank belohnt, seinen besten Entwürfen die gröſ„sten Hindernisse in den Weg gelegt, und alle seine Schritte „mit der eiferſüchtigsten Sorgfalt bewacht. Nach Schlieſ„sung des Waffenstillstandes suchte man seine Vorrechte im„mer mehr zu schmälern und herabzusetzen, man strich seinen „Namen aus den Eidesformeln, und es lief sogar das Ge„rücht, als ob die Barneveldsche Parthey, um den Prinzen „recht empfindlich zu kränken, mit den Spaniern in Unter„handlungen habe treten wollen. So war es denn gewisser„maaßen das Recht der Nothwehr, wenn der Prinz seine „Feinde zu stürzen suchte, ehe er von ihnen gestürzt ward, „und er fehlte nur in der Art, wie er einiges that, und daß „er den Greis Oldenbarneveld, einen Mann von 71 Jah„ren, von welchem ihn ein natürlicher Tod bald befreit ha„ben würde, 1619 mit dem Schwerdte hinrichten ließ.“ Ganz anders urtheilt in dieser Sache der Verfasser N. 1. Er glaubt, daß der Streit der Gomaristen und Arminianer dem Prinzen der bequemste Zeitpunkt zu seyn geschienen habe, sich hinter die Maske eines andächtigen und eifrigen Gomaristen die Erreichung seiner politischen Absichten zu versichern, und setzt, nachdem er die Hinrichtung des Barneveld erzählt hat, hinzu: „Dieser Hauptgegner war nun also „freylich nach dem großen Freystaat Gottes verwiesen, und „in sofern hatte Moriz seine Absicht erreicht; allein seine ei„gentliche Machinazion wurde nicht mit demjenigen Erfolg „gekrönt, den ihm sein Ehrgeiz in der Ferne gezeigt hatte. „Daher erkaltete seine Andacht, obgleich seine Herrschsucht „noch immer fortglühete, und da diese eben itzt die Dunkel„heit durchbrechen wollte, in welche sie sich eine Zeitlang „gehüllt hatte; so sah die Nazion, was er wünschte, daß „sie nie sehen möchte, und weise Maasregeln erhielten die „Republik bey ihrer Freyheit und Unabhängigkeit.“ Beide Stellen können zugleich als ein Beleg meines Urtheils von der Schreibart beider Verfasser dienen.

Dm.

Neue

Neue Reisebemerkungen in und über Deutschland, von verschiedenen Verfassern. Dritter Band. Halle, bey Hendel. 1787. 22½ Bogen 8. Vierter Band. 1787. beynahe ein Alphabet.

Eine Kompilation von 17 aus andern Schriften zusammengetragenen Aufsätzen verschiedener Art und verschiedenen Gehalts, kleine Reisenachrichten, andere historische, geographische rc. Bemerkungen, Beschreibungen von Oertern oder merkwürdigen Instituten, u. dgl. m. Manchen Lesern, zumal solchen, denen es nicht so sehr um eine ganz genaue und gründliche Kenntniß, als vielmehr um eine leichte und doch nützliche Unterhaltung zu thun ist, wird hiemit gedient seyn. Der Artikel **Danzigs Handel** ist vermuthlich aus Versehen hier mit eingerückt worden, da Danzig in keinem Betracht zu Deutschland gehört.

Der vierte Band enthält folgende Aufsätze: 1) **Ueber den Zustand des Fabrik- und Handlungswesens in der Reichsstadt Hamburg im Jahre 1783.** Die desigen vornehmsten Manufakturen, Fabriken und Handlungszweige werden mit Bestimmung der Länder, wo sie den meisten Absatz finden, im Allgemeinen angegeben, ohne nähern Detail; doch ist bemerkt, daß die zehn in Hamburg blühenden Kattundruckereyen an 3000 Menschen beschäfftigen, daß die Anzahl der jährlich ein- und auslaufenden Schiffe im Durchschnitt 2000 ausmacht, daß statt 60 bis 70 großer Schiffe, die ehedem jährlich zum Wallfisch- und Robbenfange erfordert wurden, deren im Jahr 1783 nur 24 auf diesen Fang ausgiengen, und daß von den in Hamburg befindlichen sechs großen Assekuranzgesellschaften eine jede jährlich für 10 bis 20 Millionen Rthlr. zeichnet. 2) **Auszug eines Briefes vom Rhein.** Liefert einige nicht unmerkwürdige Beyträge zur neuesten Geschichte der Aufklärung und Toleranz. In der übrigens alles Lob verdienenden großen Lesegesellschaft zu **Mainz**, die vielleicht in Deutschland ihres gleichen nicht hat, wurde die **Berlinische Monatsschrift** — wo nicht das erste unter der fast zahllosen Menge unserer Journale, doch gewiß eins der vortrefflichsten — durch die Mehrheit der Stimmen verworfen. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß es in **Mainz** geschahe, und daß 193 Personen, die wahrscheinlich in Ansehung des Standes, der gehabten Erziehung, und

folglich auch der Begriffe und Kenntnisse sehr von einander verschieden sind, ihre Stimme zu geben hatten. Die hier erzählte zu **Frankfurt am Mayn** noch herrschende Undulsamkeit gegen die Reformirten, und die dasige äußerst unwürdige Behandlungsart der Juden, so, wie der große Beyfall, den eine hochstelende Schauspielergesellschaft dort ärntete, erwecken von den Fortschritten der Kultur in dieser Reichsstadt schlechte Begriffe. Die Sage, daß die zwote Gemahlin des Kaisers noch lebe, ist im nördlichen Deutschlande nicht so unbekannt geblieben, als der Briefschreiber meynt. Man hat sie längst gewußt; aber auch längst als ein Mährchen verlacht. 3) **Schreiben vom Niederrhein 1784.** Ertheilt ganz artige Nachrichten von **Neuwied, Koblenz,** der **Stromberger Eisenhütte** und den benachbarten Gegenden. 4) **Ueber Kassel und Marburg 1786.** Einige wenige Merkwürdigkeiten von beyden Städten. Lob der Gegend um Marburg und einiger Lehrer auf der dasigen Universität, bey welcher Gelegenheit auch ein Paar Professoren zu Rinteln mit Ruhm erwähnt werden. 5) **Ueber die Karlsaue bey Kassel 1786.** Eine gut abgefaßte Beschreibung derselben. 6) **Etwas zur Charakteristik von Hannover 1786.** Der Ort ist seit 20 Jahren merklich verschönert und vergrößert, die Einwohner sind gefälliger geworden, und der Luxus ist beträchtlich gestiegen. 7) **Monument in dem herrschaftlichen Garten vor Zelle, dem Andenken der Königin Karoline Mathilde von Dänemark gewidmet.** Es wurde im J. 1784 aufgestellet, und ist hier hinlänglich beschrieben. 8) **Briefe aus dem Felde.** Von einem Feldprediger, wie es scheint. Sie handeln von unterschiedlichen Oertern, Gegenden und denkwürdigen Leuten, die der Verf. bey Gelegenheit des über die bayersche Erbfolge entstandenen Krieges kennen lernte, und enthalten zugleich lesenswerthe Anekdoten und Lehren. 9) **Brief über die seit dem siebenjährigen Kriege zur Verstärkung der Vestung Hameln aufgeführten neuen Werke.** Freymüthige Urtheile eines sachkundigen Mannes. Er ist der Meynung, daß die neuen Werke dem Lande nie das lohnen werden, was sie ihm kosten, und seine beygebrachten Gründe scheinen allerdings wahr zu seyn. 10) **Krankenwärterinneninstitut zu Manheim.** Eine lobenswürdige Anstalt, die ihrem Urheber, dem Hofrath **May,** Ehre macht. 11) **Vom Herzogthum Braunschweig 1781.** Ob diese kurzen Nachrichten, die wir schon anderswo meynen gele-

gelesen zu haben, durchgehends wahr sind; steht dahin; manche aber sind gegründet. Das Kopfgeld, dessen hier erwähnt wird, hat schon seit mehrern Jahren aufgehört. 12) **Ueber den vermeyntlichen Volksmangel in Holstein, und dessen angegebene Ursachen** 1781. Wider Fabricius wird behauptet, daß Holstein nicht so schlecht bevölkert sey, als er vorgegeben hat, und daß die Leibeigenschaft so eingerichtet, wie sie dort ist, und die Größe der Bauergüter nicht wirkliche, am wenigsten die eigentlichen und vornehmsten Hindernisse der Volksvermehrung sind. Die angeführten Gründe lassen sich hören, verdienen wenigstens eine nähere Prüfung. 13) **Authentische Nachricht vom Aktivhandel in Schlesien, königlichpreußischen Antheils, im Jahr** 1782. Eine trockene, aber nützliche Specifikation aller diesen Handel ausmachenden Artikel. 14) **Ueber den schlesischen Leinwandhandel und Manufakturen** 1783. In diesem, den Kenner verrathenden Aufsatze, werden einige bey dem so wichtigen schlesischen Leinwandshandel eingeschlichene Gebrechen angezeigt, und Vorschläge zur Heilung derselben mitgetheilt. 15) **Authentischer Bericht von dem neuesten Zustande der Manufakturen in der Provinz Neumark.** Diese Landschaft ist, so viel sie auch im siebenjährigen Kriege gelitten hatte, seit dem Hubertsburger Frieden wiederum in einen sehr blühenden Zustand gesetzt worden. Schon im Jahr 1781 enthielt sie 39 Städte, 32 Kämmereyen, 19 königliche Aemter, 864 Dörfer und Kolonien, 359 Wasser-, 124 Wind-, 99 Schneidemühlen, 20 Oel-, 23 Loh-, 35 Walk-, 11 Papiermühlen, 87 Ziegeleyen, 4 Eisenwerke, 1 Kupferhammer, 7 Glashütten, 1 Alaunwerk, 38883 Häuser und 245787 Seelen, die wirklich Dienste leistende Soldaten ungerechnet. In ihr sind 1847 Wollweberstühle im Gange, auf welchen im Jahr 1780 durch 6067 Arbeiter (die Spinner mit eingeschlossen) für 672270 Rthlr. Waaren fabriciret wurden, wovon für 399410 Rthlr. im Lande; für 272860 Rthlr. aber außerhalb der königl. preußischen Staaten abgesetzt wurde. Auf den neun in Baumwolle gangbaren Stühlen waren im gedachten Jahre für 1193 Rthlr. Waaren verarbeitet, und hievon für 296 Rthlr. auswärts verkauft. Die Anzahl der gangbaren Leinweberstühle belief sich im Jahre 1780 auf 975, wovon 6 Linnendamast verfertigten. Alle zusammen lieferten für 32859 Rthlr. Waare, und hievon wurde für 2186 außer Landes debitiret. Die in

dieser Provinz befindlichen 126 Lederbereiter haben in gemeldetem Jahre für 40390 Rthlr. im Lande, und für 11189 Rthlr. außer Landes von ihrer Waare verkauft. 16) Triester Handel, Schifffahrt und Waarenzug. Man lernt aus dieser Nachricht, daß der Triester Handel im Jahr 1780 beträchtlich zugenommen hat. 17) Etwas über den Handel in den östreichischen deutschen Provinzen und in Ungarn, von einem östreichischen Patrioten. Diese kleine Abhandlung scheint schon vor einigen Jahren aufgesetzt zu seyn, ist gut geschrieben, und zeugt von einem einsichtsvollen Verfasser, der sich jedoch vielleicht in Ansehung einiger Punkte von seinem Patriotismus zu weit führen läßt. Daß er aber im Ganzen Recht habe, ist wegen der von ihm angeführten Thatsachen unsers Bedünkens unleugbar. Er zeigt, daß die östreichischen Provinzen noch immer einen Passivhandel haben, in der Bilanz schrecklich verlieren, und ist mit manchen dasigen Kommercialeinrichtungen aus Gründen, die größtentheils von jedem Unpartheyischen gebilliget werden müssen, sehr unzufrieden. 18) Zittau in der Oberlausitz, und Herrnhuth. Zuerst gute statistische Nachrichten von Böhmen, das hier, so viel seine herrlichen Naturprodukte betrifft, in einem sehr günstigen; in Hinsicht auf die Kultur seiner Bewohner aber, wenige Ausnahmen abgerechnet, in desto unvortheilhafterem Lichte erscheinet. Der den Kayserstraßen in allen kayserlichen Erblanden ertheilte Ruhm steht mit demjenigen, was in dem unmittelbar vorhergehenden Aufsatze S. 235 von der elenden Beschaffenheit der meisten östreichischen Landstraßen gesagt wird, im Widerspruche; doch scheinen da hauptsächlich die Landstraßen in Ungarn gemeynt zu seyn. Wenn es hier S. 270 heißt, daß die Landstraßen nirgends in Deutschland schlechter seyn könnten, als in den kursächsischen Ländern, so ist das doch wohl ein bischen übertrieben. — Die Abhandlung über Zittau selbst ist in diesem Bande abgebrochen, und soll im nächstkünftigen fortgesetzt werden. Hier sind indeß folgende Materien erörtert: Lage und Größe von Zittau. Zahl der Einwohner, Aufklärung, Prediger, Schulen und andere öffentliche Anstalten, Moden, Luxus und Hochzeitsgebräuche. Zittau enthält ungefähr 1200 größtentheils gut gebauete und in gerade und gutgepflasterte Straßen vertheilte Häuser, und etwa 8000 Einwohner, die eingepfarrten Dörfer mitgerechnet. Die Aufklärung hat sich hier noch wenig verbreitet. Viel-

mehr

mehr ist der menschliche Verstand hier noch in dem Alter, „wo er mit Spielwerken und Sinnlichkeiten ganz beschäfftiget wird, und Trug von Wahrheit nicht unterscheiden kann.“ Der Grund hievon liegt in der aristokratischen Verfassung des Landes und aller Sechsstädte, in der Erziehung, die den zukünftigen weisen Vätern der Stadt gegeben wird, und in der Bequemlichkeitsliebe, es beym Alten zu lassen, die allen Aristokraten eigen ist. Die Schulanstalten sind sehr schlecht; nur Sprachkenntnisse werden getrieben, um Sachkenntnisse bekümmert man sich nicht. Die Geistlichkeit — ist noch gewaltig zurück; und das ist eben kein Wunder, denn „hier kommt es nicht auf Geschicklichkeit des Geistes, hervorstechende Predigertalente, Kenntnisse und dergleichen Eigenschaften an, ein robuster, dauerhafter, gesunder Körper wiegt diese alle auf, und garantirt seinem Besitzer, die erste Person des geistlichen Standes zu werden.“ Rosenkreuzer, Schwenkfelder und dergleichen Sekten trifft man hier überall an. Die Herrnhuther sind bekanntlich hier entstanden; der Graf Zinzendorf hätte auch zum Gedeyen seiner Lehre keinen schicklichern Boden, als den hiesigen, wählen können. 19) **Von der Münsterschen Garde.** Eine Beschreibung dieses wohleingerichteten Korps, das als eine Pflanzschule zur Bildung junger, meistens zum Kriegsstande bestimmter Leute anzusehen ist. 20) **Nachrichten von der Frankfurtischen Garnisonschule, nebst Vorschlägen über die Soldatenehen.** Es wäre zu wünschen, daß alle Garnisonschulen so zweckmäßig, wie diese, eingerichtet, und daß die hier zur Beförderung der Soldatenehen gemachten Vorschläge ausführbar seyn möchten. 21) **Etwas von den Mennonistischen Gemeinen in Preußen.** Ist eine kurze Nachricht von dem Unterschiede zwischen den sogenannten groben und feinen Mennonisten, und einigen ihrer Gebräuche. Aus dieser Inhaltsanzeige erhellet, daß es diesem Bande, der übrigens, gleich dem vorhergehenden, seinem Titel nicht ganz vollkommen treu bleibt, nicht an Mannichfaltigkeit und zuweilen auch nicht an Interesse fehle.

Tw.

Geschichte des Grafen Wilhelm von Holland, römischen Königs, von Johann Meermann, Freyherrn von Dalem. Erster Theil, aus dem Holländi-

ländischen. Leipzig, bey Hilscher, 1787. 24 B. in 8.

Eine Geschichte eines römischen Königs, von einem holländischen Gelehrten mit so vieler Sachkunde und Genauigkeit und mit so vielem Geschmacke geschrieben, ist in der That eine höchst seltene Erscheinung in unsern Zeiten; aber eben darum desto schätzbarer. Weder deutsche, noch niederländische Schriftsteller, hatten bisher die Geschichte Wilhelms von Holland besonders bearbeitet, so wichtig und denkwürdig auch seine Regierung für Holland und Deutschland in vielfacher Hinsicht seyn mochte. Der mühsame Gebrauch der Quellen und andere Schwierigkeiten, vielleicht auch das Vorurtheil, als ob es der Mühe nicht werth seyn würde, scheinen sie abgehalten zu haben. Hr. von Meermann, des verstorbenen berühmten Rechtsgelehrten würdiger Sohn, der sich auf deutschen Universitäten gebildet, und Geschichte zu seinem Hauptstudium gemacht hat, entschloß sich mit rühmlichem Eifer, der Geschichtschreiber Wilhelms von Holland zu werden: und gewiß wird es ihm jeder Geschichtkenner danken, daß er eine Arbeit übernahm, der nicht leicht ein anderer holländischer Gelehrter gewachsen seyn möchte. Außer der sehr reichen väterlichen Bibliothek stand ihm die Sammlung des Erbstatthalters und verschiedene andere offen; eine Menge ungedruckter Urkunden wurde ihm von dem berühmten Diplomatiker, Herrn Kluit zu Leiden, mitgetheilt; auch deutsche Gelehrte zu Aachen und Göttingen unterstützten ihn: und dennoch findet man, daß er die neuern und allgemeinern Werke von Wagenaar und Häberlin nicht unbenutzt lassen konnte. Das Original dieses Werks erschien im Haag 1783, und es war ein rühmliches Unternehmen, ein Werk, das außerhalb Holland nur von den wenigsten Gelehrten gelesen werden konnte, dem deutschen Publikum bekannter und brauchbarer zu machen. Der gegenwärtige erste Band enthält in drey Büchern Wilhelms Geschichte bis zum Jahr 1250. Das erste Buch fängt sich mit einer sehr lesenswürdigen statistischen Beschreibung des innern und äußern Zustandes der Grafschaft Holland an, zu der Zeit, da Wilhelm seinem Vater Floris IV. in der Regierung folgte. Darauf wird die Geschichte des Grafen selbst von 1235 an, bis 1247, da er zum deutschen König gewählt wurde, vorgetragen. Das zweyte Buch geht fort bis zu Wilhelms Krönung zu Aachen im Nov. 1248. Von S. 171 bis

bis 219 ist ein statistischer Abriß vom Zustande des deutschen Reichs in diesen Zeiten eingeschaltet. Das meiste ist aus Häberlin und Schmidt entlehnt; wobey sich aber der Verf. vorbehält, alles, was er selbst über den Zustand des deutschen Reichs unter Wilhelm von Holland gesammelt hat, im dritten Theil des Werks mitzutheilen. Das dritte Buch begreift Wilhelms Geschichte von seiner Krönung an, bis zu Kayser Friedrichs II. Tode. Vielleicht hätten beyde Bücher schicklicher in Eins zusammengezogen werden können. Hr. von M. wollte alles zusammenfassen, was sich von Wilhelm auffinden ließ, aber manches, in der That Unerhebliche, hätte doch wohl wegbleiben oder kürzer berührt werden sollen. Die Uebersetzung scheint größtentheils getreu zu seyn; obschon die angenommene neumodische, durchaus fehlerhafte Orthographie sehr anstößig ist. Diese Verunstaltungen wollen wir dem Uebersetzer gern vergeben, wenn er sich nur nicht auf ähnliche Art an dem im zweyten Theil befindlichen Urkundenbuch versündigt.

M.

---

10. Gelehrtengeschichte.

Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands, nach alphabetischer Ordnung der Oerter. Herausgegeben von Fr. Carl Gottl. Hirsching. Zweeten Bandes zwote Abtheilung. Erlangen, bey Palm, 1787. von 193 bis 532 Seite. in 8.

Auch diese Abtheilung enthält theils ganz neue, theils berichtigte und erweiterte Nachrichten von den Bibliotheken Deutschlands. Diese Nachrichten sind zum Theil so fleißig abgefaßt, gehen so in das Detail, daß Herr Hirsching der Willfährigkeit der Bibliothekare eben so öffentlich Dank sagen sollte, als er derselben bisher Hohn gesprochen hat. Vielleicht fühlt es aber der junge, unerfahrne Schriftsteller nachgerade selbst, daß der glückliche Erfolg seines ganzen Unternehmens nur von fremden Dienstleistungen abhängt, und daß

diese

diese Dienstleistungen nicht auf den erstern Wink, sondern erst nach vielen in der mühsamsten Arbeit durchlebten Tagen gewährt werden können, und daß das Verdienst dieser mit eignen Kräften unternommenen Arbeit weit größer, als das Verdienst ihrer Bekanntmachung ist. Zuerst kommen berichtigte Nachrichten von Bamberg. Nach dem Berichte eines Reisenden in der Berliner Monatsschrift enthält die Universitätsbibliothek viele Handschriften. Die Bibliothek der Karmeliter ist reich an seltnen Druckerdenkmalen, so wie auch die Bibliothek der Franziscaner. Von den alten Druckern der erstern hat der jetzige Bibliothekar derselben, der Hr. Pat. Bonifacius, ein Verzeichniß ausgearbeitet, dessen genauere Bekanntmachung nach der Probe, die hier geliefert wird, alle Litteratoren wünschen werden. In Bamberg sind zwey Archive, das Archiv des Hochstifts und das Archiv des Ritterkantons, welches letztere von dem Hrn. Archivar Schindler sehr gut eingerichtet ist. Die unbeträchtliche Bibliothek bey S. Wenzel zu Altburglau hat doch eine Venetianische Bibel von 1506. Die andern Artikel betreffen Kassel, Danzig, Eisenach, Erlangen, Gaybach in Franken, Graudenz, Schwäbischhall, Hanau, Hof, Langheim, Lüneburg, Marburg, Neustadt an der Aisch und Nikolsburg in Mähren. Die Nachrichten von der fürstl. Bibliothek zu Kassel, von der ehemaligen französischen und jetzigen deutschen Aufsicht über dieselbe, sind sehr befriedigend; aber durch den wiederholten Abdruck der Weplerischen Abhandlung von den dortigen morgenländischen Handschriften ohne Noth weitläuftig geworden. Unter den Privatbibliotheken in Kassel sind die Bibliotheken des Herrn Staatsministers von Schliefen und des Herrn Regierungsrath Schminke die vorzüglichsten. Von Danzig ist die Privatbibliothek des Hrn. Lengnichs, welche gute und numismatische Werke in sich faßt, und von Eisenach die Bibliothek des Herrn Schneider und Heusinger angezeigt. Ausser der Universitätsbibliothek besitzt Erlangen die Bibliotheken der Herren Delius, Geiger, Glück, Harles, Kraft, Meusel, Schreber. Die vorzüglichste Merkwürdigkeit der Universitätsbibliothek ist die Sammlung der Handschriften, die sich bis auf 420 auf Pergament, und auf 150 auf Papier geschrieben, beläuft; aber doch nur zwo unbedeutende griechische in sich faßt. Jetzt werden jährlich bey 600 Fl. auf die Unterhaltung der Bibliothek verwandt. Ein besonderes Verdienst um die Bücherkunde hat der Antiquar und Disputations-

sationshändler Val. Cammerer in Erlangen, der nun wirklich einen Büchervorrath von 18 bis 20000 Bänden, und unter diesen viele alte Drucke, seltne und kostbare Werke, und gute Disputationen zusammengebracht hat. Ein gleich merkwürdiger Litterator in seiner Art ist der Hofschneider Heynemann in Hanau, von dessen Leben und Bibliothek Hr. Hirsching eine umständliche Nachricht mittheilt, und sich in seinem Enthusiasmus für diesen gelehrten Professionisten so sehr verliehrt, daß er am Ende Nonsense schreibt. Weniger als Nonsense ist es doch nicht, wenn er sagt: und was ist schätzbarer? eine alte Universitätsmatrikul mit einem Hieber, oder eine ämsige Nehnadel verclausulirt mit einem thätigen Geiste? Die Gymnasiumsbibliothek zu Hof, die der verdienstvolle Longolius größtentheils gesammlet hat, hat eine kärgliche Unterhaltungsquelle von 2½ Fl. und in einem dumpfigen Gewölbe ihren Platz. Langheim. Diese Cistercienserabtey hat eine Bibliothek von 15000 Bänden, deren ganze vortrefliche Einrichtung das Lob verdient, mit welchem sie der Verfasser erwähnt. Indessen besitzt sie ihre Stärke nicht sowohl in der Litteratur, wie der Herr von Murr berichtet hat, als in der Geschichte, der Diplomatik, dem Staatsrechte (für die itzige Lage der Klöster die heilsamsten Fächer). Die Bibliothek ist reich an alten Druckerdenkmalen, aber das schöne Exemplar der ersten lateinischen Ausgabe der Ars moriendi ist nicht in derselben vorhanden, wie man bisher geglaubt hat. Von Lüneburg, wird der Rathsbibliothek, der Bibliothek der Ritterakademie und der seit vielen Jahren verborgen gehaltenen Dasselischen Bibliothek gedacht. In der erstern befinden sich ein Codex membranc. des Sachsenspiegels mit zierlichen Gemälden aus dem 14ten Jahrhundert und 15 Bände pfälzischer, pommerischer, schwedischer, und andrer von Chemniz gesammleten Akten. Unter den Privatbibliotheken sind die Bibliotheken des Hrn. Prof. Gebhardi, des Hrn. Rektor Niclas und des Hrn. Syndicus Rascher die wichtigsten. Von der Universitätsbibliothek zu Marburg, von den Bibliotheken des Hrn. Geheimenraths und Canzlers von Selchow, und des Hrn. Hofr. Baldingers theilt Hr. Hirsching schätzbare Nachrichten mit. Es wäre Schade, wenn die letztre das Schicksal so mancher andern mit so vielem Fleiße und Aufwande gesammleter Bibliothek nach dem Tode des Besitzers haben sollte! Ganz genau macht Hr. Hirsching seine Leser mit der

Geschich-

Geschichte und dem itzigen Zustande der nicht unwichtigen Kirchenbibliothek zu Neustadt an der Aisch bekannt. Der itzige Aufseher, der Hr. Superintendent Ge. M. Schnitzer hat große Verdienste sowohl um die Bekanntmachung als die nützliche Einrichtung und Vermehrung derselben. Sie enthält wahre Schätze sowohl von Handschriften als Druckendenkmalen, und unter der erstern des Simonis de Cassia de vita Christiana L. VI. aus dem 15ten Jahrhundert auf Lumpenpapier, dessen Zeichen hier in Abdruck mitgetheilet wird. Zu Nikolsburg in Mähren soll sich auf dem Fürstlich Dietrichsteinischen Schlosse eine schöne Bibliothek von Handschriften befinden, die noch gar nicht beschrieben ist. Es kann und muß den Litteratoren angenehm seyn, daß sie Herr Hirsching mit den verborgenen Schätzen der Bibliotheken, mit den Handschriften und alten Drucken derselben, bekannt macht; er würde ihnen aber doch auch einen Dienst erzeigen, wenn er seine Beschreibung nicht unnöthiger weise durch die Verzeichnisse aller und jeder in öffentlichen und Privatbibliotheken befindlichen nur irgend beträchtlichen Werke weitläufig machen wollte. Daß er mit gewissen eignen Raisonnements sparsamer seyn möge, haben wir ihm schon einmal gesagt.

Fe.

Lebensbeschreibungen der drey ausgzeichnetsten (ausgezeichnetesten) Vorläufer des berümten M. Johannes Hus von Hußinez, bekanntlich: des Konrad Riekna, Johannes Milicz, und Mathias von Janocez nebst einer kurzen Uebersicht der böhmischen Religionsgeschichte bis auf seine Zeit. Von Augustin Zitte, Weltpriester. Prag, bey Gerle, 1786. 12 Bogen in 8.

Diese wenige Bogen verdienen gelesen und beherziget zu werden. Der Verfasser zeigt mit Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, daß lange vor Hussens Zeiten, viele redliche Katholiken in Böhmen der Hierarchie des Klerus und den abscheulichen Ausartungen der Christenlehre mit Ernst und Würde widersprechen. Er widerlegt die hirnlose Behauptung

des

des Jesuiten Balbin, der eine unveränderliche Anhänglichkeit Böhmens an dem römischen Stuhl behaupten will. Wer der böhmischen Geschichte wirklich kundig ist, wird mit dem Verf. gern eingestehn, daß der Saamen einer reinern Lehre von den ersten christlichen Lehrern Böhmens reichlich ausgeströmt werden, und schon 50 Jahre vor Hussen die sichtbaresten Früchte getragen. Bekanntlich wurde Böhmen durch zwey Griechen, Methud und Cyrill, bekehrt, die natürlicher Weise Böhmen mit der Konstantinopolitanischen Kirche zu vereinigen suchten, woraus auch politische Verbindungen dieser Völker erwuchsen. Sie suchten die Bulgarn für diejenigen einzunehmen, zu denen sie selbst, ihrer Geburt nach, gehörten. Zu dieser Zeit saß Nikolaus I. zu Rom auf dem päbstlichen Stuhl. Der Mann, dem der Kaiser Ludewig den Steigbiegel halten mußte. Was konnte ihm mehr am Herzen seyn, als Böhmen und Mähren mit Rom zu vereinigen? Der griechische Patriarch Photius that ihm männlichen Widerstand. Zwar suchten die beyden folgenden Päbste Hadrian II. und Johann VIII. jeden Kunstgriff zu erneuern, allein Böhmen blieb bey 25 auf einander folgenden römischen Päbsten ungestört bey seinem Gottesdienst, bis endlich 966 die böhmische Prinzessin Mlada, auf Zureden römischgesinnter Mönche, nach Rom reisete, daselbst mit Höflichkeit überhäuft wurde, und nun die slavische Sprache sowohl vom Gottesdienst entfernte, als den ganzen römischen Ritus in Böhmen einführte. So wurde unter Johann XIII ein fürstliches Nonnenkloster in Prag angelegt, und Herzog Boleslav durch seine Schwester vermogt, Böhmen dem römischen Stuhl aufzuopfern. Nun entstunden drey verschiedene Religionspartheyen. Die heidnische war die geringste, und nahm täglich ab. Die römischgesinnte Hofparthey nahm sichtbarlich überhand, und nur wenige behielten ihren griechischen Gottesdienst. Hierauf trägt nun der Verf. die Geschichte der Waldenser, und besonders die heilsamen Reformationsgeschäfte des Niekna, Milicz and Jonov ausführlich vor. Jedes Forschen in der Kirchengeschichte zeigt die Anmaaßungen und die List der hierarchischen Macht. Durch dieselbe entstanden dogmatische Gesetze, welche den menschlichen Verstand und die ächte christliche Religion gleich stark verfinstern. In dem Streben vernünftiger und rechtschaffner Leute in allen Jahrhunderten wider diesen Unsinn, sieht man die immer fortdauernde Kraft vernünftiger Religion, die ge-

drückt, aber nie ganz unterdrückt werden kann, und den Finger der Vorsehung, welcher die zum Besten des menschlichen Geschlechts abzweckende wohlthätige Reformation Luthers, schon Jahrhunderte vorher vorbereitete.

Hr.

Ueber die Schicksale der Literatur; aus dem Italiänischen des Herrn Abts Denina; mit dessen Verbesserungen und Zusätzen, durch Fried. Gotth. Serben. Zweyter Theil. Berlin und Leipzig, Beygang, 1787. 21 Bog. in gr. 8.

Bey der Anzeige des ersten Theils dieser Uebersetzung ist schon über ihren Werth, sowohl, als über das Gehalt des Originals, das Nöthige erinnert worden. Dieser zweyte Theil würde dem Uebersetzer noch häufigere Gelegenheiten zu Verbesserungen und Zusätzen haben geben können, da er die neuere, und besonders auch die, sehr mangelhaft abgehandelte, deutsche Literatur betrifft; es scheint aber gar nicht sein Bestreben gewesen zu seyn, sich ein Verdienst dieser Art um seinen Autor zu erwerben. Was man aber in jedem Falle doch von ihm zu fodern berechtigt wäre, ist eigne Bekanntschaft mit den hier vorkommenden literarischen Gegenständen; und an dieser scheint es ihm nicht selten zu fehlen, wovon unter andern die oft verfehlte Uebersetzung der vom Herrn D. im Kontext angeführten Büchertitel ein Beweis ist.

Gr.

Historisch-litterarisches Magazin. In Gesellschaft mehrerer Gelehrten angelegt von Johann Georg Meusel. Vierter Theil. Bayreuth und Leipzig, bey Lübecks Erben. 1786. 11 Bogen 8.

Außer dem Beschluß oder der Fortsetzung unterschiedlicher in den vorigen Theilen angefangener Abhandlungen werden hier folgende vier Artikel geliefert: 1) Noch Etwas über Schöpflin; vom Hrn. Ring in Carlsruhe. Angenehm, mit unpartheyischer Freymüthigkeit geschriebene Beyträge zur

Biogra-

Biographie des großen Mannes, die um so zuverläßiger sind, da Hr. R. ihn genau gekannt hat. 2. **Ueber den lateinischen Letterndruck deutscher Schriften.** Es wird, gegen einen im deutschen Museum befindlichen Aufsatz, dargethan, daß man nicht, wie da angegeben ist, erst zwischen den Jahren 1740 und 1750, sondern schon 40 Jahre früher angefangen habe, bisweilen deutsche Schriften mit lateinischen Lettern zu drucken. 3) **Ueber eine Inschrift.** Auf die Feuerpumpe der Herren Perrier zu Paris hatte der Abt Boscowich ein lateinisches Distichon verfertiget, welches nicht durchgehends gefiel. Einige versuchten es, etwas besseres zu liefern, und machten ihre Produkte im Journal de Paris bekannt. Hier werden nun noch andere Versuche von der Art mitgetheilet. Es ist gut, daß dieser Aufsatz nur ein paar Seiten wegnimmt. 4) **Nachtrag zur Geschichte der Nachtigall, von B. G. Walch.** Hr. W. liefert aus einer in der Herzogl. Bibliothek zu Meinigen aufbewahrten Handschrift das vom Kaiser Maximilian II. unterm 10ten April 1567 wegen dieses, vom sel. Lessing im ersten Theile seiner Beyträge zur Geschichte und Literatur von neuem bekannt gemachten, Gedichts erlassene sehr scharfe Mandat. Dasselbe beweiset, daß die Nachtigall zu Frankfurt am Mayn gedruckt ist, und macht zugleich das gänzliche Verschwinden aller gedruckten Exemplarien begreiflich. Wir bemerken hiebey, daß Lessing nicht gar lange nach der Herausgabe der Nachtigall von der Existenz dieses kaiserlichen Mandats Nachricht erhielt, und daß er, wie es scheint, Willens war, es gelegentlich bekannt zu machen. Die aus einem schwäbischen Archive ihm mitgetheilte Abschrift desselben, welche wir vor uns haben, weicht hin und wieder von der meiningischen ab. Wenn es zum B. in dieser letztern (hier S. 167) heißt: „ahn vnsern Keyserlichen ehren zum höchsten scherpfisten mit einflickung alles auff vnns boslich erdichten vngegrundes angetast, invicirt," so steht dafür in jener, richtiger: „an vnsern Kayserlichenn ehren zum höchsten schumpfirt, schändtlicher, vnerhörter weiß, zum aller gifftigsten, mit einflickung aller vff Vnns bößlich erdichtenn vngrundts angetast, Iniuriert." In der meiningischen Abschrift steht ganz sinnlos (S. 168. Z. 5. von unten): „werde auch sein," und am Ende (S. 170): „sonderlich guntliche Verlierung," wofür es in unsrer Abschrift besser heißt: „wer daß auch sein" (mag), und: „sonderlich die ganze verlierung."

Dagegen verdient in einigen andern Stellen die meiningische Abschrift den Vorzug. Ueberhaupt sind beyde Abschriften augenscheinlich von einem unverständigen oder gar zu eilfertigen Kopisten gemacht. Zu verwundern ist es übrigens, daß die Nachtigall noch in der Ostermesse 1567 zu Frankfurt öffentlich verkauft wurde, da sie bereits am 13. Jan. desselben Jahrs zu Leipzig durch den Scharfrichter verbrannt war, welcher letztere Umstand es zweifelhaft macht, ob sie nicht vielleicht schon gegen das Ende des Jahrs 1566 gedruckt ist. Mit einem Register über alle vier bisher erschienenen Theile dieses Magazins ist der gegenwärtige beschlossen.

R.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Αμμωνιου περι ομοιων και διαφορων λεξεων — *Ammonius de adfinium vocabulorum differentia* — cum selectis L. C. Valckenarii notis atque animadversionibus edidit suasque animadversiones adiecit *Christophor. Frid. Ammon*, Baruthinus. Erlangae, sumtibus Palmii, 1787.

Herr Ammon schrieb vor einiger Zeit eine kleine Schrift, unter dem Titel: Animaduersionum in quaedam Ammonii Grammatici loca spicilegium; praemissa breui de vita eius disquisitione, Erlangen 1786, worin er gegen Valkenaer in Bestimmung, wer dieser Grammatiker sey, und bey des Grammatikers Behauptungen Gegenerinnerungen machte. Hier liefert er nun eine neue Ausgabe dieses alexandrinischen Grammatikers. Nachdem er in der Vorrede die Bemühungen des Ammonius und anderer Alexandrinischen Grammatiker um die Bestimmung und Unterscheidung der Begriffe gleichlautender oder gleichbedeutendscheinender Worte gegen die Bezweifler oder Verminderer dieses Verdienstes jener Männer gerechtfertigt, giebt er von seinen eigenen Bemühungen um die Berichtigung und Erläuterung dieses Grammatikers Nachricht. Dann widerlegt er ganz kurz die Meynung, daß Philoponus oder Herennius Philo der Verf. die-

se

ses Werks sey, welche Valkenaer schon weitläuftiger bestritten hatte, und endlich giebt er eine kurze litterarische Erörterung über die verschiedenen Ammonii, deren Resultat ist, daß weder (wie Valkenaer zu glauben geneigt ist,) Ammonius der Schüler und Nachfolger Aristarchs in der Alexandrinischen Schule, welcher an 100 Jahre vor August lebte, noch irgend ein anderer dieses Namens in den ersten 3 Jahrhunderten nach Chr., sondern Ammonius von Alexandrien, den die Alten vorzüglich den Grammatiker nannten, und der ungefähr im Jahr 389 lebte, Verfasser dieses Werks sey, wie schon Fabrizius in der Bibl. erwiesen hatte. — Nach der Vorrede ist Valkenaers Vorrede aus dessen Ausgabe, (Leyden 1739. 4.) mit Weglassung einiger nicht ganz zum Zweck gehörigen Stellen, abgedruckt. — Darauf folgt der conspectus lectionum rariorum a *Car. Segaar* e codice Traiectino in epistola critica ad Valckenarium complectente collationem Ms. Etymologici cum Ammonio etc. depromtarum. Herr Ammon erhielt nämlich Segaar's epist. Crit. ad Valcken. nicht früh genug, um die Varianten in den Noten gehörigen Orts einschalten, oder die guten in den Text selbst aufnehmen zu können. — Endlich ist noch ein Verzeichniß der Handschriften, deren 5, und der Ausgaben des Ammonius, deren 15 sind, vorgesetzt. Dieß alles befassen LXXII S. Der Text, die Noten und die Register stehen auf 107 S. — Wegen Seltenheit der Handschriften behielt der Herausgeber den Valkenarischen Text im Ganzen bey, jedoch mit der Einschränkung, daß er in einigen Stellen die Verbesserungen älterer und neuerer Sprachgelehrten in den Text aufnahm, welche Stellen er insgesammt in der Vorrede zusammengestellt hat, und daß er in andern Stellen die ächtere Lesart aus Eustathius und andern Grammatikern in den Anmerkungen anzeigte. Die kritischen Anmerkungen sind, wie es sich gehört, von den erläuternden abgesondert. Größtentheils sind beyderley Anmerkungen, wie schon der Titel des Buchs besagt, aus den Valkenarischen ausgewählt, mit Hinweglassung aller der Bemerkungen und Erläuterungen Valkenars, welche unmittelbaren Bezug auf die Erklärung des Ammonius haben. Diesen hat der Herausgeber hin und wieder seine eigenen Anmerkungen eingestreut, worin er hauptsächlich die Bemerkungen des Eustathius und anderer Grammatiker ausgezogen, und mit denen des Ammonius verglichen hat. Angehängt ist ein doppeltes kleines Verzeichniß der griechischen

Worte, welche die verschiedenen Stimmen der Thiere ausdrücken, welches dem Zenodotus zugeschrieben wird, dann folgen die 4 Indices, von welchen der erste die Schriftsteller und ihre Schriften, welche Ammonius anführt, der zweyte die vom Ammonius nach ihren Unterschieden bestimmten Worte, der dritte einige wenige in den Noten erklärte Stellen aus andern Autoren, und der vierte die in den Noten erklärten Worte enthält.

Dieß wäre also die äußere und innere Gestalt dieser Ausgabe des Herrn Ammons von dem Buche seines Namensbruders. Wir wollen nun in einigen Anmerkungen theils das befassen, was wir an dieser Ausgabe vermissen, und billig noch fordern konnten, theils einiges über Ammonius selbst, und über die Behandlung dieses Theiles der griechischen Sprachkunde, der die Wortunterscheidung betrifft, beybringen.

Daß der lateinische Styl des Herausgebers nicht immer rein und ächtrömisch sey, daß z. B. *interim* für sed, tamen oder caeterum, *adhuc* für praeterea, etiam, ulterius, *citari* für laudari, afferri, *loca sequentia* für loca haec, *potius* einmal für magis, *scriptoris finis* für consilium, *rationalis mens* für das bloße mens, (denn giebt es denn auch eine irrationalis mens? uns dünkt nicht; aber wohl eine amentia.) u. s. w. stehe, wollen wir ihm nicht sehr hoch anrechnen, da unser Ohr in unserm Zeitalter einmal schon einen callus gegen dergleichen Mißklang annehmen muß; — aber genaue Bestimmung des Zwecks seiner Arbeit können wir ihm nicht nachlassen. Ob dieser nun bloß auf Geübtere oder auch auf Jünglinge gerichtet ist, sagt Herr Ammon nicht ausdrücklich, auch läßt es sich aus der Behandlung des Buchs nicht so recht abnehmen; jedoch schließen wir aus der Abbreviation der Valken. Anmerk., daß es besonders für Jünglinge, die schon einige Fortschritte im Griechischen gemacht haben, zugerichtet seyn soll. Ist dieß, und es muß wohl so seyn, denn Männer vom Metier müssen sich doch den Valkenärischen Ammonius anschaffen, so bemerken wir 1) daß die Auswahl und Abkürzung der Valkenaer. Anmerkung nicht mit gehörig abwägender Urtheilskraft geschehen ist; z. B. die Noten unter κωφος und κωςος u. m. a. konnten weit kürzer gefaßt werden. 2) die Unterschiede der Worte, welche gleiche Begriffe zu bezeichnen scheinen, hätten öfters sollen mit auffallend beweisenden Stellen aus den Autoren belegt, auch

die

die Abweichungen in manchen Schriftstellern von diesen festgesetzten Unterschieden des Grammatikers angegeben werden. Manches, was Ammonius zu unbestimmt gesagt hat, hätte Herr Ammon auch genauer bestimmen sollen. Z. B. Ammonius sagt: φέρειν sage man von unbelebten, ἄγειν von belebten Dingen. Allein man kann die belebten Dinge auch φέρειν nennen, wenn man sie im Arme hat. Der Unterschied ist wie bey tragen und führen. 3) Es hätte noch ein Inder hinzukommen müssen, wo die Wortunterschiede unter gewisse Klassen, so, wie wir sie unten angeben werden, geordnet wären. Nähmen wir mit Valkenaer an, daß Ammonius selbst sein Buch mit solch einer Anordnung geschrieben, so würden wir dem Herausgeber rathen, uns den Text selbst gleich darnach geordnet zu geben. Aber solch eine philosophische Einrichtung können wir kaum von einem Grammatiker damaliger Zeit vermuthen. 4) Die griechische Terminologie der Grammatik und der Grammatiker müßte auch wohl hin und wieder erläutert seyn; über welche wir freylich noch mehr ein allgemeines Verzeichniß aus den ältern griechischen Grammatikern unter Zuziehung des Laskaris, Gaza u. a. zusammengetragen, wünschten. 5) Daß die lateinische Uebersetzung weggelassen ist, billigen wir im Ganzen; wünschten aber doch, daß dem jüngern Leser durch öftere Beyfügung des lateinischen, auch wohl des deutschen Ausdrucks in den Anmerkungen ausgeholfen worden wäre, besonders dann, wenn die lateinische oder eine neuere Sprache etwa einen ähnlichen Wortunterschied darbietet. 6) Bisweilen sind die kritischen Noten auch nicht mit kritischem Scharfsinn abgefaßt. Z. B. S. 251. litt. γ ist ἑταίροις für ἑαυτοῖς unnöthig, letzteres giebt denselben Sinn; aber für ἂν αὐτοῖς muß es offenbar heißen: ἂν (sive) αὐτοῖς, und Dukers Muthmaßung ἑτέροις für ἑτέροι ist so offenbar richtig, daß sie gleich mußte in den Text aufgenommen werden. — Uebrigens ist die Bemerkung des Herrn Ammon (in der Vorrede) sehr gut, daß die große Verschiedenheit der Lesart in den vom Ammonius angeführten Stellen aus andern Schriftstellern nicht bloß daher komme, daß dieser Grammatiker jene Stellen aus dem Gedächtniß anführte, sondern daß sie auch aus der mit Vorwitz und Superklugheit verbundenen Unwissenheit der Librarier herzuleiten sey, welche in solche angeführte Stellen, deren Sinn vom Anführer Ammonius unvollendet gelassen war, weil die Beweisworte hinlänglich wären, durch Ergänzung und Ver-

besserung einen vollen Sinn zu bringen suchten. — Einige allgemeine Bemerkungen müssen wir noch hinzufügen, welche für manchen unserer Leser Winke auf den Lorbeer abgeben können, der in diesem Theile der griechischen Sprachkunde noch zu brechen wäre, Ammonius hat eine dreyfache Art von Wortunterschieden untereinandergemischt; 1) Unterschiede der Bedeutungen fast gleichlautender Worte, z. B. χυτρα und χυτρεα, σκηπτεσθαι und σκιπτεσθαι, ψαμμαθος und ἀμαθος. 2) ganz gleichlautender, oder doch nur durch Accent, Spiritus oder Genus unterschiedener Worte, z. B. ὥρα und ὧρα, ὑψιπέτης und ὑψιπετής, το ὕφος und ὁ ὕφος. 3) ganz verschiedenlautender Worte, die einerley Begriff zu bezeichnen scheinen: z. B. σιωπη und σιγη, ὕμνος und ἐγκωμιον, ὕπαρ und ὄνειρον. Die erste und zwote Gattung sind für die meisten Jünglinge ziemlich überflüssig, da ihnen das Wörterbuch dieß alles angiebt; sie haben sogar für den Sprachkenner etwas Abgeschmacktes, was z. B. ein deutsches Wörterbuch haben würde, welches die Wörter baken und paken, aber und Haber, Eier und heuer, lernen und lärmen, reden und röthen, freien und freuen, sagen und sägen u. s. w. zur Unterscheidung zusammenstellte; indeß bescheiden wir uns gern, daß das dem Sprachkenner Lächerlich- und Geschmacklosscheinende hier nicht gerade der Maaßstab der Unnützlichkeit für den Ausländer ist. Aber das erhellet doch, daß die ersten beyden Gattungen griechischer Wortunterschiede nun weniger Werth mehr für uns haben, als sie zu der Zeit haben mochten, da sie Ammonius aufsetzte. Hingegen wichtig — sehr wichtig ist die dritte Klasse der philosophischen Wortunterschiede, weil hier die Unterscheidung oft sehr schwierig ist, und große Belesenheit, Zusammenhalten aller Stellen und Fälle, in denen die beyden zu unterscheidenden Worte gebraucht werden, und feinen philosophischen Scharfsinn erfordert. Eine solche Befestigung der Bedeutung der Wörter, eine solche Bestimmung des Umfangs dieser Bedeutung nach allen ihren Seiten und Theilen ist schon in den lebenden Sprachen, ja selbst in der Muttersprache, zur Verdeutlichung der Begriffe nöthig; wie viel mehr im alten Sprachstudium! So hat Cic. Tusc. 4, 7 ff. die anscheinend gleichbedeutenden Worte der Affekten und Leidenschaften im Geiste der stoischen Schule sehr scharfsinnig unterschieden. Und wir würden das Andenken des Ammonius seegnen, wenn er hierin noch mehr geleistet hätte. Wir wünschten daher eine Ausgabe des Ammonius,

nius, oder noch besser ein Buch nach Anleitung des Ammonius, wo 1) alles übrige, was die διαφορας λεξεως betrifft, aus allen griechischen Grammatikern, Scholiasten und Glossographen alphabetisch verzeichnet wäre, damit man alles von ihnen hierinne Geleistete mit einem Blicke überschauen könnte. Ein beurtheilender und (nach Maaßgabe angezogener Stellen aus den Autoren) die Begriffe bestätigender oder berichtigender Kommentar müßte das Werk krönen. Peucer in seinem hierauf abzweckenden griechisch-lateinischen Wörterbuche hat wenig mehr, als Ammonius, und hat auch überdem die 3 obigen Gattungen von Wortunterschieden untereinandergeworfen, wovon die ersten beyden aus einem Buche de differentiis verborum nach unserer Idee entfernt, und auf das allgemeine Wörterbuch zurückgewiesen werden müßten; wo sie aber auch bereits längst stehen. Popma hat für die lateinische Sprache etwas weit Besseres und Brauchbareres; obgleich noch nichts ganz Vollkommenes, geleistet. Aber 2) müßten hier auch alle philosophische Wortunterschiede, die zwar von keinem der alten Grammatiker, Scholiasten oder Lexikographen angegeben; aber doch aus Vergleichung mehrerer Stellen der Autoren bestimmbar sind, zusammengestellt werden. Hier wäre denn eins der schwersten Stücke im Studium der alten Sprachen ein Haupterforderniß, nämlich die Nebenideen, durch welche einzig so viele Wörter unterschieden sind, zu entwickeln, und die vielen Nüancen und Abstufungen des Stärkern oder Sanftern, des Energischern oder Mattern, des Zärtlichern oder Rauhern, des Komischen und Ernsten, des Edlen und Gemeinen, des Erhabnen und des (noch schwerer, als das Schöne im Ausdruck in einzelnen Fällen zu bestimmenden) Platten u. s. w. zu verfolgen und durch Periphrasirung der Begriffe möglichst darzulegen. — So müßten ferner z. B. 3) die Stellen, wo die Worte vorkommen, welche die verschiedenen Gradazionen, Modifikationen und Arten der Töne des Geräusches oder Geschreyes ausdrücken, sorgfältig verglichen und daraus festgestellt werden, welchen Dingen, Thierarten u. s. w. jedes dieser Worte hauptsächlich zukomme, denn öfters geben dieses die neuern Lexikographen gar nicht, öfters nur nach einer oder ein Paar Stellen an, welches unsicher ist, und gleichwohl ist die Zahl jener Worte in der so reichen griechischen Sprache so unbeschreiblich groß. Um hierauf aufmerksam zu machen, wollen wir hier nur einige, so, wie sie uns aufgestoßen sind, ohne

Anordnung aufstellen, welche es aber bey weitem nicht alle sind: ἀλαλητος, ἀυτη, ἀρασσειν, βομβειν, βραχειν, βρεμειν, διοπη, καναχη, κυδοιμος, δυπος, ἰαχη, κελαδυστος, κτυπος, ὀμαδος, ψιθυρισμος, κροτος, ῥοθος, κοναβιζειν, λακειν, κραζειν, κρωζειν, κωκυειν, κλονος, φλοισβος, παταγος, ῥομβος, ὀμαζειν, κοκκυζειν, ἐπιψοφειν, καταχροταλιζειν, σμαραγειν, χρεμετιζειν, βαβιζειν, σφικαν, μορμυρειν, φρυαγμα, ἀραγμος, κορκορυγη, μυκασθαι, πιπιζειν, χνοη, κλαγγη, κομπος, καρκαιρειν, συριζειν, καγχαζειν, καγχαλαν, κακαβαζειν, κελαρυζειν, τριζειν, σαλπιγγειν, ὀριχθειν, τερετιζειν, συριττειν, κριζειν, συμπλαταγειν, κνυζαν, ἰυζειν, ῥοιζειν, βοαν, βρυχασθαι, ὠρυεσθαι, βληχασθαι, μυκαν, βραζειν, χρομαδος, τονθρυς, θροος, βρομεσθαι, ὀγκασθαι, λαρυνειν.

Hh.

Joel, metrisch übersetzt mit einer neuen Erklärung von D. Jakob Christoph Rudolph Eckermann, ordentlichem Professor der Theologie zu Kiel. Lübeck und Leipzig, bey Iversen und Comp. 1786. 122 Seiten, 8.

Verschiedene der neuern Uebersetzer poetischer und prophetischer Bücher des A. T. haben bey ihren Arbeiten ein freies Metrum beobachtet. Außer Moldenhauer und Cube, die von dem Verf. angeführt werden, hätte auch Knapp, und vorzüglich Moses Mendelssohn genannt werden sollen, dessen Metrum unstreitig weit harmonischer ist, als irgend eins der übrigen. Der V. wählte für den Joel den Hexameter, der ihm für diesen Propheten am schicklichsten zu seyn schien. Er hat nun zwar in den meisten Stellen die Schönheiten des Originals richtig und fließend ausgedrückt. Z. E. II. 23 ff.

Zioniten, jauchzet, frohlocket und freut euch Jehovens,
Eures Gottes! Er giebt wohlthätig strömenden Regen,
Träufelt Segen dem Frühjahr herab, läßt wieder dem Herbste
Seine Schauer triefen, Getreide füllet die Tennen,
Siehe da strömen von Most und Oel die schäumenden Keltern!

Dieser

Dieser Jahre Verlust, der Raupen, Enger und Grillen,
Und der Heuschrecken Strafen ersetzt auch reichlicher Segen,
Brod die Fülle! Da singt ihr eurem Gotte Jehova,
Eurem erhabnen Erretter! Auf immer endet die Trübsal
Meines Volkes! Ihr sollt es erkennen, daß Israel mein ist;
Ich bin Jehova, bin euer Gott, kein Anderer ist es;
Dann, dann wend ich auf immer von meinem Volke die Trübsal!

Indessen fehlt es auch nicht an Hexametern, worin der Wohlklang und die Quantität der Sylben hintan gesetzt sind. In der vorletzten Sylbe stehet gar zu oft ein Spondäus, da doch ein Dactylus, so wie im Lateinischen und Griechischen, hier gebraucht werden sollte. Viele Spondäi hintereinander machen den Vers schleppend.

V. 46. Dunkler Wetter Tag und Blitze

Die meisten Sylben scheinen dem V. sowohl kurz als lang zu seyn; ein Vorurtheil, das man doch endlich einmal fahren lassen sollte. Z. E.

V. 3. Sagt traf euch traf eure Väter das je was euch nun trift.

ist euch das erstemal lang, das andremal kurz.

V. 12. Ich sehe den Weinstock zerstört

Man muß gar keine Prosodie im Deutschen gelten lassen, wenn man die letzte Sylbe in sehe lang macht. Eben dieses gilt auch von V. 60. Berennen die Stadt und schwingen.

Die kurzen Worte des Originals II. 13. sind durch Flickworte verunstaltet und dunkel gemacht:

Zerreißet
Eure Herzen; sonst auch das Gewand nicht.

Ueberdem ist sonst nicht kurz.

Der

Der Verf. sucht auch durch veraltete und seltene Worte seiner Uebersetzung ein poetisches Gewand zu geben.

V. 11. Leuenzähne fletscht, wie der Löwinn Gebiß zerreißt sie!

Der Vers ist dunkel, und will so viel sagen:

Sie (die Schaar) zeigt Zähne die so scharf sind; als Löwenzähne, und so zerreißend, als das Gebiß einer Löwinn.

V. 42. Drommetet auf Zion. V. 49. jüngelnde Lohe. V. 88. Fürder geb ich euch nicht rc. V. 116. Groß und hehr ist Jehovenstag.

Wir würden diese Exempel nicht anführen, wenn wir nicht wünschten, daß der Verf., der Sprachkenntnisse mit Geschmack verbindet, diese Uebersetzung noch mehr feilen, und andere nach strengeren Regeln ausarbeiten möchte. Auf die Uebersetzung folgen 5 Abhandlungen. I. Inhalt und Entwurf der Weissagung Joels. Der Prophet beschreibt gegenwärtiges Elend C. I. 1 — 12. Das aber in seiner Seele die Ahndung erweckt, es möchten auch die älteren Drohungen Jehovens wider Juda und Jerusalem bald in Erfüllung gehen, V. 13 — 20. Diese seine Ahndung soll öffentlich bekannt gemacht werden; und er siehet das feindliche Heer schon heranziehen C. II. 1 — 11. doch wird die drohende Gefahr vorübergehen, wenn man sich aufrichtig zu Gott bekehret, V. 12 — 17 worauf sich auch Gott der Völker wieder erbarmen wird, V. 18 — Ende. Nach den frohen Tagen der nähern Zukunft kommen die goldenen Zeiten in fernen Jahrhunderten, da Glückseligkeit und Religiösität allgemein seyn wird, III. 1 — 2. Vorher aber steht noch ein furchtbar Gerichte über die Heiden bevor, V. 3 — 5. Im vierten Kapitel wird die im dritten entworfene Schilderung der fernen Zukunft noch weiter ausgemahlt. Gott wird sich als Richter der Heiden zeigen, und die glücklichsten Zeiten werden dem Volke Gottes zu Theil. II. Vergleichung der besten gewöhnlichen Erklärungen Joels mit der im vorstehenden Entwurf gegebenen und deren Gründe. Die im ersten Kapitel beschriebene Heuschreckenplage soll nur ein Vorbothe eines noch weit größeren Elendes seyn, das als Tag des Herrn angedrohet wird, II. 1. dieses Elend soll durch ein feindliches Kriegesheer, wenn keine Besse-

Besserung erfolgt, bewirkt werden. Allein zu geschweigen daß dieser Tag als schon angekommen V. 1. beschrieben wird, so scheint das die ausdrückliche Vergleichung mit einer Cavallerie V. 4, mit einem Volke V. 5, mit Helden, mit Soldaten V. 6 zu erkennen zu geben, daß die, welche verglichen werden, nicht wirkliche Cavallerie, kein wahres Volk, keine Helden noch Soldaten sind. Wir glauben also noch immer, daß II. 3 — 10 von eigentlichen Heuschrecken die Rede ist. III. Ueber das Zeitalter des Propheten Joel, nach dem Untergange der zehn Stämme während der Regierung Josiä. IV. Ueber den poetischen und religiösen Charakter und Werth der Weissagung Joels V. Philologische, kritische und exegetische Anmerkungen, worin die alten Uebersetzer fleißig zu Rathe gezogen sind. I. 10. אֻמְלַל von קלל, im Arabischen sole aduri, und soll die Form des Passivum der vierten Conjugation der Araber seyn. Da aber das Activum dieser Conjugation bey den Hebräern nicht vorkommt: so können wir auch nicht wohl das Passivum davon gelten lassen. Vers 17. פְּרֻדוֹת das bey Seite gelegte, das ersparte עָבְשׁוּ verringert sich, verschwindet, תחת מגרפתיהם der Schaufeln halber, weil so oft davon abgeschaufelt, abgemessen ward. Man kann aber die gewöhnliche Bedeutung von תחת unter beybehalten. Das Korn verringert sich unter dem Schaufeln, weil man mit den Schaufeln das oberste wegzunehmen pflegt. IV. 2. Das Thal Josaphat heißt Vers 14 Dreschthal. Beides gehört zur Fiction des Dichters. Vers 10 אֵת möchte der Verfasser von אנת stumpf seyn herleiten, und durch Pflugmesser, nicht Pflugschaar, übersetzen. חלש erklärt er uns chalasa, im Golius S. 742 ein Greis. Vers 21 versteht er fragweise:

> Wähnt ihr, keine Strafe verhängt ich Israels Mörderin?
> Nein, sie treffe die Strafe.

Chw.

Katulls epischer Gesang von der Vermählung des Peleus und der Thetis, metrisch übersetzt und mit einigen Anhängen begleitet von J. Gurlit, Ober-

Oberlehrer der alten Litteratur und Philosophie am Pädagogium zu Kloster Berge. Leipzig, 1787. 132 Seiten 8.

Auf den allgemeinen Inhalt und einige Vorerinnerungen über des Gedichtes Werth, Aufschrift, Ausgaben und Uebersetzungen folgt des Verf. eigne hexametrische Verdeutschung, und darüber verschiedene, größtentheils ästhetische und historische Anmerkungen, sodann ein dreyfacher Anhang. Der erste enthält Uebersetzungen einiger kleinern Gedichte Katulls, theils vom Hrn. G. selbst, theils von andern; der zweyte Ovids zehnte Heroide, am Ende eine Zergliederung und Vergleichung derselben mit dem Katullischen Monologe der Ariadne, und beide Stücke mit Hrn. Brandes bekannten Duodrama, der dritte Anmerkungen über einige Stellen aus Katull, ein Beytrag für den künftigen Herausgeber des Dichters. Die überaus große Bescheidenheit des Verf. möchte fast hindern, daß man ihn streng beurtheilte; aber wir trauen ihm zu, daß er gern ein freymüthig Urtheil höre, und wollen also frey bekennen, daß wir die meisten kleinern Gedichte, zumal die im elegischen Sylbenmaaße nicht geschmeidig und vollendet genug gefunden haben. Aus vielen eins. Es ist das 72ste in der Zweybrücker Ausgabe.

An die Lesbia. (warum nicht lieber: An Lesbia?)

Einst schwurst, Lesbia, du, du kenntest nur einzig Katullen.
Selbst die Umarmung des Zevs wolltest du für mich verschmähn.
Damals liebte ich dich, wohl blos, wie der Pöbel die Mädchen.
Nein, wie der Vater den Sohn und seinen (Eidam) liebt.
Nun, nun kenne ich dich! — Drum brennt gleich heißer mein Busen.
Dennoch liebt' ich dich nicht, dennoch veracht' ich dein Herz.
Wie? ists möglich? sprichst du. — In solche Untreu entflammet
Zwar noch heißer die Lust, aber erkaltet das Herz.

Unge-

Ungerechnet, daß der sechste Vers nicht richtig, und dem Zusammenhang des Ganzen zuwider, und der letzte, das gelindeste zu sagen, zweydeutig ausgedrückt ist — so sollte solche Härte im Versbaue wohl hier nicht seyn. Hier sind noch etliche Proben:

Höre nun auf durch Wohlthun die Menschen verbinden zu wollen,
Gieb die Hofnung auf Dank, Hofnung auf Treue nur auf.

Ferner:

Aber nun ist meine Seele durch deinen Leichtsinn gekränket,
Und die heilige Pflicht so verschwendet an dir,
Daß ich dich fürder nicht schätze, und würdest du Muster der Tugend,
Aber doch lieben dich muß, wenn du gleich alles verbrächst.

Besser sind wir mit den Anmerkungen zufrieden, doch hören wir ihn lieber, wenn er Dichterschönheiten erläutert, als wenn er den kritischen oder grammatischen Interpreten macht. Z. B. 2, 5. desiderium nitens kann wohl nicht ein Herz, das nach Spiel und Scherz verlangt, heissen? Und war die Verwandlung des credo in certo wohl nicht nöthig, da die ganze Stelle, sobald sie richtig interpunktirt wird, keine Schwierigkeit übrig läßt. Die letzte Strophe des 51sten Gedichtes scheint uns weder aus einem andern entlehnt und angeflickt, noch ein besondres, für sich bestehendes Inpromtü zu seyn. Katull, im verliebten Wahnsinn verloren, erwacht plötzlich wieder, besinnt sich, daß der Müßiggang ihn zu dieser Raserey verleite, und hält sich selbst seine Thorheit vor. Durch diese Wendung macht er sich, so zu sagen, den Gedanken der Sappho eigen, und giebt uns ein neues Stück. Die Ausleger verführte nichts, als der Mangel an grammatischer Verbindung. Doch diese und ähnliche Einfälle bleiben billig dem künftigen gelehrten Editor zu näherer Prüfung überlassen.

Zh.

Virgils Georgikon in deutsche Hexameter übersetzt von Johann Heinrich Jung, der Weltweisheit und Arzneykunde Doktor, Hofrath 2c. 2c. 2c. Mannheim, in der neuen Hof- und Akad. Buchhandlung, 1787. 11 Bogen gr. 8.

Hr. J. vermuthet selbst, daß man bey der Menge der seit kurzem erschienenen Uebersetzungen dieses Gedichts die seinige vielleicht überflüßig finden möchte. Indeß glaubte er doch entdeckt zu haben, daß auch die besten Uebersetzungen nicht ganz fehlerfrey wären, weil die Uebersetzer nicht genugsame Kenntniß der Landwirthschaft gehabt hätten. Er entschloß sich also, eine solche fehlerfreye Uebersetzung zu liefern. Begeistert von der Wonne (wir brauchen seine eignen Ausdrücke) die er bey der Lectüre von Garves vortrefflichem Werk über Ciceros Pflichten empfunden hatte, nahm er sich vor, Virgils Georgikon auf dieselbe Art zu behandeln. Und wie gedacht, so geschehen. Anfangs zwar war er zu schüchtern, seine Arbeit ans Licht zu stellen; als er sie aber berühmten Dichtern zeigte, und diese durchgehends damit zufrieden waren, als sie endlich gar vor dem Richterstuhl der Mannheimer deutschen Gesellschaft (wohl zu merken, deren ordentliches Mitglied Hr. J. ist) mit Ehren bestand, so fand er weiter kein Bedenken, sie bekannt zu machen. Doch liefert er vor der Hand nur die Uebersetzung, welcher die ökonomisch-philosophischen Abhandlungen mit der Zeit folgen sollen. Die Gründe, warum er hier und da von der gewöhnlichen Erklärung abgewichen ist, will er in den Abhandlungen angeben, und bittet die Recensenten, bis dahin ihr Urtheil darüber zurückzuhalten. Zu einer Probe der Uebersetzung mag gleich der Anfang des ersten Buchs dienen.

> Lieblicher Saaten Erzielung, und unter welchem Gestirne
> Aecker zu pflügen, Reben mit Ulmen zu paaren gedeih,
> Welche Sorgfalt das Rindvieh, welche Wirthschaft die Heerden,
> Welche große Erfahrung die sparsamen Bienen erheischen,

Dies,

Dies, Maezen, besing ich. Ihr des Weltkraises hellste
Lichter, die ihr das schwindende Jahr am Himmel einherführt,
Bacchus, allgnugsame Ceres, wenn durch euer Walten die Erde
Jene chaonische Eicheln mit mastigen Aehren vertauschte,
Auch acheloischen Trank mit ersundenem Traubensaft mischte:
Dann auch ihr den Landleuten nahe Gottheiten, Faune,
Kommt mir zugleich zu Hülfe, Faune, Mädchen, Dryaden:
Eure Geschenke besing ich. Und du dem die Urwelt ein wildes
Roß empor stieß, als du sie mit mächtigem Dreyzack durchbohrtest,
Neptun: — Pfleger der Haine, dem das fette Gesträuche
Ceres dreimal hundert schneeweise Farren beweiden:
Laß auch du die Haine der Väter, die Forsten Lycäens,
Pan, du Wächter der Schaafe, wenn du deine Mänalen schäzest,
O Tegäer so sey mir günstig. Minerva des Oelbaums
Stifterinn, Jüngling auch du des krummen Pflugs Unterrichter,
Du Silvan, der du trägst die entwurzelte schlanke Cipresse:
Götter und Göttinnen alle, geschäftig die Fluren zu schützen,
Die ihr neue Früchte ganz ohne Saamen erzeuget u. s. w.

Diese Stelle ist mehr als hinlänglich, sich deutliche Idee von der ganzen Uebersetzung zu machen. Es thut uns leid, daß wir berühmten Dichtern, und einer ganzen deutschen Gesellschaft widersprechen müssen, aber es ist uns unmöglich, in ihren Beyfall einzustimmen, und eine solche Uebersetzung, wir wollen nicht sagen, gut, sondern nur erträglich zu finden.

den. Sie ist der unwidersprechlichste Beweis, daß es dem Verf. an den ersten Begriffen von Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks, von Wohlklang und Versifikation fehlen muß. Die groben Vergehungen gegen diese Erfordernisse einer guten poetischen Uebersetzung in der angeführten Stelle, der alles übrige vollkommen gleicht, sind so offenbar und in die Augen fallend, daß es wahre Beleidigung für den Geschmack und die Einsicht unsrer Leser seyn würde, wenn wir sie noch weitläuftig zergliedern wollten. Boves Rindvieh — cultus **Wirthschaft** — clarissima lumina die hellsten **Lichter** — alma Ceres allgenugsame Ceres — pinguis arista **die mastige Aehre** — Dryadesque puellae, **Mädchen Dryaden** — fudit **emporstieß** — custos ovium **Wächter der Schaafe** — unci monstrator aratri, des krummen Pflugs **Unterrichter** — Mit Einem Worte. Es ist uns in langer Zeit keine plattere, schülerhaftere und rauhere Uebersetzung irgend eines alten Dichters vorgekommen. Die Verse haben nicht den geringsten Wohlklang, und sind voll unausstehlicher Härten. Daß Hexameter Abschnitte nöthig haben, scheint Hrn. J. gar nicht eingefallen zu seyn, unter dreyßig Versen hat ihn oft kaum Einer. Hr. J. scheint ihn mehr vermieden als gesucht zu haben. Und die Scansion! Weltkreises, durch euer, Landleuten, Gottheiten, Dreizack durch, Neptun, schneeweise, Pflugs Unterrichter — Vergebens wird man Hrn. J. sagen, daß solcher Sylbenzwang allen Wohllaut vernichte, daß Verse, in denen es von solchen Härten wimmelt, eine wahre Marter für das Ohr sind — er hat eine Antwort in Bereitschaft, die auch dem unerschrockendsten Tadler den Mund stopfen muß. „Freund, (sagt er ihm, Vorbericht S. 7.) „das weiß ich selbst; aber Dichter, die Stimme im Publikum haben, sagten mir, meine Versification sey gut.“ ἀεὶ ψεύδονται ἀοιδοί! Wenn Hr. J. beweisen wird, daß diese Dichter in ihren eigenen Werken sich solche Freyheiten erlaubt, und dennoch wirklich Stimme im Publikum haben, (es versteht sich, in dem Publikum, das selbst eine Stimme hat,) oder, daß sie seine Uebersetzung mit wahrer Ueberzeugung, und nicht, wie es wohl bisweilen zu geschehen pflegt, deshalb mit allgemeinem Lobe zurückgegeben haben, weil es bequemer ist, schlechte Verse zu loben, als — zu lesen; so — will Recens. freywillig auf immer sich aller Urtheile über ähnliche Gegenstände enthalten,

und

und das, über diese Uebersetzung gefällte, Urtheil feyerlich und demüthig zurücknehmen.

Nt.

Griechisches Lesebuch für die untern Klassen. Herausgegeben von Joh. Christ. Friedr. Heinzelmann, Lehrer am königl. Pädagogium zu Halle. Halle, im Verlag des Waisenhauses, 1786. —

Ungeachtet wir schon an dem griechischen Lesebuch des Herrn Oberconsist. Rath Gedicke ein trefliches Lehrbuch für den ersten Sprachunterricht im Griechischen haben; so ist deswegen dieses Lesebuch des Hrn. H. keinesweges eine unnütze oder entbehrliche Arbeit, weil sich noch nach jenem aus den vielen und mannichfaltigen griechischen Schriftstellern eine gute Nachlese nützlicher und für die Jugend unterhaltender Stellen halten ließ. Da Hrn. Gedike's Lehrbuch außerdem vom Lehrer bald geendigt werden kann, so kann er füglich das vor uns liegende an dasselbe im Unterricht anschließen, besonders da Hr. Heinzelmann im Plan und Einrichtung mehrentheils in Hrn. Gedike's Fußtapfen, und zwar mit Recht, einhergegangen ist, ohne jedoch eine in dem Lehrbuche dieses befindliche Schriftstelle einzurücken. — Die Stellen sind aus dem Diogenes Laerz, aus Athenäus, Plutarch, Aelian, Stobäus, Luzian, zwele aus Pausanias, zwele aus Dio Cassius, und eine aus Galenus, genommen. Sie sind alle unterhaltend und interessant, und geben dem Lehrer Gelegenheit zur Beförderung mannichfaltiger nützlicher historischer und geographischer Kenntnisse. Woher Nr. 187 entlehnt sey, finden wir im vorgesetzten Verzeichniß nicht angegeben. Ihre Stellung ist nicht nach den Schriftstellern gemacht (um desto mehr wünschten wir, daß zu mehrerer Bequemlichkeit der Name der Schriftsteller nicht blos in dem allgemeinen vorstehenden Verzeichniß angegeben, sondern auch jedem Stücke vorgesetzt wäre), sondern nach dem zweckmäßigern Gange vom Leichteren zum Schwereren. Und sollte auch ein und das andere Mal für manche Subjekte hierwider verstoßen seyn, so können wir diesen Fehler einem Chrestomathiensammler nicht so hoch anrechnen, da der Begriff leicht und schwer immer sehr relativ bleibt, und nach der mannichfaltigen Beschaffen-

heit der Subjekte tausend Abänderungen leidet: für einen geschickten Lehrer, der den Sprach- und Sachunterricht gehörig zu behandeln weiß, braucht die Auswahl in diesem Punkte auch überdem nicht zu ängstlich zu seyn, wenn man nur nicht mit philosophischen Schriftstellern, als Cebes und Theophrast, wie leider! oft noch geschieht, anfängt, wo die Sachen Denker fordern. Die Schwierigkeit, die bey der sich hinaufstufenden Auswahl des Leichteren zum Schwereren entsteht, daß dann Stellen aus Schriftstellern von so verschiedenem Styl (und noch dazu schlechtem und gekünsteltem Styl, wie der des Pausanias und Aelian) aufeinander folgen, ist freylich leichter zu machen, als zu heben. — Jeder Stelle ist in der Ueberschrift der Inhalt vorgesetzt: unter dem Texte einer jeden der Nominativ der Nomina, das Präsens, der Verben, die Ellipsen, der Dialekt u. s. w. bemerkt (No. 87 stießen wir auf eine kleine Unrichtigkeit: [illegible] für [illegible] giebt hier gar keinen Sinn; es steht für [illegible]), schwerer Wortbau zergliedert, ein und der andere historische Umstand ergänzt, auch hin und wieder der Sinn angegeben; und ein sehr gutes griechisch-deutsches Wortregister ist angehängt. — Auch durch die Richtigkeit des Textes in Absicht auf den Druck, der Wahl der Lesarten und die Interpunktion, wodurch beym Unterricht so viel erleichtert wird, empfiehlt sich dieses Lehrbuch. — Der Brauchbarkeit des Buches und dem Beyfall und Danke, dem wir dem Verdienste des Verf. um den ersten griechischen Sprachunterricht schuldig zu seyn glauben, unbeschadet, äußern wir nur noch den Wunsch, daß er noch einige Dichterstellen möchte angehängt haben, etwa einige Oden aus Anakreon, oder einige Episoden aus Homer, besonders aus der Odyssee, um der Jugend schon früh einen Vorschmack vom Homer zu geben, der von einem geschickten Sprach- und Sachkundigen Lehrer behandelt mit der Schuljugend nicht oft und viel genug gelesen werden kann, den wir aber freylich im folgenden Buche nicht ganz finden:

Homers Ilias — Erster bis sechster Gesang. — Griechisch. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuch, zum Gebrauch der Schulen herausgegeben von Kasp. Christoph Konrad Brohm, Rektor zu Stendal. Stendal, 1786. —

Während

Während daß Herr Brohm mit dieser Arbeit beschäftigt war, erschien die korrekte und wohlfeile Ausgabe der Ilias vom Herrn Pr. Wolf zum Gebrauch der Vorlesungen auf Schulen und Universitäten. Er entschloß sich aber dennoch seine Arbeit fortzusetzen, 1) weil er die Durchlesung der ganzen Ilias oder Odyssee mit Schülern für unnöthig, ja gar für tadelnswerth hielt — für unnöthig, indem der Lehrling durch die Erklärung einiger Gesänge mit Homers Sprache so bekannt werden könne, daß er die übrigen für sich durchzugehen im Stande sey; — für tadelnswerth, wegen der Menge mehrerer vortreflicher griechischer Schriftsteller, mit denen der Jüngling auf Schulen bekannt gemacht werden müsse, welches aber in jenem Falle die gewöhnlich zur griechischen Lektüre auf Schulen bestimmte sehr eingeschränkte Zeit nicht verstatte — 2) weil dem Jüngling die wenigen Gesänge mit den nöthigsten Erklärungen und Anmerkungen in die Hände geliefert werden müßten, um seine Bekanntschaft mit diesem Dichter möglichst zu erleichtern. — Rez. ist in beiden Gründen ganz anderer Meynung. Denn anlangend den Ersteren, so hat er sich schon vorhin geäußert, er glaube, daß junge Leute nicht lange und viel genug mit Homer beschäftigt werden können, da dessen Sprache, alte Worte, Formen derselben, Mythi, Vorstellungsarten u. s. w. die Grundquellen für die Erklärung aller folgenden Dichter sind. Er weiß auch aus eigner Erfahrung, daß in dreien wöchentlichen Stunden sich die Erklärung (nicht kursorische Lektüre) einer ganzen Homerischen Epopee in ein Paar Jahren reden lasse; und so lange verweilen doch gewöhnlich junge Leute, die sich dem Studiren widmen, in den oberen Lehrstunden. Aber gesetzt auch, der Lehrer finde nicht Beruf und Zeit ihnen ein ganzes Gedicht Homers vorzuerklären, so müssen sie es doch ganz in Händen haben, theils um für sich weiter zu gehen, wenn sie können und wollen, theils weil der Lehrer, wenn er anders die hermeneutische Regel beobachtet, den Schriftsteller möglichst aus sich selbst zu erklären, öfters auf andere Stellen des Dichters bey der Erklärung hinweisen muß, theils auch weil sie den Homer vor allen doch einmal ganz haben müssen. — Auch in Ansehung des zweiten ist Rezensent nicht der Meynung des Hrn. Br. Er ist aus mehreren Gründen überzeugt, daß der Jugend in den Lehrstunden blos Ausgaben der alten Schriftsteller mit berichtig-

 ten

tem Texte ohne alle Noten in die Hände gegeben werden müssen, wenn sie wahren und ausgebreiteten Nutzen von der Erklärung derselben haben soll. Sollen ja Anmerkungen dabey seyn, so wünschten wir schon lange eine Ausgabe, welche unter dem berichtigten Texte die kleinen Scholien des sogenannten Pseudodidymus enthielte, auf welche sich der Lehrer ohnehin bisweilen beziehen muß; hierbey würde der Lehrer auch Gelegenheit haben, den Jüngling zur Lesung der griechischen Scholien anzuführen, und mit der grammatischen Terminologie der griechischen Grammatiker und Scholiasten bekannt zu machen. — Aber wozu die Anmerkungen gerade bey einigen Gesängen Homers, welche der Lehrer ganz vorzuerklären gesonnen ist? — Und noch dazu solche, wie die vor uns liegenden sind! Herr Br. sagt: er habe Clarke's, Ernesti's und Niemeier's Anmerkungen zweckmäßig ausgezogen (aber wie wenig haben diese in der Aufklärung Homers für den Jüngling gethan!); er habe auch die Bemerkungen anderer zur möglichsten Aufklärung des Textes durch Geschichte, Erdkunde und Alterthümer, zur Hinweisung auf Schönheiten des Ausdrucks und der Gedanken, zur Verdeutlichung schwererer Wörter und Redeverbindungen, zur Vergleichung mit ähnlichen Stellen Virgils u. s. w. benutzt. Aber wie sparsam, seicht, oberflächlich und ohne allen Plan sind diese Anmerkungen gesäet! Und die Anmerkungen dieser andern, als der genannten dreie, können wir auch nicht herausfinden, wenn es nicht etwa eine zuweilen beygeschriebene, noch dazu wohl gar unstatthafte, Ellipse auf des Lambert Bos wenigstens zur Hälfte überflüßigen und abgeschmackten Ellipsenbuche ist. Rez. hat seinem Exemplare des Homer die einzelnen zerstreuten ästhetischen, historischen, geographischen und philologischen Bemerkungen mehrerer Gelehrten, z. B. Küsters, Woods, Blakwells, Herders, Winkelmanns, Heynes, Lessings, Klop's, Schotts u. a. beygeschrieben, aber er fand bey der Vergleichung keine einzige derselben benutzt. — Bey Auflösung der mannichfaltigen Formen der Wörter, und bey Angabe der Präsentia der Zeitwörter und der Formen der Dialekte, wodurch Hr Brohm dem Lehrling eine der größten Schwierigkeiten zu erleichtern geglaubt, fand Rezens. den analytischen Theil des Hederichischen Wörterbuchs und andre elende Hülfsbücher ausgeschrieben, und vermißte folglich die wahre Methode, auf die wahre Etymologie (die im Homer mehr, als irgendwo, anwendbar ist), und auf die älte-

sten

sten mehrentheils einsylbigen Stammwörter im Homer zurückzugehen, daraus die Homerischen Formen am leichtesten und natürlichsten zu erklären, und die mannichfaltigen Abänderungen dieser Stammwörter im Homer, bis zur Bildung der allen nachherigen prosaischen Schriftstellern gewöhnlichen Formen zu verfolgen: wobey sich zugleich so viele trefliche philosophische Bemerkungen über die griechische Ursprache, und die allmählige Bildung derselben, und über die Entwickelung der Grammatik anbringen lassen. — In Absicht auf die Bestimmung der Formen nach den verschiedenen Dialekten, hat der Verf. einen ganz unrichtigen Gesichtspunkt gewählt. Er weiß genau zu bestimmen (was sich Rez. wenigstens im Homer nach mehrjähriger Uebung nicht getraut), was Aeolisch, Böotisch, Jonisch, Dorisch ist. Heißt das den Jüngling gründlich anführen? der gleich in den Vorerinnerungen über Homer unterrichtet werden sollte, daß im Homer noch keine Verschiedenheit der Dialekte zu suchen sey, sondern, daß Homer und Hesiod im damals üblichen alten Jonischen Dialekte schreiben, und daß nachher erst diese oder jene griechische Völkerschaft, diese oder jene Form vorzüglich beybehielt oder verließ. Sonst würde ja des Homers Schreibart eben so abgeschmackt seyn, als wenn ein Deutscher in einem Gedichte alle Dialekte Deutschlands mischen wollte. (S. Gedike über Dialekte, besonders der Griechen, im Berlin. Magazin für Wiss. und Künste. St. 1. J. 1782.) — Wir heben zur Probe von dem Gehalte der Anmerkungen alle die aus, welche über das Verzeichniß der Schiffe, Helden und Völker, Il. 2, 494—877 beygebracht sind, woraus man ersehen wird, wie planlos sie überhaupt abgefaßt sind, da sie gerade an einer so wichtigen Stelle am sparsamsten und armseligsten gesäet, den Jüngling hülflos stehen lassen. V. 535. πέρην für πέραν. — V. 550. μιν nämlich Athene. — V. 568. ὀγδώκοντα für ὀγδοήκοντα. — V. 586. ἀδελφειος für ἀδελφος (wenn dem Jüngling im Allgemeinen gesagt wird, daß die Jonier die Sylben gerne trennen, dähnen, und dadurch gleichsam flüßig und sanft machen, so kann es zwar mündlich immer wieder auf einzelne Beyspiele angewendet, aber es darf ihm nicht in hundert Beyspielen schriftlich vorgedruckt werden. Wer z. B. nicht weiß, daß ἀδελφος die gewöhnliche Form ist, muß den Homer nicht lesen.) — V. 592. Ἀλφειος ein Fluß (da weiß man nun was rechts, wenn man weiß, daß es kein Berg ist: wo ist der Fluß denn?

Und warum nun endlich einmal eine einzige geographische Note, da der Verf. vorher und nachher im ganzen Verzeichniß alle Länder, Städte, Völker u. s. w. mit seinen geographischen Noten verschont hat?) — V. 767. ὁπλιζοντο Ἀχαιοι. mit allen Schrecken des Kriegs gerüstet, Bürger. — V. 772. ἀπομηνισας fortzürnend: ἀπο drückt bey manchen Verbis Fortdauer aus. (Gut! dergleichen Noten sollten nur mehrere seyn!) — V. 778. οἱ δε die Anführer. (Unmöglich! es muß ja offenbar auf alle Griechen gehen.) — V. 783. ἐν für ἐν. εὐνας könnte hier, wie Eustathius meint, ἐνθακας, d. h. mit einem gefälligern Ausdruck Typhöus Grab bedeuten (dies ist die zweite und letzte gute Anmerkung in der ganzen Stelle). — V. 799. εἰκοτα von ἐοικα. — V. 802. ῥεξαι. Man ergänze hier: Unordnung zu verhüten. (Nimmermehr! ὡδε ῥεξαι, d. i. folgendermaaßen zu verfahren, wird bestimmt durch V. 805: da die Troïer so viele Hülfsvölker haben, so muß von diesen jegliches einem Heerführer seiner Nazion untergeordnet werden; und dies freilich um Unordnung zu verhüten. Ist nun dies Hrn. B. Sinn, so ist er sehr schief und unbestimmt ausgesagt.) — V. 804. ἀλλη. Sie haben mancherley Sprachen (γλωσσα heißt hier nicht Sprache, sondern Mundart, da es von den Trojanischen Hülfsvölkern, welche aus den kleinern Herrschaften des ganzen Trojanischen Reichs waren, gebraucht wird; vergl. Il. 4, 437. 38; so wie es auch im Homer von den griechischen Dialekten gebraucht wird, welches wichtig ist!) — V. 809. οἰγνυ. für οἰγνυντο von οἰγνυω. — V. 814. Μυριν. Königin der Amazonen, durch Heldenthaten berühmt. — V. 857. ὁθεν, wo reiche Silberadern sind. (Hier war es besser dem Jüngling zu sagen, daß γενεθλη hier nicht origo, sondern proventus heiße, als den Sinn aus Ernestis Note so nude und crude hinzuwerfen.) — V. 860. Αἰακιδ. Achill, Aeakus Sohn. (So? Bisher glaubten wir alle, er sey ein Sohn des Peleus und Enkel des Aeakus.) — V. 366. γεγαωτας für γεγονοτας (muß heißen: ist vom alten Zeitwort γαω, dessen neuere Form γινομαι, davon es γεγονοτας heißen müßte.) — Dies ist alles, was er in diesem Pensum erinnert! und so sind alle seine Anmerkungen gestaltet! Lieber gar keine, als solche! — Wie wenig man anderer Anmerk. sichten und zweckmäßig benutzen könne, wenn man nicht selbst schon einen ziemlichen Grad vertrauter Bekanntschaft mit seinem Autor erreicht hat,

wollen

wollen wir nur noch an einem einzigen Beyspiele zeigen. Zu Il. 3, 180. εἴποτ' ἔην γε setzt Hr. Br. die Anmerkung: „Klarke erklärt dies so: wenn ich je werth war, ihn (den „Agamemnon) so (Schwager) zu nennen. Herr Pr. „Niemeyer aber meiner Meynung nach richtiger: wenns „nicht ein Traum war.“ Wir entsinnen uns, dies schon von einem Rezensenten bitter getadelt gelesen zu haben; aber statt ein Gleiches zu thun, wollen wir die Erklärung dieses Satzes angeben, welcher von Klarke und Niemeier so ganz falsch gefaßt ist. Er kömmt im Homer nur 4mal vor: Il. l. c. Od. 15, 268. 19, 315. 24, 288. εἴποτ' heißt nämlich in dieser Formel quando, da ers noch war. Dafür sagen wir blos: einst, ehemals war ers. Oder man kann die Formel auch optativisch nehmen, daß εἴποτε *utinam tandem* heißt: wenn ers doch nur noch wäre! Dies paßt besonders hier und Od. 19, 315 gut. In beiden Fällen liegt ein gewisses Pathos der Wehmuth und des Schmerzes in dieser Formel. — Der Druck des Griechischen ist nett und richtig. Die Accente, welche der Herausgeber dem Jüngling bey der Angewöhnung zum Lesen nach Rythmus und Sylbenmaaß mit Recht für sehr hinderlich hält, und die er deshalb nur in Prosaikern beyzubehalten, aus allen Dichtern aber zu verweisen räth, hat er ganz weggelassen. Nur wünscht Rez., daß man jetzt die Hinweglassung der Accente nicht bis zum Eigensinn triebe, und nicht auch auf diejenigen Worte ausdähnte, wo blos der Accent bey den in der Form völlig gleichen Worten, den jungen Leuten den Unterschied beider Worte und ihrer Bedeutungen bestimmt. Heißt das nicht dem Jüngling eine Schwierigkeit mehr zu bekämpfen geben, statt ihm Erleichterung verschaffen?

Und nun nur noch ein Paar Worte über das angehängte griechisch-deutsche Wörterbuch zu diesen 6 Büchern der Ilias. Des Dillenius Wörterbuch ist dabey zum Grunde gelegt. Herr Brohm sagt, er habe mit Auslassung alles dessen, was in diesem hinlänglich erläutert ist, nur die Wörter gesammelt, deren Bedeutungen dort gar nicht, oder doch nicht in dem erforderlichen Sinne angegeben wären. Die deutschen Worte und Ausdrücke sind häufig aus Stollbergs und Bürgers Uebersetzungen entlehnt. Dieses halten wir des feinen deutschen Ausdrucks wegen, so wie auch daß das Wörterbuch überhaupt griechisch-deutsch abgefaßt ist, für löb-

 lich.

lich. Uebrigens aber ist dies Wörterbuch auch nicht fehlerfrey. Denn 1) wäre es besser gewesen, die eigentlichen etymologischen Bedeutungen der Wörter jedesmal anzugeben, und dann die Bedeutung in jeglicher Stelle zuzusetzen, oder die Anwendung dem Verstande des Jünglings und dem mündlichen Vortrage zu überlassen. So — stehet oft der Sinn da; aber innwohnende Bedeutung eines Worts und Sinn desselben in dieser und jener Stelle sind zwey sehr verschiedene Dinge, welche schon die griechischen Grammatiker und Lexikographen z. B. Hesychius in Homerischen und andern Worten oft vermengten. Der auf Grund gehende Jüngling ist also bey der Vorbereitung immer noch genöthigt, ein anderes Lexikon nachzuschlagen. 2) Sind die Bedeutungen oft sehr unbestimmt und unrichtig angegeben: z. B. ὀαρίζω τινι heißt nicht blos: ich rede mit jemanden, sondern flüstern, heimlich vertraut sprechen, wispern, das bisbigliare, cicisbeare der Italiener, von Liebenden. πείρινς 1, 425 heißt weder da, noch irgendwo die Nadel. οἷον Il. 6, 66 heißt weder da, noch irgendwo so bald als. σιγαλόεις heißt nicht schön gearbeitet, künstlich, sondern wird nur von künstlichen Arbeiten gebraucht, in so fern sie durch ihre Schönheit ein stilles Staunen (σιγήν) hervorbringen. Und welch eine unrichtige, unzulängliche Idee bekömmt der Jüngling, wenn er im Index lernt σήματα Il. 6, 68 heiße der Brief, da durch die σήματα symbolische, hieroglyphische oder Gemäldeschrift gemeint ist? Heißt das im Geiste des Zeitalters erklären? S. Wood über das Originalgenie Homers S. 273 f. Eustathius über diese Stelle und über 7, 175. Mehrere Beyspiele dieser Art übergehen wir, um nicht zu weitläuftig zu seyn. Nur äußern wir noch einen doppelten Wunsch. 1) daß Hr. Br. sich erstlich aus Heyne's consilia de nova Homeri editione, welche vor Tychsens commentatio de Qu. Smyrnaei paralipomenis stehen, von den Erfordernissen einer Handausgabe Homerischer Gesänge, ehe er uns vom Homer noch weiter etwas gebe, unterrichte, und sich dann frage: quid valeant humeri, quid ferre recusent? 2) Daß, da er aus oben genannten Ursachen nur einige Homerische Gesänge in seiner Schule zu erklären pflegt, es ihm lieber möchte beliebt haben, die Odyssee daselbst einzuführen, und caeteris paribus einige Gesänge derselben herauszugeben. Denn die Odyssee ist für Jünglinge weit unterhaltender und anziehender, weit mannichfaltiger und Sachenreicher; sie giebt dem Lehrer weit mehrere Gelegenheit

heit die mannichfaltigsten Sachkenntnisse bey ihrer Erklä-
ng beyzubringen, und verstattet auch mehrere und bequeme
Abschnitte als Ruhepunkte für diejenigen zu machen, mit
en man die Erklärung des ganzen vortrefflichen Gedichts
ht vollenden kann.

Qh.

12. Erziehungsschriften.

Was muß ein Kreisschulenvisitator wissen und thun, um der Kirche sowohl, als dem Staate, wahren Nutzen zu schaffen? rc. von Ignaz Richard Wilfling, ordentlichen Lehrer an der K. K. Prager deutschen Musterschule. Prag und Leipzig, bey Wittmann. 1787.

Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie sich die Grundsätze der ahren Pädagogie immer mehr verbreiten, und auch selbst in lchen Gegenden anerkannt und laut gelehrt werden, wo ih-
r Befolgung noch mehr Hindernisse, als bey uns Protestan-
n, im Wege zu stehn scheinen. Die gegenwärtige Schrift
währt dieses Vergnügen in einem vorzüglichen Grad. Ihr
Verfasser ist mit den Schriften unserer guten Pädagogen be-
nnt, hat ihre Lehren und Vorschläge in Saft und Blut
y sich verwandelt, und ist der bessern Erziehungsweise mit
vieler Wärme zugethan, daß man ihn schätzen und lie-
en muß.

In der Einleitung erzählt er, wie die Visitatoren der
Kreisschulen entstanden. Ich will es mit seinen eigenen
Worten hier nacherzählen. „Josephs forschendem Geiste
onnte das Mangelhafte des jetzigen deutschen Schulinstituts
icht entgehen. Er und sein vortrefflicher Studienpräsident,
er Freyherr van Swieten, der würdige Sohn des berühm-
en Leibarztes Theresiens, entdeckten die vielen Lücken, die
ey der gegenwärtigen Schulenverfassung an mehrern Orten,
esonders auf dem Lande, noch zu finden sind. Als großer
Verbesserer sann der Monarch auf Mittel, wie dieselben
um Besten seiner Unterthanen ausgefüllt werden könnten.
Er

Er fand, daß ein einziger Mann, der selbst der Geschicktesten einer ist, doch unmöglich alle Schulen einer weit ausgebreiteten Provinz mit einem Blick übersehen, ihre Räder untersuchen, und die ganze Maschine in vollkommene Thätigkeit setzen könnte. Hiezu fand der Monarch mehrere nöthig. Er beschloß daher, in jedem Kreise Böhmens (wie es in Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain schon wirklich geschah,) taugliche Subjekte anzustellen, die mit dem Range königlicher Kreiskommissäre begabt, und für einen jährlichen Gehalt von 600 Fl., wie auch 150 Fl. Reisegelder, sämmtliche Schulen ihres Distriktes dirigiren sollten. In dieser Absicht ließ der Landesfürst im September 1786 den allerhöchsten Befehl ergehen, daß (nach Art der vorgenannten Provinzen,) auch für Böhmen ein Konkurs in Prag ausgeschrieben werde. Dazu sollten alle biedern Männer, welche sich zu diesem sehr wichtigen und schweren Amte fähig fühlten, vorgeladen werden. Ein zweytes Hofdekret sprach die schon wirklich an Hauptschulen arbeitenden Direktoren vom Konkurse frey. Aber diese Gnade konnte nur dem Direktor der Krümmauer Hauptschule, Hrn. Prokop Scheuba, zu Theil werden, indem bey allen 15 Haupt- und 24 Stadtschulen, die sich im Königreiche befinden, geistliche Direktoren, die nach einer andern Hofverordnung für diesesmal zu Kreisschulkommissärstellen nicht vorgeschlagen werden durften, angestellt sind. Der Konkurs wurde also auf den 15ten des Novembermonats 1786 ausgeschrieben, alle jene weltlichen Subjekte, welche sich zur Erfüllung der Pflichten eines Lehrers, Direktors, ja eines Oberaufsehers selbst, geschickt fanden, durch Zeitungen und öffentliche Anzeigen an das Publikum vorgeladen, und zu unpartheyischen Examinatoren ihrer Fähigkeiten der Herr Probst und Oberaufseher des gesammten deutschen Schulwesens im Königreiche Böhmen, Ferdinand Ritter von Schulstein und der Herr Kanonikus und Musterschuldirektor Wenzel Lenhard bestimmt. Der 15te November kam; 36 Kandidaten (darunter zählte man 11 vom deutschen Schulinstitute; die übrigen waren Lehrer an Gymnasien, Hauserzieher und Beamte bey verschiedenen Stellen,) erschienen im Prüfungssaale der K. Musterschule, und der Konkurs begann damit, daß Herr Normalschuldirektor Lenhard 10 Fragen über Pädagogik (nicht Poedagogik, wie Hr. W. immer schreibt,) andiktirte, die die Herren Konkurrenten schriftlich beantworten

ten mußten. Am folgenden Tage wurden wieder eben so
e über Methode von ebendemselben zur schriftlichen Be-
wortung aufgegeben. Dieß geschah auch am 17ten No-
iber; neue 10 Fragen über Direktion der Schulen und
r Manipulation (was heißt das?) beym K. Kreisamte
ren der Stoff zur schriftlichen Ausarbeitung, welche so-
)l, als die vorhergegangenen, an die höchste Hofstudien-
le in Wien eingesendet worden ist. An den darauffolgen-
Tagen, bis zum 22sten genannten Monats, wurden die
ktischen Auftritte der Herren Kandidaten vorgenommen.
errn W. Styl ist, wie man aus dieser und vielen andern
ellen seines Buchs sieht, nicht der beste.) In den schrift-
en Aufsätzen konnte man nur ihr Räsonnement über die
ziehung ersehen; durch diese veranstalteten Uebungen aber
ßte man nothwendiger Weise auch die Stärke ihrer Lehr-
be und ihres Vortrags ausforschen. Zu diesem Ende zo-
i die meisten (warum nicht alle?) Konkurrenten aus ei-
n eigends hiezu bestimmten Loostopfe eine Aufgabe über
Stück dieses oder jenes Lehrgegenstandes heraus, worüber
dann einigen gegenwärtigen Schülern Unterricht geben
ßten. Und damit man sich beyläufig (dieß mußte eben
vohl Hauptsache seyn, als das übrige,) von der Art, mit
lcher sich die Herren Konkurrenten als Kreisschulkommis-
e gegen schwache oder nachlässige Lehrer benehmen würden,
ie Vorstellung machen konnte, so wurden denselben von
m Herrn Oberaufseher und Musterschuldirektor verschiedene
ata aufgestellt, die sie mündlich abthun mußten. Auch
rden sie aufgefodert, anwesende Schullehrer über ein oder
s andere Mangelhafte in ihrem Unterrichte, den diese auch
it den Schülern vornehmen mußten, auf eine schickliche und
tzbringende Art zu verbessern. Mit einem Worte, jeder
andidat mußte sich schriftlich und mündlich, lehrend
d verbessernd ausweisen, was er sich für Kenntnisse zum
hramte, zur Direktion und Oberaufsicht über oft mehr, als
00 Schulen, gesammelt habe."

Manche Leser werden gern wissen wollen, was das für
ragen waren, die die Konkurrenten beantworten mußten.
iesen zu Gefallen will ich mich die Mühe nicht verdrießen
ssen, alle dreyßig Fragen hier abzuschreiben. 1) Was ist
e Pädagogie, und worin besteht a) die natürliche Lehrart?
) worin liegt der Geist der verbesserten österreichischen Schul-
metho-

methode, und was ist in derselben bloß Außenseite? c) welche wahre Vortheile hat also diese Methode vor der ehemaligen Lehrart? d) welche ist die beste Lehrart für die rohe Jugend und für die Land- und Volksschulen? e) welche sind die Eigenschaften eines rechtschaffenen Lehrers? 2) welche sind die Hauptzüge der sokratischen Lehrart, und wie ist sie a) auch beym Unterricht der kleinsten Kinder anwendbar? b) was heißt eigentlich sich zu Kindern herablassen, und sich zum Lehrlinge machen? c) was schadet der Ton und die Mine eines steifen Padotriben beym Unterrichte? 3) Wie soll sich ein Lehrer a) zum Unterrichte vorbereiten? b) welche sind die Zeichen einer vernachlässigten oder schlechten Vorbereitung von Seiten des Lehrers? c) muß jeder Lehrer, auch der, welcher z. B. nur den Anfang des Lesens lehrt, psychologische Kenntnisse besitzen? d) wie kann derjenige, dem es daran etwa mangelt, sich selbige verschaffen oder nachholen? 4) a) welche sind die wahren Vortheile des Zusammenunterrichts und die wirksamsten Mittel, selben mit Nutzen zu betreiben? b) welche sind die Ursachen, daß selber oft von den Kindern und Lehrern gestört und fruchtlos gemacht wird? 5) a) wo, wann und wie sind Tabellen abzuhandeln? b) wie soll man sie während des Unterrichts benutzen, und c) wie bey öffentlichen Prüfungen gebrauchen? 6) Welche sind die bewährtesten Mittel in böhmischen Ortschaften a) die deutsche Sprache in die Schulen zu bringen? b) wie sind Kinder auch außer der Schule zum Deutschreden aufzumuntern? c) die mathematischen Wissenschaften den Schülern der vierten Klasse; besonders aber das Zeichnen zur Ausbildung der Handwerke und Künste beyzubringen? 7) Durch welche Mittel kann man a) den moralischen Unterricht am wirksamsten machen und b) die Kräfte der Seele ausbilden? 8) 1. wie ist der sonn- und feyertägige Gottesdienst a) einzurichten, daß er der Schuljugend zum größern Seelennutzen, als ehedem, und b) zugleich auch den Erwachsenen zu mehrerer Erbauung diene? 2. Wie sind die Wiederholungsstunden an Sonn- und Feyertagen einzurichten? a) wer hat dabey zu erscheinen? b) was und von wem soll darin gelehrt werden? 9) a) welchen Nutzen haben die monatlichen und öffentlichen Prüfungen, und wie sind b) beyde zweckmäßig zu ordnen und vorzunehmen? 10) Kann man durch die Schulen auch die Ausbildung des weiblichen Geschlechts erzielen, und wie ist der Unterricht für dieses Geschlecht einzurichten, daß er dem Naturell und der

künstli-

instigen Bildung desselben entspreche? 11) a) welche sind e vornehmsten Mittel die Schulzucht einzuführen, und die ngeführte aufrecht zu erhalten? b) wie sind Belohnungen weckmäßig zu ertheilen? 12) Wie sind die Schulen überhaupt, und wie besonders die Volksschulen einzurichten, daß e den Mangel der häuslichen Erziehung so viel möglich ersen? 13) Ist der Lektionskatalog überall gleich, und ohne Rücksicht auf Lokalumstände in Gemeinschulen zu verfassen? 4) a) welche Zweige der Industrie können und sollen in den Volksschulen betrieben werden? b) ists vortheilhaft, in jedem Kreise einerley, z. B. Flachs- oder Baumwollespinnen durch ie Schulen einzuführen? c) wie sind die Arbeitsklassen mit en Lehrstunden zu verbinden, daß daraus dem wissenschaftlichen Theile des Unterrichts nichts Nachtheiliges entstehe?) welchen Antheil sollen die Mädchen an dem wissenschaftlichen Unterrichte, und welchen sollen wieder die Knaben an en Handarbeiten nehmen? 15) a) wie kann der Direktor iner Hauptschule unter den Lehrern gutes Einverständniß und Aemulation veranlassen? b) mit welchen Belohnungen kann r die geistlichen und weltlichen Lehrer und sich selbst trösten und aneifern? 16) Welche Kenntnisse soll man bey einem Lehrer der Dorf-, Stadt-, Haupt- und Musterschulen foern? 17) a) worauf hat der Visitator bey der Untersuhung vorzüglich zu sehen? b) an wen hat er das, was er im Orte selbst nicht abstellen oder vermitteln kann, zu berichten? 18) a) wer soll das Schulhaus erbauen und unterhalten?) wie muß ein gutes Schulhaus beschaffen seyn? und c) was gehört zu der innern Einrichtung der Schule? 19) a) wie können die Aeltern am füglichsten zum Schulschicken ihrer Kinder verhalten werden? b) welche Ursachen können sie davon hie und da entschuldigen? c) welche Mittel hat man, die Waisen und andere arme Kinder in die Schule zu bringen? 20) Auf welche Art können und sollen arme Kinder in den Schulen mit Büchern versehen werden, und wie kann man ihren anderweitigen Schulbedürfnissen abhelfen? 21) a) aus welchen Quellen ist der Gehalt der neuen Lehrer herzunehmen, und aus welchen jener der schon bestehenden zu ergänzen? b) durch welche Mittel kann sich der Schullehrer erlaubterweise sein Auskommen vermehren? 22) a) wann kann man den Akatholiken die Einrichtung einer neuen Schule einräumen? b) wohin haben sie ihre Kinder in die Schule zu schicken, wenn sie keine eigene haben? c) wer hat ihre

Schu-

Schulen zu untersuchen, und davon an die Behörde Bericht zu erstatten? 23) a) was hat der Kreisschulenvisitator zu thun, daß die jüdischen Aeltern ihre Kinder in die deutschen Schulen schicken? b) wie sind die Judenkinder in Christenschulen zu behandeln, und wie sind ihre Prüfungen vorzunehmen? 24) a) mit welchen Requisiten muß der Lehrer versehen seyn, der bey der Landesstelle um ein Bestätigungsdekret einkömmt, und selbiges erhalten will? b) in welchen Fällen verdient der Lehrer seines Dienstes entsetzt zu werden? c) welches ist das beste Mittel die Schullehrer zu prüfen, und die Fehlenden zurechte zu weisen? d) was hat der Visitator in dem Falle zu thun, wenn der Lehrer sich beschwert, daß er von seinem Patron unbillig abgesetzt worden sey? 25) a) wie hat man im Fall einer gelegten Hinderniß oder einer entstandenen Abneigung, sich und der Schule Ansehn zu verschaffen? b) was sind die Seelsorger verpflichtet für die Schule und in derselben zu thun? c) wie ist der Geistliche, welcher aus Vorurtheil dem jetzigen Schulwesen gram wäre, oder es wohl gar zu hintertreiben suchte, zu behandeln? d) in wie weit steht der Schulmann unter dem Pfarrer? 26) a) was für Requisiten hat der Schulmann bey der Untersuchung vorzulegen? b) wie kann der Visitator das wahre Betragen des Lehrers gegen Aeltern, Vorgesetzte und Kinder, wie kann er den wahren Stand der Schüler überhaupt am sichersten erfahren? 27) Wie kann der Visitator am besten die Fähigkeiten und die Verwendung dieses oder jenes Schülers ausforschen, und wissen, wer der beste Schüler sey, und folglich ein Stipendium oder eine Fundation vor andern verdiene? 28) a) wie ist bey Untersuchungen das Protokoll aufzunehmen und abzuschließen? b) wie hat der Visitator das Protokoll einzuleiten, daß er sich wahrscheinlicherweise versichern könne, daß dasjenige, was er darin aufzeichnet, auch zuverlässig geschehen werde? c) wo hat der Visitator bey Anständen sich Raths zu erholen, und durch welche Mittel kann er widerstrebenden Aeltern, Gemeinden, Magistrate und Obrigkeiten ohne weiters zur Schulverbesserung verhalten? 29) Welche sind die Haupteigenschaften eines Kreisschulenvisitators? 30) Das königliche Kreisamt oder die hohe Landesstelle fordert einen gutachtlichen Bericht, wie das Schulgebäude in Lenzendorf zu Stande zu bringen wäre, nachdem die Gemeinde ihre Armuth vorschützt, und die Obrigkeit sich weigert?

Man

Man sieht aus der Anstellung der Kreisschulenvisitatoren
vohl, als aus den ihnen vorgelegten Fragen, daß man es
t der Schulverbesserung in Böhmen ernstlich meynt, und
; man auch weiß, was dazu gehört. Wenn man nun vor-
ssetzen dürfte, daß alle die, welche zu Visitatoren bestellet
rden, obige Fragen mit so vieler Einsicht beantwortet hät-
, als Herr W. in dieser Schrift thut, und daß sie denn
ch dieser Einsicht gemäß handelten, so stünde es in der That
t dem Schulwesen in Böhmen so gut, wie vielleicht nir-
nds sonst in ganz Deutschland. Sey es aber damit, wie
wolle, so erhellet doch so viel aus dieser Schrift, daß man
s Normalschulwesen nicht für unverbesserlich hält, daß man
f den durch dasselbe gelegten Grund immer fortzubauen
cht, daß man in die Form desselben bessere Materie zu gies-
ı sucht, wenn man die bisherige nicht zuträglich findet, ja
ß man Aenderung der Form selbst vorschlägt, erlaubt und
günstigt, daß man die Lehrer nicht zu bloßen Maschi-
n machen, sondern sie auch nach eigner Einsicht handeln
ssen will. Um dieses mit den nöthigen Beweisen zu bele-
n, und zugleich einige Proben von Herrn W. guten päda-
gischen Kenntnissen, so, wie von seiner übrigen Denkungs-
t, zu geben, muß ich mich noch etwas bey dieser Schrift
rweilen.

„Der Grund des Normalschulsystems, sagt Herr W.
S. 18. ist gewiß gut und dauerhaft; nur gehört ein geschick-
r Meister dazu, der auf selben zu bauen wohl verstehe, der
icht zu mechanisch vorgehe, (ob Mechanismus auch bey
en kleinsten Kindern verdrängt werden könne, ist eine andere
rage,) der Kraft und Energie des Geistes besitze, zu der im
Methodenbuche gegebenen Anleitung öfters auf vorkommende
älle Nöthiges und Passendes hinzusetzen zu können, der
war der allgemeinen Vorschrift folge; sich aber nicht von sel-
er, ohne einen eigenen wohlbedachten Schritt zu wagen,
indisch gängeln lasse." Er giebt zu, daß das österreichi-
he Schulsystem noch Verbesserungen bedürfe; will aber, daß
iese nach und nach vorgenommen werden, weil dieß der na-
ürliche Gang aller menschlichen Dinge sey, und weil eine
Nation, die erst seit einigen Jahren von Vorurtheilen und
berglauben aufwache, das volle Sonnenlicht nicht gleich
ertragen könne. Da hat nun Herr W. völlig Recht; wenn
r aber den Werth der Normallehrart daraus beweisen will,

 daß

daß Fürsten und Fürstinnen sie in ihren Ländern eingeführt haben, so werden Manche vor diesem Beweise verstummen müssen, ohne dadurch überzeugt zu seyn. Den Werth von Schuleinrichtungen und Methoden zu beurtheilen, das liegt gewöhnlich ganz außerhalb dem Gesichtskreise der Regenten und ihrer Minister. Sie lassen sich hier, wie in so vielen andern Dingen, von dem Urtheile derer leiten, die sie für Sachverständige halten. Wie oft gerathen sie aber nicht an die unrechten Leute; besonders in Erziehungs- und Schulangelegenheiten, über welchen, bis nahe an unsere Zeiten, fast überall die finstere Nacht ruhte, und in Ansehung deren es selbst jetzt erst eben zu tagen anfängt.

S. 34. Um natürlich zu lehren, um den Anlagen und Fähigkeiten des Kindes zu Hülfe zu kommen, ist kein besseres, kein bewährteres Mittel, als die Sokratik. Diese ist der Geist der neuern Schulmethode, die Seele der verbesserten Lehrart. Durch kurze, bestimmte und vollständige Fragen forscht sie aus den Kindern ihre bisher gesammelten Begriffe, weiß daraus neue zu ziehen, oder vielmehr zu ihren schon gesammelten Begriffen andere und vollständigere hinzuzusetzen. Jemehr also ein Lehrer Katechetik (nicht grammatikalische Ausfragerey, setzt Herr W. in einer Note hinzu.) besitzt, je mehr er Geschicklichkeit hat, gut zu fragen, und aus den Antworten der Kinder neuerdings gute Fragen zu ziehn, desto mehr Geist hat seine Lehre, desto natürlicher ist sie. Man glaube daher nur nicht, daß Zusammenlesen, Buchstabiermethode, Tabellen und die Zergliederung der Buchstaben in Grund-, Schatten-, Haar-, Schlangen- und Schlingenstriche ꝛc. das Vorzüglichste, das Wesentliche dieser Lehrart wären; das ist bloß Außenseite in derselben. Freylich hat das Methodenbuch, die allgemeine Vorschrift aller Lehrer (von der aber doch manche sich fühlende Schulmänner in etwas abweichen, und welcherwegen also nicht so viel das Methodenbuch da ist, als sie vielmehr, diese rechtschaffenen brauchbaren Pädagogen, da sind, durch schicklichen Gebrauch desselben, vollkommenen Werth zu verschaffen,) freylich, sage ich, hat dieß Methodenbuch fünf Hauptstücke, die katechisiren, zusammenunterrichten, zusammenlesen, Buchstabenmethode und tabellisiren lehren. Es scheint also beym ersten Anblick desselben, als wenn eines so wesentlich, so vorzüglich, so nothwendig wäre, als das andere; aber man denke nur dieses nicht! Es ist, Gott Lob! schon seit einigen

Jahren

hren an der Prager Musterschule ein schicklicherer Gebrauch t den Tabellen, als der im Methodenbuche vorgeschrieben , der jetzigen Lehrart zum Besten, gemacht worden, und lo wird man auch überall das Zusammenlesen nicht mehr als das Essentielles betrachten. Auf die Art fallen freylich vie- Vorwürfe weg, die man der österreichischen Schuleinrich- ng und der Normalmethode gemacht hat. Aber gegründet iren diese Vorwürfe doch, so lange man nicht wußte, was an hier erfährt, daß es geschickten Lehrern erlaubt sey, von r vorgeschriebenen Weise abzugehn, und daß, wie Hr. W. ›r gut sagt, das Methodenbuch sie nicht einschränken, son- rn sie das Methodenbuch verbessern helfen sollten. Aber is Buch müßte denn auch wirklich darnach verbessert, die izweckmäßig befundenen Methoden müßten allgemein abge- ellt werden; so wie sie allgemein eingeführt worden sind. azu wäre eine öffentliche Revision nöthig, die etwa alle fünf ahre geschehen könnte. Um diese gehörig vorzubereiten, unte man den sämmtlichen Lehrern aufgeben, jährlich ihre Be- erkungen über das, was sie geändert wünschten, einzuschicken.

S. 50. In Ansehung des Sprachunterrichts scheint Hr. B. mit Basedow einstimmig zu denken. Wenigstens wünscht : mit ihm, daß man die Grammatik nicht vor dem vier- ehnten Jahr ; der Jugend treiben möge. Ueberhaupt ur- heilt er von den Pädagogen des nördlichen Deutschlandes sehr ünstig, empfiehlt ihre Schriften, die er selbst, wie schon zu Anfang bemerkt worden, fleißig gelesen hat, zum emsigen Studiren, besonders die allgemeine Revision des gesamm- en Schul- und Erziehungswesens.

S. 70 erklärt sich Herr W. bey Gelegenheit der fünften Frage über die Tabellen. „Tabellen, sagt er, können in al- len Lehrgegenständen angewendet werden. Da sie aber ein kurzer Auszug eines ganzen Lehrfaches oder eines Theils des- selben sind, so wäre es sehr unklug, sehr unpädagogisch gehan- delt, wenn man den Unterricht mit Tabellen anfienge, und nicht vielmehr den Lehrgegenstand oder ein Stück desselben da- mit beendigte.“ Hierinn sowohl, als in dem, was er noch ferner über den Gebrauch der Tabellen sagt, wird er gewiß al- le sachverständigen Pädagogen auf seiner Seite haben. Aber freylich ist dieß nicht der Gebrauch, der nach der Normalme- thode davon gewöhnlich gemacht wird.

S. 140. Von der Schulzucht. Erfordert es manchmal die Nothwendigkeit, so sey man auch scharf; aber niemals,

niemals hart. Schärfe und Härte sind Wörter von gar verschiedener Bedeutung. Scharf ist der Lehrer, der alle Umstände der Vergehungen seiner Schüler genau untersucht, die Strafe darnach bestimmt, ohne etwas (bey erfoderlicher Nothwendigkeit) zu übersehen oder nachzulassen; hart ist der unempfindliche Vorgesetzte, der kein Gefühl für seine Untergebenen hat, so den kleinen Fehler als ein großes Versehen aufstutzt, und als ein solches bestraft oder bestrafen läßt. „Militärische Ordnung (den Stock ausgenommen,) ist die beste Schulzucht," sagt der edle Greis Basedow; und ich setze hinzu: nur freundlicher, herablassender, müssen die Schuloffiziere seyn. — Die Strafbillete, die den Aeltern nach S. 144 f. zugeschickt werden, um sie von der übeln Aufführung ihrer Kinder zu benachrichtigen, halte ich für eine sehr nöthige und zweckmäßige Einrichtung.

S. 152. Von der zwölften Frage sagt Herr W.: „Diese Frage gehört unter jene Preisfragen, die noch sehr unvollkommen aufgelöst worden sind. Schulen so einzurichten, daß sie den Mangel häuslicher Erziehung ersetzen, ist ein sehr schweres Stück Arbeit, nach meinem Erachten das schwerste in der ganzen Pädagogik, in der ganzen Schulverfassung." Und S. 156 sagt er: „Um, so viel möglich, den Mangel der häuslichen Erziehung zu ersetzen, wird wohl schwerlich jemand etwas Bessers wissen, als das nachmachen und ausführen, w . . Hr. v. Rochow in seiner vortrefflich eingerichteten Schule zu Rekahn vorgemacht und in seinen vortrefflichen Schriften vorgeschlagen hat." S. 161 empfiehlt Hr. W. des sel. Sturms Betrachtungen über die Werke Gottes in der Natur auf alle Tage des Jahrs, und nennt sie ein vortreffliches Buch, das gleich nach der Bibel den ersten Platz verdiene. S. 162. „für das Land müßte eine ganze ökonomische Naturgeschichte gelehrt, und in selbiger Mittel an die Hand gegeben werden, wie dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Industriali überhaupt aufgeholfen, wie alles verbessert und vervollkommnet werden könnte. Was nützt es dem Landjungen, wenn er von Tigern in Afrika, von Elephanten auf Ceylon, von Krabben in der Nordsee hört? er scheint wohl ganz Ohr zu seyn, wenn ihm davon erzählt und ihre Abbildung gezeigt wird; aber wenn der Junge als Bauer weiß, wie er aus seinen Gründen größern Nutzen ziehen, wie ihm die Viehzucht vortheilhafter seyn kann, so wird er seinem Lehrer gewiß immer mehr Dank wissen, als für alle die wunderbaren Erzählungen von Thieren, die tausend und mehr Meilen von ihm ihre Heimath haben, und deren Geschichten er über seinem Pfluge schon lange vergessen hat.

m Vorbeygehen oder vielmehr dann, wann man mit wichti-
ern Gegenständen, wann man mit dem, was mehr Bezug
uf unsere Ausbildung hat, fertig ist, kann und soll man
Schüler auch mit den Thieren und Gewächsen entfernter
Welttheile bekannt machen u. s. w." — Von Hrn. W. auf-
geklärten Religionsbegriffen, von seinem wahren Eifer für
alles, was wirklich Religion ist, so wie auf der andern Sei-
te von seiner Abneigung von allem Aberglauben und Tand,
den man so oft für Religion verkauft, findet man nicht min-
der als von seinen pädagogischen Einsichten viele Beweise
durch das ganze Buch. Aber mir fehlt es an Raum hier
Proben davon zu geben. Ich glaube auch genug gesagt und
abgeschrieben zu haben, um auf den Werth dieser Schrift und
ihres Verfassers aufmerksam zu machen.

Erste Lieblingslectüre zum Unterricht und Vergnügen für Kinder. Mit Kupfern, in alphabetischer Ordnung. Leipzig, bey Büschels Witwe. 1787.

Der Verfasser ist M. C. T. Kösche. Die Wahl der Kupfer
ist laut der Vorrede nicht seine Erfindung, sondern nur die
Bearbeitung derselben. „Dieses Buch soll, so sagt die Ein-
leitung, Eltern und Erziehern nützlich seyn, nützlich bey sol-
chen Kindern, die erst anfangen ihre Sinne zu üben, und
nützlich bey solchen, die schon einige Fortschritte gethan ha-
ben." Es kann unter den mittelmäßigen Büchern dieser Art
immer mitlaufen, aber es hat nichts vorzügliches, wodurch
es mehr als andere empfohlen zu werden verdiente. Viel-
mehr hat es die Fehler der gewöhnlichen Kinderschriften mit
ihnen gemein; es ist unbestimmt und fehlerhaft im Ausdruck,
weitschweifig in den Erzählungen, fade in den moralischen
Nutzanwendungen. Man bekömmt lauter Alltägliches hier
zum hundertsten Male aufgetischt, und so schlecht gewürzt,
daß diejenigen Kinder und Lehrer, die mit besserer Speise
bekannt sind, hieran nicht sonderlich Geschmack finden wer-
den.

Ueber den Geist des Zeitalters in pädagogischer Rücksicht. Erstes Stück. Nebst fortgesetzter Nach-

 richt

richt von den bisherigen Ereignissen und Veränderungen im königl. Pädagogium, von A. H. Niemeyer. Halle, Waisenhaus. 1787. 2 Bogen.

Hr. N. stimmt in die itzt so gewöhnliche Klage ein, daß Anstrengung der Kräfte und Gründlichkeit des Wissens täglich seltener werde, so sehr auf der andern Seite Aufklärung unter allen Ständen zuzunehmen scheine, und daß man insonderheit auf Schulen und Akademien den regen Eifer und das Interesse für eigentliches Studiren vermisse. Doch will er nicht, wie Manche, dies der neuern Pädagogik überhaupt, sondern nur einer gewissen neuern Pädagogik, nicht den neuen Pädagogen allein, sondern mehrern Ursachen, die er unter der allgemeinen Benennung des Geistes des Zeitalters vereinigt, zuschreiben. Ob jene Klage gegründet sey, läßt sich hier nicht untersuchen. Mir scheint sie es nicht. Ich sehe nicht, daß es bis itzt in irgend einer Wissenschaft an fleißigen Männern und gründlichen Schriften fehlt. Daß der größere Theil der studirenden Jugend nicht viel lernt, ist keine neue Erscheinung unserer Tage, sondern ist von jeher so gewesen; dies läßt sich leicht beweisen. Auch zweifle ich, ob der Geist unsers Zeitalters schlimmer sey, als der Geist der vorigen Zeiten. Man nenne den Zeitpunkt, wo man glaubt, daß ein besserer Geist als itzt geherrscht habe, und ich getraue mir aus den Klagen der Zeitgenossen das Gegentheil darzuthun. Auch über neuere Pädagogik und ihre der Gründlichkeit und Gelehrsamkeit angeblich so nachtheiligen Wirkungen ist in vorigen Zeiten geklagt worden. Kurz, es geschieht nichts neues unter der Sonne. Wir sind, so viel ich finden kann, nicht schlimmer, als unsere Vorfahren, wenn gleich auch noch nicht besser. Daß ächte Aufklärung itzt schon in allen Ständen allgemeiner werde, scheint mir nicht so. Aber eben so wenig kann ich finden, daß gründliche Gelehrsamkeit abnimmt. Sie füllt noch immer die für sie geschaffenen Köpfe, und dieser Köpfe sind nicht weniger als ehmals. Auch wird nicht weniger Fleiß auf sie verwandt, als sonst. Wo wären denn die Schulen, die von dem vermeinten Gifte der neuern Pädagogik angesteckt, die alte zur Gelehrsamkeit führende Bahn verlassen hätten, und nach den neuern Grundsätzen, die in den meisten Schulen mehr die allgemeine Aufklärung als die Gelehrsamkeit begünstigt wissen wollen, umgeformt

me worden wären? Ich kenne deren keine. Und giebt welche, die sich ächte Aufklärung zum Ziel setzen (und e andere will doch sicher die wohlverstandene neuere Päda-gik nicht) so thut dies der Gelehrsamkeit so wenig Abbruch, ß es ihre Erwerbung für den dazu gebohrnen Kopf viel-ehr begünstigt. — Doch genug von einer Sache, von der i hier nur im Allgemeinen reden kann, und die sich so in r Kürze nicht ausmachen läßt. Auch Hr. M. hat sie nichts eniger, als erschöpft, welches freylich in zwey Bogen auch ohl nicht angienge, wenn diese auch sonst von nichts handel-n, und auch ganz frey vom deklamatorischen Ueberfluß wä-n, das diese nicht sind. Man sehe z. B. S. 7. wo das eimalige wahr, traurig wahr, zwar die Ohren einiger eser, worunter indessen die meinigen nicht gehören, ange-ehm füllen mag, aber zum Beweise dessen, was bewiesen erden soll, nichts beyträgt. Eine Schrift, wie diese, müßte eines Bedünkens ganz simpel seyn, und sich aller rhetori-hen Floskeln enthalten. Doch jeder hat seine eigne Weise. — S. 26 fängt die fortgesetzte Nachricht von den bisherigen reignissen und Veränderungen im königl. Pädagogium an. Ich wünschte, daß ein Vorsteher einer solchen Anstalt, wenn r dem Publikum überall von der darin gegebenen wissen-chaftlichen und sittlichen Erziehung etwas sagen will, nicht o etwas Allgemeines sagte, als hier geschieht: „wir hielten s für rathsamer nur das Vorhandene vollkommener zu ma-hen, und dem Ganzen eine immer mehrere Consistenz zu ge-en." Worin besteht denn nun diese größere Vollkommen-heit, diese mehrere Consistenz? Alles Gute, besonders das pädagogische, sollte man mittheilen, damit es nachgeahmt werden könnte; und nur aus einer Darstellung des Besondern läßt sich etwas lernen.

Neue Fibel mit neuen Figuren. Mit königl. Preuß. Privilegium. Berlin, 1787. bey Unger. 2 Bogen und 4 Seiten.

Es ist das Jahrzehend der Fibeln. Dabit deus his quoque finem. Der Verfasser der gegenwärtigen weiß es laut des sehr gut geschriebenen Vorberichts, daß an Büchern dieser Art kein Mangel ist. „Allein, sagt er, die zweckmäßigen Lesebücher kosten so viel, daß der gemeine Mann sie nicht be-

zahlen kann; und die gewöhnlichen Nürnberger, die alten Leipziger, Wernigeroder und Berliner Fibeln, wonach er greift, sind so elend, daß sie gar keine Aufmerksamkeit verdienen. — Die vielen Lesebücher hätten diese gewöhnlichen Fibeln verdrängen können, wenn man nur diesen zweckmäßigern Büchern das Gewand der alten Fibeln gelassen, und sie so dem großen Haufen unvermerkt in die Hände gegeben hätte. Da aber das Aeußere derselben von dem Aeußern der Fibeln so ganz verschieden war, so wurden sie verdächtig. Der gemeine Mann klagte, daß man das Alte, womit er so sehr zufrieden war, und wozu er natürlich seine rothen Buchstaben rechnete, so ganz verdrängen wollte; er vermißte das Vaterunser, die Gebote und die Tischgebete, und da nun noch der hohe Preis mit ins Spiel kam, so blieb man der alten Fibel, die nur zwey Groschen kostete, am gewogensten, und ließ die neuen liegen. Dieser neuen Fibel hat man zu dem Ende das beygefügt, was man in neuern Lesebüchern und Fibeln vermißt, und so hat man dem großen Haufen eine Fibel geben wollen, die doch wenigstens besser ist, als die oben angeführten. Man ist in derselben genau vom Leichten zum Schweren gegangen, so daß unter den vielen Wörtern, welche bey jeder Lection vorkommen, kein einziges ist, welches auch nur einen Buchstab enthielte, der dem Schüler nicht schon aus den vorhergehenden Stunden bekannt seyn sollte. Man hat also alle Wörter, die vielleicht 5 Buchstaben aus 5 vorhergegangenen Lectionen enthielten, des sechsten Buchstabs wegen, der erst in der funfzehnten Lection vorkam, bis dahin weglassen müssen. Diese Regel hat man durchgängig beobachtet, und in den kleinen Uebungen, welche am Ende jeder Lection stehen, kommen die Zeitwörter in der vergangenen Zeit wegen der Silbe ge nicht eher, als nach der fünften Lection, in der zukünftigen Zeit aber des Buchstabs w wegen nicht vor der vierzehnten Lection vor. Diese Schwierigkeit an sich hat schon einige Mühe verursacht, ist aber dadurch noch sehr vergrößert worden, daß die Holzschnitte von dem Verleger nach Meilscher Zeichnung und Erfindung schon vorher geschnitten waren, und sich also die Fibel nach den Holzschnitten richten mußte u. s. w." Man sieht hieraus den Zweck und die Einrichtung dieser Fibel. Um die letztere noch anschaulicher zu machen, will ich eine Lection hersetzen. Es sey die dritte. Die Figur zeigt einen Hahn und eine Henne. Ueber der Figur steht der Buchstabe n roth gedruckt.

Zunächst

Zunächst unter der Figur steht mit kleiner Schrift: Sey so wachsam wie der Hahn, und immer munter zum Lernen. Dann kommt folgende Anweisung für den Lehrer: Heute lernt das Kind den Buchstab *n* kennen, und wendet a, e, i, h und *n* an in den beiden Wörtern ein Hahn, eine Henne. Diese beiden Wörter sind roth gedruckt, und stehen in einer besondern Zeile für sich. Nun kommt wieder folgendes, was nicht für die Kinder zum Lesen ist: Wenn man das, was in den vorhergehenden Stunden gelehrt ist, gut wiederholt hat, so kann das Kind folgende Wörter lesen: (diese Wörter sind nun mit etwas gröberer Schrift und mit abgetheilten Silben so gedruckt) in an ein ihn neu nah nach noch hin nie nein nun neun hohn ein huhn ein hain ei-ne no-ah an-ne neu-e en-ne han-ne ei-ne hen-ne na-he ein na-chen ei-chen ich na-he ah-nen hau-en nen-nen ich nen-ne hau-chen ei-ne non-ne hin-ein ih-nen oh-ne je-ne jo-hann. Dann stehn wieder folgende anderthalb Zeilen für den Lehrer mit kleiner Schrift gedruckt: Etwas zum Lesen, worin nur die Buchstaben a e i o u h ch und n enthalten sind. Dieses Etwas ist nun folgendes mit der vorigen gröbern Schrift gedrucktes: ach jo-hann neun neu-e hen-nen auch noch ein hahn je-ne ho-he neu-e ei-che
oh-ne je-nen jo-hann hau-e ich nie ho-he
ei-chen noch ein hain ohne eichen
je-ne non-ne nen-ne ich en-ne

Zum Beschluß steht: Der Lehrer muß dem Kinde jederzeit die angeführten Dinge bekannt machen, und Unterricht und Erzählung in jeder Stunde abwechseln lassen.

Man wird sich hieraus so ziemlich einen Begriff von dieser Fibel, von ihren Vorzügen und Mängeln machen können; unter die letztern rechne ich, den zu feinen und engen Druck, und die Vermischung dessen, was für den Lehrer und was für die Kinder gehört. Jenes hätte abgesondert auf einem Blatte gedruckt werden müssen.

Hz.

Für Kinder auf dem Lande. Gesammlet und herausgegeben von Friedrich Kraft, Pfarrer — —

in der Grafschaft Isenburg-Büdingen. Frankfurt, 1787. 8. 14 Bogen.

Gute Lehren für Kinder; Frage und Antwort aus der Natur (sollte heißen Naturgeschichte), aus der Geschichte und Erdkunde, über den Kalender; kleine Erzählungen, Briefe, Gebäte und Lieder sind die Ingredienzien dieses Büchleins; sind, wie man leicht denken kann, hier und da gesammlet. Immer noch sehr nützlich für Bauernkinder, wenn man gleich hin und wieder mehr Beurtheilungskraft und psychologische Auswahl von dem Verf. verlangen könnte. Z. B. solche Dinge läßt sich der Bauer und sein Junge nicht gern vordefiniren, die er aus sinnlichem Anschauen hinlänglich zu kennen glaubt, als; was ist ein Berg? was ist ein Thal? was ist ein Morast? Ferner ob er weiß, daß wir Büdinger vom Japhet, die Mohren von Ham, und die Juden von Sem herstammen, ist ihm gewiß sehr entbehrlich, im Fall man ihn auch mit den Beweisen davon verschonen wollte. Aber eine bessere, faßlichere und praktischere Entwickelung des Begriffs vom vernünftig Denken, hätte er wohl verdient, als hier gegeben wird, wenn es heißt: „Man denkt „vernünftig, wenn man sich das Vergangne, das Gegenwär„tige und das Zukünftige in Gedanken vorstellt und erinnert.“ In der Vorrede sagt der Verf., er habe die sogenannte socratische Methode beybehalten. Diese Methode ist folgende:

F. „Wer predigte zuerst den Namen Gottes?
A. „Enos.
F. „Wer war der erste Musikus?
A. „Jubal.
F. „Wer war der erste Eisenschmidt?
A. „Thubal Kain“ — — —
F. Wie wird nun diese Methode genannt?
A. Die Socratische.

Df.

Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde. Achtes und letztes Bändchen. Leipzig, 1787. bey Crusius, 12 Bogen in 8. nebst einem Kupferblatt.

Hr.

Hr. Salzmann schließt hiermit seine Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, die vom Anfang an eine unsrer vorzüglichsten Kinderschriften gewesen sind, und gewissermaaßen den Grund zu dem Ruhm des Verf. im pädagogischen Fach gelegt haben: und es freut uns, daß wir die ersten mit gewesen sind, die in unsrer Bibliothek diese Unterhaltungen unter der Menge gleichzeitiger Erziehungsschriften hervorgesucht, und das Publicum darauf aufmerksam gemacht haben. Zur Ursache, warum er sie mit diesem achten Bande schließe, führt er an, daß seit der Zeit mehrere Bücher dieser Art geschrieben worden wären, die zum Theil vollkommner wären, als das seinige. Die Folge wird es wohl zeigen, ob diese Bescheidenheit ernstlich gemeynt sey, oder ob seine rastlose Feder dasjenige, womit er die Unterhaltungen fort etzen könnte, unter einem andern Titel in die Welt schicken werde. Er bekennt zugleich, daß die beyden letzten Bändchen nicht ihm, sondern einigen seiner Mitarbeiter in Schnepfenthal zugehören. Dieses Bekenntniß ist er seiner schriftstellerischen Ehre schuldig. Und wirklich sind einige Aufsätze in diesem achten Bändchen, z. E. gleich die zwey ersten, Bruno und Blondo, und wer stehet, sehe zu, daß er nicht falle, so trivial, und stechen gegen dem Geist, der sonst in den Salzmannischen Kindererzählungen herrschte, dergestalt ab, daß wir in Versuchung kommen zu glauben, Hr. S. könne sie vor dem Abdruck gar nicht gelesen haben. Die Erklärung der Taschenspielerey wird Kindern schwerlich durchgehends Genüge thun. Kinder mit sich an einen fremden brennenden Ort zu nehmen, halten wir für sehr unschicklich und gefährlich. Die Lehre, daß man mit Feuer behutsam umgehen müße, kann ihnen auch der Vater nach seiner Zurückkunft bey der mündlichen Erzählung geben. Der Lehrer, der bey einem ausbrechenden Gewitter vor einem Baum vorbeygienge, unter den sich zwey Weiber gerettet hatten, und seinen Kindern nicht erlaubte, da gleichfalls Schutz vor dem Regen zu suchen, handelte auch sehr Unrecht, daß er nicht auch die Weiber vor der Gefahr warnte, und sie ungewarnt gleich darauf von dem Gewitter erschlagen ließ. Unter den angegebenen Saamen und Früchten, woraus man Oel preßt, ist der Saame der Tabackspflanzen vergessen. Die Geschichte des Gukuks und der Nachtigall, ingleichen die Nachricht vom Oelschlagen und

und der Verfertigung der buchenen Schwindelkohlen sind die besten Aufsätze dieses Bandes.

Zſ.

Versuch über die sittlichen Eigenschaften und Pflichten des Soldatenstandes, für junge Leute von Stand und Erziehung, die sich den Waffen gewidmet haben, von Carl Gottfried Wolff. Leipzig, bey Hilscher, 1787. 1 Alphabet 8 Bogen in 8vo.

Es kann allerdings von Nutzen seyn, jedem besondern Stande des bürgerlichen Lebens seine Pflichten und Verbindlichkeiten besonders vorzuzeichnen. Wenn sich aber diese Pflichten bloß auf das sittliche Verhalten einschränken, so kann es nicht anders kommen, als daß eine Menge, oder vielmehr der größte Theil derselben mit den allgemeinen Verbindlichkeiten des Menschen und Bürgers die nämlichen sind, und folglich auch die Vorschriften derselben nichts anders seyn werden, als die bekannten, und so oft wiederholten Grundsätze der allgemeinen Sittenlehre. Wollte man auch von gegenwärtigem Buche alles das wegnehmen, was von der letztern Art ist, so würde gar wenig davon zurück bleiben. Denn damit ist es doch noch nicht gethan, daß der Sittenlehrer immer den Soldatenstand im Auge behält, daß er auf ihn das Allgemeine anwendet, daß er die Lagen und Verhältnisse vorzüglich wählt, in welche dieser Stand versetzt, daß er endlich seine Beispiele hauptsächlich aus demselben entlehnt. Dies alles thut unser Verfasser; und giebt dem ungeachtet eine Menge von Rathschlägen und Verhaltungsregeln, die mit leichter, oft auch mit gar keiner Abänderung, für jeden Stand passen würden. Dahin gehören z. B. die Hauptstücke: von den Pflichten gegen das Vaterland; von der Ehre und Ruhmbegierde; von der Klugheit, Großmuth, Uneigennützigkeit, Mäßigkeit, Verschwiegenheit, Bescheidenheit, u. a. m. Bey dem allen leugnen wir indeß die Brauchbarkeit dieses Buchs im Ganzen nicht; und es wird dazu dienen können, vornehmlich den minder aufgeklärten Theil des Soldatenstandes, zu dem wohl unstreitig nicht bloß die niedern Ordnungen desselben gehören, von seinen Pflichten besser und vollständi-

ger

r zu unterrichten, und zum Nachdenken darüber zu veran-
ssen. Der Verfasser sah sich, bey einer angebornen Nei-
ung zu den Waffen, durch eine schwächliche Gesundheit, und
n Mangel an Glücksgütern, genöthigt, den Civilstand zu
ählen; und, da er sich weder mit der lehrenden, noch mit
r ausübenden Kriegskunst beschäftigen konnte, so war es,
ie er sagt, das größte Vergnügen seiner von Berufsgeschäf-
n freien Stunden, den Soldaten von der sittlichen Seite
ı betrachten. Die Einkleidung des Buchs ist, im Ganzen
etrachtet, seiner Absicht angemessen; und würde es noch
ehr seyn, wenn die Furcht, allzu trocken und systematisch zu
erden, den Verfasser weniger irre gemacht, und ihn we-
iger zu Ausstutzungen seiner Schreibart, besonders durch
lzu häufig eingemischte poetische Stellen, verleitet hätte.

Gr.

13. Haushaltungswissenschaft.

Joseph Carl Schmids, K. K. Raths, jubilirten Kameraladministrators, und ehmaligen Mitglieds des arbeitenden engern Ausschusses der ökonomischen Gesellschaft in Niederöstreich, praktischer Landwirth, in Beyspielen und Berechnungen. Prag und Wien, 1787. in der von Schönfeldschen Handlung. 8. 232 Seiten.

Von einem bereits jubilirten Wirthschafter eine solche prak-
ische Anleitung zu erhalten, muß wirklich Bewunderung er-
ecken, und da sie sehr gute Lehren enthält, geschätzt wer-
en. Wenn dann diese noch in einem guten Tone, und nicht,
oie manche unsrer Neulinge es anfangen, aber auch viel da-
urch verdorben haben, nicht sage ich, übertrieben vorgestellt,
der mit satyrischen Ausdrücken gegen die, welche nicht mit
ns eines Sinnes sind, vermischet werden, so ist Hoffnung
orhanden, daß sie Nutzen stifte. Der Recensent hat zwar
ür sich nichts neues oder unbekanntes in dieser Schrift gefun-
den:

den: aber um so mehr sie mit Vergnügen gelesen, als alles auf geprüfte Grundsätze gebauet ist, die Recensent eben so ausübet, und ausgeubt zu sehen wünschet; um so mehr hat Recensent Grund zu versichern, daß solche für den gelehrten und ungelehrten Wirth dienen kann: denn nur die manchmal undeutschen Ausdrucke, z. B. emphytevtische Wirthschaft, welche wir gleich am ersten Orte, als ein auf ewig überlassenes Guth erkläret haben würden; dies und die östreichische Schreibart abgerechnet, so wird man den Verfasser allgemein verstehen.

Bey der Güte dieses Buches will der Recensent sich nicht mit Auszügen aufhalten, denn er findet alles empfehlbar und lesenswerth, vorzüglich aber der Ausübung würdig. Demzufolge will er blos den Inhalt anzeigen, der Lehrbegierige wird dadurch gereizt werden, das Buch zu suchen.

Erste Abtheilung. Verschiedenheit der Landwirthschaften im Königreiche Böhmen. Erster Abschnitt: Ursachen, wegen welchen man die emphitevtische zu der vorhabenden Bearbeitung gewählet habe, S. 1. Zweyter Abschnitt: Vorschriften, welche ein jeder, der eine Landwirthschaft zu besitzen wünscht, gebrauchen soll, S. 6. Dritter Abschnitt: Langhergebrachte Gewohnheiten, und alt eingewurzelte Vorurtheile, zween mächtige Feinde der Aufklärung, S. 13.

Zwote Aufklärung. Verhältniß zwischen Acker, Wiesen, dem Kunstfutteranbau und dem Viehstande, S. 15. Erster Abschnitt: Unverhältniß der Grundstücke vermög der ersten Anstiftung, S. 27. Zweyter Abschnitt: Einstellung der Brache und Beweise ihrer Schädlichkeit, S. 32. Dritter Abschnitt: Abschaffung der Hutweide, S. 35. Vierter Abschnitt: Umwandlung der Grundstücke, S. 42. Fünfter Abschnitt: Eintheilung der Ackergründe in fünf gleiche Jahrslauffelder, S. 46. Sechster Abschnitt: Fünfjährige Bauabwechslung, S. 49.

Dritte Abtheilung. Verschiedenheiten der Dungarten, und derselben Erzeugung. Erster Abschnitt: Pflege des gewöhnlichen Stalldungs und Anlegung der Dunggrube, S. 55. Zweyter Abschnitt: Mergelgattungen und deren Eigenschaften, S. 60. Dritter Abschnitt: Andere natürliche und künstliche Dungsmittel, S. 70.

Vier-

So weit gehet der Inhalt dieses für Böhmen ungemein nützlichen Buches. Wenn nun wirklich hiebey eine oder meh- rere solche Wirthschaften in Böhmen vorhanden sind, die der Verfasser — als Kameraladministrator — in der Art, wie

er

er hier Vorschriften ertheilet, in Stand gestellet hat: so wissen wir nicht, warum man nach ausländischen neu seynsollenden Lehren, z. B. der Schubartischen ꝛc. so sehr dürstet. Des Verfassers Lehren sind ja weit, und um so mehr schätzbarer, als sie das Siegel der Lokalität für sich haben. Mit allem Rechte kann man dieser Schrift nachsagen, daß sie sich sehr vortheilhaft auszeichne, und dies unter der großen Menge von ökonomischen Schriften, womit wir seit einigen Jahren gleich einer Sündfluth überschwemmet worden, und die sich wohl so bald noch nicht verlaufen dürfte, da jeder, der nur ein Bischen Lectüre anfängt, oder geheime Sachen zu besitzen glaubt, gleich Beruf fühlt, ein ganzes Volumen zu ediren: wodurch Anfänger irre geführt werden, indem sie nicht wissen, wem sie mehr folgen sollen.

Von des Verfassers toleranter Denkungsart, da er nicht alles gewaltsam umgeschaffen wissen will, indem er die wichtigen Hindernisse sehr gut zu kennen scheint, kann folgendes, — zumal seine Hauptlehren auf Stallfütterung des Rindviehes, die eigentlich die nöthigste, und wenn nur diese allgemein bewirkt würde, schon ein großes gethan ist, abzielen, — zur Probe dienen. S. 39 sagt er: „Können und sollen daher die fast unübersteiglichen Widersprüche nicht gehoben, und der Menschheit gegen ein so unwiderlegbares Uebel nicht Hülfe geleistet werden, und müssen Huthweiden, Huthweiden bleiben, so ist nichts übrig, als der Wunsch, wenigst(ens) behutsamer mit dem Austriebe, mitleidiger mit dem Viehe, und aufmerksamer auf dessen Erhaltung zu seyn. Wollte man aber den Kleebau mehr begünstigen, und die Schädlichkeit der Brach- und Hutweiden näher beleuchten, wie viel würde man, wie eben bey dieser Wirthschaft im nachfolgenden 5. Abschnitte gezeigt werden wird, aus solchen urbarmäßigen Grundstücken durch Verwandlung der niedern nassen Huthweiden in Wiesen, und der trocknen in Aecker umschaffen, und nur die unpflegbaren Anhöhen und Berge zur Schaafweide beybehalten können?“

Das heißt in der That mit Vernunft ein Werk angreifen, das so schlechterdings nichts leichtes, und am wenigsten durch Machtsprüche oder Befehle ins Werk zu stellen ist. Lehren, und zwar auf zweyerley Art lehren, und doch auf keinen zürnen, der gerade nicht denkt, handelt und glaubt wie

wie der so lehrt; dies ist der Weg, womit man die Herzen gewinnet, und nach und nach das Gute immer eher bewirkt, als wenn man das Kind mit dem Bade ausschüttet.

Qk.

Güldenes A, B, C, für die Bauern; oder das Wesentlichste der Landwirthschaft. Nebst einem Anhang. Nachricht von jungen Obstbäumen, sowohl gewöhnlicher guter Arten, als auch ausgesuchten französischen Obstes, und anderer fruchtbaren Bäume; welche zu Kronberg theils zwerg-, theils hochstämmig in kleinen und großen Lieferungen zu bekommen sind. Für Liebhaber der Gärtnerey, Landwirthschaft und der Oekonomie. Von J. L. Christ, Erstem Pfarrer zu Kronberg an der Höhe — — — Frankfurt, im Verlag der Herrmannschen Buchhandlung, 1787. 8. 182 Seiten.

Ob das Werkchen nicht einen zu hohen Titel: Goldenes A, B, C, habe? wollten wir wohl mit Ja zu behaupten uns getrauen. Indessen da sich der V. doch so kurz als möglich gegriffen, und ziemlich deutlich gelehret hat, so kann man das Werkchen nach dortiger Lokalität den Maynzer und benachbarten Bauern wohl gönnen.

Oekonomischer Katechismus des Kleebaues — nach den Grundsätzen der H. G. K. Schubart von Kleefeld, A. R. Riem und anderer bewährten Oekonomen in unterhaltenden Gesprächen abgefaßt von J. E. Werner, Pfarrern zu Noeda im Chursächs. Erfurt, 1787. bey Keyser, 164 Seiten in 8vo.

Was der Verfasser auf dem Titel von seinem Katechismus sagt, daß er gemeinverständlicher und gründlicher Unterricht

terrichtet sey, wie die drey vornehmsten Futterkräuter, der Spanische- und Luzernklee, nebst der Esparsette auf die vortheilhafteste Art anzubauen, im Sommer und Winter zu behandeln, und zum Flore der Landwirthschaft zu verwenden: alles dies bestätigen wir einiger Maaßen von Herzen gerne; ob sich gleich das gemeinverständliche und das gründliche vom Unterrichte mehr von andern, als vom Verf. selbst gesagt zu sehen, schickte: wir wollen auch gerne glauben, daß das Lob, was er S. 18 von Schubart — und S. 20 von Riem — aufstellt, seine Herzensmeynung sey; auch wollen wir annehmen, wenn er S. 21 Schubarten den Luther, und Stumpfen den Melanchthon nennt, daß es bey ihm gelten können, mags auch geschehen, da andere schon Schneidern (in Merseburg Rentsekretär) für den Melanchthon erkläret, daß sich diese nun darüber streiten, wer der stärkste Melanchthon sey; so wird doch dieser Streit Gewinnst fürs Publikum seyn, weil sich auf diese Weise jeder beeifern muß melanchthonischer, d. i. immer angenehmer und nicht donnernder zu schreiben.

Aber daß der Verf. wirklich und durchaus gemeinverständlich geschrieben habe, das gilt nur, wie wir oben sagten, einigermaaßen: denn in diesem Falle müssen alle Provinzialwörter verbannet, oder wenigstens erkläret werden. Das ist aber hier nicht geschehen: doch weiß Recensent auch nicht, ob der Verf. vielleicht seinen Katechismus blos für die Erfurtische Gegend, wo er auf einem Chursächsischen Dorfe Pfarrer ist, geschrieben hat; daher mag dieß so hingehen, zumal wo ihn wohl jeder in dieser Gegend verstehen wird. Ausserdem hätte zunächst diesem auch das Ackermaaß, das Gewicht u. s. m. gegen andere verglichen und bestimmt werden sollen. Dies abgerechnet, kann sein Katechismus für jene Gegend von ungemeinem Nutzen werden: besonders wenn der Verf. mit der Zeit Gefallen tragen wird, noch manches erst von Irrthümern, die ihm aus Mangel genugsamer Erfahrung mit untergeflossen seyn dürften, oder wo er seine Autoren, die er nützte, nicht genug verstanden hatte, zu reinigen.

Von der Materie selbst zu reden, würde für unsre Leser zum Ekel seyn, da der Futterbau seit geraumer Zeit, und wie billig, zum Modegespräche und leider mehr als zu viel zur Modeschreiberey — daß man kaum mehr weiß — was

as man kaufen und wem man folgen soll — gewonn
en.

Nur ein einziges Sätzchen wollen wir näher beleuchten: uf der 123sten Seite sagt der Verf. vom Saamenzeugen es Klees: daß er hierin ganz Schubartisch sey, sein Bedürfniß, und etwa Zweydrittel drüber, zu erbauen; weil er den cker aussauge. Wenn dann nun die Zweydrittel zum Nachsäen oder aufs andre Jahr bey Mißrathung in einem oder dem andern Jahre vonnöthen seyn möchten: wer wird enn nun zum Verkaufe etwas bauen? Also dürfte man uch von keinem Roggen, keinem Waizen mehr als das eigene Bedürfniß, erbauen, weil sie den Acker aussaugen? Und wie, wenn ein Pfarrer dem andern bewiese, daß das Aussaugen eben noch nicht so ausgemacht sey, wie es Schubart angegeben? Wie, wenn es ein intimer Freund des Schubart's sogar öffentlich gethan hat, und durch seine und seines Nachbars Versuche beweisen konnte, daß das Aussaugen selbst von 2 — 3 jährigem Klee, und sogar auf einem 2 Jahr hintereinander zum Saamen gewidmeten Kleeacker nicht gelte. Hr. Pastor Scholze ists, der im neuesten Stück der Schlesischen Provinzialblätter, November, 1787. S. 400 f. davon handelt, sagt: daß dieses doch in der That doppelt wider die Schubartische Warnung, die da heißt: „Für überflüßige Kleesaamen Zucht warne ich wohlmeynend; so sehr der Klee, wenn er vor oder in der Blüthe abgemähet wird, die Felder düngt und bessert, so sehr saugt er aus, (beydes war andern nur nachgeschrieben,) wenn man den Saamen reif werden läßt;" mit allem Bedacht gesündigt sey! Diesen Streit mag dann nun ein Pastor mit dem andern ausmachen: wir wollen uns nicht weiter drein mischen; zumal als wir wissen, daß sich nur im zweyjährigen Kleefelde ein Unterschied in Rücksicht des Aussaugens zwischen Saamenklee und Blüthenklee zeige; daß dieses auch nicht so gräßlich sey, als mans vorstellet, und daß ⅓tel so viel Dung alles das Aussaugen gegen jedem andern Feuchtaussaugen gut mache; endlich, da ein ins 3te Jahr gestandener Klee gar nicht aussauget — weßfalls wir auch all unsern Saamenklee von 3jährigem Wuchse erziehen — weil die Ruhe des zweyten Jahres dem Acker schon wieder die Kräfte gegeben hat, welche vom Saamentragen im 3ten genommen werden. Diesfalls können wir einem jeden anrathen, in dieser Masse getrost Saamen zu erziehen,

so viel er will, und er für sich, als auch zum Verkaufe zu sammeln für gut und rathsam findet. Und so geben wir dem Hrn. Werner Beyfall, wenn er S. 124 schreibt: „Mittelmäßiger Klee, sagt Hr. Riem mit Recht, ist zum Saamen am dienlichsten:“ denn, wir fügen hinzu, das ist gewöhnlich der dreyjährige, selten der fette und dicht stehende zweyjährige; es wäre dann, daß er zufällig auch dünn oder mittelmäßig stünde. Nun, um unsern Lesern nicht mißfällig zu werden, kein Wort weiter.

Mt.

Oekonomisches Tagebuch für Hausväter und Hausmütter. Zweyter Band. Halle, bey Gebauer. 1787. 8. 380 Seiten.

Der zweyte Theil ist wie der erste, nichts als Compilation, wörtlicher Auszug, z. B. aus Mayer'n, dem Veterinarius, Gläser'n, Riem u. a. m. Es bedarf also wohl keiner weitern Anzeige. Denn die ökonomischen Leser, die dieses Buch zu kaufen im Stande sind, besitzen schon alles wenigstens zum größten Theil, was hierin aufs neue und compilirt verkauft wird; oder sie haben noch mehr, weil dieses Tagebuch die Kupfer der Originalien nicht enthält, worauf sich der Herr Compilator beziehet.

Qk.

---

14. Vermischte Nachrichten.

Die liefländische Iris. Von M. G. Arvelius. Erster Theil. Reval, 1784. 12 Bogen, 8.

Diese neue Iris erreicht bey weitem ihre ältere Schwester nicht, so wenig auch selbst diese an Verstand und Witz übrig hatte. „Das Buch,“ sagt der Herausgeber in einer sehr geruwitzigen Zueignung an seine Landsmänninnen, „wovon „ich Ihnen hiemit den ersten Theil in die Hände gebe, soll „theils lustigen und scherzhaften, theils traurigen und ernst-„haften

haften Inhalts seyn." Recensent hat weder etwas wirklich
ıstiges, noch etwas wirklich trauriges finden können. Die
rosaischen Aufsätze sind schwülstig, gesucht und doch leer, die
oetischen matt, alltäglich und nachgeahmt. Bey den mei-
:en Stücken entdeckt man mit leichter Mühe das Gedicht,
as der Nachahmer kopirte. Ein Schriftsteller, der für das
Vergnügen und den Unterricht des schönen Geschlechts schreibt,
ollte sich vorzüglich einer reinen und natürlichen Sprache be-
leißigen, unser Verf. hingegen treibt eine unverzeihliche
Sprachmengerey. Es wimmelt auf allen Seiten von fran-
ösischen Wörtern, die mit lateinischer Schrift gedruckt sind,
ınd dem Buche ein buntes, barockes Ansehn geben. Auf je-
er Seite stolpert man über ein etus, Dames, rendez-vous,
ête - à - tête, exprès, entrevue, entrée, attitude und
. m. Nur ein paar kleine Proben von des Verf. Manier
n gebundener und ungebundener Rede. Erst eine prosaische
Schilderung: „Ha! hier sind wir an der Nordseite (des
„Kirchhofs)! Sehn Sie, hier werden die Bösewichter be-
„graben, die sich selbst das Leben nahmen. Dies hier ist das
„Grab eines Sklaven, der seinen Herrn, einen Tyrannen
„erschlug. Das da schließt einen Dieb ein, der einen Rei-
„senden plünderte. Hier schläft ein Landmann, der sich in
„Brandtwein übernahm, und in der Trunkenheit den Geist
„aufgab; sein Weib hatte ihn zu Hause gequält, und er gieng
„in die Schenke, und ward entseelt zu ihr zurückgetragen.
„Dort schläft ein Mädchen, das der Frucht ihres Leibes den
„Tod gab — es ist schauerlich hier, meine Theuersten! —
„schrecklich!" — Folgende Reime sollen Verse seyn:

An das Schicksahl.

Geheimnißvolles, ewges Schicksahl, hebe
Nur einen Augenblick den dichten Vorhang auf,
Und zeig' nur einmal mir den künftgen Lebens-
lauf,
Damit ich nicht in ewgen Zweifeln schwebe!

Weit mehr, als den nach langen finstern Zeiten
Des klugen Arztes Meisterhand vom Staar befreyt,
Das malerische Bild der schönen Schöpfung freut —
Mehr Wonne würde mir der Blick bereiten.

Ich sähe dann, in anmuthsvollen Gängen,
Bezeichnet jeden Punkt! — gemessen jeden Raum! —

Doch ach! wo bliebe da der Freyheit goldner Traum?
Barmherzges Schicksahl, laß den Vorhang hängen!
Barmherziger Dichter, laß die Feder ruhen!

Rh.

Kirchenkronik oder geistliches Vademecum vom Verfasser der Briefe des Faustins. Erste Sammlung, auf das Jahr 1784. Kempten, bey der typographischen Gesellschaft, 152 S. 8.

Die Idee eines geistlichen Vademecums, worin die neuesten Beweise priesterlichen und vorzüglich mönchischen Betrugs, Unsinns, Aberglaubens und Unwissenheit gesammelt, und demjenigen Theil des Publikums, das solche Schriften noch braucht, zur Lehre, Warnung und Belustigung — denn diejenige Lehre findet doch immer am meisten Gehör, die zugleich belustigt — vor Augen gebracht würden, verdient wirklich Beyfall. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß diese Idee von einem andern Schriftsteller ausgeführt worden, als dem Verf. der Briefe Faustins, der sich, wie bekannt, weder auf Schimpf noch auf Ernst sonderlich versteht. Demohngeachtet kann diese Sammlung an Orten, wo der Geschmack noch in der ersten Kindheit ist, und wo der Spott, wenn er wirken soll, durchaus etwas plump seyn muß, Nutzen stiften. Mehrere katholische Länder Deutschlands stehen jetzt auf derjenigen Stufe der Cultur, wo Spott das sicherste und wirksamste Mittel gegen Aberglauben und Pfaffenbetrug ist. Wer in einem Lande, das noch ganz in der Nacht der Unwissenheit und unter dem eisernen Szepter der Hierarchie schlummert, Aberglauben und Vorurtheile durch Spott bekriegen will, der wird das unfehlbare Opfer seiner Verwegenheit. Die Philosophie muß immer den ersten Grund zur Aufklärung und Erleuchtung legen. Die Menschen müssen durch sie wenigstens so weit gekommen seyn, daß sie anfangen, an Sachen und Personen, die sie bis jetzt mit Unrecht als heilig und göttlich verehrt hatten, einzelne Schwächen und Widersprüche zu bemerken; sie müssen anfangen, zu zweifeln, mit Einem Worte, zu denken. Ist es aber einmal so weit gediehen, so kann der witzige Kopf, dem es indeß auch nicht an Philo-

hilosophie fehlen muß, getrost auftreten. Er wird in kürzer Zeit durch Spott und Laune mehr Thorheiten und Aberglauben verscheuchen, als der blos räsonnirende und argumentirende Aufklärer. Doch auch diese Periode, wo Spott das wirksamste Gegengift des Aberglaubens, und das beste Mittel zur Aufklärung ist, hat ihre Grenzen. Spott und satyrische Laune sollen dem Irrthum die Maske der Wahrheit, Menschensatzungen den Schein der Göttlichkeit entreißen, aber nicht gegen Wahrheit und Religion überhaupt gleichgültig machen. Sobald die Hindernisse, die dem freyen Gebrauch der Vernunft im Wege lagen, weggeräumt sind, und ihre mächtigsten Feinde und Despoten ihr Ansehen und ihren Einfluß wenigstens zum Theil verlohren haben, dann darf und muß die Philosophie kühn hervortreten, den Schleier der Ironie vor ihrem strahlenden Antlitz hinwegnehmen: dann kann sie ihrer weisen Herrschaft über die so vorbereiteten Gemüther gewiß seyn. Dies ist die allgemeine Geschichte der Aufklärung zu allen Zeiten und unter allen Nationen. Manche katholische Länder sind, wie gesagt, schon so weit gekommen, daß wenigstens von einem Theile seiner Bewohner, und das ist vor der Hand schon genug, Spott über Aberglauben, Schwärmerey und Mönchsbetrug nicht mehr als eine Beleidigung des Staates und des Himmels angesehen und bestraft wird, so kann man hoffen, daß diese Länder mit der Zeit auch die höhere Stufe der Aufklärung, wo die Wahrheit sich unverhüllt zeigen darf, ersteigen werden. Jeder Schriftsteller, der etwas zu Beschleunigung dieses glücklichen Zeitpunkts beyträgt, verdient Dank, sollte auch gleich sein Beytrag, wie der Beytrag unsers Verfassers, nur klein und wenig bedeutend seyn. Da diese Schrift, die keines genauen Auszugs fähig ist, doch nur den wenigsten unserer Leser zu Gesichte kommen dürfte, so wollen wir wenigstens ein kleines italienisches Gedicht über die Aufhebung der Jesuiten, das wir mit Vergnügen hier gelesen haben, in der Uebersetzung auszeichnen. „Ricci schüttelte sein stolzes Haupt, rief seine „Gesellen zu sich und sagte: Kinder, hier bring ich euch eine „niederschlagende Nachricht, der verderbliche Clemens unterschrieb das Urtheil unsers Todes. Er verbannt uns vom „Erdkreis, als Feinde des Himmels, die die Unschuld unterdrückt, Könige gemordet und Treu und Redlichkeit gebrochen. Aber laßt unsern gewohnten Muth nicht sinken, jeder versehe sich mit einem verborgenen Dolch, und mit ver-

„glitetem Wasser. Der soll nicht leben, der uns das Leben „mißgönnt! und so, indem er seinen heftigen Zorn im Busen „erstickte, drehte er dreymal die scheelen Augen umher, und „— schwieg!“

Ga.

Anleitung zur primitiven gaballistischen Wissenschaft und zur symbolischen Zahlenkenntniß für alle Sprachen anwendbar. Den Söhnen des Lichts gewidmet von J. J. J. W. G. Gedruckt zu Heliopolis in Egypten.

Wir gestehen es, daß wir nicht zu den Söhnen des Lichts gehören, denen diese Schrift gewidmet ist, und also auch das hohe Licht darin nicht finden können. Vielleicht geht es uns, wie einem, der auf einmal zu viel Licht kriegt, und geblendet wird. Allein wozu diese Dedikation an die Söhne des Lichts, wenn sie das schon sind? Doch ist der V. vielleicht ein Vater des Lichts, der seinen Söhnen nicht alles Licht auf einmal giebt.

Im Ernst! Wir würden dieser unsinnigen Schrift nicht einmal Erwähnung gethan haben, wenn es nicht curiositatis gratia geschähe. Es ist nichts neues. Denn Rez. könnte die Bücher nennen, aus denen alles dies tolle Zeug ausgeschrieben, und wieder aufgetischt ist.

Das Titelkupfer entspricht dem Titel völlig, und das Motto unter demselben die einzige Wahrheit in dieser Schrift:

> Le hazard quelque fois nous eleve en un rang
> Où nous n'aurions osé pretendre.

Das letzte wohl wahr, wenn man diese Söhne des Lichts mit denen, welche dem Licht der Natur und der Vernunft folgen, in Parallel setzt. Zur Ehre unsres Vaterlandes können wir versichern, daß es kein deutsches Produkt ist.

St.

Der

Der deutsche Zuschauer. Funfzehntes, sechzehntes und siebenzehntes Heft. 1787.

Auch in diesen drey Stücken haben die Herausgeber das Interessante mit dem Unterhaltenden ganz gut zu vereinigen gewußt. Die wichtigsten Aufsätze in denselben sind die Beyträge zur Geschichte der deutschen Nunciatursache, die verschiedenen Nachrichten von Schlesien, der Aufsatz von den Grundsätzen der wahren Rosenkreuzer. N. 44. im 15ten Hefte giebt gute Kenntnisse von dem Schlesischen Bergbau. Um Sprattau und Bunzlau sind einige Eisenwerke, wo man gute Wiesenerze verschmelzt, Gußwaaren macht und Stabeisen ausfertigt; in Auerbach ein Blaufarbenwerk, in welchem jährlich über 1000 Centner ordinaire blaue Farbe verarbeitet werden; in Schreibershau im Fischbergischen ein Vitriolwerk, wo man Kupfer- und Eisenvitriole fabricirt; zu Rudelstadt bey Kupferberg ein beträchtliches Kupferbergwerk, wo jährlich 300 Centner Garkupfer gemacht werden können; hinter Schweidnitz um Waldenburg sind 29, und in der Grafschaft Glatz um Neurode 8 Steinkohlengruben; jene setzen jährlich über 400, und diese gegen 100 Scheffel Kohlen ab; bey Reichenstein ist ein Arsenikalbergwerk, wo man jährlich gegen 1500 Centner Arsenik fabricirt, und die in Sachsen geheim gehaltene Kunst, rothen Arsenik zu verfertigen, erfunden hat. In der Standesherrschaft Beuthen wird an mehreren Orten Galmey gefunden. Die alten Bergwerke von silberhaltigem Bley sind so, wie das alte Zinnbergwerk, bey Giehren wieder aufgenommen worden. In dem sechzehnten Hefte kommt eine Nachricht von dem Bergbau zu Tarnowitz aus den Schlesischen Provinzialblättern vor. Er wird so beträchtlich, daß man schon seit einiger Zeit im Durchschnitt wöchentlich 300 Centner gewinnt, und sich immer mehr Gewinn versprechen kann, je mehr die Gruben bebauet werden. Gegenwärtig wird in 5 Schächten gearbeitet. Die kurze Erfahrung von 1½ Jahren hat die Erwartung der Einwohner vollkommen befriedigt, weil der Erzbestand innerhalb dieser Zeit 4540 Centner ausmachte. Nach dem Verf. der Grundsätze der wahren Rosenkreuzer hat der zu Braunschweig verstorbene Baron von Pfeiff die Rosenkreuzerischen Handschriften des bekannten le Brün für 800 Rthlr. an sich gekauft. Die Nachricht, welche der Verf. von diesen Handschriften,

die er selbst in Händen gehabt hat, mittheilt, ist zwar nicht vollkommen befriedigend, aber doch unterrichtend. Ob aber le Brün, wie er behauptet, der letztre wahre Rosenkreuzer gewesen sey? daran zweiflen wir noch sehr. Ueber den Verf. der Schilderung Schlesiens, die in diesen Heften fortgesetzt wird, haben wir schon einmal unsre Meynung gesagt. Es blickt zu viel Unmuth, zu viel Nationalbitterkeit unter den Wahrheiten hervor.

Fe.

Gebete der hochdeutschen und polnischen Juden, aus dem Hebräischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, von Isaak Abraham Euchel. Königsberg, 1786. Ohne die Vorrede 478 Seiten, in 8vo.

Da die Gebete, Gesänge u. dergl. in den Synagogen immer in hebräischer Sprache verrichtet werden, selbige aber dem größten Theil des Volks unbekannt ist, so liefert der Herausgeber seinen deutschen Brüdern und Schwestern hier eine ihnen verständliche Uebersetzung zum häuslichen Gebrauch, damit sie, imgleichen Christen, welche eine Synagoge besuchen wollen, wissen mögen, was gebetet wird. Zu dem Ende meldet er nicht nur, an welchen Tagen und in welcher Ordnung die Gebete geschehen, sondern über jedem Stück findet man auch desselben Benennung mit hebräischen und lateinischen Buchstaben.

Inzwischen ist er nicht der erste, welcher an eine solche Arbeit sich machte; schon Mardachai Venture hat von den Gebeten der portugiesischen Juden eine französische Uebersetzung geliefert, und in Berlin ist eine mit hebräischen Lettern gedruckte vor einiger Zeit an das Licht getreten. — Die im Anhang befindlichen Anmerkungen enthalten Nachrichten von den Verfassern, von manchen in der Synagoge gewöhnlichen Gebräuchen u. dergl.

Da des Sommers auch die Massechet Aboth (welche hier in der Uebersetzung eine Sammlung von Grundsätzen heißt,) in der Synagoge gelesen wird, so liefert der Herausgeber im Anhang gleichfalls davon eine Uebersetzung, nebst Erläuterungen. Selbige ist schon vorher in mehreren Sprachen

en an das Licht getreten, und enthält bekanntermaaßen we-
g Anziehendes.

Die Uebersetzung, in welcher blos die Psalmen und Stel-
n aus den Büchern Moses, von dem verstorbenen Moses
Mendelssohn entlehnt sind, ist gut gerathen, ob sie gleich
n und wieder etwas deutlicher seyn könnte. Die Stelle S.
11, wo die Gemeine spricht: „Ein Lobgesang für seine
Frommen! für Israelen ihm verwandtes Volk,"
heint ein blosser, aber nicht bemerkter, Druckfehler zu seyn;
ermuthlich soll es heißen: für Israel ein ihm verwand-
es (oder noch besser: das ihm verwandte) Volk. Die
usdrücke Reem und Gewild im 29sten Psalm V. 6 und 9
D. 13, hätten billig gegen bessere sollen vertauscht werden.
uch kommen manche Sprachfehler vor, sonderlich sind die
mperative oft mißlungen, daher stößt man z. B. auf begnä-
ige S. 80, gebe, vergebe S. 163, verwerfe S. 239, an-
att begnadige, gieb, vergieb, verwirf; und in der Anzeige
er Druckfehler steht durchgängig lese anstatt lies.

Uebrigens zeigt der Uebersetzer nicht nur gute Einsicht,
ondern auch Geistesstärke sich über manche herrschende Vor-
rtheile hinwegzusetzen: daher erkläre er in der Vorrede S.
XVIII, daß er zwar um Ungelehrten kein Aergerniß zu geben,
nstatt Jehova immer Gott den Ewigen nenne, aber über-
eugt sey, daß man auch jenen Namen ohne Versündigung
ussprechen könne.

Jk.

Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen zur Aufnahme der Mathematik, der vaterländischen Geschichte und der Naturgeschichte, zum Druck befördert von Ignaz Edlen von Born. Sechster Band, mit 7 Kupfern. Prag, 1784. bey Gerl. 8. 406 Seiten.

Mit diesem Bande wird die Ausgabe der Schriften, dieser
so thätigen Gesellschaft, unter diesem Titel beschlossen; die
aber, wie bekannt, bereits die Fortsetzung unter dem Titel:
Physikalische Arbeiten, bekannt gemacht hat. Die erste Ab-
handlung ist vom Pater Gelasius Dobner, und betrift die
Gränzen von alt Mähren, oder des großen Mährischen Reichs

im neunten Jahrhundert. In einer Schrift des Hrn. Stephan Salagius de statu ecclesiae Pannonicae 1777 fand der Verf. einige dem Ruhm des heutigen Markgrafthum Mährens nachtheilige Sätze, welche diese Abhandlungen verursachten. Johann Tesanaks geometrische Betrachtungen. Sie betreffen folgende Aufgabe. Wenn alle auf den Umkreise einer Ellipse senkrecht stehende gerade Linien, einer gegebenen, gleich gemacht werden, so, daß auf diese Art eine krumme Linie entsteht, so soll nicht allein die Länge dieser Linie, sondern auch die Quadratur, des zwischen jener Linie und der gegebenen Ellipse enthaltenen Raums gefunden werden. Abhandlung über den Demant von J. E. Grafen von Bebea, enthält Bemerkungen, die er auf seinen Reisen durch Europa, über die Gestalt der rohen Deamanten, gemacht hat, und folgert, daß die wahre natürliche Gestalt nicht allgemein acht Seitig sey, sondern daß viele dieser Steine, besonders die Brasilischen sechs Seitig gefunden würden. Raphael Ungers Gedanken von dem Zustande der Schulen und der lateinischen Litteratur in Böhmen vor Errichtung der hohen Schule in Prag. Josephs Staplings Fragen über das Erdbeben. Er sucht gegen Haller und Krüger zu beweisen, daß das Erdbeben nicht von Elektricität herrühre, indem er ihre Beweise zu entkräften sucht. Nimmt aber ein elastisches Wesen (dessen Namen er aber nicht angiebt) so an den Orten entsteht, wo viel Eisen, Vitriolsäure, Schwefel und Kiese vorhanden sind, zur Ursache, an. Eben desselben Anmerkungen, so zur Erläuterung einiger Sätze dienen, so in den Anfangsgründen der höhern Mechanik des Herrn Kästners vorkommen. Von Mittelpunktskräften. Der nicht freyen Bewegung. Krumme Linien. Pendul. Nachricht von verschiedenen Knochen, nicht einheimischer Thiere, so in Böhmen gefunden werden, von J. Mayer, mit 2 Kupfer. Elephantenzähne, Zähne des Mannatus sammt sein Knochen. Hörner, die länglicht gestreift, und zu einem unbekannten Büffelgeschlechte gehören, sind abgebildet. Krötensteine.

Historische Untersuchung, woher die Slaven ihren Namen erhalten haben. Von Joseph Dobrowsky, wird abgebildet von Sluli, wovon Slawiti Slowiti abstammet. Deshalben wären Slawen Leute, die in ihrer Sprache bedeutende Namen führen, Leute, die ihre Benennungen haben. F. M. Pelzel über das Vaterland des Jacobus de

Misa

ìisa, genannt Jacobellus. Er war zu Mieß in Böhmen, nd nicht zu Meißen gebohren. Beschreibung des Mäusehachts, so von den Böhmen Missylanee genannt wird, von oseph Mayer. Er wohnt in den gebürgigten Gegenden öhmens, läßt sich nur in der Dämmerung sehen, frißt chts als Mäuse, und gehört zu dem Geschlechte Accipitrum ygorgorum des Willongbii. Naturgeschichte der Schildause des Rosenstrauchs, von Karl von Sandberg. Die Weibchen sind orangegelb, durchsichtig, geflügelt, und die berfläche des Körpers ist ungleich. Das Männchen ist kleier und nicht geflügelt. Versuch über die Torferde, von D. J. König. Er nahm eine Menge Torf, goß Wasser darauf, daß es die Gestalt eines Breyes hatte. Diesen reinigte r vermittelst eines Drathsiebes, von denen Pflanzentheilen hleimete er das übrige, trocknete es, und erhielt eine brauchare Köllnische Erde. Nachricht von merkwürdigen Böhmihen Mecänaten, und einigen ihnen sowohl von einheimihen, als auswärtigen Schriftstellern dedicirten Büchern, on Adauctus Voigt. Johann Tessanecks Betrachtungen ber eine Stelle der allgemeinen Arithmetik J. Newtons, ie betrift die 57ste Aufgabe, und wird gezeigt, wie derselbe uf die Auflösung gekommen. Franz Steinsky über eine in Stein gefundene Münze, nebst Abbildung. Der Stein war in Sandstein, und die Münze ein schlesisches 6 Groschen Stück von Sigismund dem III. König in Pohlen. Ant. Arnals Meteorologische Beobachtung von 1782. Bey diesem Bande befinden sich die Bildnisse vom Hrn. F. M. Pelzel und Hrn. Raphael Ungar.

Rg.

Ueber Jesuitismus, Lavaterianismus, Urlspergerianismus und deren Ursachen, von Tsienkieng, einem chinesischen Mandarine. Krakau, 1787. 62 Seiten, 8.

Schade daß die wichtigen und treffenden Wahrheiten, die in dieser Brochüre über die genannten Gegenstände gesagt werden, durch die theils abgenutzte, theils ganz unpassende Einkleidung, die ihnen der ungenannte Verfasser zu geben beliebt hat, schlechterdings ihren Zweck verfehlen müssen! Die miß-

mißlungene Nachahmung des Tones in den Marokkanischen Briefen ist sehr auffallend — „Luther war ein [illegible] Kerl“ — „seine Nachfolger in der Lehre waren erbärmliche Schöpse“ — u. dergl. kräftige Tiraden, tönen auch [illegible] im Munde eines chinesischen Mandarins ungezogen. Der Verf. glaubte sich das Ansehen eines unbefangenen Mannes zu geben, indem er sich in einen Chineser travestirte. „Vielleicht, sagt er S. 4, daß die Worte eines unbefangenen Mannes — eines Chinesen, bey euch einen desto größern Nachdruck haben“ — Um dieses auszuführen, hätte er mit der Geschicklichkeit eines Montesquieu (in den lettres persanes) zu Werke gehen müssen. Aber so wie er sich dabey benommen hat, erscheint er eben darum weniger unbefangen, weil er als Chinese auftritt. Nur der Befangenheit die ihm in dieser Eigenschaft zukömmt, kann man es zuschreiben, wenn er den Teutschen den albernen Rath giebt S. 11, die Bibel außer Kurs zu setzen. — S. 13 die griechische und lateinische Sprache aufzugeben u. dergl. m. Hierdurch hat er nun das ganze Zutrauen auf seine Unbefangenheit verwirkt, und man ist bey allem übrigen, was er auch Wahres und Brauchbares über Jesuiten, Lavatern und die Gesellschaft der Reinen Lehre sagt, eben darum mißtrauischer, weil es dieser rauhe, einseitige, eingebildete Chinese sagt. Ein neuer Beleg, wird Lavater und Urlsperger, und Stark und Demarees, und das ganze Heer der gchar[illegible]schten Verfechter der reinen Lehre ausrufen: — „Ein neuer Beleg, daß „unsre Gegner keine anderen sind, als die Gegner des „Christenthums selbst.“ Dies ist das Liedchen, was diese Herren so gerne anstimmen! — Wenn daher dem Verfasser das Interesse der wahren Aufklärung wirklich so sehr am Herzen liegt, so ersucht ihn Recensent, welcher wahre Aufklärung, nicht aber Mißbrauch liebt, nichts weiter in dieser Manier zu schreiben. Denn leider steht S. 5 folgende Drohung: „Voraus muß ich melden, daß ich gedenke euch mit der Zeit meine Betrachtungen über eure Religion, Staatsverfassung u. s. w. weitläuftig mitzutheilen; denn ich fühle mich, daß ich euch dabey große Wahrheiten sagen kann, die, wenn sie gut aufgenommen werden, gewiß recht viel gutes stiften müssen. Eure Fürsten, Ministers, Edelleute, Professoren, Priester und lateinische Schulmeister sollen dann zum Theil meine Mandarinen Geisel!! fühlen; wenn sie

sich

ch unterdessen nicht zu andern vernünftigen Leuten gesellen wollen.“ Gott bewahre!

Kk.

Nachrichten.

Hr. von Archenholz in Hamburg kündigt auf Subscription ein Werk über die brittische Geschichte an. Sein Vorsatz ist, alle Jahr einen Band brittischer Annalen in deutscher Sprache nach folgendem Plane zu liefern: Die neueste Geschichte des brittischen Reichs vom Anfange des Jahrs 1788 in allen ihren Theilen, soll hier nicht Paragraphenweise, wie im Mercury, sondern ganz in historischer Form erscheinen. Man wird darin die Fort- oder Rückschritte der Britten in allen Zweigen ihrer Cultur durch Thatsachen bezeichnet finden; ferner die Verhandlungen ihres Senats, nicht Zeitungsmäßig erzählt, auch nicht in Bruchstücken, wie die politischen Zeitschriften, sondern in einem großen Gesichtspunkt dargestellt; die Litteratur und Kunstgeschichte im Zusammenhange; die neueste Statistik des Reichs in Bezug auf Staatseinkünfte und Staatsschulden, auf den Zustand der Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, auf Bevölkerung, Handel und Industrie, desgleichen den Geist neuer Gesetze, neue Erfindungen, wenig bekannte oder veränderte brittische Sitten und Gebräuche; Bizarrerien einzelner Menschen, um die Verirrungen des menschlichen Verstandes bey vernünftigen Personen zu bezeichnen; die merkwürdigsten Rechtshändel, Entwürfe und Lustbarkeiten. Da man dabey die Würde der Geschichte nie aus den Augen verliehren wird; so werden viele Vorfälle, die als Neuigkeiten des Tages in einem Zeitungsblatt nothwendig figuriren müssen, hier weggelassen, andere zum Theil bekannte ergänzt, andere berichtigt, noch andere, die nie im Mercury standen, weil der Herausgeber sie nicht in den gewöhnlichen Quellen fand, und sie folglich als Neuigkeit zu spät erfuhr, hier erzählt, und überhaupt alle bewährte Thatsachen im Zusammenhang historisch und philosophisch dargestellt werden, so daß selbst die Leser des Mercury hier neue Gegenstände, und eine neue Lectüre finden sollen. Ein je-

der

der Band wird 28 bis 32 Bogen in 8vo auf schön Papier sauber gedruckt, enthalten, und mit dem Bildniß eines berühmten lebenden Britten geziert seyn. Der Anfang wird mit dem Portrait des jetzigen Staatsministers Pitt gemacht werden.

Wer auf 10 Exemplare subscribirt, erhält das 11te frey. Man wendet sich deshalb aber nicht an Hrn. von Archenholz, sondern an die Hoffmannische Handlung in Hamburg, und die Tazelische in Wien.

* * *

Die J. G. Fleischerische Buchhandlung in Frankfurt am Main besorgt eine Ausgabe von *Pallas Flora Rossica*, wovon kürzlich in Petersburg der erste Theil erschienen. Herr Hofrath und Professor Succow in Heidelberg — dessen Verdienste um die Botanik bekannt sind — wird diesem Werk durch gehörige Abkürzung noch mehr Gemeinnützigkeit zu geben suchen. Der erste Theil soll auf Subscription Jubilate Messe 1789 erscheinen, wovon die Bedingungen nächstens bekannt gemacht werden sollen. Wenn sich eine gehörige Anzahl zu illuminirten Exemplaren findet, so soll das Publikum auch damit befriediget werden. Im Juli 1788.

* * *

Ein sehr wichtiges Werk haben wir gegen Ostern 1789 zu erwarten, nämlich: **Virgils Landbau, übersetzt und erklärt von J. H. Voß.**

Hr. Voß hat deshalb eine besondere Nachricht bekannt gemacht. Wir ziehen daraus folgendes aus, indem daraus erhellet, welcher Gewinn für die deutsche Litteratur dieses Werk seyn werde.

„Wenn dieses lehrreiche und angenehme, aber tiefgedach„te Werk, das schon für den Römer eines Erklärers bedurf„te, auch Deutschen von gewöhnlicher oder gar keiner Schul„gelehrsamkeit verständlich seyn sollte: so mußte ich die Mühe „nicht scheun, einen Kommentar zu schreiben, in welchem „die Geschäfte des römischen Landbaus, die öffentlichen und „häuslichen Gebräuche, die Vorstellungen von göttlichen und „menschlichen Dingen, Fabel, Welt- und Sternkunde, Na„turlehre, Geschichte, Länderkenntniß u. s. f. samt den Ein„flüssen griechisches Geistes auf die Denkart und den Kunst„fleiß unsers Dichters erklärt würden. Man denke nicht, daß

„ich

„ich nur die Mühe des Auswählens gehabt habe. Mit dem „Entschlusse, nichts, so weit ich untersuchen konnte, als aus„gemacht anzunehmen, ward ich oft nur überzeugt, wo ich „auf Ansehn zu glauben verschmäht hatte, oft gelangte ich zu „ganz andern Aufschlüssen; über manches hatten sich meine „Vorgänger durch gehäufte, zum Theil blinde oder schielen„de, Citate, die selbst, wenn sie treffen, nur dem nachfor„schenden Gelehrten dienen, hinweggesetzt; und manches, „vorzüglich die ganze wichtige Materie der alten Weltkunde, „lag noch völlig im Chaos. Hiernächst schien mir Virgils „äußerst vollendete Darstellung durch Worte, Klang und Be„wegung, jene Lebendigkeit des Ausdrucks, wozu der sprö„dere Stof unserer Sprache sich unter meinen Händen nicht „allemal schmiegen wollte, einen verweilenden Blick zu erfo„dern: wiewohl heutiges Tags einiger Muth dazu gehört, „mit Betrachtung solcher Kunstregeln, die jeder gute Dichter „und Redner des Alterthums ausübte, und jeder gute Ur„theiler, Aristoteles, Cicero, Dionysius, Quintilian und „Longin, ernsthaft abhandelte, sich dem Vorwurf der Klein„fügigkeit und Grillenfängerey auszusetzen. Schon dieses „nöthigte mich, das lateinische Original der deutschen Nachbil„dung, nicht sehr zu ihrem Vortheile, gegenüber zu stellen; „noch mehr, weil ich den Kennern der lateinischen Sprache „über manche beträchtliche Abweichungen von der Lesart be„rühmter Ausgaben sowohl, als von der gewöhnlichen Aus„legung, Rechenschaft schuldig war. Ich habe mich hierbey, „um den meisten Lesern nicht anstößig zu werden, auf das „Nothwendigste eingeschränkt, meine Gründe in wenige Zei„len gedrängt, niemals widerlegt, um nur zu beschämen, „und wo ichs mußte, durch den Gedanken an die bessere Welt „und Nachwelt mich über niedrigen Partheigeist erhoben. „Ueberhaupt habe ich den Schein der Gelehrsamkeit, so weit „es geschehen durfte, entfernt, und nur das reine Vergnü„gen, Virgils Gedicht zu verstehn und zu empfinden, durch „Erläuterungen, denen es nicht an Unterhaltung fehlen kann, „zu befördern getrachtet."

Das ganze Werk wird groß Octav, ungefähr Ein Alphabet ausmachen. Es wird auf Pränumeration von 1 rthlr. 4 ggr. in Louisdor à 5 rthlr. gedruckt, welche bis October 1788 offen ist. Wem es bequemer ist, addressirt seine Briefe an die Bohnsche Buchhandlung in Hamburg, oder an die Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

Hr. Bibliothekar G. L. Woltersdorf zu Berlin will seines seeligen Vaters Predigten aufs Neue auf Subscription auflegen lassen.

Beförderungen.

1788.

An die Stelle des im Aug. 1787. verstorbenen Hrn. Cons. Ass. M. Joh. Gottgetreu Müllers, ist von dem Churfürstl. Kirchenrath in Dresden ein bisheriger Landprediger, Hr. Pastor Löschigk zu Gößitz bey Neustadt an der Orla, als Cons. Ass. Superint. und Ephorus Gymnasii nach Schleusingen geschickt worden.

Hr. Professor Krause in Halle hat eine ordentliche Professur in der philosophischen Fakultät erhalten.

Der gewesene Prinzenhofmeister Hr. Pockels in Braunschweig ist an des verstorbenen Professors Flögel Stelle nach Liegnitz gekommen.

Hr. Professor Löfler in Frankfurt an der Oder ist Generalsuperintendent des Herzogthums Gotha geworden.

Hr. Hofrath und Professor Hezel in Giessen hat das Prädikat eines geheimen Regierungsraths, und Hr. Professor Crome den Titel als Regierungsrath erhalten.

Hr. Consistorialrath Hermes in Quedlinburg ist zum Gehülfen und künftigen Nachfolger des Hrn. D. und Konsistorialraths Boysen in der Oberhofpredigerstelle und allen damit verknüpften Vorzügen ernannt worden, doch so, daß er vorjetzt und so lange Hr. Boysen nicht unvermögender wird, noch auf seinem jetzigen Posten beharre, und nur in Nothfällen assistire.

Hr. M. Engelschall in Marburg ist bey dortiger Universität als Professor der Philosophie, mit Gehalt angestellt worden.

Todesfälle.

1788.

Im Anfang des März starb zu Liegnitz Hr. Karl Friedrich Flögel, Professor der Philosophie an der dortigen Ritterakademie, im 59sten Jahre seines Alters.

Am 23sten März starb in Rostock Hr. D. Christian Ehrenfried Eschenbach, Stadtphysikus und ordentlicher Professor der Arzneywissenschaft daselbst, in einem Alter von 76 Jahren.

Am 4ten April starb in Heidelberg Hr. Joh. Baptist Kleber, D. und Professor der Theologie, alt 38 Jahre.

Ebendaselbst starb am 23sten April Hr. Johann Friedrich Mieg, Direktor des Ehegerichts, ein in der Pfälzischen Geschichte wohl erfahrner Gelehrter, in einem Alter von 88 Jahren.

Am 10ten April starb in Ulm Hr. Eusebius Beger, I. U. L. Rathskonsulent und Kreisdeputirter, alt 67 Jahre.

Druckfehler.

Im LXXVIII. Bande II. Stück.

Seite 554. Zeile 6. statt: sondern wegen lies sodann wegen Z. 7. statt: Vermögenstands, auch l. Vermögenstands. Auch Z. 30. ꝛc. soll heißen: vermischt J. das Hauptbuch mit dem Manual, darin (im Manual) auch nach dem alten Cammerstil Schuldigkeit und Berichtigung getrennt ist. S. 557. Z. 4. statt: wie Quittungen l. vier Quittungen.

Im LXXX. Bande II. Stück.

S. 407. Z. 13. Othem l. Athem.

In der leipziger Jubilate-Messe 1788. sind bey Friedrich Nicolai folgende neue Bücher herausgekommen.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preussen, und von einigen Personen, die um Ihn waren, nebst einigen Zweifeln und Berichtigungen über schon gedruckte Anekdoten, herausgegeben von Friedrich Nicolai. Erstes Heft, 8. 8 Gr.
Das zweyte Heft wird noch vor der Michaelmesse herauskommen.
Aufsätze betreffend die russische Geschichte, von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, Sechster und Siebenter Band, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
Bibliothek allgemeine deutsche, des LXXVI. Bandes 2tes Stück, LXXVII. Bandes 1stes und 2tes Stück, LXXVIII. Bandes 1stes und 2tes Stück, und LXXIX Bandes 1stes und 2tes Stück, gr. 8. Mit gnädigster Freyheit. 5 Rthlr. 6 Gr.
— der Großfürsten Alexander und Konstantin, von J. K. M. d. K. a. R. 8r und 9r Theil, 8. s. Erzählungen.
Dapp Raymund, Predigtbuch für christliche Landleute zur häuslichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen. Auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs, nach den Evangelien 4.
Kirwan Richard, physisch-chemische Schriften III. Bandes 1stes und 2tes Stück, aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von D. Lorenz Crell, 8. 1 Rthlr.
Desselben, Angabe der Temperatur von den verschiedenen Breiten verschiedener Länder und Städte; aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von D. Lorenz Crell, 8. 8 Gr.
4. 1 Rthlr. 16 Gr.
Delaval E. H. Untersuchung der Farben der undurchsichtigen Körper, mit Versuchen bestätigt. Aus dem Englischen übersetzt und mit Beyspielen vermehrt von D. Lorenz Crell. gr. 8. 12 Gr.
Eberhard J. Aug. Apologie des Sokrates, oder Untersuchung der Lehre von der Seeligkeit der Heiden. Erster Theil. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.
Erzählungen und Gespräche, von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, 8r und 9r Theil, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
Eschenburg J. J. Anhang zu dessen Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, enthaltend eine Beyspielsammlung aus den besten Schriftstellern in alten und neuern Sprachen, Ister und IIter Band, gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.
Fulda Friedrich Carl, Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung, Sammlern und Liebhabern zur Ersparung vergeblicher Mühe bey bereits schon aufgefundenen Wörtern, und zu leichterer eigenen Fortsetzung. gr. 8. 1 Rthlr.
* Hayne J. C. G. Abhandlung über die Kriegskunst der Türken von ihren Märschen, Lagern, Schlachten und Belagerungen rc. mit 10 Kupfertafeln, 1783. gr. 8.

(Die-

(Dieses Werk enthält eine vollständige Sammlung der besten Nachrichten, und verdient bey dem jetzigen Türkenkriege abermal bekannt gemacht zu werden.)

Hermann Bened. Franz. Beyträge zur Physik, Oekonomie, Mineralogie, Chemie, Technologie, und zur Statistik, besonders der Russischen und angränzenden Länder. Zweyter Band, gr. 8. 1 Rthlr.

Der dritte Band kömmt in der Michaelmesse heraus.

Hermes Joh. Aug. Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres zur Beförderung der häußlichen Andacht. Zwey Bände, zweyte verbesserte Auflage. gr. 8. Mit gnädigster Freyheit. 2 Rthlr. 12 Gr.

Klein, Ernst Ferdinand, Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preußischen Staaten. Erster Band, gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Dieses Werk ist für alle königliche Preußische Gerichtshöfe und Unterthanen, besonders auch deshalb sehr nützlich, weil es alle Entscheidungen der Königlichen Gesetzkommission enthält.

Der zweyte Band kömmt in der Michaelmesse heraus.

Klügel Georg Simon, Geometrische Entwickelung der Eigenschaften der stereographischen Projektion. Mit drey Kupfern. gr. 8. 8 Gr.

Lottens Briefe an eine Freundinn, während ihrer Bekanntschaft mit Werthern, zwey Theile, aus dem Englischen übersetzt, mit einem Titelkupfer, 8. 12 Gr.

De Luc J. A. neue Ideen über die Meteorologie; aus dem Französischen übersetzt, zweyter Theil, gr. 8. 1 Rthlr.

Lustspiele drey, wider Schwärmerey und Aberglauben, 1) der Betrüger, 2) der Verblendete, 3) der sibirische Schaman, von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, 8. 1 Rthlr.

Moses Mendelssohns kurze Abhandlung von der Unsterblichkeit der Seele, aus dem Hebräischen übersetzt von H. J. 8. 3 Gr.

Nicolai Friedrich, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweitz im Jahre 1781, nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten. I. und II. Band, dritte vermehrte und verbesserte Auflage, mit Kupfern, gr. 8. 2 Rthlr.

Von der Recke, Ch. E. K. geb. Gräfinn von Medem, Etwas über des Herrn Oberhofpredigers J. A. Stark Vertheidigungsschrift, nebst einigen andern Erläuterungen, gr. 8. 8 Gr.

Resewitz, F. G. Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung. I. Band, 1stes Stück. Neue verbesserte Auflage, 6 Gr.

Richardson, Johann, Vorschläge zu neuen Vortheilen beym Bierbrauen, nebst Beschreibungen eines neu erfundenen Instruments, den Inhalt des Bieres zu erforschen; aus dem Englischen mit Anmerkungen, übersetzt von D. Lorenz Crell, mit Kupfern, gr. 8. 18 Gr.

Scha-

Schaman, der sibirische, ein Lustspiel von Ihro Kaiserl. Majestät der Kaiserinn von Rußland, 8. 8 Gr.
Schilderung offenherzige, der Müßiggänger und Taugenichts in London, zur Warnung für deutsche Müßiggänger und Taugenichts, zweyter Theil, 8. London, bey W. Adlard. 8 Gr.
Schink, Joh. Fr. vernünftig christliche Gedichte, 8. 9 Gr.
Treumann, Georg Friedrich, Katechisationen, dritter Theil, 8. 8 Gr.
Ueber Katholicismus, Vernunft-Religion und vernünftiges Christenthum, in einigen nützlichen und nöthigen Anmerkungen zu des Herrn S. de Marees Briefen über die neuen Wächter der protestantischen Kirche; aufgesetzt von einem Freunde der Wahrheit, 8. 12 Gr.
Ueber J. M. Sailers vollständiges Gebetbuch für kathol. Christen, gr. 8. 4 Gr.
Versuch über Gott, die Welt, und die menschliche Seele, durch die gegenwärtigen philosophischen Streitigkeiten veranlaßt, 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Neue Kupferstiche.

Plan der Stadt Wien, und der sämmtlichen Vorstädte, nach den neuesten Verbesserungen, 1783. auf französisches Papier gedruckt. 8 Gr.
Bildniß Herrn Christian Gottlieb Gmelin, Herzogl. Würtenb. Rath und Professors der Rechte zu Tübingen, nach Dörr von E. Henne in Berlin gestochen. 6 Gr.
— Herrn Consistorialrath Joh. August Hermes, zu Quedlinburg von D. Chodowiecki in Berlin gezeichnet und gestochen, gr. 8. 8 Gr.
— Herrn D. Wilhelm Herschel, (des berühmten Astronomen zu London) von Riepenhausen in Göttingen gezeichnet und gestochen, gr. 8. 6 Gr.
— des sel. Herrn Geheimenrath D. Joh. Kämpf, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.
— des sel. Herrn Hofrath W. J. G. Karsten zu Halle, von D. Beyel in Halle gezeichnet und gestochen, gr. 8. 4 Gr.
— Herrn Prof. Meiners zu Göttingen, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.
— Herrn Hofrath David Michaelis zu Göttingen, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.
— Herrn Hofrath K. G. Pfeffel zu Kolmar, von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.


32101 042847655

